

ALFRED SCHERZ
VERLAG

CHURCHILL

GESCHICHTE

I

DIE GEBURT
BRITANNIENS

CHURCHILL MEMOIREN

Mit dem literarischen Nobelpreis ausgezeichnet

ERSTER BAND DER STURM ZIEHT AUF

Teil I

Von Krieg zu Krieg

(1919 bis 3. September 1939)

504 Seiten / 8 Illustrationen / 3 Karten

Teil II

Drôle de Guerre

(3. September 1939 bis 10. Mai 1940)

448 Seiten / 7 Illustrationen / 16 Karten

ZWEITER BAND ENGLANDS GRÖSSTE STUNDE

Teil I

Der Zusammenbruch Frankreichs

(10. Mai bis August 1940)

420 Seiten / 8 Illustrationen / 11 Karten

Teil II

Allein

(September bis Dezember 1940)

472 Seiten / 8 Illustrationen / 2 Karten

DRITTER BAND DIE GROSSE ALLIANZ

Teil I

Hitlers Angriff auf Rußland

(Januar bis Juni 1941)

560 Seiten / 4 Illustrationen / 11 Karten

Teil II

Amerika im Krieg

(Juli bis Dezember 1941)

496 Seiten / 4 Illustrationen / 4 Karten

VIERTER BAND SCHICKSALSLENDE

Teil I

Die Sturmflut aus Japan

(Januar bis Juni 1942)

528 Seiten / 4 Illustrationen / 7 Karten

Teil II

Die Befreiung Afrikas

(Juli 1942 bis Mai 1943)

592 Seiten / 4 Illustrationen / 5 Karten

FÜNFTER BAND DER RING SCHLIESST SICH

Teil I

Italien kapituliert

(Juni bis Oktober 1943)

432 Seiten / 4 Illustrationen / 4 Karten

Teil II

Von Teheran bis Rom

(November 1943 bis Mai 1944)

450 Seiten / 4 Illustrationen / 3 Karten

SECHSTER BAND (SCHLUSSBAND) TRIUMPH UND TRAGÖDIE

Teil I

Dem Sieg entgegen

(Juni bis Dezember 1944)

464 Seiten / 4 Illustrationen / 10 Karten

Teil II

Der Eiserne Vorhang

(Januar bis Juli 1945)

460 Seiten / 5 Illustrationen / 6 Karten

»Daß die westliche Welt heute in Frieden lebt, ist einer von Churchills unschätzbaren Verdiensten. — Ich hoffe, daß Churchill seinen Freunden und Bewunderern neue Werke seiner unvergleichlichen Meisterschaft der Sprache und Schrift schenken wird.«

Bundeskanzler Konrad Adenauer

GESCHICHTE

BAND I

DIE GEBURT BRITANNIENS

Winston S. Churchill, Nobelpreisträger für Literatur, ist nicht nur als Staatsmann einer der letzten Großen, die im 19. Jahrhundert wurzeln. In seinem neuesten Werk, der »Geschichte«, die mit der Invasion Cäsars in Britannien beginnt und mit dem Ende des Viktorianischen Zeitalters schließt, erweist er sich auch als Historiker jenen Meistern der Geschichtsschreibung zugehörig, denen seit Jahrzehnten keine ebenbürtigen Nachfahren gefolgt sind. Die Gegenwart kann sich rühmen, nun in Churchill noch einmal einen Vertreter dieser einzigartigen Personalunion von Forscher und Künstler zu erleben, die einst ein Ranke, Carlyle oder Taine repräsentierte. Verwahrt Churchill sich selbst auch im Vorwort zu seiner »Geschichte« gegen den Vorwurf, er wolle mit der seriösen Fachwissenschaft in Wettbewerb treten, so haben ihre Vertreter ihm bereits bekundet, daß diese neue Weltgeschichte jeder Kritik standhält, ja die Forschung geradezu bereichert hat.

Churchill ist »in jeder Epoche seines Lebens Historiker gewesen, und seine politische Laufbahn war die eines Historikers der Tat«. Aus der Intensität des geschichtlichen Miterlebens, aus dem leidenschaftlichen Interesse an der Vergangenheit, aus dem unerschöpflichen Reichtum an lebendiger Anschauung, aus der Gewalt seiner Sprache und der Freude an glanzvoller Formulierung entspringt Churchills geniale Kraft der Darstellung. So gelingt es ihm, seine Leser, die er in seinen »Memoiren« zu Miterlebenden der Weltgeschichte unserer Zeit gemacht hat, ebenso in den Bann der Vergangenheit zu zwingen. Und doch verfolgt der Historiker Churchill auch mit diesem Werk ein politisches Ziel. In der Einleitung zum vorliegenden Band, der vom römischen Weltreich bis zur Entdeckung Amerikas reicht, steht der Satz: »Ich lege diese Darstellung in der Hoffnung vor, daß die Betrachtung der Prüfungen und Versuchen unserer Vorfahren nicht nur den Menschen von heute Kraft verleiht, sondern daß sie auch ein kleiner Beitrag zur Einigung der ganzen Welt sein möge.«

GESCHICHTE

in vier Bänden

BAND II

DAS NEUE WELTBILD

erscheint im Frühjahr 1957

BAND III

DAS ZEITALTER DER REVOLUTIONEN

erscheint im Herbst 1957

BAND IV

DAS 19. JAHRHUNDERT

erscheint 1958

»Der Hauptvorzug dieses Werkes ist, daß bei ihm für den Leser der Geschichtsstoff zum spannenden Genuß wird. Das hängt nur zu einem Teil mit dem geheimnisvollen Glanz von Churchills Sprache und dem wichtigen Rhythmus seines Satzbaus zusammen.«

Nationalzeitung Basel

»Churchill ist der Lebenswärme seiner historischen Gegenstände viel näher als Gelehrte, weil er nicht nur mit dabei war, wo Geschichte gemacht wurde, wie Thukydides und Machiavelli, sondern als ein Hauptdarsteller wie Julius Cäsar.«

Nene Zürcher Zeitung

»Churchills Buch ist bezwingend, ja hinreißend. Da ist der einfache Glaube des Verfassers, seine Romantik, seine Ironie, sein tiefes Mitempfinden, sein Spott, seine Jungenhaftigkeit und seine Streitlust. Er liebt das ‚funkelnde Spielzeug der Geschichte‘, das ‚für die Kinder jeden Alters geschaffen ist‘. Er hat keine Sympathie für beflissene Historiker, die uns die Arthur-Sage rauben wollen, oder die daran zweifeln, daß Blondels Gesang es war, der das Gefängnis von Richard Löwenherz ausfindig machte. Die Lust an einer Schlacht und der Glanz des Sieges macht ihm ein ebensolches Vergnügen, wie es einst Homer empfand. Für Schwächlinge oder ängstliche Männer hat er nichts übrig. Und dann sein Stil! Er kann robust sein, er kann lyrisch und beschwörend, spöttisch und zart sein. Seine Vorstellungskraft ist immer ursprünglich.«

Harold Nicolson

WINSTON S. CHURCHILL

GESCHICHTE



ALFRED SCHERZ VERLAG BERN

WINSTON S. CHURCHILL

GESCHICHTE

BAND I

DIE GEBURT BRITANNIENS



ALFRED SCHERZ VERLAG BERN

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Peter Stadelmayer
Titel des Originals «A History of the English Speaking Peoples»

Erste Auflage 1956

Alle Rechte, auch die Senderechte [einschliesslich UdSSR] vorbehalten

Copyright © 1956 by Alfred Scherz Verlag Bern

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Es ist mir ein tiefes Bedürfnis, Mr. F.W. Deakin und Mr. G.M. Young für ihre Hilfe bei der Vorbereitung dieses Werkes vor dem zweiten Weltkrieg, Mr. Alan Hodge sowie Mr. A.R. Myers von der Universität Liverpool, der den Text im Licht der neuesten historischen Erkenntnisse geprüft hat, wie auch Mr. Denis Kelly und Mr. C.C. Wood meinen Dank zu bekunden. Ich habe ebenso vielen anderen zu danken, die diese Zeilen freundlicherweise gelesen und dazu Stellung genommen haben.

INHALT

ERSTES BUCH: DAS INSELVOLK

Kapitel I	BRITANNIEN	27
Kapitel II	DIE UNTERJOCHUNG	40
Kapitel III	DIE RÖMISCHE PROVINZ	55
KAPITEL IV	DIE VERLORENE INSEL	66
KAPITEL V	ENGLAND	87
KAPITEL VI	DIE WIKINGER	103
KAPITEL VII	ALFREDDERGROSSE	117
KAPITEL VIII	DIE SACHSENDÄMMERUNG	140

ZWEITES BUCH

DAS WERDEN DER NATION

Kapitel I	DIE NORMANNISCHE INVASION	161
Kapitel II	WILHELM DER EROBERER	173
KAPITEL III	WACHSTUM UNTER UNRUHEN	185
KAPITEL IV	HEINRICH PLANTAGENET	203
KAPITEL V	DAS COMMON LAW	218
KAPITEL VI	RICHARD LÖWENHERZ	228
KAPITEL VII	MAGNA CHARTA	242
KAPITEL VIII	AUF DEM AMBOSS	257
KAPITEL IX	DIE MUTTER DER PARLAMENTE	270
KAPITEL X	KÖNIG EDUARD I.	281
KAPITEL XI	BANNOCKBURN	304
KAPITEL XII	SCHOTTLAND UND IRLAND	313
KAPITEL XIII	DER LANGBOGEN	324
KAPITEL XIV	DER SCHWARZE TOD	342

DRITTES BUCH
DAS ENDE DES FEUDALEN ZEITALTERS

KAPITEL I	KÖNIG RICHARD II. UND DIE SOZIALE ERHEBUNG	355
Kapitel II	DIE USURPATION HEINRICH BOLING- BROKES	377
Kapitel III	DAS REICH HEINRICH V.	385
KAPITEL IV	JEANNE D'ARC	397
KAPITEL V	YORK UND LANCASTER	407
KAPITEL VI	DIE KRIEGE DER ROSEN	422
KAPITEL VII	DIE ABENTEUER EDUARDS IV.	438
KAPITEL VIII	RICHARD III.	459
	NAMEN-UND SACHREGISTER	481

KARTEN UND GENEALOGISCHE TAFELN

RÖMISCHES BRITANNIEN	51
DAS SÄCHSISCHE ENGLAND IM 18. JAHRHUNDERT	123
ENGLAND WÄHREND DER DÄNISCHEN INVASIONEN	123
DAS HAUS WESSEX	143
DIE NORMANNISCHE UND DIE PLANTAGENET DYNASTIEN	193
DIE BESITZUNGEN HEINRICHS II.	205
FRANKREICH IM JAHRE 1360	339
ENGLISCHE BESITZUNGEN IN FRANKREICH WÄHREND DER REGIERUNG HEINRICHS V.	393
DIE HÄUSER YORK UND LANCASTER	419
ENGLAND UND WALES WÄHREND DER KRIEGE DER ROSEN	427

VORWORT

Es ist fast zwanzig Jahre her, dass ich die Vorbereitungen traf, die dieses Buch zeitigten. Bei Ausbruch des Krieges waren etwa eine halbe Million Worte pünktlich abgeliefert. Als ich am 3. September 1939 die Admiralität übernahm, waren natürlich noch eine Menge Korrekturen zu lesen. All dies wurde beiseite gestellt. Während der sechs Jahre Krieg und einer sogar noch längeren Periode, in der mich die Niederschrift meiner Memoiren beschäftigte, ruhte das Buch in friedlichem Schlummer. Erst heute, nachdem die Dinge sich etwas beruhigt haben, lege ich der Öffentlichkeit «A HISTORY OF THE ENGLISH SPEAKING PEOPLES» vor¹.

Bestand damals für dieses Buch ein Bedürfnis, so besteht es gewiss noch heute. Zum zweitenmal in unserem Jahrhundert boten das Britische Reich und die Vereinigten Staaten den Gefahren des grössten Krieges seit Menschengedenken vereint die Stirn; und seit die Kanonen zu feuern und die Bomben zu krachen aufgehört haben, sind wir uns unserer gemeinsamen Pflicht gegenüber der menschlichen Rasse noch deutlicher bewusst geworden. Sprache, Gesetz und unsere Entwicklungsgeschichte lieferten bereits eine einmalige Basis für das Zusammengehen und die Aufstellung eines gemeinsamen Ziels. Als ich meine Arbeit begann, dachte ich, dass eine solche Übereinstimmung die Geschehnisse der Welt sehr wesentlich beeinflussen könne. In den zwanzig Jahren, die seither verstrichen sind, hat sich, glaube ich, die Notwendigkeit dazu ganz gewiss nicht verringert.

Im Gegenteil, das Thema dieses Werkes hat an Kraft und Unmittelbarkeit gewonnen, und das menschliche Denken hat sich geweitet. Eine grosse Anzahl Menschen beiderseits des Atlantiks und im ganzen Britischen Commonwealth fühlen sich brüderlich verbunden. Eine neue Generation ist herangewachsen. Viele praktische Schritte sind unternommen worden, die uns weit bringen. Wenn ich in der Hauptsache an die englischsprechenden Völker denke, so be-

¹ Für die fremdsprachigen Ausgaben hat der Autor den Titel «Geschichte» gewählt.

deutet das keineswegs eine Einschränkung. Es heisst nicht, dass die Entwicklung der Weltpolitik in einen einzigen Kanal geleitet werden soll, noch hindert es die Errichtung eines Gefüges wie das Vereinte Europa oder ähnlicher Gruppierungen, die alle innerhalb der Weltorganisation, die wir auf die Beine gestellt haben, ihren Platz finden können. Es verhilft vielmehr dazu, sie lebendig und wahr zu machen. Das Gefühl, dass die englischsprechenden Völker richtungweisend sein könnten, wenn die Dinge einen rechten Lauf nehmen, und sie sich natürlich auch – soweit es in ihrer Macht steht – verteidigen könnten, wenn die Dinge schiefgehen, nimmt immer mehr zu.

Dieses Buch will nicht mit den Werken von Fachhistorikern rivalisieren. Es will vielmehr eine persönliche Ansicht von jenem Entwicklungsprozess geben, durch den die englischsprechenden Völker der ganzen Welt ihre besondere Stellung und ihren besonderen Charakter gewonnen haben. Natürlich hat dieser Prozess in unterschiedlichem Ausmass die Geschichte all der anderen Völker der westlichen Welt beeinflusst. Ich schreibe über die Geschehnisse unserer Vergangenheit, die mir bedeutungsvoll erscheinen, und ich tue das als jemand, der in den historischen und erschütternden Ereignissen unserer eigenen Epoche nicht ohne einige Erfahrung ist. Ich gebrauche die Bezeichnung «englischsprechende Völker», weil es keine andere gibt, die sowohl für die Bewohner der Britischen Inseln gilt wie für jene unabhängigen Nationen, die ihre Ursprünge, ihre Sprache und vielfach auch ihre Einrichtungen auf England zurückführen und sie heute noch auf ihre Weise bewahren, pflegen und entwickeln.

Dieser erste Band verfolgt die Geschichte der englischsprechenden Völker von den frühesten Zeiten bis zu jenem Augenblick, da Europa die Neue Welt entdeckte. Er endet auf dem Schlachtfeld von Bosworth, mit der letzten Schlacht des unruhvollen englischen Mittelalters. Man schreibt das Jahr 1485, und eben hat eine neue Dynastie den englischen Thron bestiegen. Sieben Jahre später landete Kolumbus in Amerika, und in diesem Jahre 1492 beginnt eine neue Ära in der Geschichte der Menschheit.

Der Mittelpunkt unserer Geschichte ist eine Insel, die vom Kontinent durch einen schmalen Wasserstreifen getrennt ist und deren Gebirge alle im Westen und Norden liegen, während sich südlich und östlich eine sanft gewellte Land-

schaft mit waldigen Tälern, weiten Wiesen und trägen Flüssen erstreckt. Dem Eindringling, ob er im Frieden oder im Krieg, als Pirat oder Händler, Eroberer oder Missionar kommt, ist sie leicht zugänglich. Die Menschen, die dort leben, sind den Machtverschiebungen, den Glaubenswechseln, ja selbst den Modeströmungen des Festlandes gegenüber keineswegs unaufgeschlossen, geben aber allen Praktiken und allen Doktrinen, die aus dem Ausland kommen, ihre besondere Form und ihren Stempel. Eine Provinz des Römischen Weltreiches, abgeschnitten und auf Gedeih und Verderb den gewaltigen Umwälzungen des finsternen Mittelalters ausgeliefert; dem Christentum zugetan und ihm einmal fast wieder durch den heidnischen Dänen entrissen; siegreich, geeint, aber erschöpft und sich fast widerstandslos dem normannischen Eroberer unterwerfend; scheinbar im erlauchten System des katholischen Feudalismus untergegangen und dennoch imstande, mit einer eigenen Individualität wieder daraus aufzutauchen. Weder ihre Zivilisation noch ihre Sprache ist eindeutig lateinisch oder eindeutig germanisch. Sie besitzt einen Sittenkodex, der, was immer auch seine tiefsten Ursprünge sein mögen – Volksrecht, das die Dänen und vor ihnen die Sachsen von jenseits des Meeres gebracht hatten, Maximen des zivilen Rechts, die den römischen Gesetzbüchern entnommen sind – zu einem Common Law geschweisst worden ist. Das ist das England des dreizehnten Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Magna Charta und des ersten Parlaments.

Blicken wir in die Nebelfernen der Geschichte zurück, so sehen wir die schwachen Schemen der Menschen der älteren und der jüngeren Steinzeit, die Erbauer der grossen megalithischen Denkmäler, die Neuankömmlinge aus der Rheingegend mit den bronzenen Bechern und Werkzeugen. Einer von ihnen hätte auf einer der grasbewachsenen Klippen des heutigen Dover neben seinem Enkel stehen, auf das Tal zu seinen Füßen deuten und sagen können: «Als ich ein Knabe war, kam das Meer noch nicht so hoch herauf wie heute.» Und der Enkel hat vielleicht noch erlebt, wie die Flut im brausenden Wirbel weiss schäumenden Wassers das Tal vom einen Ende zum anderen überschwemmte, tiefe Kalkfurchen in seine grasbewachsenen Flanken schnitt und die Nordsee mit dem Kanal verband. Nun war es vorbei mit den Wanderungen der kleinen Stämme, die auf der Suche nach Wild oder essbaren Pflanzen von den Ebenen Frankreichs oder Belgiens in die waldigen Täler und auf die Höhen Südeing-

lands kamen; vorbei mit den kleinen Ausflügen in Einbäumen durch schmale Buchten bei tiefem Wasserstand. Wer nun kommt, muss auf Schiffen kommen, die kühn und behutsam die Nebel und Gezeiten des Kanals und alles, was ihnen sonst noch begegnen könnte, meistern müssen.

Plötzlich heben sich die Nebel. Für einen Augenblick steht die Insel im Brennpunkt des historischen Interesses. Julius Cäsars Einfall in Britannien blieb eine Episode ohne tiefere Folgen. Sie zeigte aber, dass die Macht Roms und der Mittelmeerwelt nicht unbedingt an der Atlantikküste ihr Ende fand. Cäsars Landung in Deal überbrückte die Kluft, welche die Natur aufgerissen hatte. Während das Römische Reich sich im Bürgerkrieg zerfleischte oder sich unter einer neuen kaiserlichen Regierungsform langsam wieder erholte, schwankte Britannien ein Jahrhundert lang unsicher zwischen Isolation und der Union mit dem Kontinent und nahm dabei auf dem Wege des Handels und des friedlichen Austausches einiges von der Kultur des Westens auf. Schliesslich gab Rom den Befehl, und die Legionen kamen gesegelt. Fast vierhundert Jahre lang war Britannien eine römische Provinz. Diese beträchtliche Zeitspanne zeichnete sich grösstenteils durch jene tiefe Ruhe aus, die der Geschichte nur wenig zu berichten lässt. Gelassen, klar und ruhig liegt sie vor uns. Und was blieb? Grosszügige Strassen, die teilweise wieder vom Wald überwuchert wurden; die grandiose Leistung des Römischen Walls, voller Breschen und zerfallend; Befestigungen, Marktflecken, Landhäuser, deren Ruinen noch die Nachfolgenden mit Ehrfurcht betrachteten. Aber kaum eine Spur der römischen Sprache, des römischen Rechts, der römischen Institutionen. Dennoch befänden wir uns im Irrtum, wenn wir deshalb die römische Besatzung als einen Zwischenfall ohne Folgen abtun zu können glaubten. Sie war Wegbereiter für das Christentum. Weit im Westen, wenn auch durch den breiten Strom der Barbarei von der Welt abgeschnitten, verblieb in schwerer Bedrängnis, aber durch seine Gebirge geschützt, ein winziges christliches Reich. Britische Christen bekehrten Irland. Von Irland kam der Glaube über das Meer wieder nach Schottland. Und so fanden sich die Neuankömmlinge wieder von der alten Zivilisation umgeben. In Rom aber erinnerte man sich daran, dass Britannien einmal christlich gewesen war und wieder christlich werden könnte.

Diese Inselwelt war vom Festland nicht gänzlich abgeschnitten. Zumindest der Südosten unterhielt einen gewissen Kontakt mit den fränkischen Vettern jenseits der Meerenge, und von dort kamen auch die römischen Missionare. Sie

brachten neue Glaubenssätze mit sich, die zwar an manchen Orten erst nach kurzem, wenn auch störrischem Widerstand mit überraschender Bereitwilligkeit angenommen wurden. Die Missionare brachten eine neue politische Ordnung, eine Kirche, die ihre eigenen Herrscher, ihre eigenen Beamten, ihre eigenen Versammlungen haben sollte, die ihre eigenen Gesetze aufstellte, welche alle auf die eine oder andere Weise den alten Gebräuchen des englischen Volkes angepasst werden mussten. Sie pflanzten den Samen eines schwerwiegenden Problems, des Problems von Kirche und Staat, der wachsen sollte, bis er tausend Jahre später die Fundamente beider Institutionen fast zum Einsturz brachte. Aber all dies liegt noch in der Zukunft. Im Augenblick war nur wichtig, dass England durch seine Bekehrung wiederum Teil der westlichen Welt wurde. Schon sehr bald sollten englische Missionare sich auf dem Kontinent ans Werk machen und englische Pilger den Weg über die Alpen nehmen, um die Wunder Roms zu schauen, unter ihnen englische Fürsten, die ihre weltlichen Aufgaben erfüllt hatten und nun wünschten, dass ihre Gebeine nahe den Gräbern der Apostel ruhten.

Und das war noch nicht alles; denn nun besitzt das englische Volk eine Institution, die stärker ist als alle örtlichen Sprach-, Sitten-, ja sogar Herrschaftsunterschiede. Was für dynastische Streitigkeiten es auch zwischen den Königreichen geben mochte – die Kirche war eine unteilbare Einheit: ihre Riten sind überall die gleichen, ihre Priester sind geheiligt. Das Königreich Kent mag seiner alten Vorrechte verlustig gehen, Northumbrien mag Mercia weichen; aber Canterbury und York bleiben bestehen. Der Gegensatz zwischen den weltlichen Annalen dieser Generationen mit ihren dürftigen und ermüdenden Aufzeichnungen von Überfällen und Metzeleien und den glanzvollen Errungenschaften der englischen Kirche ist verblüffend. Der grösste Gelehrte der Christenheit war ein northumbrischer Mönch, der populärste Stilist ein westsächsischer Abt. Der Apostel Deutschlands war Bonifaz aus Devon. Das Reich Karls des Grossen verdankt Alkuin aus York die Wiederbelebung der Gelehrsamkeit.

Aber diese jugendliche, blühende, unreife Zivilisation entbehrte jeder soliden militärischen Verteidigung. Im Norden rumorte es wieder: von Dänemark die Ostsee und die norwegischen Fjorde herauf drangen wieder einmal die Galeeren der Seeräuber auf ihren Beutezügen und auf der Suche nach einer neuen

Heimat für ihren Menschenreichtum. Eine Insel ohne Flotte, ohne einen Herrscher, der ihre versprengten Streitkräfte hätte befehligen können, reich an Goldstücken, kunstvoller Metallarbeit und seltenen Stickereien, die in unbewehrten Kirchen und Klöstern gehortet wurden, war ein Preis, von dem die Heiden leicht glauben konnten, er gehöre ihnen, wann immer sie die Hand danach ausstrecken. Jene breiten, trägen Flüsse der englischen Ebenen forderten ihre Galeeren geradezu auf, bis in das Herz des Landes vorzudringen. Und waren sie erst einmal gelandet, wie sollten die eilig vom Pflug abberufenen Bauern dem raschen und disziplinierten Vormarsch bewaffneter Banden zu Fuss oder zu Pferd Widerstand bieten? Ging der Sturm im Norden los, so brachen auch die Midlands und der Osten unter seiner Gewalt zusammen. Wäre Wessex gefallen, so wäre alles verloren gewesen. Allmählich zeigte sich jedoch, dass die Invasoren nicht nur als Räuber, sondern auch als Siedler gekommen waren.

Endlich legte sich der Wirbelsturm, und man konnte die Verluste übersehen. Ein breiter Landstreifen an der Mitte der Ostküste, der sich bis Derby landeinwärts zog, war in dänischen Händen; Seeleute, nun zu Bauern geworden, waren noch immer wie eine Armee zusammengeschlossen. Aber London, jetzt schon einer der bedeutenden Häfen Nordeuropas, war verschont geblieben, ebenso der ganze Süden, und hier war der Sitz und der Machtbereich des königlichen Hauses. Die Verbindung mit dem Festland war noch nicht abgeschnitten. Jahr um Jahr gelang es der Dynastie König Alfreds – manchmal durch Verträge, manchmal durch harten Kampf – ihre Thronfolge zu behaupten und das Land wieder zu einigen; sie war darin so erfolgreich, dass die vorübergehende Einsetzung eines dänischen Königs an Stelle eines englischen kaum eine Spur in der Geschichte hinterliess. Auch er war ein Christ; auch er unternahm die Pilgerfahrt nach Rom. Nach jenem kurzen Zwischenspiel kehrte die alte Linie wieder auf den Thron zurück und hätte ihn in langer Generationenfolge behalten können. Doch innerhalb dreier kurzer Wintermonate, zwischen Oktober und dem Weihnachtstag des Jahres 1066, geschah das Unerwartete. Der Herrscher einer französischen Provinz – und nicht einmal der grössten oder mächtigsten – hatte den Kanal überquert und sich zum König von England gemacht.

Das Staatsgefüge, in welches der Normanne selbstherrlich eingriff, war ein Königreich, das von allen, die des Königs Englisch sprachen, anerkannt wurde und in gewisser Weise auch eine Oberhoheit über die Waliser und Schotten für sich beanspruchte. Es wurde sozusagen durch den König im Rat regiert, und der Rat bestand aus seinen weisen Männern, Laien und Klerikern oder, in anderen Worten, aus Bischöfen und Äbten, Grossgrundbesitzern und Hofbeamten. Es unterschied sich somit in keiner Weise von allen anderen Königreichen, die auf den Resten des Römischen Weltreichs errichtet worden waren. Seit dem Tod des letzten der starken Könige hatte es ausserdem eine gefährliche Tendenz gezeigt, auf Kosten der Krone und der Einheit der Nation in Provinzen oder Grafschaften zu zerfallen; eine Tendenz nur, denn noch immer herrschte die Vorstellung, dass das Königreich eine unteilbare Einheit war und der Königsfriede für alle galt. Innerhalb dieses Friedens war der Mensch mit seinen Mitmenschen durch ein fast unentwirrbares Netzwerk von Rechten und Pflichten verbunden, das von Grafschaft zu Grafschaft, ja sogar von Dorf zu Dorf unzählige Varianten aufwies. Im Allgemeinen aber lautete die englische Doktrin, dass ein freier Mann sich seinen Herrn aussuchen, ihm in den Krieg folgen und im Frieden für ihn arbeiten konnte, und dass der Herr ihn dafür gegen Übergriffe seiner Nachbarn schützen und ihm vor Gericht beistehen musste. Und darüber hinaus hatte der Mann das Recht, seinen Herrn zu wechseln und von seinem neuen Herrn Land zu nehmen. Und die Gesamtheit dieser Herren bildete die herrschende Klasse. Die grössten unter ihnen sassen, wie wir gesehen haben, im Rat des Königs. Die geringeren sind die örtlichen Magnaten, die in den Grafschaften oder Hundertschaften die Führung übernahmen; und wenn sich die freien Männer bei den Versammlungen der Grafschaften oder Hundertschaften trafen, um über Recht oder Unrecht zu entscheiden, so war es ihre Stimme, die zählte. Noch können wir nicht von Hochadel und Landadel sprechen, weil die Sachsen einen strengen Unterschied zwischen Adel und Landbevölkerung machten und keine Zwischenstufe kannten. Aber ein Landadel, der später Wirklichkeit werden sollte, war im Entstehen.

Dies war der Status Englands, als ihm die neue normannische Ordnung aufgezwungen wurde. Der Eroberer trat in die sämtlichen Rechte der alten Könige ein; aber nun ist sein Rat hauptsächlich französischer Herkunft und französischer Sprache. Die dezentralisierende Tendenz kommt zum Stillstand. Der Kö-

nigsfriede herrscht überall. Aber eine drastische Vereinfachung passte das ständig wechselnde Muster der Beziehungen der fortschrittlicheren oder logischeren normannischen Doktrin an, derzufolge die Bindung eines Mannes an seinen Herrn nicht nur moralische und rechtliche, sondern auch materielle Seiten hat. So wird der Status jedes Menschen nach dem Land, das ihm gehört, und den Diensten, die er dafür als Pächter leisten muss oder als Herr verlangen kann, festgelegt. In den Tagen der Normannen war die herrschende Klasse weit mehr als zur Zeit der Sachsen eine Klasse von Grundbesitzern.

Trotz der gewaltsamen Aneignung durch den Kontinent und der Verschmelzung mit dem herrschenden Feudalismus des Westens bewahrte sich England eine positive Individualität, die sich in Institutionen ausdrückte, welche sich während der fünf oder sechs Jahrhunderte seit seiner Abtrennung allmählich entwickelt hatten und die Voraussetzung für eine höchst bemerkenswerte Entwicklung waren. Die alten englischen weltlichen Würdenträger wichen den normannischen kirchlichen Würdenträgern und dem Grundbesitz. Das niedrige Volk kam in friedlicher Geschäftigkeit fast unbemerkt zu Wohlstand. Englisches und normannisches Blut vermischten sich bald, und aus dieser Mischung sollten sich im Lauf der Zeit die hohen Geschworenen, die Friedensrichter und die Ritter der Grafschaften rekrutieren. Sie sollten schliesslich den Adel, ja sogar die Krone selbst, was Macht, wenn auch nicht Würde anbetraf, in den Schatten stellen. Diese Tage lagen noch in weiter Ferne. Vorläufig können wir uns die Regierung Englands, beispielsweise unter der Herrschaft Heinrich II., etwa so vorstellen: eine starke Monarchie, deren Macht mit Hilfe ihrer Richter und Sheriffs bis in die entferntesten Winkel des Landes reicht; eine machtvolle Kirche, die mit der Krone ein Übereinkommen getroffen hat, in dem die beiderseitigen Rechte anerkannt werden; ein reicher und selbstherrlicher Adel, den die Krone traditionsgemäss in allen Staatsangelegenheiten zu befragen hat; ein zahlenmässig grösserer Landadel, der die örtliche Verwaltung ausübt; und die königliche Hofhaltung, die Hofbeamten stellt, Männer, die in Gesetz und Finanzfragen bewandert sind. Diesen müssen wir die Boroughs hinzuzählen, die nun, da der Friede garantiert ist, die Strassen und Seewege gesichert sind und der Handel blüht, an Reichtum und Gewichtigkeit zunehmen.

An diesem Punkt zeigt uns ein Blick in die Zukunft, wieviel von der Persönlichkeit des Herrschers abhängt. In der Epoche, die auf die Eroberung folgte, haben wir drei machtvolle Herrscher vor uns: Wilhelm, den rücksichtslosen und entschlossenen Soldatenkönig, der dem Land den normannischen Stempel auf drückte; seinen Sohn Heinrich I., einen weitblickenden, geduldigen Verwalter; Heinrichs Enkel, den zweiten Heinrich, einen grossen Staatsmann, der erkannte, dass nationale Einigkeit und Macht der Krone zusammenhingen und dass man beiden nur dienen konnte, indem man – auch unter Opfern – allen Menschen das gleiche Recht zuerkannte und diesem durch die königliche Autorität Nachdruck verlieh. Das dichte Gewebe des Englands der Plantagenets beginnt brüchige Stellen zu zeigen. Die Krone übt einen ziemlich starken Druck auf den Adel aus; die königliche Hofhaltung fängt an, die alten Ratgeber des Königreiches zu verdrängen. Wir brauchen einen starken König, der das Recht bewahrt, aber auch einen gerechten König, der es zum Segen aller bewahrt und nicht nur zu seiner persönlichen Bereicherung oder Machterweiterung. Mit König Johann beginnt für uns ein Jahrhundert des politischen Experiments.

Jedermann, der als Kind von der Magna Charta gehört oder kürzlich davon gelesen hat, mit welchem Interesse oder welcher Ehrfurcht eine Kopie davon in New York aufgenommen wurde, und der sie nun zum erstenmal betrachtet, wird seltsam enttäuscht sein und vielleicht jenem Historiker beipflichten, der vorschlug, den Titel nicht mit «die grosse Charta der Freiheit», sondern mit «die lange Liste von Privilegien» zu übersetzen – Privilegien des Adels auf Kosten des Staates. Der Grund liegt darin, dass unsere Rechtsbegriffe sich von denen unserer Vorfahren völlig unterscheiden. In unserer Vorstellung ist das Gesetz etwas ständig Wechselndes, das neuen Forderungen gerecht werden muss; wir machen es einer Regierung zum Vorwurf, wenn sie eine neue Gesetzgebung zu langsam verabschiedet. Im Mittelalter änderten sich die Verhältnisse nur sehr allmählich; die gesellschaftliche Struktur war durch Tradition oder göttlichen Ratschluss bestimmt, und die Menschen hielten das Recht für einen mehr oder weniger feststehenden Begriff, durch welchen Rechte und Pflichten im Fall von Verfehlungen oder Streitigkeiten erzwungen oder festgelegt werden konnten.

Daher ist die Magna Charta in unserem Sinne kein legislatives oder konstitutionelles Instrument. Sie ist eine beglaubigte Bestimmung dessen, was das Gesetz ist und wie es zwischen dem König und seinen Baronen festgelegt wur-

de. Und viele der Bestimmungen, die uns unwesentlich und rein technisch vorkommen, weisen auf die Punkte hin, in denen der König ihre alten Rechte beeinträchtigt hatte. Vielleicht schmälerten die siegreichen Barone ihrerseits auch die Rechte der Krone. Damals hielt niemand die Charta für eine endgültige Regelung aller wesentlichen Fragen, und ihre Bedeutung lag nicht in Einzelheiten, sondern in der allgemeinen Bestätigung des Prinzips, dass es ein Gesetz gibt, dem sich selbst die Krone beugen muss. *Rex non debet esse sub homine, sed sub Deo et lege* – der König sollte nicht den Menschen, sondern Gott und dem Gesetz unterstehen. Dies wenigstens ist klar. Der König hat seinen Tätigkeitsbereich, in welchem er frei ist von menschlicher Kontrolle. Tritt er aus diesem Kreis, so muss er wieder in ihn zurückgebracht werden. Und er stellt sich ausserhalb dieses Kreises, wenn er den alten Rat des Königreiches missachtet, sich weigert, dem Rat seiner Weisen zu folgen, und versucht, durch seine Hofhaltung, seine Günstlinge oder Beamten zu regieren.

Mit anderen Worten, eine persönliche Regierung mit all ihren latenten Möglichkeiten der Unterdrückung und der Laune darf nicht geduldet werden. Sie zu verhindern, ist jedoch nicht einfach. Der König ist mächtig, weit mächtiger als jeder grosse Lord und mächtiger als die meisten Vereinigungen grosser Lords. Wenn die Krone innerhalb der ihr gesetzten Grenzen gehalten werden soll, dann muss eine breitere Widerstandsbasis gefunden werden, als es die alten Privilegien des Adels waren. Etwa um diese Zeit, in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, erhält unser Sprachschatz ein neues Wort: Parlament. Seine Bedeutung ist sehr vage, und einige von denen, die es zuerst benutzten, wären sehr überrascht gewesen, hätten sie gewusst, zu welcher Bedeutung es eines Tages gelangen sollte. Aber allmählich verbreitete sich der Gedanke, dass es nicht genügte, wenn der König mit seinem eigenen Rat «die Dinge besprach»; andererseits genügt es auch nicht, wenn die Barone ausschliesslich auf ihrem Recht bestehen, als Rat des Königreiches betrachtet zu werden. Obgleich sie häufig behaupten, für die Gesamtheit des Reichs zu sprechen, sind sie doch nur ihre eigenen Repräsentanten, und schliesslich repräsentiert der König das ganze Volk. Weshalb also beruft man nicht auch den niederen Adel und die Vertreter der Bürgerschaft? Man bedient sich ihrer stets bei lokalen Fragen. Weshalb nicht auch bei Fragen, die die ganze Nation angehen? Lasst sie nach Westminster kommen, zwei Edelleute aus jeder Grafschaft, zwei Kaufleute aus jedem

Stadtbezirk! Was sie dort eigentlich sollen, das kann niemand so recht sagen. Vielleicht sollen sie ihren Oberen zuhören oder die Missstände des Landes kennenlernen, vielleicht hinter den Kulissen miteinander die Dinge besprechen, die Absichten des Königs hinsichtlich Schottlands und Frankreichs erfahren und freudiger zahlen, wenn sie wissen wofür. Dieses Parlament ist ein sehr zartes Pflänzchen. Sein Wachstum ist durchaus nicht unaufhaltsam, und man hätte es auch als ein Experiment, dessen Fortführung sich nicht lohnt, fallenlassen können. Aber es schlug Wurzel. Noch zwei oder drei Generationen, und ein kluger Staatsmann würde ebensowenig daran denken, England ohne Parlament zu regieren wie ohne König. Worin eigentlich seine Macht besteht, ist sehr schwer festzustellen. Ganz allgemein ausgedrückt: jeder in Aussicht genommene wichtige Hoheitsakt bedarf, um Gesetz zu werden, seiner Zustimmung; jede wesentliche Änderung eines alten Gewohnheitsrechts kann nur durch einen Parlamentsbeschluss in die Tat umgesetzt werden; eine neue Steuer kann nur mit Zustimmung der Gemeinen erhoben werden. Was es sonst noch tun kann, wird die Zukunft zeigen. Aber seine Autorität wurde durch eine Reihe von Zufällen gefestigt. Eduard III. brauchte Geld für seine französischen Kriege. Heinrich IV. brauchte Unterstützung, als er sich die Krone aufsetzte. Und in den Kriegen der Rosen wünschten beide rivalisierenden Parteien eine gewisse Art öffentlicher Sanktion für ihre Handlungen, die nur das Parlament geben konnte.

Als nun im fünfzehnten Jahrhundert das Machtgefüge der Barone durch Zwietracht und Bürgerkrieg zusammenbrach, blieb nicht nur die Krone übrig, sondern die Krone im Parlament, das nun aus zwei säuberlich getrennten Abteilungen bestand, den Lords als Vertretern ihrer eigenen Rechte und den Gemeinen als Repräsentanten der Grafschaften und Stadtbezirke. Soweit hatte sich nichts geändert. Aber der Untergang des alten Adels durch Krieg oder Kriegsfolgen sollte das Gleichgewicht der beiden Häuser erschüttern. Und die Gemeinen, die Ritter und die Bürger, waren die Exponenten jener Gesellschaftsschicht, die unter der Anarchie am meisten litt und von einer starken Regierung am meisten profitierte. Zwischen der Krone und den Gemeinen bestand eine natürliche Bindung. Die Gemeinen hatten wenig Einwände dagegen, dass die Krone ihre Prämogative auf Kosten des Adels erweiterte, indem sie einen Rat für den Norden und für Wales einberief oder in der Sternkammer eine

verbesserte Rechtsprechung übte, durch die der kleine Mann gegen den grossen Schutz fand. Andererseits war die Krone durchaus gewillt, die örtliche Verwaltung den Friedensrichtern zu überlassen, in deren Interesse es lag, loyal zu sein, hartnäckige Bittsteller in Schach zu halten und still und friedlich reich zu werden. Noch im Jahr 1937 verkündete das Krönungsamt das Ideal der Tudor-Regierung durch ein Gebet, dass der Herrscher gesegnet werde mit «einem getreuen Adel, einer pflichtbewussten Gentry und einem ehrlichen, friedlichen und gehorsamen Volk». Eines Tages wird dieses Volk vielleicht fragen, ob es mit der Regierung nicht mehr zu tun habe, als ihr zu gehorchen. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatten somit die Hauptcharakteristiken und Institutionen dieser Rasse Form angenommen. Der rauhe germanische Dialekt der angelsächsischen Invasoren war schon vor der normannischen Eroberung durch den Lauf der Zeit und den Einfluss des Kirchenlateins gemildert worden. Viele Wörter britischen und dänischen Ursprungs hatten den Wortschatz vergrössert. Das Eindringen des Normannischen und Französischen auf der Insel beschleunigte diesen Erweiterungs- und Glättungsprozess sehr, und die Assimilation der beiden Sprachen ging rasch vonstatten. Aus dem frühen 13. Jahrhundert sind Schriften überliefert, welche der heutige Durchschnittsmensch als eine Art Englisch erkennen würde, wenn er sie auch nicht ganz verstünde. Man nimmt an, gegen Ende des 14. Jahrhunderts, des Jahrhunderts von Geoffrey Chaucer, hätten selbst die grossen Magnaten aufgehört, sich vorwiegend des Französischen zu bedienen, und angefangen, im Allgemeinen Englisch zu sprechen. Die Sprache war jedoch nicht das einzige, das einen betont englischen Charakter angenommen hatte. Anders als das übrige westliche Europa, dem immer noch der Stempel und die Tradition des römischen Rechts und des römischen Regierungssystems anhafteten, hatte England am Ende der Epoche, die dieser Band umfasst, eine Menge rechtlicher und, fast könnte man sagen, demokratischer Prinzipien entwickelt, welche die Aufstände und Angriffe des französischen und spanischen Reiches überdauerten. Als Christoph Kolumbus die Segel hisste, um nach Amerika zu fahren, liessen sich bereits, jedenfalls in primitiver Form, das Parlament, das Schwurgericht, eine örtliche Verwaltung durch die zuständigen Bürger, ja sogar die Anfänge einer freien Presse erkennen.

Jede Nation oder jeder Völkerverband hat seine eigene Geschichte. Jedermann, der die Probleme, Gefahren, Versuchungen und Möglichkeiten, denen

wir heute gegenüberstehen, begreifen möchte, muss die Kenntnis von Prüfungen und Kämpfen besitzen. Dieses Buch verfolgt nicht die Absicht, einen Geist der Herrschsucht hervorzurufen oder der Geschichtsforschung einen Beigeschmack zu geben, der den nationalen Ehrgeiz auf Kosten des Weltfriedens unterstützt. Es mag vielleicht sein, dass eine abwägende Kraft in unserem Innern uns eine dauernde Erweiterung unseres geistigen Horizontes bringt. Ich lege diese Darstellung in der Hoffnung vor, die Betrachtung der Prüfungen und Versuchungen unserer Vorfahren möge nicht nur den Menschen von heute Kraft verleihen, sondern sie möge auch ein kleiner Beitrag zur Einigung der ganzen Welt sein.

Chartwell
Westerham

W. S. C.

Kent
15. Januar 1956

ERSTES BUCH

DAS INSELVOLK

KAPITEL I

BRITANNIEN

Im Sommer des Jahres 699 der römischen Zeitrechnung, heute als das Jahr 55 vor Christi Geburt bezeichnet, richtete der Prokonsul von Gallien, Gajus Julius Cäsar, sein Augenmerk auf Britannien. Mitten in seinen Feldzügen in Germanien und Gallien beschäftigte ihn der Gedanke an diese klotzige Insel, die seinen Ehrgeiz anstachelte und seine Pläne durchkreuzte. Er wusste, sie war von den gleichen Stämmen bewohnt, die den römischen Heeren in Germanien, Gallien und Spanien entgegentraten. Die Inselbewohner hatten den einheimischen Stämmen in den jüngsten Kämpfen an der Nordküste Galliens geholfen. Sie waren der gleiche keltische Menschenschlag, nur durch das Inselleben noch ausgeprägter. Britische Freiwillige hatten die Niederlage der Veneter an den Küsten der Bretagne im vorhergehenden Jahr miterlebt. Flüchtlinge aus dem gegenwärtig besetzten Gallien hatten in Britannien Willkomm und Obdach gefunden. Cäsar sah in der Insel jetzt einen wesentlichen Teil seiner Aufgabe, die nördlichen Barbaren der römischen Herrschaft und ihrem System zu unterwerfen. Soweit nicht Wälder und Sümpfe das Land bedeckten, war es grün und fruchtbar. Das Klima, obschon gewiss nicht mild, war ausgeglichen und gesund. Die Bewohner besaßen trotz ihrer Grobschlächtigkeit einen gewissen Wert als Sklaven für schwerere Arbeit auf dem Land, in Bergwerken und auch im Haushalt. Es ging die Rede von Perlenfischerei und sogar von Gold. «Selbst wenn die Jahreszeit zur Kriegführung nicht mehr ausreichen sollte, schien es Cäsar doch sehr vorteilhaft, die Insel wenigstens zu besuchen, den Menschenschlag zu erforschen und sich mit dem Land, den Häfen und den Zugängen vertraut zu machen. Dies alles war den Galliern so gut wie unbekannt¹.» Hinzu kamen weitere schwerwiegende Gründe. Cäsars Kollege im Triumvirat, Crassus, hatte durch seinen wagemutigen Marsch nach Mesopotamien die Phantasie des Senats und des römischen Volks erregt.

¹ Cäsar, De bello Gallico, Buch IV, 20.

Hier, am anderen Ende der bekannten Welt, bot sich ein ähnlich kühnes Unternehmen. Die Römer hassten und fürchteten das Meer. In einem erbitterten Existenzkampf hatten sie zweihundert Jahre zuvor Karthago seine Vormachtstellung im Mittelmeerraum abgerungen; aber die Vorstellung, dass römische Legionen auf der fernen, unbekannt, sagenhaften Insel im weiten Ozean des Nordens landeten, musste für alle Schichten der römischen Gesellschaft eine ungewöhnliche Sensation und ein ungewöhnliches Gesprächsthema abgeben.

Überdies war Britannien der Hauptsitz der Druiden-Religion, welche, in verschiedenen Formen und Ausmassen, das Leben in Gallien und Germanien stark beeinflusste. «Wer sie genauer kennenlernen will», schrieb Cäsar, «reist zu diesem Zweck auch heute noch nach Britannien.» Der entartete Brauch des Menschenopfers wurde von den Druiden Britanniens bis zur äussersten Grausamkeit entwickelt. Die geheimnisvollen Priesterschaften in den Wäldern waren mit ihren Anhängern durch die schrecklichste aller Opferhandlungen verbunden, die Menschen verrichten können. Vielleicht lag hier, auf den hölzernen Altären einer düsteren Insel, entsetzlich, entflammend, einigend, eines der Geheimnisse der Stämme Galliens. Und woher kam dieser unheimliche Brauch? War er vielleicht ein Teil der Botschaft Karthagos an die westliche Welt, ehe die römischen Legionen es endgültig zum Verstummen gebracht hatten? Hier lag also das Kernproblem. Cäsar war seiner Zeit Jahrhunderte voraus, und wo er als Eroberer hinkam, entstand die Zivilisation.

Also zog er in diesem Sommer, fünfundfünfzig Jahre vor Christi Geburt, seine Truppen aus Germanien zurück, brach seine massive und kunstvolle Holzbrücke über den Rhein bei Koblenz ab und marschierte den Juli hindurch in Gewaltmärschen zur Küste Galliens, in die Gegend des heutigen Calais oder Boulogne.

Cäsar sah in den Britanniern einen zäheren und gröberen Zweig der keltischen Stämme, die er in Gallien unterwarf. Mit einem Heer von zehn Legionen, weniger als fünfzigtausend Soldaten, kämpfte er gegen eine tapfere, kriegerische Rasse, die gewiss eine halbe Million waffenfähiger Männer zählte. Auf seiner anderen Flanke waren die Germanen, die durch den Druck aus dem Osten westwärts getrieben wurden. Ihnen gegenüber verfolgte er die Taktik, ihre auf der Flucht vordrängenden Horden in den Rhein zurückzuwerfen, wann immer sie ihn überschritten. Obwohl damals alle Kämpfe auf beiden Seiten nur

mit scharfer Klinge geführt wurden und der Sieg einzig von Disziplin und Führung abhing, fühlten sich Cäsar und seine Soldaten diesen enormen Anforderungen gewachsen. Ein Überfall auf Britannien schien nur eine geringe Vermehrung seiner Mühen und Risiken. Aber am Strand stellten sich neue Probleme. Ebbe und Flut waren am Mittelmeer unbekannt; die Stürme umtosten die Küsten häufiger und grimmiger. Die römischen Galeeren und ihre Kapitäne sahen sich der Heftigkeit der Nordsee gegenüber. Allerdings hatten sie, nur ein Jahr zuvor, unter widrigsten Umständen die Flotte der Veneter, eines verwegenen Seefahrervolkes, zerstört. Mit Sichel an den Enden langer Stangen hatten sie die Taue der Masten und Segel ihrer schönen Schiffe zerschnitten, und ihre Entermannschaften hatten die Besatzungen niedergemacht. Sie hatten die Herrschaft über die Meerenge errungen, die Britannien vom Festland trennte. Das Salzwasser war jetzt ein Weg und keine Barriere mehr. Abgesehen von den Zufällen des Wetters und der Gezeiten und Strömungen, über die er, wie er gesteht, keine zuverlässige Information erhalten konnte, sah Cäsar keine Schwierigkeiten bei der Invasion auf die Insel. Damals gab es keine vom Sturm vernichtete Flotte, wie sie fast zweitausend Jahre später den grossen korsischen Eroberer und das Weltreich trennte. Es kam einzig darauf an, in dem schönen Augustwetter einen guten Tag zu wählen, ein paar Legionen auf den nächstgelegenen Strand zu werfen und zu sehen, wie es nun eigentlich um diese fremde Insel bestellt war.

Während Cäsar vom Rhein durch das nördliche Gallien, vielleicht über Reims und Amiens, zur Küste marschierte, hatte er bereits einen Offizier mit einem Kriegsschiff ausgeschiedt, damit er die Küste der Insel auskundschaftete; und als er das heutige Boulogne oder vielleicht die Mündung der Somme erreichte, stand dieser Kapitän mit anderen gutunterrichteten Leuten, Händlern, keltischen Fürsten und britischen Verrätern zu seiner Begrüssung bereit. Cäsar hatte die Schiffe, welche die Veneter geschlagen hatten, in zwei Häfen oder Buchten in nächster Nähe der englischen Küste zusammengezogen und wartete nun auf einen günstigen Tag für die Landung.

Was war nun tatsächlich diese Insel, die jetzt zum erstenmal in der überlieferten Geschichte Anschluss an die grosse Welt finden sollte? Wir haben in unserem Zeitalter aus dem Kies von Swanscombe einen menschlichen Schädel ausge-

graben, der gewiss eine Viertelmillion Jahre alt ist. Die Biologen stellen bedeutende Unterschiede zu den Schädeln fest, die heute unsere Gehirne enthalten; aber es besteht kein Grund zu der Annahme, dieser ferne paläolithische Vorfahr sei nicht all der Verbrechen, Dummheiten und Schwächen fähig gewesen, die der Menschheit unlöslich zugehören. Offenbar streiften während einer langen Zeit fast völliger Stagnation Männer und Frauen, nackt oder in Tierhäute gekleidet, durch die Urwälder und waten durch weite Sümpfe, einander oder andere wilde Tiere jagend, und, wie der Historiker Trevelyan sagt, vom Gesang unzähliger Vögel ermuntert¹. Man sagt, ganz Südengland habe in dieser Periode mit seinem Wildbestand nicht mehr als siebenhundert Familien ernähren können. Das waren in der Tat die Herren der Schöpfung. Siebenhundert Familien, all dies schöne Land und keine Arbeit, nur Sport und Kampf. Der Mensch hatte bereits herausgefunden, dass ein Feuerstein mehr wert war als eine Faust. Seine Nachkommen gruben tief in Kalk und Kies nach Streitaxtsteinen von besserer Grösse und Güte und hielten sich dadurch am Leben. Aber einstweilen hatte er erst gelernt, seine Feuersteine zu primitiven Werkzeugen zu behauen.

Am Ende der Eiszeit führten die Klimaveränderungen den Zusammenbruch der Jägerkulturen des älteren Steinzeitmenschen herbei, und nach einer langen Zeitspanne trugen die Invasionswellen die neolithische Kultur in die westlichen Wälder. Die Neuankömmlinge trieben einen primitiven Ackerbau. Sie kratzten den Boden auf und säten essbare Gräser an. Sie machten Löcher oder Gruben, die sie allmählich mit dem Abfall von Generationen füllten, und sie blieben wegen der grösseren Sicherheit eng beisammen. Bald errichteten sie auf den Berghöhen Erdefriedungen, in die sie nachtsüber ihr Vieh trieben. Windmill Hill bei Avebury zeigt die Bemühungen dieser primitiven Baumeister zum Schutz von Vieh und Mensch. Überdies hatte der Mensch des Neolithikums ein Verfahren entwickelt, seinen Feuersteinen durch Schleifen die für den Totschlag geeignetste Form zu geben. Dies bedeutete einen grossen Fortschritt; aber es sollten noch weitere folgen.

Zu dieser Zeit war anscheinend «ganz Westeuropa von einer Rasse langschädeliger Menschen bewohnt, die sich im Aussehen und besonders in der Farbe nur wenig unterschieden. Sie waren vermutlich im Norden immer heller und

¹ Trevelyan, Geschichte Englands.

im Süden dunkler, im Wesentlichen aber gleich. In dieses Gebiet mit seiner langschädelligen Bevölkerung wurde von Osten her ein Keil rundschädelliger Einwanderer getrieben, die den Anthropologen als «alpine Rasse» bekannt ist. Die meisten Menschen, die auf der britischen Insel eingefallen sind, haben zu dem westeuropäischen, langschädelligen Menschenschlag gehört und hatten daher eine generelle Ähnlichkeit mit den schon hier lebenden Menschen; demzufolge konnte trotz der Unterschiede zwischen all diesen Neuankömmlingen in Britannien das Entstehen und der Fortbestand eines ziemlich einheitlichen langschädelligen Typs festgestellt werden»¹.

Die grosse Mehrheit der in Britannien gefundenen Schädel, aus welchem Zeitalter sie auch stammen, sind Abarten von Lang- oder Mittelschädeln. Es ist nichtsdestoweniger bekannt, dass das Beakervolk und andere rundschädellige Typen sich hie und da durchsetzten und zu einem beständigen Element wurden. Die Feuerbestattung, in der späteren Bronzezeit fast überall üblich, hat alle Nachweise für die Vermischung von langschädelligen und rundschädelligen Menschentypen zerstört. Zweifellos aber haben beide fortbestanden, und Anthropologen der älteren Schule haben an Hand späterer Spuren aus der römischen Zeit, als an die Stelle der Verbrennung wieder die Beerdigung trat, sich anheischig gemacht, einen charakteristischen römisch-britischen Typ zu unterscheiden, obwohl dieser sich, genau betrachtet, lange vor der römischen Eroberung herausgebildet haben mag. Die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis lässt diese früheren Annahmen nicht ganz so glaubwürdig erscheinen.

In früheren Zeiten war Britannien ein Teil des Kontinents. England verband eine weite Ebene mit Holland, auf welcher die Themse und der Rhein sich trafen und ihre Wasser nach Norden schickten. Durch irgendeine leichte Bewegung der Erdoberfläche senkte sich diese Ebene um ein paar hundert Fuss und gewährte dem Ozean Durchlass zur Nordsee und zur Ostsee. Eine andere Erschütterung, für unsere Geschichte von Wichtigkeit, trennte die Klippen von Dover von jenen des Kap Gris Nez, und der Ozean und seine Gezeiten frassen die Strasse von Dover und den Englischen Kanal aus. Wann ereignete sich diese gewaltige Abtrennung? Bis vor Kurzem datierten die Geologen sie weit vor der Zeit des neolithischen Menschen. Aber das Studium der Lehmschichten

1 Collingwood and Myres, *Roman Britain*

und die Ablagerungen der norwegischen Gletscher zeigen Schicht um Schicht und Jahr um Jahr, was für Wetter herrschte, und die moderne Wissenschaft hat weitere Methoden gefunden, die Jahrhunderte zu zählen. Aus diesen und anderen Hinweisen wurden Zeit- und Klimatabellen erstellt, durch die sich mit ziemlicher Genauigkeit viele tausend Jahre der vorgeschichtlichen Zeit bestimmen lassen. Diese Tabellen ermöglichen es, die Zeiträume festzulegen, wo durch mildere Bedingungen in den britischen Wäldern die Eiche die Föhre ablöste, und die Versteinerungen der Vegetation belegen den Bericht im Einzelnen. Schleppnetze bringen Teile von Bäumen vom Grund der Nordsee; und vergleicht man diese mit den Klimatabellen, dann zeigt sich, dass dort, wo jetzt sechzig Faden tiefe stürmische See herrscht, vor weniger als neuntausend Jahren Eichen wuchsen. Britannien war noch nicht viel mehr als ein Vorgebirge von Europa oder von diesem durch eine enge Gezeitenrinne getrennt, die sich allmählich zur Strasse von Dover erweiterte, als die Pyramiden entstanden und gelehrte Ägypter eifrig die alten Ruinen von Sakkara erforschten.

Während unsere heutige Insel noch mit dem Kontinent verbunden war, wurde ein weiterer bedeutender Schritt in der Verbesserung der menschlichen Vernichtungsmethoden getan. Kupfer und Zinn wurden entdeckt und der Erde entrissen. Das eine war für den hauptsächlichsten Verwendungszweck zu weich, und das andere zu spröde, aber als das menschliche Genie sie zusammenschmolz, war dies der Auftakt zum Bronzezeitalter. Unter sonst gleichen Bedingungen konnte der Bronzemensch den Feuersteinmenschen schlagen. Die Entdeckung wurde mit Jubel begrüßt, und das Bronzezeitalter brach an.

Die Invasion oder besser Infiltration von Bronzewaffen und -Werkzeugen vom Kontinent erstreckte sich über viele Jahrhunderte, und erst nach zwanzig oder dreissig Generationen kann irgendeine bemerkenswerte Veränderung festgestellt werden. Professor Collingwood hat uns ein Bild der späten Bronzezeit gezeichnet. «Britannien», sagt er, «war, verglichen mit dem Kontinent, ein rückständiges Land. Primitiv in seiner Kultur, stagnierend und passiv in seinem Leben, empfing es die meisten Fortschritte, die es genoss, durch Invasion und Einfuhr von Übersee. Seine Menschen lebten entweder in abgelegenen Bauernhöfen oder Hüttendörfern, die meist auf dem Kies von Flussufern angelegt waren, oder auf dem leichten Binnenlandboden wie den Kalkbergen [im Süden

Englands] oder den Oolith-Hochebenen, deren ursprüngliches Gestrüpp um diese Zeit weitgehend gerodet war. Jede Niederlassung war von kleinen Feldern umgeben, die entweder mit einem Handpflug des Typs bestellt wurden, der noch vor Kurzem von den Ackerbauern auf den Hebriden benutzt wurde, oder bestenfalls mit einem Ochsenpflug, der den Boden aufriss, ohne die Grasnarbe umzuwenden. Die Toten wurden verbrannt und ihre Asche in Urnen in regelrechten Friedhöfen beigesetzt. So wurde das Land von einer bodenständigen und fleissigen bäuerlichen Bevölkerung bewohnt, die vom Ackerbau und von Haustieren lebte und zweifellos auch von Jagd und Fischerei. Sie stellten primitive Tonwaren ohne Drehscheibe her und verwendeten immer noch Feuersteine für Dinge wie Pfeilspitzen. Aber sie wurden von durchreisenden Bronzesuchern besucht, die in der Lage waren, Schwerter, Speere, gestielte Äxte und viele andere Geräte und Gebrauchsgegenstände anzufertigen.

Nach dem Fehlen von Städten und dem Mangel an allem, was einer wirklichen Befestigung nahekommt, zu urteilen, waren diese Menschen kaum für eine Kriegführung eingerichtet. Ihr politisches Leben war primitiv und unentwickelt, obwohl ein Unterschied zwischen reich und arm bestanden haben muss, da vielerlei Metallgegenstände aus dieser Epoche auf ein bemerkenswertes Ausmass an Wohlstand und Luxus hindeuten.»

«Die späte Bronzezeit im südlichen Britannien», sagte der gleiche Gelehrte, «datiert man von etwa 1'000 v. Chr. bis etwa 400 v. Chr.»

Um diese Zeit tauchte im Zuge der Erfindungen ein neuer Faktor auf. Eisen wurde geschürft und geschmiedet. Mit Eisen bewaffnete Männer erstürmten Britannien vom Kontinent aus und erschlugen die Bronzemenschen. Um diesen Zeitpunkt können wir über Jahrtausende hinweg klar einen Mitmenschen erkennen. In einem Zweifüssler, der einen anderen mit Eisen erschlagen kann, erkennt der moderne Mensch doch gewiss seinen Bruder. Es steht ausser Zweifel, dass sich für das Zerschmettern von Schädeln, ob langen oder runden, Eisen am besten eignet.

Die Eisenzeit überschneidet sich mit der Bronzezeit. Sie brachte eine differenziertere und höhere Gesellschaftsform mit sich, wirkte sich aber nur sehr allmählich auf die damalige Bevölkerung aus, deren Gebräuche, aus unendlich langer Gewohnheit erwachsen, sich nur langsam und schrittweise änderten. Es steht fest, dass vor allem im Norden Britanniens Bronzegeräte bis in das letzte vorchristliche Jahrhundert in Gebrauch blieben.

Der Zusammenprall von Eisen und Bronze vollzog sich auf unserer Insel, ehe Julius Cäsar sein Augenmerk auf sie richtete. Nach etwa 500 v. Chr. veränderten wiederholte Einfälle vom Festland her allmählich die gesamten südlichen Teile der Insel. «Im grossen und ganzen», sagt Professor Collingwood, «finden sich Siedlungen, welche die für diese Kultur charakteristische Töpferei aufweisen, an der ganzen Südküste, von Kent bis zu den Cotswolds und dem Wash. Viele dieser Siedlungen lassen einen Lebensstil erkennen, der sich nicht wesentlich von dem der späten Bronzezeit unterscheidet. Es sind Bauernhöfe oder Dörfer, oft unbefestigt, die mitten in ihren kleinen Feldern auf Flussland oder leichtem Hochlandboden liegen. Meist werden die Toten verbrannt; das Getreide wird in Löchern unter der Erde aufbewahrt und mit primitiven Handmühlen gemahlen, noch nicht mit einem Stein, der sich über einem darunterliegenden dreht. Man hält Ochsen, Schafe, Ziegen und Schweine, verwendet noch Geräte aus Bronze und sogar aus Feuerstein und verfügt über sehr wenig Eisen. Aber ein Stilwechsel der Töpferware, die zwar immer noch ohne Drehscheibe hergestellt wird, ermöglicht die Zeitbestimmung¹.»

Die Eisenzeiteinwanderungen brachten ein Wiederaufleben der Lagerplätze auf den Berghöhen mit sich, an denen seit dem Neolithikum nicht mehr gebaut worden war. Während des vierten und dritten Jahrhunderts v. Chr. hatte man in den bewohnten Teilen unserer Insel eine grosse Anzahl soldier Lager errichtet. Sie bestanden aus einem einzigen Wall, der manchmal aus Steinen, meist aber aus mit Holz verstärkter Erde aufgeführt war, und waren durch einen Graben geschützt.

«Die Wälle», sagt Professor Collingwood, «sind nicht sehr gross, und die Eingänge sind einfach konstruiert, wenn auch Ausgrabungen in manchen Fällen Spuren von hölzernen Wachstuben ans Tageslicht gebracht haben. Diese Lager waren nicht nur Fluchtburgen. Sie waren [in einigen Fällen] dauernd bewohnte kleine Städte, die Unterkünfte enthielten ... Sie scheinen auch nicht Zwingburgen von Eindringlingen in einem feindlichen Land gewesen zu sein, sondern machen eher den Eindruck, als seien sie allmählich entstanden, nachdem die Neuankömmlinge sich vermehrten und ein Stammessystem und Stammesfehden sich entwickelten.» Die letzte Welle der keltischen Einbrüche und Machtübernahmen, welche die Eisenzeit kennzeichnen, erfolgte zu Anfang des ersten Jahrhunderts v. Chr.

¹ a. a. O.

«Die Stämme der Belger landeten in Kent und verteilten sich über Essex, Hertfordshire und einen Teil von Oxfordshire, während andere Gruppen des gleichen Volkes ... später ... sich über Hampshire, Wiltshire, Dorset und einen Teil von Sussex ergossen¹.» Es besteht kein Zweifel, dass die Belger die weitaus fortschrittlichsten Eindringlinge waren, die bis dahin ins Innere der Insel vorstießen. Sie waren ein Volk von Streitwagenlenkern und Reitern. Sie gaben wenig auf die Bergfestungen, in welche die damaligen Einwohner ihr Vertrauen setzten. Sie bauten neue Städte in den Tälern, manchmal sogar am Fusse des Berges, auf dem die alte Befestigung gestanden hatte. Sie führten zum erstenmal Silber- und Kupfermünzen ein. Sie gründeten in Britannien eine Stammesaristokratie, indem sie die Eingessessenen unterwarfen. Im Osten errichteten sie Wheathampstead, Verulam [St. Albans] und Camulodunum [Colchester], im Süden Calleva [Silchester] und Venta Belgarum [Winchester]. Sie waren den Einwohnern Galliens, von denen sie abstammten, sehr ähnlich. Diese tatkräftige, wendige Eroberer- und Herrenrasse fasste leicht und schnell Fuss, wo sie auch immer hinkam, und hätte wohl einer langen Herrschaft entgegensehen können. Aber dicht auf ihren Fersen folgten die Legionen, und bald mussten sie den Preis, den sie gewonnen hatten, gegen noch bessere Männer und ein höher entwickeltes Verwaltungs- und Kriegsführungssystem verteidigen.

Inzwischen herrschten in Rom, dem Mittelpunkt der Alten Welt, nur vage Begriffe über die westlichen Inseln. «Die frühesten Geographen wussten nichts von Inseln im Ozeanstrom, von dem sie glaubten, er umschliesse die ganze Erde².» Um 445 v. Chr. hatte Herodot vom Zinn der geheimnisvollen Inseln im fernen Westen erfahren, die er die Cassiteriden nannte. Aber er behandelte sie vorsichtig als ins Reich der Fabel gehörig. Jedoch in der Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. unternahm Pytheas von Marseille – sicherlich einer der grössten Entdecker der Geschichte – zwei Reisen, auf denen er tatsächlich die Britischen Inseln umschiffte. Er verkündete das Vorhandensein der «Pretanischen Inseln Albion und Ierne», wie Aristoteles sie genannt hatte. Pytheas wurde als ein Geschichtenerzähler angesehen, und seine Entdeckungen fanden erst Bewunderung, als die Welt, in der er lebte, längst vergangen war. Aber schon im

1 Darby, *Historical Geography of England*, S. 42.

2 *Antiquity*, vol. I, p. 189.

dritten Jahrhundert v. Chr. hatten die Römer eine feste Vorstellung von drei grossen Inseln: Albion, Ierne und Thule [Island]. Dort war alles seltsam und riesig. Sie waren die äussersten Ränder der Welt. Ausserdem gab es noch den Zinnhandel, der von grosser wirtschaftlicher Bedeutung war. Und von Polybius, der um 140 v. Chr. schrieb, wissen wir, dass zumindest dieser Aspekt von Wirtschaftsschriftstellern ausführlich behandelt wurde.

Wir sind über diese Dinge viel besser unterrichtet, als Cäsar es bei seinem Aufbruch von Boulogne war. Hier einige der Eindrücke, die er gesammelt hatte:

«Das Innere Britanniens wird von den Völkern bewohnt, die sich nach der Überlieferung als Ureinwohner bezeichnen; die Küstenstriche aber haben die Stämme inne, die aus Beutegier und Kriegslust von Belgien herübergekommen waren – sie führen fast alle die Namen der Stämme, von denen sie abstammen und von denen aus sie dorthin gelangt sind. Nach dem Kriege blieben sie dort zurück und begannen die Felder zu bestellen. Die Volksmenge ist ausserordentlich gross, die sehr zahlreichen Gehöfte gleichen weitgehend den gallischen, und Vieh ist in grosser Anzahl vorhanden. Als Münzen gebrauchen sie teils Kupfer-, teils Goldmünzen, teils aber auch eiserne Barren, die auf ein bestimmtes Gewicht hin nachgeprüft worden sind. Im Inneren des Landes wird Zinn gefördert, an der Küste findet sich Eisen, aber nur in sehr geringer Menge. Kupfer führen sie ein. Alle Arten von Bäumen trifft man hier wie in Gallien, nur keine Buchen und Tannen. Hasen, Hühner und Gänse zu essen halten sie für unerlaubt; doch ziehen sie sie aus Liebhaberei. Die Gegend hat milderes Klima als Gallien, die Kälte ist weniger streng.

Von allen Bewohnern der Insel sind die Menschen von Kent, das ganz am Meer liegt, bei Weitem die gesittetsten, und ihre Lebensweise weicht von der gallischen nicht sehr ab. Die meisten weit im Binnenland lebenden Völker bauen kein Getreide, sondern leben von Milch und Fleisch und kleiden sich in Felle. Alle Britannier aber bemalen sich mit Waid, einer dunkelblau färbenden Pflanze, und das gibt ihnen im Kampf einen schrecklichen Anblick. Ihr Haupthaar lassen sie lang wachsen, rasieren aber den ganzen Körper ausser Kopf und Oberlippe. Ihrer zehn oder auch zwölf haben gemeinsame Frauen, und zwar

meistens Brüder mit Brüdern und Väter mit ihren Söhnen. Aber die Kinder gehören dem, der zuerst das Mädchen als Frau heimgeführt hat¹.»

Ende August des Jahres 55 v. Chr. segelte Cäsar mit achtzig Lastschiffen und zwei Legionen um Mitternacht ab und sah im Morgenlicht auf den Höhen der weissen Klippen von Dover bewaffnete Männer. Er hielt die Stelle für «höchst ungeeignet zu einer Landung», da man die Küste von den Klippen aus unter Beschuss nehmen konnte. Er ging deshalb bis zum Flutwechsel vor Anker, segelte dann sieben Meilen weiter und fiel an der niedrigen, abschüssigen Küste zwischen Deal und Walmer in Albion ein. Aber die Britannier, die diese Bewegungen beobachteten, hielten die Küste entlang Schritt und waren zu seinem Empfang gerüstet. Es folgte ein Schauspiel, das in die Geschichte eingegangen ist. Die Inselleute mit ihren Streitwagen und Reitern traten den Eindringlingen bis in die Brandung entgegen. Cäsars Frachter und Kriegsschiffe ankerten in tieferem Wasser. Die Legionäre, in Ungewissheit über die Tiefe, zögerten angesichts des Hagels von Speeren und Steinen. Aber der Adlerträger der zehnten Legion stürzte sich mit dem geheiligten Zeichen in die Wellen, und Cäsar brachte seine Kriegsschiffe mit ihren Katapulten und ihrem Pfeilregen in die britannische Flanke. Die Römer, auf diese Weise ermutigt und unterstützt, sprangen von ihren Schiffen und wateten, sich so gut formierend, wie sie konnten, auf den Feind zu. Es gab ein kurzes, wildes Gefecht mitten in den Wellen; aber die Römer erreichten den Strand und zwangen, nun in Schlachtordnung, die Britannier zur Flucht.

Cäsars Landung war jedoch nur der Auftakt zu weiteren Schwierigkeiten. Seine Kavallerie, die ihm auf achtzehn Lastschiffen drei Tage später folgte, kam bis in Sichtweite des Lagers, trieb aber, von einem unerwarteten Sturm erfasst, weit in den Kanal ab und konnte froh sein, wieder den Kontinent zu erreichen. Die Springflut der Vollmondzeit, von der Cäsar nichts wusste, fügte seiner geankerten Flotte schweren Schaden zu. «Eine Anzahl Schiffe», sagte er, «zerschellte, und die übrigen waren, nachdem sie Taue, Anker und die sonstige Ausrüstung verloren hatten, unbrauchbar geworden, was natürlich die ganze Armee in grosse Verwirrung brachte. Denn es gab keine anderen Schiffe zur Rückfahrt, und es fehlte auch jedes Gerät zur Ausbesserung. Und da es allgemein feststand,

¹ Diese und die folgenden Stellen siehe Cäsar, *De bello Gallico*, Buch IV, 20 – V, 23.
(Anm. des Übersetzers.)

dass man in Gallien überwintern müsse, hatte man nicht für Getreidevorräte für den Winter in Britannien gesorgt.»

Die Britannier hatten nach der Schlacht an der Küste um Frieden nachgeschickt. Aber als sie nun die missliche Lage der Angreifer sahen, schöpften sie neue Hoffnung und brachen die Unterhandlungen ab. Sie unternahmen massierte Angriffe auf den römischen Tross. Aber die angegriffenen Legionen hatten alle Vorsichtsmassregeln getroffen, und abermals sprachen Disziplin und Waffenstärke das letzte Wort. Dass zwei Legionen vierzehn Tage lang von den Getreidefeldern um ihr Lager leben konnten, zeigt, wie reich an Lebensmitteln die Insel damals war. Die Britannier ergaben sich. Ihr Bezwinger erlegte ihnen nur nominelle Bedingungen auf. Nachdem er viele seiner Schiffe zur Reparatur der übrigen hatte abwracken lassen, war er froh, mit einigen Geiseln und Gefangenen aufs Festland zurückkehren zu können. Er versuchte nicht einmal den Anschein zu erwecken, seine Expedition sei ein Erfolg gewesen. Um die Erinnerung daran auszulöschen, kam er im nächsten Jahr wieder, diesmal mit fünf Legionen und etlicher Kavallerie auf achthundert Schiffen. Die Inselleute lähmte der Anblick dieser riesigen Armada. Die Landung ging unbehindert vor sich, aber wieder griff das Meer nach Cäsar. Er war zwölf Meilen ins Innere marschiert, als er durch die Nachricht zurückgerufen wurde, dass ein gewaltiger Sturm einen grossen Teil seiner Flotte zerstört oder beschädigt habe. Er war gezwungen, zehn Tage damit zu verbringen, alle seine Schiffe auf den Strand zu ziehen und das Lager, in das sie einbezogen wurden, zu befestigen. Als dies getan war, griff er von Neuem an und überquerte nach der mühelosen Zerstörung der Waldburgen, in die sich die Briten geflüchtet hatten, bei Brentford die Themse. Aber die Briten hatten in dem Häuptling Cassivellaunus einen Führer gefunden, der unter den herrschenden Umständen ein Meister der Kriegführung war. Er entliess die Masse des ungeschulten Fussvolks und der freiwilligen Bauern nach Hause und blieb mit seinen Streitwagen und Reitern den Eindringlingen beständig auf den Fersen. Cäsar gibt uns eine genaue Beschreibung des Kämpfens mit den Streitwagen:

«Beim Kämpfen mit den Streitwagen fahren die Britannier zuerst kreuz und quer über das ganze Schlachtfeld, schleudern dabei ihre Wurfspere und verwirren meist die Aufstellung der Gegner schon durch den Schrecken, den ihre Pferde und das Gerassel der Räder einjagen. Sind sie dann zwischen den

Schwadronen ihrer eigenen Kavallerie in die feindlichen Reihen eingedrungen, so springen sie von den Streitwagen und kämpfen zu Fuss. Unterdessen führen die Wagenlenker die Wagen ein wenig aus dem Getümmel und stellen sie so auf, dass die Kämpfer, sobald der Feind ihnen durch seine Überzahl heftig zusetzt, einen bequemen Rückzug zu den eigenen Linien haben. So sind sie in der Schlacht beweglich wie Reiter und standfest wie das Fussvolk. Und durch tägliche praktische Übung erreichen sie eine solche Fertigkeit, dass sie selbst auf steilem Gelände die Pferde bei vollem Galopp in der Hand haben und in kürzester Zeit anhalten und wenden können. Sie können über die Deichsel laufen, sich auf das Joch stellen und, schnell wie der Blitz, in den Wagen zurückkehren.»

Indem Cassivellaunus diese beweglichen Streitkräfte verwendete und eine regelrechte Schlacht mit den römischen Legionen vermied, begleitete er die Feinde auf ihrem Marsch ins Land und schnitt ihnen den Nachschub ab. Nichtsdestoweniger hielt Cäsar seine starke Stellung; die Stämme begannen, auf eigene Faust Forderungen zu stellen; ein wohldurchdachter Plan zur Zerstörung von Cäsars Basis an der Küste von Kent wurde vereitelt. In diesem kritischen Augenblick trat Cassivellaunus, mit einer politischen Weisheit, die der seiner Taktik entsprach, in Verhandlungen über eine neuerliche Kapitulation und die Abstellung von Geiseln sowie das Versprechen von Tributen und Unterwerfung ein, wofür Cäsar seinerseits sich einverstanden erklärte, die Insel zu verlassen. Bei völliger Windstille «setzte er am späten Abend die Segel und brachte die ganze Flotte im Morgengrauen sicher an Land». Diesmal verkündete er einen Sieg. Cäsar bekam seinen Triumphzug, und die britischen Gefangenen trotteten trotstlos in seinem Gefolge durch die Strassen Roms. Aber nahezu hundert Jahre lang landete kein Invasionsheer mehr an den Inselküsten.

Man weiss wenig von Cassivellaunus, und wir können nur hoffen, dass spätere Verteidiger der Insel ebenso erfolgreich sein werden und dass ihre Massnahmen genauso den Geboten der Zeit Rechnung tragen. Es bleibt der Eindruck eines weisen und geschickten Häuptlings, dessen Fähigkeiten und Leistungen bis auf die Tatsache, dass sie sich auf einem anderen Kriegsschauplatz entfalteten, sich sehr wohl mit jenen von Fabius Maximus Cunctator messen könnten.

KAPITEL II

DIE UNTERJOCHUNG

Während der hundert Jahre, die auf Julius Cäsars Invasion folgten, blieben die Bewohner der britischen Insel unbehelligt. Die Städte der Belger entwickelten ein eigenes Leben, und die Kriegerstämme genossen mitten in ihren mörderischen Fehden die angenehme Illusion, dass offenbar niemand sie von Neuem angreifen könne. Ihre Berührung mit dem Festland und der Kultur des römischen Imperiums wurde jedoch immer stärker, und der Handel blühte in grossem Umfang. Römische Kaufleute liessen sich in vielen Teilen des Landes nieder und brachten nach Rom Nachrichten vom Reichtum Britanniens und seiner Möglichkeiten, würde nur eine stehende Verwaltung errichtet.

Im Jahre 41 n. Chr. brachten der Mord an Kaiser Caligula und eine Reihe von Unglücksfällen dessen Onkel, den tolpatschigen Gelehrten Claudius, auf den Thron der Welt. Niemand kann annehmen, dass ein klarer Eroberungswille den neuen Flerrscher beseelte, aber die Politik Roms wurde von den hohen Beamten der zuständigen Regierungsstellen bestimmt. Sie war grosslinig angelegt und erhielt in ihren mannigfachen Ideen eine wachsende und umfangreiche Unterstützung aus vielen Bereichen der öffentlichen Meinung. Hervorragende Senatoren hielten mit ihren Ansichten nicht hinter dem Berg, bedeutende kommerzielle und finanzielle Interessen wurden berücksichtigt, und die vornehme Gesellschaft hatte für ihren Klatsch ein neues Thema. In dieser glorreichen Periode stand daher einem neuen Kaiser immer eine Anzahl von wünschenswerten, längst gründlich vorbedachten und mit dem allgemein anerkannten römischen System übereinstimmenden Projekten zur Verfügung, von denen jedes die Gunst des neuesten Inhabers der höchsten Macht auf sich ziehen konnte. So finden wir Kaiser, die der Zufall auf den Thron gehoben hatte und deren zügellose und kapriziöse Leidenschaften ihre einzigen bemerkenswerten Eigenschaften waren, deren Höfe durch Wollust und Grausamkeit korrumpiert, die selbst

lasterhaft oder schwachsinnig und in den Händen ihrer Ratgeber oder Günstlinge nur Schachfiguren waren, grosse Feldzüge dekretierten und ihr Siegel unter langwährende Dekrete einer gesunden Legislatur setzten.

Die Vorteile einer Eroberung der widerborstigen Insel Britannien wurden dem neuen Monarchen in leuchtenden Farben geschildert, und sein Interesse war erregt. Der Gedanke, militärischen Ruhm zu gewinnen, zog ihn an. Er gab Befehl, diese dramatische und möglicherweise lukrative Unternehmung sei fortzusetzen. Im Jahre 43, beinahe hundert Jahre nach Cäsars Räumung, wurde eine starke, wohlorganisierte römische Armee mit zahlreichen Elefanten für die Unterwerfung Grossbritanniens aufgestellt. «Die Soldaten waren ungehalten über den Gedanken, einen Feldzug jenseits der Grenzen der damals bekannten Welt zu führen.» Aber als des Kaisers Lieblings-Freigelassener Narcissus zu ihnen sprechen wollte, empfanden sie das als Kränkung. Das Schauspiel, das ihnen ein ehemaliger Sklave als Protektor ihres Befehlshabers bot, rief sie wieder zu ihrer Pflicht zurück. Sie erinnerten den Narcissus mit den anzüglichen Rufen *Io Saturnalia* [beim Fest des Saturn nämlich feierten die Sklaven in den Kleidern ihrer Herren] an seine Sklavenvergangenheit und entschlossen sich, den Befehlen ihrer Vorgesetzten zu gehorchen.

«Ihr Zögern hatte jedoch ihren Abmarsch in die späte Jahreszeit verschoben. Sie wurden in drei Abteilungen übersetzt, damit die Landung ohne die Hindernisse vonstatten gehen solle, die einer einzigen Streitmacht widerfahren könnten. Während der Überfahrt sank ihnen zuerst der Mut, weil sie auf ihren Kurs zurückgetrieben wurden. Dann nahmen sie ihn wieder zusammen, weil ein Lichtstrahl von Osten her nach Westen leuchtete, wohin sie segelten. Sie landeten auf der Insel und fanden niemand, der sich ihnen entgegenstellte. Denn die Britannier hatten auf Grund ihrer Erkundigungen nicht mit ihrem Kommen gerechnet und daher nicht rechtzeitig Truppen zusammengezogen¹.»

Die Lage im Inneren begünstigte die Eindringlinge. Cunobelinus [Shakespeares Cymbeline] hatte eine Oberherrschaft über den Südosten der Insel mit der Hauptstadt Colchester errichtet. Aber als er alt geworden war, hatten allmählich Uneinigkeiten seine Autorität untergraben, und bei seinem Tod wurde das Königreich gemeinsam von seinen Söhnen Caractacus und Togodumnus re-

¹ Dio Cassius, Kap. LX, 19–20.

giert. Sie wurden nicht überall anerkannt und hatten keine Zeit, die Stämme des Königreichs vor der Ankunft des Plautius und seiner Legionen zu einigen. Die Bevölkerung von Kent verfiel wieder auf die Taktik des Cassivellaunus, und Plautius hatte dementsprechend grosse Mühe, sie aufzuspüren. Aber als er sie schliesslich gefunden hatte, schlug er zuerst Caractacus und dann dessen Bruder irgendwo im östlichen Kent. Auf Cäsars alter Marschrouten vorstossend, gelangte er dann zu einem Fluss, von dem er noch nicht gehört hatte, dem Medway. «Die Barbaren glaubten, dass die Römer ihn nicht ohne eine Brücke überqueren könnten, und biwakierten folglich in recht sorgloser Weise auf dem anderen Ufer.» Aber der römische General «schickte eine Abteilung Gallier hinüber, die gewohnt waren, mit voller Bewaffnung durch die reissendsten Ströme zu schwimmen. Diese stürzten sich überraschend auf den Feind, aber anstatt auf die Männer zu schießen, setzten sie die Pferde, welche die Streitwagen zogen, ausser Gefecht, und in der darauffolgenden Verwirrung konnte sich nicht einmal die feindliche Reiterei retten»¹. Trotzdem stellten die Britannier sich ihnen am nächsten Tag und konnten nur durch einen Flankenangriff versprengt werden, nachdem Vespasian – der eines Tages selbst Kaiser werden sollte – weiter oben eine Furt entdeckt hatte. Dieser Sieg verdarb die Regie des Feldzugs. Plautius hatte seine Schlacht zu früh und am falschen Ort gewonnen. Es musste etwas unternommen werden, um zu zeigen, dass es zum Sieg der Anwesenheit des Kaisers bedurfte. So kam Claudius, der die Ereignisse in Frankreich abgewartet hatte, auf dem Seeweg und brachte wesentliche Verstärkungen. Man führte eine Schlacht herbei, und die Römer siegten. Claudius kehrte nach Rom zurück, um vom Senat den Titel «Britannicus» und die Erlaubnis zu einem feierlichen Triumphzug zu erhalten.

Der britische Krieg aber ging weiter. Die Britannier mieden die Nähe der Römer und flüchteten sich in die Sümpfe und Wälder in der Hoffnung, die Eindringlinge mürbe zu machen, so dass sie, wie in Julius Cäsars Tagen, unverrichteter Dinge zurücksegeln müssten. Caractacus entkam über die Grenze nach Wales, sicherte sich die Hilfe der dortigen Stämme und leistete mehr als sechs Jahre hindurch hartnäckigen Widerstand. Erst im Jahre 50 n. Chr. wurde er endlich von einem neuen General geschlagen, Ostorius, einem energischen und fähigen Offizier, der alle dichter besiedelten Gebiete zwischen dem Wash

¹ a. a. O.

und dem Severn unterwarf. Caractacus, dem Untergang seiner Streitkräfte im Westen entkommen, versuchte die Briganten im Norden aufzuwiegeln. Ihre Königin lieferte ihn jedoch an die Römer aus. «Der Ruf des englischen Fürsten», schreibt Tacitus, «hatte sich zu dieser Zeit über die Provinzen Gallien und Italien verbreitet; und bei seiner Ankunft in der römischen Hauptstadt strömte das Volk aus allen Stadtteilen zusammen, um ihn zu sehen. Die Zeremonie seines Einzugs wurde mit grosser Feierlichkeit begangen. Auf einer an das römische Lager angrenzenden Ebene zogen die Prätorianer in Schlachtordnung auf. Der Kaiser und sein Hofstaat postierten sich in Front zu den Linien, und hinter ihnen musste die Masse des Volkes Aufstellung nehmen. Den Vorbeimarsch eröffneten die verschiedenen Trophäen, die man im Laufe des Krieges den Briten abgenommen hatte. Sodann folgten in Ketten die Brüder des besiegten Fürsten mit seinem Weib und seiner Tochter. Ihr Blick und ihre Haltung drückten schauernde Furcht aus. Doch nicht so Caractacus selbst. Mit festem Schritt und furchtloser Miene trat er vor den Richterstuhl, auf dem der Kaiser Platz genommen hatte, und wandte sich an ihn mit folgenden Worten:

Hätte ich meiner hohen Geburt und meiner hervorragenden Stellung die Tugend der Mässigung hinzugefügt, so sähe Rom in mir wohl einen Freund und nicht einen Gefangenen; und du hättest ein Bündnis mit einem Fürsten, der von berühmten Vorfahren abstammt und viele Völker regiert, nicht zurückgewiesen. Das Schicksal, das mich getroffen hat, bringt dir Ruhm und mir Erniedrigung. Ich hatte Waffen, Männer und Pferde. Ich besass aussergewöhnliche Reichtümer. Und kann es jemanden verwundern, dass ich nicht gewillt war, sie zu verlieren? Müssen deshalb, weil Rom die Weltherrschaft anstrebt, Männer sich der Knechtschaft beugen? Ich bot lange Zeit dem Vordringen deiner Waffen Widerstand. Und hätte ich anders gehandelt – hättest dann du den Ruhm des Siegers oder ich den eines tapferen Gegners gehabt? Ich bin jetzt in deiner Gewalt. Wenn du entschlossen bist, Rache zu nehmen, so wird mein Geschick bald vergessen sein, und du wirst damit keine Ehre erringen. Erhalte mein Leben, und ich werde bis in die fernsten Zeiten ein Beispiel deiner Milde sein.

Unmittelbar auf diese Rede gewährte Claudius ihm und den anderen königlichen Gefangenen die Freiheit. Sie alle sagten dem Kaiser ihren Dank in der erkenntlichsten Weise. Und sobald ihre Ketten abgenommen waren, gingen sie

auf Agrippina zu, die in kurzer Entfernung auf einer Bank sass, und wiederholten auch ihr gegenüber die gleichen inbrünstigen Erklärungen der Dankbarkeit und Achtung¹.»

Der Sieg wurde nicht ohne einen furchtbaren, alles erschütternden Aufstand errungen. Im Jahr 61 n. Chr. musste, laut Tacitus, «Britannien schweres Unheil erleiden». Suetonius, der neue Statthalter, war im Westen vollauf in Anspruch genommen. Er verlegte die Operationsbasis des römischen Heeres von Wroxeter nach Chester. Er bereitete einen Angriff auf «die dicht bevölkerte Insel Mona [Anglesey] vor, die zum Refugium der Flüchtlinge geworden war, und baute eine Flotte flachkieliger Schiffe, die für jene seichten und wechselnden Gewässer geeignet waren. Die Infanterie setzte in diesen Booten über, die Kavallerie benutzte Furten; wo das Wasser zu tief war, schwammen die Männer neben ihren Pferden hinüber. Der Feind säumte die Küste, ein dichter Haufen bewaffneter Männer, dazwischen schwarzgekleidete Frauen, die wie Furien aussahen, mit herabwallendem Haar und mit Fackeln in den Händen. Um sie herum standen Druiden, die düstere Verwünschungen murmelten und ihre Arme zum Himmel reckten. Dieser ungewohnte Anblick erschreckte die Soldaten. Sie verharrten regungslos, als seien sie gelähmt, und boten ihre Körper den Streichen dar. Von ihren Generalen angefeuert und durch gegenseitiges Anspornen, diesen Haufen von Weibern und Rasenden nicht zu fürchten, stürmten sie endlich mit erhobenen Standarten, brachen jeden Widerstand und hüllten den Feind in das Feuer seiner Fackeln ein.

Suetonius liess eine Besatzungsmacht in dem eroberten Gebiet zurück und fällte die Haine, die ihrem grausamen Aberglauben geweiht waren. Denn es gehörte zu ihrer Religion, das Blut von Gefangenen auf ihren Altären zu vergiessen und die Götter mittels menschlicher Eingeweide zu befragen².

Diese dramatische Szene an der Grenze des heutigen Wales war das Vorspiel zu einer Tragödie. Der König der Icenen war gestorben. In der Hoffnung, sein Königreich und seine Familie vor Belästigungen zu retten, hatte er Nero, der Claudius als Kaiser gefolgt war, zusammen mit seinen beiden Töchtern als Er-

1 Tacitus, *Annales*, XII, 31–40.

2 Tacitus, *Annales*, XIV, 28–39.

ben bestimmt. «Aber», sagt Tacitus, «die Dinge nahmen einen anderen Lauf. Sein Königreich wurde von Centurien und sein persönlicher Besitz von Sklaven geplündert, als wären sie Kriegsbeute gewesen. Seine Witwe Boadicea [die Gelehrten bevorzugen den Namen Boudicca] wurde ausgepeitscht, und seine Töchter wurden geschändet. Die Häuptlinge der Icenen wurden ihres angestammten Besitzes beraubt, als hätten die Römer das ganze Land zum Geschenk bekommen, und die Anverwandten des Königs zu Sklaven gemacht.» Soweit der römische Geschichtsschreiber.

Boadiceas Stamm, einst der mächtigste und bislang der gefügigste, schäumte vor Zorn über die römischen Eindringlinge. Sie eilten zu den Waffen. Boadicea fand sich an der Spitze eines vielköpfigen Heeres, und fast alle Britannier dieses Bereichs scharten sich um ihr Feldzeichen. Es folgte ein Ausbruch abgründigen Hasses, dessen Ausmass die Grausamkeit der Eroberung ahnen lässt. Es war ein Aufschrei der Empörung gegen ausweglose Unterdrückung und gegen die überlegene Kultur, die jener die Macht zu verleihen schien. «Boadicea», sagt Ranke, «ist ernst, rauh und schrecklich»¹. Ihr Denkmal am Themse-Ufer gegenüber von Big Ben erinnert uns an den gellenden Ruf nach Freiheit oder Tod, der durch die Zeiten hallte.

In ganz Britannien gab es nur vier Legionen, höchstens zwanzigtausend Mann. Die 14. und die 20. befanden sich mit Suetonius auf dem Feldzug in Wales, die 9. lag in Lincoln und die 2. in Gloucester.

Das erste Ziel des Aufstands war Camulodunum [Colchester], eine unbefestigte Kolonie der Römer oder romanisierter Britannier. Dort hatten die kürzlich ansässig gewordenen Veteranen mit Hilfe der Soldateska, die dieselben Rechte für sich erhoffte, die Einwohner aus ihren Häusern geworfen und von ihren Ländereien vertrieben. Die Britannier schöpften Mut aus Vorzeichen. Die Statue des Siegers fiel vornüber um, als fliehe sie vor dem Feind. Das Meer färbte sich rot. Man hörte seltsame Schreie in der Ratsversammlung und im Theater. Die römischen Beamten, Geschäftsleute, Bankiers, Wucherer und jene Britannier, die an ihren Machtstellungen und ihren Profiten teilhatten, fanden sich mit einer Handvoll alter Soldaten inmitten «einer grossen Menge von Barbaren». Suetonius konnte nicht vor einem Monat zurück sein. Die 9. Legion

¹ Ranke, Englische Geschichte.

war hundertzwanzig Meilen weit entfernt. Es bestand keine Aussicht auf Gnade oder Hilfe. Die Stadt wurde eingeschert. Der Tempel, dessen starke Mauern den Flammen widerstanden, brannte zwei Tage lang. Alle, ob Römer oder Romanisierte, wurden massakriert, und alles wurde zerstört. Mittlerweile war die 9. Legion aufgebrochen und eilte zu Hilfe. Die siegreichen Britannier rückten, nachdem sie Colchester geplündert hatten, ihr entgegen. Durch die pure Kraft ihrer zahlenmässigen Überlegenheit konnten sie die römische Infanterie überwältigen und bis auf den letzten Mann niedermachen. Der Befehlshaber Petilius Cerialis war froh, dass er mit seiner Reiterei entkommen konnte. Das war die Nachricht, die Suetonius auf Anglesey erreichte. Er erkannte sofort, dass sein Heer nicht rechtzeitig zur Stelle sein könnte, um noch grösseres Unheil zu verhüten, nahm aber, wie Tacitus sagt, seinen Weg «unerschrocken durch ein feindliches Land nach Londinium, einer Stadt, die, obgleich nicht mit dem Titel einer Kolonie ausgezeichnet, ein geschäftiges Handelszentrum war». Dies ist die erste Erwähnung Londons in der Literatur. Obwohl hier Bruchstücke von gallischen oder italienischen Töpferarbeiten gefunden wurden, die man vor oder nach der römischen Eroberung datieren kann, steht es fest, dass der Ort zu keiner Bedeutung gelangte, ehe die Invasionstruppen des Claudius eine Menge Armeelieferanten und Beamte an den bestgelegenen Brückenkopf an der Themse brachten.

Suetonius erreichte London mit einer nur kleinen berittenen Eskorte. Er hatte Befehle an die 2. Legion gesandt, von Gloucester aus zu ihm zu stossen, aber der Befehlshaber, über die Niederlage der 9. erschreckt, hatte nicht Folge geleistet. London war eine ausgedehnte, unverteidigte Stadt, voll von römischen Kaufleuten und ihren britischen Teilhabern, Angestellten und Sklaven. Es besass ein befestigtes Militärdepot mit wertvollen Vorräten und einer Handvoll Legionäre. Die Bürger von London flehten Suetonius um Schutz an. Doch als er hörte, dass Boadicea, nachdem Cerialis von ihr in Richtung auf Lincoln verjagt worden war, kehrtgemacht hatte und nach Süden marschierte, fällt er die harte, aber richtige Entscheidung, die Londoner ihrem Schicksal zu überlassen. Der Befehlshaber der 2. Legion hatte ihm den Gehorsam verweigert, und er verfügte nicht über die Streitmacht, um dem Ansturm der gewaltigen Massen Widerstand zu leisten. Er konnte sich lediglich mit der 14. und der 20. Legion vereinen, die in Gewaltmärschen von Wales über die Römerstrasse, die heutige

Watling Street, nach London kamen, und gab, ungerührt von den Bitten der Einwohner, den Befehl zum Abmarsch. Alle, die sich ihm anschliessen wollten, führte er in seinen Reihen mit.

Das Blutbad, das über London hereinbrach, war ungeheuerlich. Keiner entkam ihm, weder Mann, noch Frau, noch Kind. Der Zorn der Aufständischen richtete sich gegen alle Briten, die den Ränken und Verführungskünsten der Eindringlinge erlegen waren. In jüngster Zeit, mit dem Höherwerden der Gebäude und der notwendigen tieferen Fundamentierung, sind die Maschinenbagger an vielen Stellen auf die Aschenschicht gestossen, die von der Vernichtung Londons durch die Hände der britischen Eingeborenen kündet.

Boadicea wandte sich dann gegen Verulamium [St. Albans]. Hier befand sich ein anderes Handelszentrum, dem besondere Vorrechte verliehen worden waren. Eine ebenso gründliche Schächterei und Zerstörung fand statt. Tacitus zufolge wurden in diesen drei Städten nicht weniger als siebzigtausend Bürger und Verbündete erschlagen. «Denn die Barbaren machten keine Gefangenen, verkauften keine Sklaven und versuchten auch sonst kein Geschäft aus dem Krieg zu machen; es gab nur den Tod – durch das Schwert, am Kreuz, am Galgen oder auf dem Scheiterhaufen.» Diese grausigen Worte zeigen uns einen unerbittlichen Krieg, wie er zwischen Karthago und seinen aufständischen Söldnern zweihundert Jahre früher geführt worden war. Einige angesehene moderne Kapazitäten halten diese Zahlen für übertrieben. Aber es besteht kein Grund, zu bezweifeln, weshalb London nicht dreissig- oder vierzigtausend Einwohner gehabt haben soll und Colchester und St. Albans zusammen die gleiche Anzahl. Wenn man die Schächtereien auf dem Lande dazuzählt, wird die Schätzung des Tacitus wohl bestehen können. Dies ist wahrscheinlich die schrecklichste Episode, die unserer Insel widerfahren ist. Wir sehen, wie die rohen und verderbten Anfänge einer höheren Zivilisation von der wilden Erhebung der einheimischen Stämme ausgelöscht werden. Dennoch ist es das vorzügliche Recht des Menschen, für das Land, in dem er lebt, zu sterben und zu töten und mit ausserordentlicher Strenge alle Angehörigen der eigenen Rasse zu bestrafen, die sich am Herd der Eindringlinge die Hände gewärmt haben.

«Und nun entschloss sich Suetonius, der die 14. Legion bei sich hatte, die mit den Veteranen der 20. und den nächsterreichbaren Hilfstruppen zusammen eine Streitmacht von etwa zehntausend vollbewaffneten Männern ausmachte ... zur

Schlacht. Er wählte eine Stellung in einem Hohlweg hinter einem Gehölz und hatte sich versichert, dass er den Feind nur auf einer offenen Ebene vor sich hatte, so dass er eine Falle nicht zu fürchten brauchte. Er stellte seine Legionen in dichter Schlachtordnung auf, die Leichtbewaffneten an den Flanken, während die Kavallerie an den äussersten Flügeln massiert war.» Der Tag war blutig und entscheidungsvoll. Das Heer der Barbaren, achtzigtausend Mann stark, und, wie die Germanen und Gallier, von Weibern und Kindern in einem schwerfälligen Wagenzug begleitet, stellte sich zur Schlacht auf, zu Sieg oder Untergang entschlossen. An eine spätere Einigung war nicht zu denken. Für beide Seiten ging es ums Ganze. Trotz äusserst widriger Umstände triumphierten Disziplin und taktisches Geschick der Römer. Es wurde kein Pardon gegeben, nicht einmal den Frauen.

«Es war ein glorreicher Sieg, ebenbürtig jenen vergangener Tage. Einige sagen, dass etwas weniger als achtzigtausend Britannier fielen und unsere eigenen Verluste sich auf etwa vierhundert Mann und eine etwas grössere Anzahl von Verwundeten beliefen.» Dies die Berichte der Sieger. Boadicea nahm Gift. Popenius Postumus, der Lagerkommandant der 2. Legion, der seinem General den Gehorsam verweigert und seine Leute um ihren Anteil am Sieg betrogen hatte, stürzte sich auf die Nachricht vom Erfolg der 14. Legion in sein Schwert.

Suetonius sann jetzt einzig auf Rache, und es war in der Tat viel heimzuzahlen. Nero schickte Verstärkungen von vier- oder fünftausend Mann aus Germanien, und alle feindseligen oder verdächtigen Stämme wurden mit Feuer und Schwert überzogen. Am schlimmsten war der Mangel an Nahrungsmitteln; denn in der festen Erwartung, die Vorräte der Römer zu gewinnen, hatten die Britannier jeden verfügbaren Mann in den Krieg geschickt und ihr Land unbestellt gelassen. Doch selbst dann noch war ihr Lebensmut nicht gebrochen, und vielleicht wäre die gesamte eingesessene britische Rasse ausgerottet worden, hätte nicht ein neuer Prokurator, unterstützt von den Beamten des römischen Schatzamtes, die sich schon fast im Besitz einer Wüste statt einer Provinz sahen, Gegenvorstellungen erhoben. Als Mann der Tat nimmt Suetonius eine hervorragende Stellung ein, und seine militärischen Entscheidungen waren richtig. Aber im römischen Staat gab es eine nicht zu unterschätzende kritische Kraft, die man nicht bloss auf die Eifersucht einflussreicher Leute zurückführen darf.

Man war der Ansicht, Suetonius sei in blindem Ehrgeiz auf militärischen Ruhm erpicht und auf den ausgedehnten Aufstand der Provinz unvorbereitet gewesen, «sein Versagen sei seiner eigenen Unbesonnenheit, seine Erfolge seinem Glück zuzuschreiben», und man müsse einen Statthalter entsenden, der, «frei von Gefühlen der Feindseligkeit oder des Triumphs, mit unseren geschlagenen Feinden milde verfahren würde». Der Prokurator Julius Classicianus, dessen Grabstein sich heute im Britischen Museum befindet, berichtete in diesem Sinne nach Rom und forderte nachdrücklich die Befriedung der Kriegerbanden, die noch, hungernd und den Tod vor Augen, in den Wäldern und Sümpfen weiterkämpften, ohne um Waffenstillstand oder um Gnade zu bitten. Am Ende entschloss man sich dazu, mit den Britanniern zu einer möglichst guten Lösung zu kommen. Beunruhigung und drohende Gefahr von Seiten der Germanen jenseits des Rheins machten selbst militärische Kreise in Rom abgeneigt, Streitkräfte in entfernteren Gegenden unnötig zu opfern. Der Verlust einiger Kriegsschiffe des Suetonius durch einen Sturm diente zum Vorwand für seine Absetzung. Kaiser Nero entsandte einen neuen Statthalter, der mit den verzweifelten Stämmen einen Frieden schloss, dank dessen ihr Blut in der Bevölkerung der Insel weiterfließen konnte.

Tacitus gibt einen interessanten Bericht über die neue Provinz. «Das rötliche Haar und die gewaltigen Gliedmassen der Bewohner von Kaledonien wiesen eindeutig auf eine germanische Abstammung hin, während die dunkle Gesichtsfarbe der Silurer, ihr meist krauses Haar und ihre Lage gegenüber Hispanien den Glauben erweckt, dass in früherer Zeit Hiberer übersetzten und diese Teile eroberten. Die den Galliern am nächsten wohnen, gleichen ihnen auch, entweder durch den dauernden Einfluss der ursprünglichen Abstammung oder weil das Klima gleichartige Eigenschaften hervorgerufen hat... Die religiösen Anschauungen Galliens kann man in der starken Neigung der Briten zum Aberglauben finden [Druidentum]. Die Sprache unterscheidet sich nur wenig. Beide besitzen die gleiche Kühnheit, wenn sie die Gefahr herausfordern, und sind ängstlich bemüht, sie zu vermeiden. Die Britanniern zeigen jedoch mehr Wildheit, da sie ein Volk sind, das noch nicht durch einen langen Frieden verweicht worden ist ... Ihr Himmel ist von ewigem Regen und von Wolken verdun-

kelt. Strenge Kälte ist ihnen unbekannt. Die Tage sind länger als diejenigen unserer Welt; die Nächte sind klar und im äussersten Norden so kurz, dass man Ende und Anfang des Tages nur an einer kleinen Pause erkennt... Mit Ausnahme von Ölbaum und Rebe und anderen Pflanzen, die in wärmeren Landstrichen wachsen, gibt der Boden alle gewöhnlichen Produkte im Überfluss her. Sie reifen langsam, wachsen aber schnell, was auf die ungewöhnliche Feuchtigkeit des Bodens und der Luft zurückzuführen ist¹.»

Im Jahr 78 n. Chr. wurde Agricola, ein ebenso fähiger wie energischer Statthalter, nach Britannien entsandt. Statt das erste Jahr seiner Dienstzeit mit den üblichen Staatsbesuchen zu verbringen, zog er gegen all jene ins Feld, die immer noch die römische Oberhoheit in Frage stellten. Ein grosser Stamm, der eine Schwadron Hilfsreiterei niedergemetzelt hatte, wurde vernichtet. Die Insel Mona, von der Suetonius durch den Aufstand der Boadicea abgerufen worden war, wurde unterworfen. Agricola vereinte in sich militärische Fähigkeiten mit staatsmännischer Humanität. Tacitus zufolge [der seine Tochter geheiratet hatte] erklärte er, dass «eine Eroberung wenig Gewinn bringt, wenn ihr Unterdrückung folgt». Er milderte die Strenge des Korntributs, ermutigte und förderte den Bau von Tempeln, Gerichtshöfen und Wohnhäusern. Er liess den Söhnen der Stammeshäuptlinge eine grosszügige Erziehung zukommen und bekundete «eine solche Vorliebe für die natürlichen Kräfte der Briten gegenüber der umständlicheren Art der Gallier», dass die Oberschicht versöhnt wurde und sich bereit erklärte, das Tragen der Toga und andere römische Sitten anzunehmen. «Schritt für Schritt führte man sie in Gewohnheiten ein, die zum Laster führten – das Ruhelager, das Bad, die elegante Tafelrunde. All dies nannten sie in ihrer Unwissenheit Zivilisation, obwohl es doch nur ein Teil ihrer Versklavung war.»

Obwohl man im Senat und in den römischen Regierungskreisen immer wieder erklärte, die kaiserliche Politik hielte sich an die Prinzipien des grossen Augustus, Grenzen sollten erhalten, aber nicht erweitert werden, erlaubte man Agricola, sechs Expansionsfeldzüge in Britannien zu führen. Während des dritten dieser Feldzüge erreichte er den Tyne, wobei der Vormarsch seiner Legionen durch eine Flotte auf dem Wasserwege Nachschub erhielt. Im fünften Feld-

¹ Tacitus, Agricola.

RÖMISCHES BRITANNIEN

Englische Meilen

0 5 10 20 30 40 50



zug erreichte er den Forth und den Clyde, und hier, in der Wespentaille Britanniens, hätte er haltmachen sollen. Aber für die britischen Provinzen gab es weder Sicherheit noch einen dauernden Frieden, ehe er nicht die mächtigsten Stämme und die grossen Banden verzweifelter Krieger, die durch seinen Vormarsch nordwärts getrieben worden waren, unterworfen hatte. Es ist in der Tat offensichtlich, dass er freiwillig niemals an einem anderen Punkt als am Ozean haltgemacht hätte. Aus diesem Grund marschierte er bei seinem sechsten Feldzug mit all seinen Streitkräften nach Norden. Seine Stellung war nun unerschütterlich geworden. Vergangenes Unglück hatte die Briten gelehrt, welche Strafen Uneinigkeit zur Folge hat.

Agricolas Schwiegersohn berichtet:

«Unser Heer, beflügelt durch die errungenen Siege, verkündete, dass es das Innere Kaledoniens durchdringen müsse, um endlich in einer ungebrochenen Folge von Gefechten an die äussersten Grenzen Britanniens zu gelangen. Aber die Britannier, die sich weniger durch unsere Tapferkeit als durch die geschickte Ausnutzung einer Gelegenheit seitens unseres Generals überrumpelt glaubten, verloren nichts von ihrer Überheblichkeit, bewaffneten ihre Jugend, brachten ihre Frauen und Kinder an einen sicheren Ort und versammelten sich, um mit geweihten Riten eine Verschwörung ihrer sämtlichen Staaten zu bekräftigen.»

Die entscheidende Schlacht fand am Mons Graupius statt, einem Ort, der bis heute nicht zu identifizieren ist, obwohl manche meinen, es sei der Pass von Killiecrankie. Tacitus beschreibt in nicht sehr überzeugenden Einzelheiten den Verlauf dieses berühmten Gefechts. Das gesamte Kaledonien, alles, was von Britannien noch übrig war, eine ungeheure Menge gebrochener, gejagter Männer, für die es nur Freiheit oder Tod gab, standen, in einer Übermacht von vier oder fünf gegen einen, den mit Umsicht kommandierten römischen Legionen und ihren Hilfstruppen gegenüber, in denen zweifellos viele britische Überläufer dienten. Es ist sicher, dass Tacitus den Umfang der Eingeborenenarmee sehr übertrieben hat; denn sie konnte in dieser Wildnis keine Depots angelegt haben. Ihre immer noch beachtliche Anzahl muss erheblich dezimiert worden sein. Offensichtlich war, wie in so vielen alten Schlachten, die unterlegene Seite das Opfer von Missverständnissen, und das Schicksal hatte sich bereits gegen sie entschieden, ehe die Hauptmasse der Streitkräfte erkannt hatte, dass es zu ernstlichen Kampfhandlungen gekommen war. Die Reserven kamen zu spät von den

Bergen herunter, um zu einem Sieg zu verhelfen, aber zeitig genug, um im Gedränge niedergemetzelt zu werden. Der letzte organisierte Widerstand Britanniens gegen die römische Herrschaft endete am Mons Graupius. Nach dem römischen Bericht wurden hier «zehntausend Feinde erschlagen, während wir etwa dreihundertsechzig Männer verloren». Clives Sieg bei Plassey, der dem britischen Empire eine langwährende Herrschaft in Indien sicherte, wurde unter grösseren Schwierigkeiten und mit geringeren Streitkräften und weniger Verlusten errungen.

Nun war der Weg für die völlige Unterjochung der Insel frei. Und wäre Agricola von der kaiserlichen Regierung ermutigt oder zumindest unterstützt worden, dann hätte die Geschichte vielleicht einen anderen Verlauf genommen. Doch Kaledonien war für Rom nur eine Sensation: die eigentlichen Schwierigkeiten lagen zwischen Rhein und Donau. Vernunftgründe herrschten vor, und man liess die Überreste der britischen Kampfgruppen in den nordischen Nebeln verschimmeln.

Mehr als ein Jahrhundert später beschreibt Dio Cassius, wie sie eine ständige Quelle der Sorge und der Unkosten für die befriedeten südlichen Gebiete waren.

«In Britannien gibt es zwei sehr umfangreiche Stämme, die Kaledonier und die Mæatæ. Die Mæatæ leben nahe dem Querwall, der die Insel in zwei Hälften teilt, die Kaledonier dahinter. Beide leben auf wilden, wasserlosen Hügeln oder auf einsamen sumpfigen Ebenen ohne Mauern, ohne Städte und ohne Landwirtschaft und ernähren sich von ländlichen Produkten und den Nüssen, die sie sammeln. Sie haben Fische in reicher Menge, essen sie aber nicht. Sie leben in Hütten, sind nackt und unbeschuht, kennen keine Einzelheiraten und ziehen ihre ganze Nachkommenschaft auf. Ihre Regierung ist meist demokratisch, und sie neigen in hohem Masse zur Räuberei ... Sie können Hunger, Kälte und alle Arten von Entbehrungen ertragen; sie ziehen sich in ihre Sümpfe zurück und halten es dort tagelang aus, wobei nur ihre Köpfe aus dem Wasser ragen, und in den Wäldern können sie von Rinden und Wurzeln leben.»

Im wilden Norden und Westen fand die Freiheit Zuflucht in den Bergen, aber überall sonst war die Eroberung oder Befriedung endlich abgeschlossen. Und Britannien wurde zu einer der fünfundvierzig Provinzen des Römischen Rei-

ches. Der grosse Augustus hatte die Errichtung eines Commonwealth sich selbst regierender Kantone zum kaiserlichen Ideal proklamiert. Jede Provinz wurde als eine Einheit für sich organisiert, und innerhalb dieser Einheiten erhielten die örtlichen Selbstverwaltungen ihre Chartas und Rechte. Die Provinzen teilte man in jene auf, in denen Einfälle oder Aufstände zu befürchten waren und die daher einer kaiserlichen Garnison bedurften, und in jene, die keinen derartigen Schutz benötigten. Die militärischen Provinzen standen unter der direkten Aufsicht des Kaisers. Die geschützteren unterstanden, zumindest formal, dem Senat. Aber in allen Provinzen folgte man dem Prinzip, die Regierungsform den örtlichen Gegebenheiten anzugleichen. Weder rassische noch sprachliche noch religiöse Vorurteile behinderten den universalen Charakter des römischen Systems. Die einzigen Unterscheidungen waren die zwischen den Klassen, die in der gesamten geordneten Welt für unanastbar galten. Es gab römische Bürger, eine ungeheure Menge Nicht-Bürger und Sklaven. Aber für die glücklicheren Mitglieder der dienenden Klasse bestand die Möglichkeit, das volle Bürgerrecht zu erwerben. Auf dieser Basis entwickelte sich nunmehr das Leben Britanniens.

KAPITEL III

DIE RÖMISCHE PROVINZ

Fast dreihundert Jahre lang genoss Britannien, das sich mit dem römischen System ausgesöhnt hatte, die wahrlich glücklichste, angenehmste und aufgeklärteste Zeit, die seine Einwohner je gekannt haben. Angesichts seiner gefährdeten Grenzen war die militärische Besetzung geringfügig. Den Wall hielten Hilfstruppen, denen eine in York stationierte Legion zur Unterstützung zugeteilt war. Wales wurde durch eine Legion in Chester und eine weitere in Caerleon-Usk in Schach gehalten. Alles in allem belief sich die Besatzungsarmee auf kaum vierzigtausend Mann, und nach wenigen Generationen rekrutierte sie sich aus Ansässigen von fast ausschliesslich britischer Herkunft. So gut wie während dieses Zeitraums, der beinahe ebensolange währte wie der, welcher uns von der elisabethanischen Epoche trennt, lebte die britische Oberschicht nur noch in der spätviktorianischen Ära. Vom Jahr 400 bis zum Jahr 1900 gab es hingegen keine Zentralheizung mehr, und nur wenige kannten heisse Bäder. Ein wohlhabender britisch-römischer Bürger dagegen, der sich ein Landhaus baute, erachtete ein Hypokaustum für unentbehrlich. Fünfzehnhundert Jahre lang lebten seine Nachkommen in der Kälte ungeheizter Wohnungen, die sie hin und wieder zu mildern suchten, indem sie vor riesenhaften, kostspieligen Feuern schmorten. Selbst heute noch lebt ein geringerer Teil der Gesamtbevölkerung in zentralgeheizten Häusern als in jenen vergangenen Tagen. Und Bäder waren bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts völlig in Vergessenheit geraten. In jener langen, trostlosen Zwischenperiode litten auch die Reichsten und Höchstgestellten des Landes unter Kälte und Schmutz.

Kulturell und bildungsmässig bot Britannien, anders als Gallien, nur einen blassen Abglanz des Lebens in Rom. Aber es herrschte das Gesetz, es herrschte Ordnung, es herrschte Friede; es gab Wärme, Nahrung und traditionsgefestigte Lebensgewohnheiten. Die Einwohner waren keine Barbaren mehr, verfielen aber auch nicht in Trägheit und Luxus. Sogar in die Dörfer drang ein wenig

Kultur. Die römischen Sitten breiteten sich aus. In zunehmendem Masse bediente man sich römischer Geräte, ja sogar der römischen Sprache. Die Briten fühlten sich als gute Römer. Man darf in der Tat behaupten, dass sich keine von allen Provinzen dem römischen System besser anpasste als unsere Insel. Die britischen Legionäre und Freiwilligen galten neben den Illyriern als die besten Truppen des Weltreichs. Man war stolz darauf, Teil eines so noblen und ausgedehnten Staatsgefüges zu sein. Römischer Bürger sein, hiess Weltbürger sein und auf einem Piédestal unangefochtener Überlegenheit über Barbaren oder Sklaven stehen. Man konnte sich in jenem Weltreich ebenso rasch bewegen wie in dem der Königin Viktoria und war weder durch Grenzen noch durch Nationalismus behindert. In Norwich befindet sich ein Denkmal, das ein syrischer Einwohner Britanniens seiner Frau errichtet hat. Constantius Chlorus starb in York. Britische Schildwachen standen am Rhein, an der Donau und am Euphrat. Truppen aus Kleinasien, die durch die Nebel nach schottischen Plünderern spähten, behielten den Mithraskult am Limes bei. Der Kult dieses persischen Sonnengottes war im ganzen Römischen Reich verbreitet und fand besonders bei Soldaten, Kaufleuten und Verwaltungsbeamten grossen Anklang. Während des dritten Jahrhunderts war er ein machtvoller Rivale des Christentums und zählte, wie der eindrucksvolle, 1954 in Walbrook entdeckte Tempel beweist, viele Anhänger im romanisierten London.

Die einschneidenden Wechsel an der obersten Spitze des Weltreichs berührten das Alltagsleben der Bevölkerung weit weniger, als man vermuten könnte. Da und dort gab es Kriege und Aufstände. Rivalisierende Kaiser rangen um die Macht. Legionen meuterten, und der davon betroffenen Provinzen bemächtigten sich Usurpatoren. Die Briten nahmen lebhaften Anteil am politischen Geschehen des Römischen Reichs und bildeten sich über die Wechsel in der kaiserlichen Macht und über die Moral der Hauptstadt ihre eigene Meinung. Viele wagemutige Geister Britanniens nahmen die Gelegenheit wahr, im lebensgefährlichen Spiel der kaiserlichen Politik mit seinen beispiellosen Gewinnchancen und seinen verhängnisvollen Verlusten eine Rolle zu spielen. Aber alle hatten sich mit dem Gedanken einer römischen Herrschaft ausgesöhnt. Sie hatten ihr Gesetz; sie hatten ihr Leben, das, bis auf gelegentliche Störungen, breit und stetig dahinfluss. Eine Volksabstimmung im vierten Jahrhundert hätte sich für eine unbeschränkte Fortdauer des römischen Regimes ausgesprochen.

In unserem eigenen, fiebrigen, wechselvollen und unsicheren Zeitalter, in dem alles fluktuiert und nichts Bestand hat, müssen wir einer Epoche, die mit nur dreihunderttausend Soldaten in der gesamten damaligen Welt von Generation zu Generation den Frieden aufrechterhielt, einer Epoche, in der die ersten frühen Regungen des Christentums die Seelen der Menschen zu eindringlicher Betrachtung neuer und wesentlicherer Harmonien ausserhalb der sie umgebenden Begriffswelt beflügelten, mit Hochachtung begegnen.

Der römischen Zivilisation verdanken wir unser staatsbürgerliches und politisches Bewusstsein. Wie Schachbretter wurden Städte geplant, in denen die Gemeinden unter einer geordneten Verwaltung leben konnten. Die Gebäude wurden nach dem Standardmuster errichtet, das im ganzen Römischen Reich gebräuchlich war. Jede Stadt besass ihr Forum, ihre Tempel, Gerichtshöfe, Gefängnisse, Bäder, Märkte und ihr Kanalisationssystem. Während des ersten Jahrhunderts hatten die Bauherren offensichtlich eine optimistische Vorstellung von den Möglichkeiten und der Zukunft Britanniens, und ihre gesamte Städteplanung war auf ein Anwachsen der Bevölkerung zugeschnitten. Es war ein Zeitalter der Hoffnung.

Die Experten streiten sich über die Bevölkerungsdichte des romanisierten Britanniens, und die einander widersprechenden Schätzungen schwanken zwischen einer Million und anderthalb Millionen. Es scheint aber sicher, dass die Armee, der Verwaltungsdienst, die Stadtbewohner, die Oberschicht und ihre Angestellten sich auf drei- bis vierhunderttausend Menschen beliefen. Die Nahrungsmittel für diese anzubauen, würde mit den landwirtschaftlichen Methoden der damaligen Zeit eine etwa doppelt so grosse Agrarbevölkerung erfordert haben. Wir dürfen daher im romanisierten Gebiet eine Bevölkerung von mindestens einer Million Menschen annehmen. Es können aber sehr wohl noch mehr gewesen sein. Hingegen besitzen wir keine Anhaltspunkte dafür, dass sich die Bevölkerung unter der römischen Herrschaft wesentlich vermehrt hat. Durch mehr als zwei Jahrhunderte des Friedens und der Ordnung blieb die Zahl der Einwohner ungefähr die gleiche wie in den Tagen des Cassivellaunus. Dieses Unvermögen, die Bevölkerungsziffer zu steigern, hatte im ganzen romanisierten Britannien Enttäuschung und Skepsis zur Folge. Die Eroberer, welche Britannien so mühelos unterworfen und an ihre Lebensformen gewöhnt hatten, brachten keine Reichtümer. Sie konnten nur den Stammeskriegen ein Ende set-

zen und den jährlichen Ertrag aus der Bodenbewirtschaftung erhöhen. Die neue Gesellschaft in ihrer höfischen Gliederung mit ihrem Sinn für Eleganz und Luxus – den Bädern, Banketten, Togen, Schulen, der Literatur und Redekunst – stand auf einem nicht weniger grossartigen Fundament als die Landwirtschaft der prähistorischen Zeit. Der rohe Überfluss, in dem die alten Britannier geschwelgt hatten, konnte die imponierende Fassade des römischen Lebens in nur sehr bescheidenem Ausmass stützen. Der bestellte Boden war zum grössten Teil immer noch auf die leichteren und besser zu bebauenden Hochlandäcker beschränkt, die man seit Tausenden von Jahren auf primitive Weise bearbeitet hatte. Man kannte in Britannien den starken gallischen Pflug auf Rädern, aber er verdrängte nicht das dort übliche Gerät, welches nur Furchen von geringer Tiefe aufreissen konnte. Bis auf wenige Ausnahmen machte man keine umfassenderen Versuche, die Wälder zu roden, die Sümpfe trockenzulegen und den schweren Lehmboden der Täler, der so viel Fruchtbarkeit barg, zu bebauen. Die Erträge des seit undenklichen Zeiten betriebenen Zinnabbaus und der Schmelzerei erhöhten sich nun unter geordneter Verwaltung; es gab aber keine neuen Erkenntnisse, keine neuen Errungenschaften auf materiellem Gebiet. So blieb die wirtschaftliche Basis unverändert, und Britannien wurde zwar zivilisierter, aber nicht reicher. Britannien lebte auf kleinem Fuss und erfuhr keine wesentlichen Veränderungen. Das neue Staatsgebäude, ansehnlich und viel bewundert, war schwach und zerbrechlich.

Diese Umstände überschatteten schon bald die kühn geplanten Städte. Die sie umgebende landwirtschaftliche Prosperität reichte nicht aus, die Hoffnungen der Städteplaner zu erfüllen. Mehrere Ausgrabungen beweisen, dass die ursprünglichen Baulinien niemals bewohnt worden waren oder dass nach einer anfänglichen Bewohnung Teile der Städte allmählich in Verfall gerieten. Es gab nicht genug materiellen Wohlstand, um die Dinge in Fluss zu halten. Trotzdem lebten die Menschen in Sicherheit, und ihr Besitz war durch eiserne Gesetze gesichert. Zwar gab es in Britannien ein städtisches Leben, es war aber nicht entwicklungsfähig. Es verlief wie das Leben in einem alten Bischofssitz oder in einer verschlafenen Provinzstadt, behäbig, auf kleinem Raum, ja sogar rückschrittlich, dabei aber keineswegs ohne Anmut und Würde.

London verdanken wir Rom. Die Pionieroffiziere des Claudius, die Bürokratie, die den Heeresnachschub verwaltete, und die in ihrem Kielwasser folgen-

den Kaufleute – sie alle gaben London jenes Leben, das heute noch pulsiert. Das Strassennetz bereitete dem Handel den Weg. Eine ausgedehnte und klug angelegte Stadt mit mächtigen Mauern erstand an der Stelle der hölzernen Handelsniederlassung des Jahres 61 n. Chr., errang bald eine führende Stellung im Leben der römischen Provinz Britannien und überflügelte als Handelszentrum die alte Belgerhauptstadt Colchester. Gegen Ende des dritten Jahrhunderts wurde in der Londoner Münze Geld geprägt, und die Stadt war der Hauptsitz der Finanzverwaltung. In den späten Tagen der Provinz scheint London Sitz der Zivilverwaltung gewesen zu sein, wie York der Sitz der Militärverwaltung war, erhielt aber nie den Status eines Munizipiums.

Die Hochblüte der Römerzeit in Britannien ersehen wir aus den Landsitzen, die sich über das ganze besetzte Gebiet erstreckten. Die Besitzungen der kleineren Landedelleute waren an den reizvollsten Punkten der unberührten Landschaft inmitten von Urwäldern und an ungebärdig schäumenden Flüssen errichtet. Eine sehr grosse Anzahl behaglicher Wohnsitze, von denen jeder von Ländereien umgeben war, entstand und entfaltete sich zur Blüte. In den südlichen Grafschaften stiess man auf mindestens fünfhundert soldier Landsitze. Keiner liegt nördlicher als Yorkshire oder westlicher als Glamorgan. Der relative Misserfolg des städtischen Lebens veranlasste die Oberschichten der romanisierten Britannier, sich auf dem Lande anzusiedeln, und daher wird das Bild des römischen Britanniens in seiner grossen Zeit von den Landsitzen bestimmt. Auf den Landsitzen herrschte noch Wohlstand, als die Städte bereits verfallen waren. Nach dem dritten Jahrhundert waren die Städte zusammengeschrumpft. Die Landsitze blühten noch im vierten Jahrhundert und teilweise sogar noch bis ins sich verdüsternde fünfte hinein.

Die Grenzpolitik der flavischen Kaiser konnte das Bedürfnis nach starker Verteidigung in jener Zeit, da die Expansion des Weltreichs praktisch ihr höchstes Ausmass erreicht hatte, befriedigen. Domitian war der erste, der einen zusammenhängenden Festungsgürtel aufführen liess. Etwa 89 n. Chr. wurden der grosse Erdwall am Schwarzen Meer und ein weiterer, der den Rhein mit der Donau verband, errichtet. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts hatte man einen Standardtyp von Grenzbefestigung entwickelt. Agricolas Arbeit im nördlichen Britannien war wegen seiner übereilten Abberufung unvollendet geblieben» Es

war keine befriedigende Verteidigungsstellung errichtet worden, und die Position, die er in Schottland gewonnen hatte, musste allmählich wieder aufgegeben werden. Die Legionen zogen sich auf die Stanegate-Linie zurück, eine Strasse, die östlich von Carlisle verlief. In den folgenden Jahren offenbarte sich die Schwäche der britischen Grenze. Die Thronbesteigung Hadrians war von einer schweren Katastrophe begleitet. Bei der Bekämpfung eines unbedeutenden Aufstands nordbritannischer Stämme verschwand die neunte Legion vom Schauplatz der Geschichte. Das ganze Verteidigungssystem geriet in Unordnung, und der Provinz drohte Gefahr. Im Jahre 122 kam Hadrian selbst nach Britannien, und die Reorganisation der Grenze begann.

Während der nächsten fünf Jahre errichtete man eine dreiundsiebzig Meilen lange Militärsperre zwischen dem Tyne und dem Solway. Sie bestand aus einem Steinwall, der acht bis zehn Fuss stark war und durch siebzehn Forts mit je einer Freiwilligen-Kohorte, etwa achtzig Burgen und die doppelte Anzahl von Wachtürmen verstärkt wurde. Vor diesem Wall verlief ein dreissig Fuss tiefer Graben und dahinter ein anderer, der offenbar als Zollgrenze diente und wahrscheinlich einer Finanzverwaltung mit eigenen Beamten unterstand. Diese Anlage bedurfte einer unterstützenden Garnison von etwa vierzehntausend Mann, abgesehen von weiteren fünftausend Mann, die, unabhängig von den Kampfeinheiten in den Forts, Patrouillendienst am Wall zu leisten hatten. Die Truppen wurden von der ortsansässigen Bevölkerung gepflegt, die ihre Steuern in Weizen abführten, und jedes Fort besass Getreidespeicher mit Nahrungsmitteln für ein Jahr.

Zwanzig Jahre später, während der Regierungszeit des Kaisers Antoninus Pius, drangen römische Truppen wiederum über den Schauplatz von Agricolas Eroberungen nach Norden, und ein siebenunddreissig Meilen langer Wall wurde am Isthmus zwischen Forth und Clyde errichtet. Er sollte die Stämme der östlichen und mittleren Lowlands unter Kontrolle halten; aber die römischen Streitkräfte in Britannien konnten diese neue Verteidigungslinie nicht besetzen, ohne ihre Stellung an Hadrians Wall und im Westen zu schwächen. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts gab es Unruhen auf dem militärischen Sektor. Etwa um das Jahr 186 gab man den Antoninischen Wall auf und zog die Truppen an der ursprünglichen Verteidigungslinie zusammen. Aufständische Stämme und schottische Plünderer griffen die nördlichen Grenzen immer wieder an, und der Wall und die dazugehörigen Lager wurden stellenweise vollständig zerstört.

Erst als der Kaiser Severus im Jahre 208 nach Britannien kam und sich mit grosser Energie an die Reorganisation dieser Festungsanlage machte, wurde sie eine brauchbare Befestigungslinie. Die Zerstörung war so gross gewesen, und die Instandsetzungsarbeiten waren so umfassend, dass man ihn in späteren Zeiten für den Erbauer des Walles hielt, den er in Wirklichkeit nur wiederhergestellt hatte. Er starb im Jahre 211 in York; aber am Römischen Wall herrschte hundert Jahre lang Friede.

Wir können das Ausmass des römischen Strassenbaus an den Meilensteinen erkennen, welche von Zeit zu Zeit gefunden werden und die den Namen des Kaisers tragen, unter dessen Regierung die betreffenden Strassen angelegt wurden. Diese langen geraden Strassen zogen sich kühn über die ganze Insel. Gewöhnlich bestanden diese Strassen aus einer Unterlage grosser Steine, die meist in Sand eingebettet waren, und einem Belag aus zerstampftem Schotter. Sie waren etwa einen halben Meter, in besonderen Fällen oder nach häufigerer Reparatur bis zu drei Fuss dick. Die Strasse, die über Blackstone Edge führte, hatte eine Unterlage von Pech, war sechzehn Fuss breit, bestand aus viereckigen Sandsteinquadern und hatte auf jeder Seite eine Rinne und in der Mitte ein Band aus grossen Quadersteinen. Die Räder der alten Fuhrwerke, die, durch Hemmschuhe gebremst, den steinigen Hügel hinunterrollten, haben darin ihre Spuren hinterlassen¹.

Im ersten halben Jahrhundert nach der Invasion unter Claudius gab es eine lebhaftige Strassenbautätigkeit. Im zweiten Jahrhundert konzentrierte sich die Arbeit zum grössten Teil auf die Grenzbefestigungen der Militärdistrikte. Im dritten Jahrhundert war das Strassennetz vollendet und musste nur noch instandgehalten werden. Zwar wurden aus der Regierungszeit des Konstantins nicht weniger als vier Meilensteine ausgegraben, die auf eine weitere Ausdehnung schliessen lassen, aber seit etwa 340 wurden keine neuen Strassen mehr gebaut. Obwohl man so lange wie möglich weitere Verbesserungen durchführte, finden sich keine Meilensteine aus späterer Zeit, die auf neue Anlagen hindeuten. Das gleiche gilt für Gallien vom Jahre 350 an. Auch an diesen verkehrstechnischen Fakten lassen sich Aufstieg und Verfall der römischen Macht ablesen.

Wenn ein Einwohner von Chester zur Zeit des römischen Britanniens heute aufwachte², würde er feststellen, dass die heutigen Gesetze nur eine Vervoll-

¹ An Economic Survey of Ancient Rome III, 24.

² Im Jahre 1939 geschrieben.

kommnung der ihm bekannten sind. In jedem Dorf fände er Tempel und Priester jenes neuen Glaubens, der zu seiner Zeit sich überall erfolgreich durchsetzte. Er würde in der Tat feststellen, dass die Zahl der Gläubigen heute die Zahl der Andachtsstätten bei Weitem überwiegt. Nicht ohne Stolz würde er bemerken, dass seine Nachfahren gezwungen waren, Latein zu lernen, wenn sie die berühmten Universitäten besuchen wollten. Es könnte sein, dass er bei der Aussprache auf grosse Schwierigkeiten stiesse. Er würde in den öffentlichen Bibliotheken viele Meisterwerke der klassischen Literatur auf ungewöhnlich billigem Papier und in grosser Anzahl finden. Er würde eine gefestigte Regierung vorfinden und das Bewusstsein, einem Weltreich anzugehören. Er würde in den Wassern von Bath baden und sie trinken können oder würde, wenn ihm der Weg dorthin zu weit wäre, hygienische Einrichtungen in jeder Stadt finden. Er würde feststellen, dass all seine eigenen Probleme der Geldwährung, der Pachten, der öffentlichen Moral und Sitte immer noch lebhaft diskutiert werden, wenn auch unter etwas anderem Aspekt. Er hätte das gleiche Gefühl, einer bedrohten Gesellschaft und einer kaiserlichen Herrschaft anzugehören, die den Höhepunkt ihrer Macht überschritten hat. Es würden ihn die gleichen Ängste peinigen, er könne plötzlich von barbarischen Streitkräften überfallen werden, die mit Waffen ausgerüstet wären, die jenen der stationierten Legionäre oder Hilfstruppen ebenbürtig sind. Noch immer würde er vor den Menschen jenseits der Nordsee zittern, und noch immer würde man ihm erzählen, dass seine Grenze am Rhein liege. Die auffälligsten Veränderungen, denen er sich gegenüber sähe, wären das Tempo der Nachrichtenübermittlung und das Ausmass der durch Presse und Rundfunk verbreiteten Dinge. Beides fände er vielleicht betrüblich. Dem mag er jedoch die Narkose, die sterile Wundbehandlung und die wissenschaftlicheren Erkenntnisse der Hygiene gegenüberstellen. Er würde umfangreichere Geschichtsbücher lesen müssen, die Schlimmeres zu berichten wissen als die des Tacitus oder Dio Cassius. Er hätte die Möglichkeit, Gegenden zu sehen, die Cäsar unbekannt waren und aus denen er wahrscheinlich bekümmert und verwirrt zurückkehrte. Er käme sich bei Auslandsreisen in jeder Weise, ausser was die Schnelligkeit anbeträfe, behindert vor. Wüsste er nach Rom, Konstantinopel oder Jerusalem anders als auf dem Seeweg zu reisen, so würde er an einem Dutzend Grenzen kontrolliert werden. Man würde ihn auffordern, eine grosse Anzahl rassischer und stammesbedingter feindseli-

ger Gefühle zu entwickeln, die ihm früher unbekannt waren. Je mehr er aber die Berichte über das, was seit dem dritten Jahrhundert geschah, studierte, desto glücklicher würde er sein, dass man ihn nicht zu einem früheren Zeitpunkt aufgeweckt hat.

Wäre man mit den menschlichen und materiellen Hilfsquellen des Weltreichs sorgfältiger umgegangen, so hätten sie wahrscheinlich ausgereicht, um die Grenzen intakt zu halten. So aber wurden sie in den Kämpfen zwischen den rivalisierenden Kaisern oft vergeudet, und um die Mitte des dritten Jahrhunderts befand sich das Weltreich in einem politischen Chaos und war finanziell ruiniert. Dennoch besass es noch viel Lebenskraft, und aus den illyrischen Armeen kam eine Reihe grosser Soldaten und Verwaltungsbeamten, um die Einheit des Reiches wiederherzustellen und seine Verteidigung zu verstärken. Gegen Ende des Jahrhunderts schien Rom so mächtig und gefestigt wie nur je. Aber in den Fundamenten knisterte es, und durch die Risse des alten Gefüges drängten sich neue Ideen und neue Institutionen. Überall verfallen die Städte; Handel, Industrie und Landwirtschaft ächzten unter der Last der Steuern. Die Verbindungswege sind nicht mehr sicher, und in manchen Provinzen marodieren ehemalige Bauern, die ihren Lebensunterhalt nicht mehr in der Landwirtschaft finden können. Langsam löst das Weltreich sich in einzelne Teile auf, wie sie der klassischen Antike fremd sind und die eines Tages wieder zu einem neuen, feudalen und christlichen Muster geformt werden sollen. Aber ehe das möglich ist, müssen Generationen vergehen, während deren der neue Absolutismus sich verzweifelt bemüht, die Strassen befahrbar, die Felder bebaut und die Barbaren in Schach zu halten.

Nichtsdestoweniger war das Römische Weltreich ein altes System, seine Sehnen und Adern hatten die ganze Last der alten Welt ausgehalten. Gleich einem Greis wünschte die römische Welt in Ruhe und Frieden zu leben und in philosophischer Beschaulichkeit die guten Gaben, die das Leben den glücklicheren Schichten zu bieten hat, zu geniessen. Aber der interne Konservatismus wurde von neuen Ideen beunruhigt, und vor den sorgfältig bewachten Grenzen tobte und drohte eine ungeheure Masse hungriger wilder Menschen. Das Wesen des römischen Friedens war die Tolerierung aller Religionen und die Anerken-

nung eines universalen Regierungssystems. Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts erlebte jede Generation eine zunehmende Schwächung dieses Systems und eine immer stärker werdende Bewegung nach religiöser Einheit. Das Christentum stellte von Neuem all jene Fragen, welche die römische Welt für immer beantwortet zu haben glaubte, und einige weitere, an die sie nie gedacht hatte. Obwohl während dieser Jahrhunderte alle Zustandsveränderungen mit ihren schwerwiegenden Folgen sogar von denjenigen, die darunter am meisten litten, wie ein Naturereignis hingenommen wurden, hielt das Sklavenwesen, von dem ein Drittel der römischen Bevölkerung erfasst war, den neuen dynamischen Gedankengängen, die das Christentum mit sich brachte, auf die Dauer nicht stand. Der Wechsel zwischen massloser Verschwendungssucht und rächendem Puritanismus, der die Aufeinanderfolge der Kaiser kennzeichnete, der Kontrast zwischen der Moral im Zentrum der Macht und jener, die in breiten Schichten vieler abhängiger Länder herrschte, war ein Problem, das wachsende Beunruhigung auslöste. In einem Augenblick, da die Menschheit einen sehr wesentlichen Teil ihrer diesseitigen Schwierigkeiten gelöst zu haben schien und eine über allem stehende Regierung unbegrenzte geistige Freiheit gewährte, waren unerbittliche Gewalten, die sowohl von innen wie von aussen kamen, auf dem Vormarsch. Keine Ruhe; kein Verweilen. «Wir haben hier keine bleibende Statt, aber die zukünftige suchen wir.» Fremdartige, schicksalsschwere Banner wurden entrollt, Frieden und Ordnung zerstörend, aber die Herzen der Menschen erregend. Dem römischen System standen unermessliche Mühsale bevor – Elend, Gemetzel, ja, das reine Chaos und die lange Finsternis, die sich auf die Welt senken sollte.

Von aussen her drängten die ungeschlachten Barbaren gegen die Grenzen. Hier auf dem Festland hatten sich reissende, wilde Tiere in Waffenbrüderschaft verbunden, mit den besten Kämpfern und ihrer Nachkommenschaft als Führern. Im Tohuwabohu dieser Gemeinschaften mit all ihren Verbrechen und Bestialitäten lebte ein tatkräftigeres Lebensprinzip als in den erhabenen Errungenschaften des Römischen Weltreichs. Wir sehen diese Kräfte gleich einer Sturmflut gegen die bedrohten Deiche der römischen Welt anbränden und nicht nur bis an den obersten Rand schäumen, sondern auch unbemerkt einsickern, hier durch eine Bresche, dort nur durch Risse, während der Mensch sich der Zerbrechlichkeit der ganzen Struktur immer deutlicher bewusst wurde. Fluten neuen, ungebändigten Lebens brechen unablässig aus Asien hervor und

schwemmen, in sich ständig erneuernden Wellen, nach Westen. Gegen diese hatten die Waffen kein leichtes Spiel. Kalter Stahl und harte Disziplin und die geringe Kapitalreserve, die nötig war, um Armeen aufzustellen und ins Feld zu schicken, stellten die einzigen Verteidigungsmittel dar. Wenn die Moral der Legionen versagte, war alles verloren. Mindestens seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts lagen alle diese zersetzenden Kräfte offen zutage. Dennoch glaubten die Menschen des römischen Britanniens während vieler Generationen, das Rätsel der Sphinx gelöst zu haben. Sie hatten die Bedeutung ihres Lächelns missverstanden.

KAPITEL IV

DIE VERLORENE INSEL

Niemand vermag die Geschichte zu begreifen, sofern er nicht die grossen Zeiträume, die hier beständig erwähnt werden, mit den Erfahrungen unseres Lebens vergleicht. Fünf Jahre sind viel, zwanzig Jahre die Grenze, welche die meisten Menschen rückblickend nicht mehr überschauen können. Was fünfzig Jahre zurückliegt, ist bereits klassische Geschichte. Um die Schicksalsschläge zu begreifen, die eine Generation treffen, muss man sich zunächst ihre Situation vorstellen und dann den zeitlichen Massstab unseres eigenen Lebens daran anlegen. So wurden alle Veränderungen jenen, die sie von Tag zu Tag miterlebten, weit weniger deutlich als uns, die wir sie mit den Augen des Chronisten sehen, der die hervorragenden Ereignisse einer bestimmten Epoche herausstellt. Wir betrachten diese Szenen durch das trübe Teleskop der Forschung über einen Abgrund von fast zweitausend Jahren hinweg. Es besteht kein Zweifel, dass das zweite und bis zu einem gewissen Ausmass auch das dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung im Gegensatz zu allem, was war, und zum meisten, das noch kommen sollte, das goldene Zeitalter Britanniens gewesen sind. Aber zu Beginn des vierten Jahrhunderts waren Schatten auf diese unvollkommene, doch deshalb nicht weniger angenehme Gesellschaft gefallen. Stetig, Schritt für Schritt, schwand dem römischen Britannien das Gefühl der Sicherheit. Die tägliche Erfahrung bewies seinen Bürgern, dass das weltweite System, dem sie als Provinz angehörten, am Untergehen war. Für sie begann eine Zeit des Schreckens.

Der Spaten der Archäologen, der die Studien der Historiker berichtigt und erweitert, die Entdeckung und Untersuchung von Fundorten, Ruinen, Steinen, Inschriften, Münzen und Skeletten, die neuen Ergebnisse der Luftphotographie erzählen uns eine Geschichte, die niemand anzweifeln kann. Obgleich die wesentlichen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts nicht überholt wurden, sind die modernen Erkenntnisse wahrer, präziser und gründlicher. Die Bedeutung, wel-

che die viktorianischen Schriftsteller der Ursache und Wirkung wie ihrer Zeitbestimmung beimassen, hat sich, besonders seit dem ersten Weltkrieg, geändert. Ihre «historischen Dramen» wurden entweder modifiziert oder über den Haufen geworfen. Eine Unmenge solider Unterscheidungen und scharfsinniger Verbesserungen wurden in zähem Vordringen gewonnen. Wir gehen mit kleineren Schritten vor, aber auf sichererem Boden. Berühmte Bücher, von ihren Autoren nach lebenslanger Arbeit als endgültige Werke betrachtet, werden heute schon als veraltet angesehen, und neue Folgerungen werden gezogen, weniger von neuen Standpunkten aus als von neuen Entdeckungen. Trotzdem behält die Geschichte im grossen und ganzen ihre Gültigkeit, ist sie doch im Grunde bemerkenswert einfach.

Gegen Ende des dritten Jahrhunderts, als die römische Zivilisation in Britannien und die Bedrohung des Weltreichs ihren Höhepunkt erreicht hatten, begannen die Einbrüche barbarischer Völker, sowohl von Europa her wie von der abgelegenen Insel im Westen. Die Skoten, die wir heute besser Iren nennen sollten, und die Pikten aus Schottland drängten allmählich immer stärker gegen den Hadrianischen Wall an und umgingen seine beiden Flanken bei ihren immer häufigeren Überfällen von der See her. Zur gleichen Zeit ruderten die Sachsen in Langschiffen über die Nordsee und bedrängten heftig die ganze Küste von Newcastle bis Dover. Seit jenen Tagen lebte das britische Volk unter derselben grausamen und blutigen Bedrohung und unter plötzlichen Überfällen von der See her wie heutige Nationen unter der Bedrohung aus der Luft. In den letzten Jahren hat man viele Belege dafür ausgegraben. Alle führen zur gleichen Folgerung. Das vornehme Landleben Britanniens, auf dem die römische Herrschaft damals beruhte, war bedroht. Wir erkennen die Anzeichen der Furcht überall. Abgesehen von den Befestigungen an der Ost- und Südküste und dem von ihnen abhängigen Flottensystem, zeichnet sich eine Unmenge neuer Vorsichtsmassnahmen ab. Die Mauern von London wurden mit Basteitürmen ausgerüstet, für die man die Steine von Wohnhäusern nahm, die eine schwindende Stadtbevölkerung nicht mehr beanspruchte. Hier und dort wurden die breiten römischen Stadttore mit Holz um die Hälfte enger gemacht, ein schwerwiegender Beweis für die wachsende Unsicherheit der Zeitläufe. Im ganzen Land hat man Münzschatze gefunden, von denen kaum einer später als um das Jahr 400

n. Chr. anzusetzen ist. Über jener fruchtbaren, friedlichen, geordneten Welt lag die Furcht vor einer ständigen Gefahr.

Wie andere niedergehende Staatsorganismen funktionierte auch das Römische Weltreich noch einige Generationen lang, nachdem seine Lebenskraft schon gebrochen war. Nahezu hundert Jahre hindurch war unsere Insel ein Schauplatz für die Auseinandersetzung zwischen einer sterbenden Zivilisation und einem jungen, lebenshungrigen Barbarentum. Bis zum Jahr 300 hielt der Hadrianische Wall mit seinen Garnisonen die nördlichen Wilden ab, aber von da an musste man mit einer neuen Front rechnen. Neben dem «Herzog der nördlichen Marken» hatte der «Graf des sächsischen Ufers» zu stehen. An der gesamten Ost- und Südküste, vom Wash bis nach Southampton, baute man emsig an einem grossen Festungsgürtel. Acht Forts sind gründlich untersucht worden. Das grösste war Richborough, der Generation des ersten Weltkrieges als ein unschätzbare Nachschubhafen für die in Frankreich stehenden Truppen bekannt.

Die strategischen Überlegungen, denen zufolge diese Forts angelegt wurden, sind strittig. Man hat oft abschätzig über eine Politik geurteilt, der man vorwirft, sie habe von jenen acht Punkten aus vierhundert Meilen Küste schützen wollen. Diese Kritik ist fraglos ungerecht. Der neue Küstenfortgürtel konnte nur Sinn und Zweck haben, wenn es sich um Basen für eine britisch-römische Flotte handelte.

Eine solche Flotte, die *Classis Britannica*, hatte seit dem ersten Jahrhundert bestanden. Ziegel mit einem Admiralitätszeichen zeigen an, dass sie feste Standorte in Dover und Lympne besass. Aber die gesamte Küste war auf Verteidigung eingerichtet, und lange Zeit hindurch erwiesen sich jene Massnahmen wirksam. Vegetius, der im vierten Jahrhundert über die Kunst der Kriegführung schrieb, erwähnt eine besondere Art von leichten Galeeren, über welche die britische Flotte verfügte. Diese Schiffe, die Rümpfe, die Segel, die Kleidung der Mannschaft, ja, selbst deren Gesichter waren seegrün bemalt, um sie unsichtbar zu machen, und Vegetius erzählt uns, dass sie in der Seemannssprache «die Bemalten» hiessen. Als die kaiserliche und die britische Seemacht allmählich den Angreifern nicht mehr gewachsen waren, nahmen die Wälle der Befestigungen an Höhe zu und an Brauchbarkeit ab. Eine Flottenverteidigung mittels Rudergaleeren, die von fünfzig bis hundert Meilen auseinandergelegenen Basen operierten, konnte sich auf die Dauer nicht gegen die feindlichen

Überfälle behaupten. Eine Hochseeflotte, stark genug, um das Meer von Angriffen aus dem heutigen Holland, Deutschland und Dänemark freizuhalten, wäre zwar ein machtvolleres Abschreckungsmittel, aber doch zu langsam gewesen, um bei ruhiger See mit Ruderbooten fertig zu werden.

Die romanisierten Britannier waren überzeugte und unabhängige Angehörige des Weltreichs. Sie nahmen einen partikularistischen Standpunkt ein, wollten aber trotzdem die Hand im Spiel haben. Im Laufe der Zeit wurde die römische Garnison in Britannien allmählich immer mehr britisch, und gegen Ende des dritten Jahrhunderts nahm sie einen überwiegend nationalen Charakter an. Während man einerseits stolz darauf war, ein Bürger und ein Römer zu heissen, und nicht den Wunsch nach Unabhängigkeit fühlte, nahmen Provinz wie Armee gegenüber der kaiserlichen Regierung eine höchst kritische Haltung ein. Kaiser, welche die britische Volksmeinung missachteten oder britische Interessen opferten, vor allem aber solche, die man der Vernachlässigung der Verteidigung der Provinz zeihen konnte, waren Gegenstand regelrechter Empörung. Eine Reihe von Meutereien und Revolten liess die wachsenden Gefahren jener Zeit nur noch grösser werden. Niemand wird annehmen, dass die römischen Militärzentren in Chester, York oder Caerleon-on-Usk Bewerber für das kaiserliche Diadem ohne starken Rückhalt bei der örtlichen öffentlichen Meinung aufstellten. Es handelte sich hier nicht nur um Meutereien unzufriedener Soldaten, sondern um kühne Ansprüche auf die Kontrolle des Römischen Weltreichs seitens einiger Legionen von nur wenigen tausend Mann. Aber sie drückten die Stimmung, die Gefühle und die Ambitionen der Gesellschaft aus, in der sie lebten. Die Legionen verliessen das kleine Stadttheater wegen des grossen Welttheaters, wie Schauspieler, welche die Provinz um der Hauptstadt willen aufzugeben wünschen. Unglücklicherweise nahmen sie bei jeder weiteren Ablösung wichtige Elemente jener geringfügigen militärischen Streitkräfte mit, die zur Bemannung der Dämme benötigt wurden.

Kaiser Diokletian ist in die Geschichte vor allem als der Verfolger der ersten Christen eingegangen, und seine gewaltige Leistung einer Wiederherstellung der Grenzen der Alten Welt blieb davon überschattet. Seine Politik ging dahin, ein mehrteiliges Kaiserreich zu schaffen. Es sollte zwei Regenten und zwei Cä-

saren geben, er selbst sollte unter den vieren der Ranghöchste sein. Zum rechten Zeitpunkt würden sich die Regenten zugunsten der Cäsaren zurückziehen, es würden neue ernannt werden, und so wäre die Nachfolge gesichert. Der Mit-Regent Maximian, der im Jahre 285 nach Gallien entsandt wurde und für Britannien verantwortlich war, war über die Überfälle der sächsischen Seeräuber tief beunruhigt. Er verstärkte die Kanalflotte und setzte an ihre Spitze einen Marineoffizier aus den Niederlanden namens Carausius. Er war ein zäher, resoluter, ehrgeiziger und skrupelloser Mann. Von seiner Basis Boulogne aus ermutigte er die Plünderer zu ihren Raubzügen, und wenn sie mit ihrer Beute abzogen, fiel er mit römisch-britischen Geschwadern über sie her, nahm sie rudelweise gefangen und gab keinen Pardon. Sein Erfolg stellte die Briten nicht zufrieden. Sie bezichtigten ihn des Zusammengehens mit jenen, die er vernichtet hatte. Er erklärte, dies habe zu seiner List gehört. Aber die Tatsache, dass er die ganze Beute für sich behalten hatte, sprach sehr zu seinen Ungunsten. Maximian wollte ihn schon hinrichten lassen, aber Carausius landete in Britannien, rief sich selbst zum Herrscher aus, gewann die Inselgarnison für seine Sache und schlug Maximian in einer Seeschlacht. Daraufhin hielt man es für klüger, sich mit dem starrsinnigen Rebellen zu einigen, und im Jahr 287 wurde Carausius als einer der Augusti anerkannt, die Britannien und das nördliche Gallien befehligten.

Sechs Jahre lang regierte dieser meerbeherrschende Abenteurer auf unserer Insel. Er scheint ihre Interessen einigermaßen gut vertreten zu haben. Kaiser Diokletian und seine Kollegen warteten jedoch auf eine günstige Gelegenheit, und im Jahr 291 machten sie sich nicht mehr die Mühe, Freundschaft zu heucheln. Einer der neuen Cäsaren, Constantius Chlorus, belagerte und eroberte Boulogne, den kontinentalen Hauptstützpunkt des Carausius, der auch kurz darauf von einem seiner Offiziere ermordet wurde. Der neue Rivale wollte an seiner Stelle Herrscher werden. Er konnte sich die Unterstützung des britischen Volkes nicht sichern, und das ganze Land geriet in grosse Verwirrung. Die Pikten zögerten nicht, ihren Vorteil wahrzunehmen. Der Wall wurde überrannt, Feuer und Schwert verheerten die nördlichen Distrikte, Chlorus kam als Befreier über den Kanal. Sein Kollege landete mit einem Teil der Streitkräfte bei Portsmouth; er selbst segelte die Themse hinauf und wurde in London dankbar und unterwürfig empfangen. Er stellte die Ordnung wieder her. Eine 1922 in

Arras gefundene Goldmedaille zeigt ihn an der Spitze einer Flotte, welche die Themse hinaufsegelt. Er trieb die nördlichen Eindringlinge zurück und machte sich daran, das ganze Verteidigungssystem wiederherzustellen und zu verbessern.

Die römisch-britische Bevölkerung bemühte sich unablässig, die Einfälle zurückzuschlagen, und zwei oder drei Generationen lang beantworteten Gegenangriffe durch Galeeren-Geschwader und Eilmärsche von Kohorten und britischen Freiwilligen verschiedene Überfälle oder Invasionen. Aber obwohl dieser Zermürbungsprozess sich über Jahre erstreckte und das Elend immer mehr zunahm, zeigt uns das Jahr 367 höchst grauenvolle und mörderische Verhältnisse. In jenem Unglücksjahr schienen die Pikten, die Skoten und die Sachsen zusammenzuarbeiten. Sie alle fielen über Britannien her. Die kaiserlichen Truppen schlugen sich mannhaft. Der Herzog der nördlichen Marken und der Graf des sächsischen Ufers blieben auf dem Schlachtfeld. In die Verteidigungsstellungen wurde eine breite Bresche geschlagen, und die mordenden Horden strömten in die schöne Welt der Landhäuser und Gehöfte. Alles wurde dem Erdboden gleichgemacht. Die Ruinen erzählen uns die Geschichte. Man nimmt an, dass das herrliche silberne Mildenhall-Tafelservice, das sich heute im Britischen Museum befindet, um diese Zeit von seinen Besitzern vergraben worden ist, als ihr Landhaus von Plünderern überfallen wurde. Offenbar lebten sie nicht mehr lange genug, um es wieder auszugraben. Das Landleben Britanniens erholte sich von dieser Katastrophe nur sehr mühsam. Die Städte waren bereits dem Untergang geweiht. Jetzt suchten die Menschen Zuflucht in ihnen. Sie hatten wenigstens Mauern.

Das Buch der Geschichte zeigt uns die wiederholten Bemühungen der kaiserlichen Regierung, Britannien zu schützen. Trotz Aufständen und Undankbarkeit entsandte man immer wieder Offiziere und Truppen, damit sie die Ordnung herstellten oder die Barbaren zurückschlugen. Nach den Katastrophen des Jahres 367 schickte der Kaiser Valentinian den General Theodosius mit einer beträchtlichen Streitmacht der Provinz zu Hilfe. Theodosius erfüllte seine Aufgabe, und an den Küstenbefestigungen können wir wieder einmal Spuren einer weiteren starken Rekonstruktion feststellen. Doch selbst durch dauernden

Schaden immer noch nicht klug geworden, fügten sich Besatzung und Einwohner willig einem Spanier, Magnus Maximus, der Oberkommandierender in Britannien war und sich nun zum Kaiser ausgerufen hatte. Maximus kratzte alle Truppen, deren er noch habhaft werden konnte, zusammen, entblösste den Wall und die Festungen ihrer ohnehin spärlichen Verteidiger, eilte nach Gallien und besiegte den Kaiser Gratian bei Paris. Gratian wurde in Lyon von seinen Truppen ermordet, und Maximus war nun Herr nicht nur über Britannien, sondern auch über Gallien und Spanien. Fünf Jahre lang kämpfte er, um seinen Anspruch auf diese grossen Reiche zu verteidigen, aber Theodosius, der Gratians Nachfolge angetreten hatte, besiegte ihn schliesslich und erschlug ihn.

Inzwischen wurde der Wall wieder überrannt, und Britannien lag den Eindringlingen vom Norden wie vom Meer her offen. Sieben weitere Jahre sollten vergehen, ehe Theodosius seinen General Stilicho auf die Insel schicken konnte. Dieser grosse Krieger verjagte die Eindringlinge und setzte die Verteidigungsstellungen wieder instand. Die Schriften des Hofdichters Claudian beschreiben in triumphalen Wendungen die Befreiung Britanniens von seinen sächsischen, piktschen und skotischen Angreifern im Jahr 400. In seiner Verherrlichung von Stilichos erster Konsulzeit erzählt Claudian, wie Britannien seinen Dank für die Befreiung von der Angst vor diesem Schrecken ausdrückte. Diese Gefühle verblassten rasch.

Stilicho war nach Rom zurückgekehrt und war im gleichen Jahr, in dem Alarich und die Westgoten in Italien einfielen, Oberkommandierender der Armee. Er sah sich gezwungen, einen weiteren Teil der britischen Garnison zurückzurufen, um das Herz des Weltreichs zu verteidigen. Im Jahr 402 schlug er Alarich in der grossen Schlacht von Pollentia und vertrieb ihn aus Italien. Kaum war dies vollbracht, da überfiel ihn bereits eine neue Barbareninvasion unter Radagaisus. Im Jahr 405 hatte Stilicho diesen zweiten grossen Feind völlig vernichtet. Kaum war die Luft in Italien rein, als ein Verband von Sueben, Vandalen, Awaren und Burgundern die Rheingrenzen durchbrach und Nordgallien überrannte. Der unbezwingbare Stilicho bereitete sich eben auf diesen Überfall vor, da meuterte die britische Armee, die sich beschwerte, die Provinz werde vernachlässigt. Sie stellten einen Gegenkaiser namens Markus auf, und nach dessen unverzüglicher Ermordung wählten sie an seiner Stelle einen Briten, Gratianus. Als dieser vier Monate später ermordet wurde, wählten die Soldaten

einen weiteren Briten, der den berühmten Namen Constantin trug. Statt die Insel zu beschützen, sah sich Constantin gezwungen, die Titel, die er usurpiert hatte, auf dem Kontinent zu verteidigen. Er entblösste Britannien seines Heeres und machte sich, wie vor ihm Magnus Maximus, nach Boulogne auf, um sein Glück zu versuchen. Drei Jahre lang kämpfte er mit wechselndem Erfolg mit Stilicho auf der Bühne des Welttheaters und wurde schliesslich, wie vor ihm Maximus, gefangen und hingerichtet. Keine der Truppeneinheiten, die ihn begleitet hatten, kehrte je wieder nach Britannien zurück. So beraubte man in jenen Unglücksjahren die zivilisierten Teile der Insel ihrer Verteidiger, damit sie teils dem Weltreich helfen, teils dagegen kämpfen sollten.

Zu Beginn des fünften Jahrhunderts waren sämtliche Legionen aus diesem oder jenem Grunde abgezogen, und der hilflose Kaiser Honorius konnte im Jahre 410 auf die flehentlichen Hilferufe nur mit seiner Abschiedsbotschaft antworten, dass «sie sich selber helfen möchten, wie sie könnten».

Den ersten Blick, den wir auf die Briten tun, nachdem die römische Regierung ihre Schutztruppen abgezogen hatte, verdanken wir dem Besuch des heiligen Germanus im Jahre 429. Der Bischof kam von Auxerre mit dem Auftrag, die pelagianische Ketzerei auszurotten, die trotz anderweitiger drängender Probleme auf unserer Insel einen guten Nährboden gefunden hatte. Diese verdammenswerte Lehre mass dem freien Willen eine allzu grosse Bedeutung zu und sprach sich folglich auch gegen die Lehre von der Erbsünde aus. Somit drohte sie die Menschheit eines wesentlichen Bestandteils ihres Erbes aus Urzeiten zu berauben. Der Bischof von Auxerre und ein anderer bischöflicher Kollege kamen in St. Albans an, und wir können versichert sein, dass sie bald die Zweifler überzeugten und die teuflischen Meinungen, denen jene unvorsichtigerweise ihr Ohr geliehen hatten, ausgetilgt haben. Was für ein Britannien fand er vor? Er spricht von einem Land, das im Wohlstand lebt. Es gibt Reichtum, es gibt Schaf- und Viehherden und eine Fülle von Nahrungsmitteln; die staatlichen und religiösen Einrichtungen funktionieren. Das Land gedeiht, aber es befindet sich im Krieg. Vom Norden oder vom Osten her nähert sich ein Invasionsheer. Es war ein Heer, das sich angeblich aus Sachsen, Pikten und Skoten zusammensetzte, ein wilder und zügelloser Haufe.

Der Bischof war einst ein hervorragender General gewesen. Er organisierte die örtlichen Streitkräfte. Er rekognoszierte die umliegenden Gebiete. Er entdeckte ein auf dem Anmarschweg des Feindes gelegenes Tal, das von hohen Bergen umgeben war. Er übernahm das Kommando und legte den wilden heidnischen Horden einen Hinterhalt. Als der Feind sich in aufgelöster Ordnung durch den Engpass wälzte, riefen plötzlich die Priester ihren Gegnern ein dreifaches Allelujah zu ... Der Schrei steigerte sich zu einem mächtigen Gebrüll und hallte von den Wänden des engen Tales wider. Die Feinde packte die Furcht, sie vermeinten, die Felsen und der ganze Himmel stürzten auf sie herab. Ihre Angst war so gross, dass sie gar nicht schnell genug laufen konnten. Auf ihrer regellosen Flucht warfen sie ihre Waffen weg und waren froh, wenigstens das nackte Leben zu retten. Viele verschlang in ihrer kopflosen Angst ein Fluss, den sie auf dem Anmarsch in voller Ordnung überquert hatten. Die unschuldige Armee sah sich gerächt, Zuschauer eines mühelos errungenen Sieges. Die geworfene Beute wurde gesammelt ... und die Britannier triumphierten über einen Feind, den sie ohne Blutverlust in die Flucht geschlagen hatten. Der Sieg war durch den Glauben, nicht durch die Macht errungen worden ... So kehrte der Bischof nach Auxerre zurück, nachdem er seine Angelegenheiten auf dieser äusserst reichen Insel geordnet und ihre geistigen und weltlichen Feinde, nämlich die Pelagier und die Sachsen, überwunden hatte¹.

Zwölf weitere Jahre vergingen, und ein gallischer Chronist macht 441 oder 442 n. Chr. folgende traurige Feststellung: «Die Britannier fallen soeben durch alle möglichen Unglücksfälle und Katastrophen unter die Herrschaft der Sachsen.» Was war geschehen? Etwas mehr als die Raubzüge des vierten Jahrhunderts: die Massenauswanderung aus Nordgermanien hatte eingesetzt. Dann bricht die Dunkelheit herein.

Wir können in diese Dunkelheit durch vier Fenster sehen, die teils mattes, teils farbiges Glas haben. Wir besitzen die Abhandlung von Gildas, dem Weisen, etwa um 545 geschrieben, also hundert Jahre, nachdem sich der Vorhang zwischen Britannien und dem Kontinent gesenkt hat. Ungefähr zweihundert Jahre später lässt Beda der Ehrwürdige, dessen Hauptthema die Geschichte der englischen Kirche war, ein paar wertvolle Bemerkungen über die Siedlung selbst fallen, die nichts mit seinem eigentlichen Thema zu tun haben. Eine als

¹ Constantin von Lyon, ein fast zeitgenössischer Biograph des hl. Germanns.

Historia Britonum bekannte Sammlung enthält Dokumente aus der Zeit vor dem Erscheinen Bedas. Schliesslich fasste man im neunten Jahrhundert, wahrscheinlich auf Befehl König Alfreds, verschiedene, in mehreren Klöstern aufbewahrte Annalen zur Angelsächsischen Chronik zusammen. Vergleichen wir sie untereinander und mit den Gewissheiten, die wir der Archäologie verdanken, dann erhalten wir folgendes Bild:

Um 450 n. Chr. versuchte der herrschende britische Häuptling, in der Nachahmung einer römischen Gepflogenheit, seine Position dadurch zu stärken, dass er einen Söldnerhaufen von jenseits des Meeres herüberbrachte. Das erwies sich als eine Fehlspekulation. Sobald der Seeweg wieder frei war, drangen neue Invasionsflotten die Flüsse herauf, etwa vom Humber bis Portsmouth. Aber je weiter die Eindringlinge sich von der Küste entfernten, desto mehr versteifte sich der britische Widerstand, und schliesslich wurde durch einen grossen Schlachtensieg am Mount Badon ihr Vormarsch für beinahe fünfzig Jahre zum Stillstand gebracht.

So weit ist die Geschichte historisch und geographisch belegt. Gildas könnte den Bericht über die Söldner als Junge von alten Männern gehört haben. Und es gibt keinen triftigen Grund, die Darstellungen des Nennius, eines vermutlich im neunten Jahrhundert anzusetzenden Kompilators, und Bedas anzuzweifeln, die übereinstimmend berichten, dass der getäuschte Häuptling, der diese schrecklichen Feinde einlud, ein gewisser Vortigern war. Hengist, dessen Name in der Geschichte des Nordens häufig erwähnt wird, war wie ein mittelalterlicher Söldner bereit, sein Schwert und seine Schiffe an jedermann zu verkaufen, der ihm Land für seine Männer gab; und was er nahm, war das spätere Königreich Kent.

Gildas weiss von dieser Tragödie zu berichten.

«Sie [die Britannier] waren kaum in ihr Land zurückgekehrt, als die falschen Horden der Pikten und Skoten auch schon in ihren lederüberzogenen Booten erschienen... Diese beiden Rassen unterscheiden sich zum Teil durch ihre Bräuche, sind sich aber in ihrer Blutgier gleich wie auch in der Angewohnheit, ihre Galgengesichter mit den Haaren zu verdecken, anstatt jene Körperteile zu bekleiden, die dessen bedürfen. Sie erobern den ganzen nördlichen, abgelegenen Teil des Landes bis zum Wall. An diesem Wall steht eine furchtsame und ganz unkriegerische Besatzung. Die unseligen Bürger werden durch die gekrümmten

Waffen ihrer nackten Feinde vom Wall heruntergezerrt und am Boden zerschmettert. Was soll ich noch sagen? Die Bürger verlassen den hohen Wall und ihre Städte, und ergreifen jetzt, verzweifelter noch als vorher, die Flucht. Wieder setzt der Feind ihnen nach, und es kommt zu einem grausameren Schlachten denn je. Wie Lämmer vom Metzger, so werden armselige Bürger von ihren Feinden getötet, bis ihr Umherziehen dem von wilden Tieren gleicht. Denn sie erhielten sich durch Raub, sei es auch nur um ein wenig Essen. So kamen zu den Unglücksfällen von aussen auch noch die inneren Fehden. Die Katastrophen nahmen derart zu, dass das Land von allen Nahrungsmitteln entblösst wurde, soweit sie nicht durch die Jagd beschafft werden konnten.

Deshalb sandten die armen Überlebenden abermals einen Brief an Aetius, einen mächtigen Römer: ‚An Aetius, dreimal Konsul, die Seufzer der Britanier. Die Barbaren treiben uns ans Meer, das Meer treibt uns zu den Barbaren. Es bleiben uns zwei Arten zu sterben: entweder erschlagen zu werden oder zu ertrinken.‘ Aber sie erhielten keine Hilfe. Inzwischen zwang bitterer Hunger viele, sich ihren Verderbern zu unterwerfen ... Aber andere ergaben sich unter keinen Umständen, sondern unternahmen weiterhin Ausfälle aus dem Gebirge, aus Höhlen, Engpässen und dichtem Gehölz. Und dann, erstmals nicht auf Menschen, sondern auf Gott bauend, erschlugen sie die Feinde, die so viele Jahre lang ihr Land geplündert hatten ... Für eine Weile war der Mut unserer Feinde gebrochen, aber die Schlechtigkeit unserer eigenen Landsleute blieb bestehen. Der Feind liess von unseren Bürgern ab, aber unsere Bürger liessen nicht von ihren Sünden.»

Nennius nennt, was Gildas zu tun versäumt, den Namen des britischen Soldaten, der bei Mount Badon höchsten Ruhm errang. Und dieser Name führt uns aus dem Dunkel der nur unklar überlieferten Geschichte ins strahlende Licht der Romantik. Hier ersteht vor uns, gross und verschwommen, undeutlich, aber leuchtend, die Legende von König Arthur und den Rittern seiner Tafelrunde. Irgendwo auf der Insel sammelte ein mächtiger Hauptmann die Streitkräfte des Römischen Britannien und schlug die barbarischen Eindringlinge vernichtend. Um ihn, um seinen Namen und seine Taten, erstrahlte aller Glanz, den Romantik und Poesie aufzubringen vermögen. Zwölf Schlachten, alle an unauffindliche Schauplätze verlegt, mit unbekanntem Feinden, die lediglich als Heiden bezeichnet werden, sind im Latein des Nennius bis in alle Einzelheiten beschrie-

ben. Andere Autoritäten sagen: «Kein Arthur, wenigstens kein Beweis für irgendeinen Arthur.» Erst als Geoffrey von Monmouth sechshundert Jahre später die Pracht des Feudalismus und der kriegerischen Aristokratie pries, wurden die Ritterlichkeit, die Ehre, der christliche Glaube, die geharnischten Ritter und die betörenden Damen mit einem Glorienschein umgeben, der ein Abglanz des Sieges war. Später sollte dies von den grossen Dichtern Mallory, Spenser und Tennyson nacherzählt und ausgeschmückt werden. Wahr oder falsch, jene Gestalten haben im Andenken der Menschheit Unsterblichkeit erworben. Es fällt schwer, zu glauben, alles sei die Erfindung eines walisischen Schriftstellers gewesen. Wenn es so ist, dann muss er ein wunderbarer Dichter gewesen sein.

Die moderne Forschung hat die Leugnung der Existenz Arthurs nicht akzeptiert. Bei aller Vorsicht erklären die jüngsten und am besten unterrichteten Autoren ihn übereinstimmend für eine geschichtliche Figur. Sie können nicht sagen, wann in jener dunklen Epoche er gelebt hat oder wo er Hof hielt und seine Schlachten schlug. Sie sind jedoch bereit, zu glauben, dass es einen grossen britischen Krieger gegeben hat, der die Flamme der Zivilisation durch alle Stürme rettete, und dass sich um ihn eine gläubige Gefolgschaft scharte, deren Andenken nicht verlorenging. Alle vier keltischen Stammesgruppen, die im Hochland lebten, hatten ihre Freude an der Artus-Sage, und jede erklärte ihr Gebiet für den Schauplatz seiner Heldentaten. Von Cornwall bis Cumberland ist man immer noch auf der Suche nach Arthurs Reich und dem Feld seiner Taten.

Die Zurückhaltung, die man sich heutzutage aus Furcht vor Widerlegungen bei wissenschaftlichen Behauptungen auferlegt, führt manchmal zu Extremen, bei denen der Autor sein Werk fast um den Sinn bringt und sich selbst beinahe jeder eigenen Meinung beraubt. Ein Beispiel für diese Methode mag genügen:

«Es ist ziemlich sicher, dass es, vermutlich in Südwestwales, einen kleinen Häuptling namens Arthur gegeben hat. Es ist möglich, dass er eine gewisse militärische Stellung innehatte, auf Grund deren er die Stammesstreitkräfte des keltischen Gebiets oder des Hochlands oder wenigstens eines Teils davon gegen Plünderer und Eindringlinge [die nicht alle teutonischer Herkunft gewesen sein müssen] vereinigte. Es ist ferner möglich, dass er an allen oder einigen Schlachten beteiligt war, die ihm zugeschrieben werden; andererseits kann diese Zuschreibung zu einer späteren Zeit erfolgt sein.»

Bei so viel Mühe und Gelehrsamkeit ist das ein nicht gerade sehr ergiebiges Resultat. Eine Tatsachengrundlage für die Geschichte von König Arthur geschaffen zu haben, ist jedoch ein Verdienst, dem man Anerkennung zollen sollte. Unter diesem Aspekt neigen wir auch zu der Ansicht, dass die Erzählung, mit der Geoffrey das geschichtenliebende Europa des zwölften Jahrhunderts erfreute, nicht nur Phantasie ist¹. Wüssten wir genau, was geschehen war, so stünden wir einem Thema gegenüber, das ebenso wohlfundiert, ebenso erhaben und vom Erbe der Menschheit ebenso untrennbar ist wie die *Odyssee* oder das *Alte Testament*. Es ist alles wahr – oder sollte jedenfalls wahr sein – und ausserdem reicher und besser. Und wo immer Männer gegen Barbarei, Tyrannei und Massaker für Freiheit, Gesetz und Ordnung kämpfen, mögen sie daran denken, dass der Ruhm ihrer Taten, selbst wenn sie völlig vernichtet werden sollten, besungen wird, solange sich die Erde dreht. Dann lasst uns sagen, dass König Arthur und seine edlen Ritter, die die heilige Flamme des Christentums und das Prinzip der Weltordnung schützten, durch ihre Kühnheit, ihre körperliche Kraft und mit guten Pferden und Waffen ausgerüstet, ein Heer wüster Barbaren niedermetzelten und den braven Leuten für alle Zeiten ein Beispiel gaben.

Man sagt uns, er sei *Dux Bellorum* gewesen. Was war natürlicher und notwendiger, als dass man einen Oberkommandierenden ernannte, einen neuen Grafen von Britannien, wie ihn die Britannier fünfzig Jahre vorher von Aetius erbeten hatten? Nachdem feststeht, dass Arthur Befehlshaber eines beweglichen Feldheers war, das von einem Teil des Landes zum anderen zog und sich mit den örtlichen Streitkräften jedes Distrikts vereinigte, erübrigen sich Kontroversen über die Schauplätze seiner Taten von selbst. Überdies [darauf weist uns Professor Collingwood hin] nahm im vierten Jahrhundert die Kavallerie eine beherrschende Stellung auf dem Schlachtfeld ein. Die Infanterie trat eine Weile in den Hintergrund, und die Tage der Legion waren für immer vorbei. Die sächsischen Eindringlinge waren Infanteristen, die mit Schwert und Speer kämpften und fast keine Rüstung besaßen. Gegen einen solchen Feind konnte sich auch eine kleine Einheit gewöhnlicher römischer Kavallerie sehr wohl als

1 S. Sir Frank Stenton, *Anglo-Saxon England* (1943), S. 3: «Das Schweigen des Gildas mag nahelegen, dass der Arthur der Geschichte eine weniger eindrucksvolle Figur war als der Arthur der Legende. Aber man sollte sich hüten, ihn aus dem Umkreis der Geschichte zu entfernen; denn Gildas hegte eine höchst eigenartige Scheu, in seine Schriften Personennamen aufzunehmen.»

unüberwindbar erweisen. Wenn ein Häuptling wie Arthur eine Schar eisengepanzelter Kavallerie um sich versammelt hätte, so hätte er sich in ganz Britannien frei bewegen, überall den örtlichen Widerstand gegen die Eindringlinge anführen und viele Siege erringen können. In der Erinnerung an Arthur schwang auch die Hoffnung, dass eines Tages der Befreier kommen möge. Die Legende lebte von den wachsenden Bedrängnissen des Zeitalters. Professor Collingwood nennt Arthur den letzten Römer. Arthur griff die römischen Ideen auf und verwandte sie zum Wohl des britischen Volkes. «Das Erbe Roms», sagt Collingwood, «lebt in vielerlei Formen weiter. Aber von jenen, die dieses Erbe nützten, war Arthur der letzte, und mit ihm endet die Geschichte des römischen Britanniens.»

«Arthurs zwölfte Schlacht», sagt Nennius, «fand am Mount Badon statt, wo an einem Tag 960 Männer allein von Arthurs Schwert fielen. Und in allen seinen Schlachten blieb er Sieger. Aber die anderen suchten nach jeder Niederlage Hilfe bei den Germanen und gewannen unablässig an Stärke.»

Alle Bemühungen, das Schlachtfeld von Mount Badon örtlich zu bestimmen, waren vergebens. Hunderte von gelehrten Untersuchungen brachten kein Ergebnis. Wenn die Schlacht aber – und das scheint am wahrscheinlichsten – im Niemandsland ausgetragen wurde, um den Angriff von Osten abzuwehren, dann ist der aussichtsreichste Titelanwärter Liddington Camp, das bei Swindon auf Badbury herabsieht. Andererseits aber können wir das Datum mit ungewöhnlicher Genauigkeit festlegen. Gildas sagt, die Schlacht habe 43 Jahre und einen Monat vor seiner Niederschrift stattgefunden, und er erinnere sich dieses Datums, weil es das seiner Geburt sei. Nun wissen wir durch ihn, dass der König von Nordwales, Maelgwyn, zur Zeit der Niederschrift noch lebte, und die Annalen von Cambria berichten, dass er im Jahre 547 an der Pest starb. Gildas kann also nicht später geschrieben haben, und somit hätte die Schlacht am Mount Badon 43 Jahre früher, also 503 stattgefunden. Wir haben in den irischen Annalen ausserdem eine Gegenkontrolle; denn diese verzeichnen Gildas' Tod im Jahr 569 oder 570. Es ist daher unwahrscheinlich, dass er vor 490 geboren wurde, und das Datum der Schlacht scheint somit zwischen 490 und 503 zu liegen.

Eine gewichtigere Frage ist heftig umstritten. Rotteten die Eindringlinge die eingeborene Bevölkerung aus oder machten sie sich zu ihren Herren und ver-

mischten sich bis zu einem gewissen Grade mit ihnen? Hier bedarf es der Unterscheidung zwischen dem Zeitalter grausamer Raubüberfälle und dem Zeitalter der Siedler. Gildas spricht von ersterem, und die Szenen, die er beschreibt, wiederholten sich drei Jahrhunderte später bei der dänischen Invasion. Aber für den Bodenständigen sind solche Überfälle nur Zwischenfälle in einem Leben, das in der Hauptsache dem Kampf mit dem Boden gewidmet ist, und bei dieser alle Kräfte in Anspruch nehmenden Arbeit sind Arbeitskräfte ebenso wichtig wie das Land selbst. Die Ortsnamen lassen vermuten, dass in Sussex die Ausrottung der Bevölkerung die Regel war. Weiter westlich haben wir Grund zur Annahme, dass ein grosser Teil der britischen Einwohner überlebte, und der älteste westsächsische Kodex aus dem Jahre 694 n. Chr. sieht sorgfältige Wahrung der Rechte für «Welschleute» der verschiedenen Stände vor – reiche Landbesitzer und «des Königs Welschleute, die als Boten für ihn reiten», nämlich die eingeborenen berittenen Kuriere, welche die alten Pfade kennen. Selbst dort, wo nicht einmal der Selbsterhaltungstrieb die eingeborenen Dörfler als Arbeiter auf sächsischen Gütern vor dem Untergang bewahrte, dürfen wir hoffen, dass hier und da die flehende Bitte eines Mädchens, der Hilferuf einer verzweifelten Schönen, die fleischlichen Bedürfnisse eines Invasionsheers das Band zwischen Sieger und Besiegten knüpften. So könnte das alte Blut erhalten worden, so könnten in der Folge der Geschlechter allmählich die Härten der Unterwerfung geschwunden sein. Die völlige Ausrottung einer ganzen Rasse in einem grossen Gebiet erscheint dem menschlichen Gefühl abstoßend. Und wenn schon das Mitleid gefehlt hätte, so setzten sich doch gewiss zumindest praktische Erwägungen oder die natürlichen Versuchungen des Fleisches durch. Ernsthaftige Schriftsteller behaupten deshalb, dass die angelsächsische Eroberung für die Masse der Briten nur einen Wechsel der Herren bedeutete. Die Reichen wurden niedergemacht, die Stolzen und Tapferen fielen in grosser Zahl auf den westlichen Bergen. Zahlreichere andere Banden flohen rechtzeitig in die Bretagne, von wo ihre Kindeskinde eines Tages wieder zurückkehren sollten.

Überdies waren die Sachsen Talsiedler. Ihre Vorstellung von wirtschaftlichem Besitz umschloss eine fette Wiese an einem Bach, deren unterer Hang bestellt wurde und deren obere Hänge Weideland waren. Aber oft verstrich eine lange Zeit, ehe die unteren Hänge gerodet und bewässert werden konnten. Und wovon lebte der Sachse inzwischen, wenn nicht von den Produkten der briti-

schen Bauernhöfe im Oberland? Näher liegt die Annahme, dass er die Eingeborenen als Sklaven behielt, damit sie das Land, mit dem sie vertraut waren, bearbeiteten, bis das Tal reif zur Saat war. Dann verstepten die alten britischen Gehöfte, und die ganze Bevölkerung drängte sich in den Dörfern am Fluss und an der Quelle. Aber die Sprache der Talsiedler beherrschte die der Hügelbauern, die in kleinen isolierten Höfen verstreut waren. Das Studium der heutigen englischen Ortsnamen hat ergeben, dass Namen, die mit «Hügel», «Wald» und «Strom» zusammengesetzt sind, auch in Gebieten mit angelsächsischen Dorfnamen häufig keltische Ursprünge haben. Daraus erklärt sich, auch ohne dass wir eine vollständige Ausrottung voraussetzen müssen, das Verschwinden der britischen Sprache sogar in Gegenden, wo unseres Wissens eine britische Urbevölkerung erhalten blieb. Sie musste die Sprache ihrer Herren erlernen. Es bestand kein Grund, weshalb die Herren die ihre erlernen sollten. So kam es, dass sowohl Latein wie Britisch so vollständig von der Sprache der Neuankömmlinge abgelöst wurden, dass man in unseren frühesten Aufzeichnungen kaum mehr Spuren davon findet.

Es gab auf der Insel keine Einheitlichkeit in den Methoden. Es besteht aller Anlass, zu glauben, dass sich die Neuankömmlinge in Kent neben den alten Einwohnern niedergelassen hatten, deren Namen Cantiaci sie annahmen. In Northumbria finden wir deutliche Spuren keltischen Rechts. In Hampshire und Wiltshire zeigt uns ein breiter Landstrich mit britischen Ortsnamen, der sich von Liss bis Deverill zieht, dass die Eingeborenen anscheinend ihre alten Felder auf den Downs noch bebauten, während die Sachsen bereits die Täler rodeten. Es gab keine Rassentrennung. Körperlich ähnelten die beiden Rassen einander; und wahrscheinlich wurde in vielen Gegenden ein wesentliches britisches Element vom sächsischen Volksschlag assimiliert.

Auch die Eindringlinge selbst sehnten sich nach bodenständiger Sicherheit. Ihre harten Gesetze und strengen Massnahmen waren nur die Folge der furchtbaren Drangsale, die sie durchgemacht hatten, als sich die Horden beutegieriger Volksstämme von Zentralasien nach Westen ergossen. Die Krieger, die von einem sechsmonatigen Raubzug heimkehrten, gaben sich gern dem faulen Nichtstun hin. Offenbar waren sie fortschrittlichen Ratschlägen nicht abgeneigt, aber wo, so fragten sich die Häuptlinge und Ältesten, konnte man Sicher-

heit finden? Als sich im fünften Jahrhundert der Druck aus dem Osten verstärkte und die alljährlichen Raubtrupps aus Britannien mit Beutegut und Erzählungen von Reichtum und Fruchtbarkeit zurückkamen, erweckten sie in den führenden Köpfen eine Vorstellung von der Schwierigkeit, auf diese Insel zu gelangen, und damit auch von der Sicherheit, die durch die Besetzung seitens einer zähen und kühnen Rasse erreicht werden könnte. Es schien, als könnten sich hier, auf dieser meerumspülten Insel, Männer zur Ruhe setzen und die Annehmlichkeiten des Lebens genießen, ohne von der Angst gejagt zu sein, eine stärkere Hand könne sie unterjochen, und ohne die gewaltigen täglichen Opfer, die von der militärischen und Stammesdisziplin auf dem Festland nicht zu trennen sind. Jenen wilden Haudegen erschien Britannien als ein Refugium. Durch die Erzählungen der Plünderer verstärkte sich der Gedanke an eine systematische Besiedlung immer mehr. Und die Einwanderung nach Britannien und seine Besetzung nahm, mit Verzweiflung im Rücken und Hoffnung vor Augen, von Jahr zu Jahr zu.

Von allen germanischen Stämmen war keiner grausamer als die Sachsen. Schon ihr Name, der die gesamten nördlichen Stämme bezeichnete, war angeblich vom Gebrauch einer Waffe abgeleitet, der sogenannten seax, einem kurzen einhändigen Schwert. Wenn auch die Überlieferung und Beda der Ehrwürdige die Eroberung Britanniens den Angeln, Jüten und Sachsen gemeinsam zuschreiben, und obwohl die verschiedenen Siedlungen ihre stammesbedingten Eigenarten besitzen, ist es doch wahrscheinlich, dass die Sachsen vor ihrem allgemeinen Auszug aus Schleswig-Holstein die beiden anderen Stämme völlig assimiliert hatten.

Die Geschichtsbücher unserer Kindheit versuchten tapfer, die genauen Daten aller wesentlichen Ereignisse vorzuschreiben. Im Jahr 449 gründeten Hengist und Horsa auf Einladung von Vortigern das jütische Königreich Kent auf den Gebeinen seiner früheren Einwohner. Im Jahre 477 erschien Ella mit seinen drei Söhnen, um die Einfälle fortzusetzen. 495 kamen Cerdic und Cynric. Im Jahre 501 gründete der Seeräuber Port Portsmouth. Im Jahre 514 schlugen die Westsachsen Stuf und Wihtgar ihrerseits die Britannier in die Flucht. Im Jahre 544 wurde Wihtgar umgebracht. Im Jahre 547 kam Ida, der Gründer des Königreichs Northumberland. Alles, was man über diese Daten sagen kann, ist,

dass sie ungefähr mit den Tatsachen übereinstimmen und dass diese aufeinanderfolgenden Invasionswellen, welche die Siedler mit sich brachten, über unsere unseligen Küsten hereinbrachten.

Andere Autoritäten entwerfen ein anderes Bild. «Die Masse der Gehöfte in einem Dorf», erzählt uns J. R. Green, «gehörte den Freien oder *ceorls*. Aber dazwischen standen die grösseren Sitze der *eorls*, Männer, die sich von ihren Mitmenschen durch adeliges Geblüt unterschieden, denen traditionsgemäss Ehrerbietung gezollt wurde und aus deren Reihen in Kriegszeiten die Anführer der Dorfgemeinschaft und in Friedenszeiten die Herrscher gewählt wurden. Doch die Wahl stand frei, und der Mann von edlem Geblüt genoss keinerlei rechtliche Privilegien bei seinen Mitbürgern.»

War dem wirklich so, dann hätten wir bereits zur damaligen Zeit das demokratische Ideal verwirklicht, «eine Gemeinschaft aller unter der Führung der Besten». Die Stammesverfassungen des germanischen Volkes enthalten zweifellos viele der Prinzipien, die wir heute bewundern und die einen beachtlichen Teil jener Botschaften ausmachen, welche die englischsprechenden Völker der Welt geschenkt haben. Aber weit davon entfernt, ihre Ideale in die Tat umzusetzen, führten die Eroberer des römischen Britannien eine Gesellschaftsordnung ein, die von Grund auf verderbt und lasterhaft war. Die Eindringlinge brachten nach Britannien ein Prinzip, das allen germanischen Stämmen eigen ist. Sie benutzten nämlich die Macht des Geldes zur Regelung aller menschlichen Beziehungen. Wenn es überhaupt irgendeine Gleichheit gab, so war es die Gleichheit innerhalb einer sozialen Schicht. Wenn es Freiheit gab, war es hauptsächlich eine Freiheit für die Reichen. Wenn es Rechte gab, so waren es in erster Linie die Rechte der Besitzenden. Es gab kein Verbrechen, das nicht mit Geld gesühnt werden konnte. Keine Schuld wog schwerer als ein Diebstahl, es sei denn, man versäumte, dem Ruf zu den Waffen Folge zu leisten.

Ein ausgeklügelter Tarif legte das «Wergeid», das heisst den genauen Wert jedes Mannes in Schillingen fest. Ein Edeling oder Fürst war 1'500 Schilling wert, der Wert einer Kuh in Kent oder anderswo eines Schafes belief sich auf einen Schilling. Einen *eorl* oder Adelingen bewertete man mit 300 Schilling; einen *ceorl* [heute nur noch als *churl* = Grobian gebraucht] oder Freisassen mit 100 Schilling, einen *læt* oder Hofsklaven mit 40 bis 80 Schilling. Ein Sklave hatte überhaupt keinen Wert.

Alle diese Gesetze wurden mit mathematischer Logik bis zum äussersten Ex-

trem getrieben. Wenn ein *ceorl* einen *eorl* tötete, musste er eine dreimal so hohe Busse zahlen wie umgekehrt. Und diese Gesetze galten auch für alle jeweiligen Familienmitglieder. Das Leben eines Erschlagenen konnte durch Barzahlung abgegolten werden. Mit Geld liess sich alles machen, ohne Geld gab es nur Rache oder Freiheitsverlust. Der auf 1'500 Schilling geschätzte Edeling musste jedoch in gewisser Hinsicht leiden. Auf Totschlag stand die Strafe des Zungeausreissens. Machte sich ein Edeling dieses Verbrechens schuldig, so war seine Zunge fünfmal soviel wert wie die eines *eorls* und fünfzehnmal soviel wie die eines gewöhnlichen *læt*, und nur zu diesen Bedingungen konnte er sich freikaufen. Der Missbrauch einer einfachen Zunge war daher billig. Immerhin war das Wergeid, wie Alfred lange Zeit später feststellte, besser als die Blutfehde.

Das Fundament des germanischen Systems waren Blut und Sippe. Die Familie war die Einheit, der Stamm die Gesamtheit. Die grosse Umwandlung, die wir bei den Emigranten beobachten können, ist die Abkehr von Blut und Sippe, die bisher ihre Gesellschaftsordnung bestimmten und nun durch die örtliche Gesellschaft und Herrschaft, die auf dem Grundbesitz beruhte, ersetzt wurden. Dieser Wechsel erwuchs, wie so viele Lektionen, die der Mensch gelernt hat, aus den harten Notwendigkeiten des Krieges. Jede Pioniertruppe, die um Leben und Lebensraum gegen Männer kämpfte, welche genau so unter Druck standen wie sie selbst, fiel unweigerlich unter die Botmässigkeit des tapfersten, mächtigsten und erfolgreichsten Kriegsführers. Hier handelte es sich nicht mehr um einen Beutezug von wenigen Monaten oder höchstens einem Jahr. Nun galt es, Siedlungen zu gründen und neues Land zu erobern und zu bebauen, Land, das überdies dem Pflug, der es aufriss, eine jungfräuliche Fruchtbarkeit bot. Und dieses Land musste geschützt werden, und wer hätte es besser zu schützen vermocht als die kühnen Häuptlinge, die es über die Leichen der früheren Besitzer errungen hatten?

So musste der aus germanischen Ländern eingeführte Lebensstil auf die Ansiedlung in England zugeschnitten werden. Die bewaffneten bäuerlichen Kolonisatoren sahen sich gezwungen, eine stärkere Staatsautorität anzuerkennen, die durch die Belastung der dauernden Kriegshandlungen bedingt war. In Germanien hatten sie keine Könige gehabt. In Britannien entstand ein Königtum aus den Reihen von Führern, die von den alten Göttern abstammten behaupteten.

Die Stellung des Königs nahm an Bedeutung ständig zu, und seine Anhänger oder Getreuen bildeten allmählich eine neue Gesellschaftsschicht, welche den Keim des Feudalismus in sich trug und schliesslich alle anderen Schichten beherrschen sollte. Aber über allen stand der Herr; er musste auch der Schutzherr sein. Er musste für sein Volk eintreten, ihm vor Gericht Beistand leisten, es in Hungerzeiten ernähren. Und dafür hatte das Volk sein Land zu bebauen und ihm in den Krieg zu folgen.

Zu Anfang war der König nur ein für dauernd gewählter Kriegsführer. War er aber einmal aufgestellt, so hatte er seine eigenen Interessen und seine eigenen Bedürfnisse und musste seinen eigenen tödlichen Gefahren begegnen. Sein Hauptziel war es, sich zu sichern. «So zu sein, ist nichts, doch sicher so zu sein ...» Wie aber dieses Ziel erreichen? Nur dadurch, dass der König eine Schar der erfolgreichsten Krieger um sich versammelte und diese unmittelbar an den Eroberungen und an der Siedlung interessierte. Er hatte ihnen ausser Land nichts zu bieten. Es musste eine Hierarchie geben. Der König musste von jenen umgeben sein, die aus seinen Taten und seiner Grossmut Nutzen zogen. Die Kriegsbeute war rasch vertan, aber das Land blieb für immer. Land gab es im Überfluss, von verschiedener Qualität und Verwendbarkeit. Es widersprach jedoch der ganzen Tradition der germanischen Stämme, einem einzelnen Krieger Rechte auf ein bestimmtes Gebiet zu verleihen. Nun wurde das Land unter dem harten Druck des Krieges und der Erschliessung in immer grösserem Ausmass privater Besitz. Zuerst unmerklich, dann aber immer schneller, entstand vom siebenten Jahrhundert an ein Landadel, der alles, was er besass, dem König verdankte. Während der tatkräftige Widerstand der Britannier weiterdauerte und das Schlachtenglück zweihundert Jahre hindurch einmal den einen, einmal den anderen hold war, verankerte sich die neue Institution des persönlichen Führertums, verkörpert durch die Kriegshäuptlinge aus göttlichem Geschlecht, tief im Bewusstsein der angelsächsischen Eindringlinge.

Doch mit dieser Entwicklung zu einer einheitlicheren politischen Verfassung oder Gesellschaftsstruktur tauchte auch eine Unmenge kleinerer Probleme auf, die zu einer Lösung drängten. Die Entfernungen waren im Allgemeinen hinderlich, und des Schreibens war man praktisch unkundig. Die einzelnen Gebiete waren wie Inseln bei schwerem Seegang getrennt, und dadurch erwuchs hinter der Front der eindringenden Stämme eine Unzahl von Königen und

Zaunkönigen. Von ihren Grundfehlern und Lastern muss man ihre Unfähigkeit, sich zusammenzuschliessen, an erster Stelle nennen. Lange Zeit bot die Insel nur das Schauspiel eines Chaos, das aus den Kämpfen kleiner, straff organisierter Einheiten entstanden war. Obgleich die Bevölkerung südlich des Humber zur Zeit der Einwanderung einem gemeinsamen Herrn unterstand, gelang es ihr nie, das Königtum bis zu einer Landesherrschaft zu entwickeln. Sie blieben Marodeure; aber sie verwandten grössere Mühe auf die Sicherstellung ihrer Beute.

Über den abträglichen Charakter der römischen Herrschaft in Britannien und darüber, wie die Menschen durch die bescheidenen Annehmlichkeiten, die diese Herrschaft bot, lax und untüchtig wurden, ist viel geschrieben worden. Zweifellos hat Gildas durch seine Schriften den in diesem Fall vielleicht begründeten Eindruck erweckt, die Gesellschaft und die Verwaltung, welche auf den Untergang der römischen Macht folgten, seien von grober Unfähigkeit und Gedankenlosigkeit gewesen. Aber die Gerechtigkeit gegenüber dieser versunkenen Epoche erfordert den Hinweis auf die Tatsache, dass die Britannier jene, die sich heute Engländer nennen, beinahe zweihundertfünfzig Jahre lang bekämpft haben. Hundert Jahre lang fochten sie unter der Führung Roms und seines Weltreichs gegen sie. Aber einhundertfünfzig Jahre lang bekämpften sie sie allein. Der Kampf brandete einmal stärker, einmal schwächer. Die Briten errangen Siege, die einmal eine ganze Generation lang die Eroberung zum Stillstand brachte. Und schliesslich erwiesen sich die Berge, an denen sogar die Römer gescheitert waren, als eine unbezwingbare Zitadelle der britischen Rasse.

KAPITEL V

ENGLAND

Ein roter Sonnenuntergang; eine lange Nacht; ein fahler, dämmeriger Morgen! Aber bei zunehmender Helligkeit wird es der fernen Nachwelt klar, dass alles anders geworden war. Über Britannien hatte sich die Nacht gesenkt. Über England, dem bescheidenen, armen, barbarischen, erniedrigten und geteilten, aber lebendigen, dämmerte der Morgen. Britannien war ein aktiver Teil eines Weltstaats gewesen; England war wiederum eine barbarische Insel. Es war christlich gewesen, nun war es wieder heidnisch. Seine Einwohner hatten sich schön angelegter Städte mit Tempeln, Märkten und Akademien erfreut. Handwerker und Kaufleute, Professoren der Literatur und Rhetorik waren in ihnen gross geworden. Vierhundert Jahre lang hatten Ordnung und Gesetz, Respekt vor dem Eigentum und eine sich immer höher entwickelnde Kultur geherrscht. Dies alles war verschwunden. Soweit es Gebäude gab, waren sie aus Holz und nicht aus Stein. Der Kunst des Schreibens waren die Menschen verlustig gegangen. Einige armselige Runenkritzeleien waren die einzige Möglichkeit, mittels der sie ihre Gedanken oder Wünsche einander auf die Entfernung hin mitteilen konnten. In den Ruinen herrschte die Barbarei, der sogar jene strengen militärischen Prinzipien fehlten, welche die germanischen Stämme beseelt und erhalten hatten. Die Irrungen und Wirrungen jener kleinen Gauner, die sich manchmal Könige nannten, verheerten das Land. Es gab nichts, was als Nation oder auch nur als Stammesgenossenschaft zu bezeichnen wäre. Dennoch handelt es sich hier um einen Umwandlungsprozess, den einen Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit die vereinte Front der Gelehrten des 19. Jahrhunderts zu nennen beliebte. Wir erwachen aus einem furchtbaren und schier endlosen Alpdruck zu einem Schauspiel des tiefsten Darniederliegens. Der Same des Wiedererstehens wurde gewiss nicht von jenen wilden Horden gesät, welche die römische Kultur vernichtet hatten. Sie hätten jedenfalls weiter in unab-

sehbarem Elend vegetiert, wäre nicht jenseits der Meere eine neue Kraft zu spüren gewesen, die sich langsam, mühselig und unter Opfern durch die Ruinen der Zivilisation vorwärts bewegte und schliesslich auf verschiedenen Wegen die unglückliche Insel erreichte, auf welche, Prokopius zufolge, die Seelen der Toten des Festlands von einem ungeschlachten Charon übergesetzt wurden.

Während der ersten beiden Jahrhunderte der römischen Besetzung Britanniens war das Christentum noch nicht als die Religion des Weltreichs anerkannt. Es entwickelte sich neben vielen anderen Kulturen unter der grosszügigen und freizügigen Toleranz des kaiserlichen Systems. Jedoch entstand eine britische christliche Kirche, die ihre Bischöfe zu den ersten Konzilien entsandte und die, wie wir gesehen haben, genug Vitalität besass, um aus eigenen Seelennöten die pelagianische Ketzerei hervorzubringen. Als das Land von schlechten Zeiten heimgesucht und der lange Kampf mit den Sachsen ausgetragen wurde, zog sich die britische Kirche mit anderen Überlebenden in die westlichen Teile der Insel zurück. Die Kluft zwischen den kriegführenden Rassen war so tief, dass die britischen Bischöfe niemals versuchten, die Eindringlinge zu christianisieren. Vielleicht hatten sie auch gar nicht die Möglichkeit, sie zu bekehren. Nach einer gewissen Zeitspanne gelang einer ihrer führenden Leuchten, dem späteren hl. David, die Bekehrung des heutigen Wales. Davon abgesehen hielt sich dieses britische Christentum untätig in seinen Zufluchtsstätten und wäre wohl eines sanften Todes gestorben, wäre nicht eine ungewöhnliche und bezaubernde Persönlichkeit erschienen.

St. Patrick war ein romanisierter Britannier aus guter Familie, die wahrscheinlich im Tal des Severn beheimatet war. Sein Vater war ein christlicher Diakon, ein römischer Bürger und ein Mitglied des städtischen Rats. Eines Tages im frühen fünften Jahrhundert wurde die Gegend von einer Bande irischer Plünderer heimgesucht, die auf ihre grausame Art brandschatzten und mordeten. Der junge Patrick wurde geraubt und als Sklave nach Irland verkauft. Man streitet darüber, ob er in Connaught oder Ulster lebte, und die Tatsachen widersprechen sich. Es ist wohl möglich, dass beide Versionen zutreffen und beide Provinzen diese Ehre für sich in Anspruch nehmen dürfen. Sechs Jahre lang hütete er, wo immer er lebte, die Schweine, und die Einsamkeit liess ihn Trost in der Religion suchen. Durch wunderbare Stimmen ermutigt, wagte er die Flucht. Obwohl er viele Meilen vom Meer entfernt lebte, erreichte er einen

Hafen, fand ein Schiff und überredete den Kapitän, ihn an Bord zu nehmen. Nach vielen Irrfahrten treffen wir ihn auf einer der kleinen Inseln vor Marseille wieder, das zu jener Zeit ein Zentrum der neuen, monastischen Bewegung war, die sich vom östlichen Mittelmeer westwärts ausbreitete. Später schloss er sich mit Bischof Germanus von Auxerre zusammen. Er verspürte den ernstesten Wunsch, Böses mit Gutem zu vergelten, und verbreitete die Botschaft, die er bei seinen früheren Entführern in Irland gelernt hatte. Nach einer vierzehnjährigen, sorgfältigen Ausbildung durch den Bischof und nach Vorbereitung auf das scheinbar aussichtslose Abenteuer segelte Patrick im Jahre 432 wieder in die unwirtlichen Gegenden zurück, die er verlassen hatte. Sein Erfolg war unmittelbar und dauerhaft. «Er organisierte das bereits bestehende Christentum; er bekehrte Königreiche, die noch heidnisch waren, und er brachte Irland mit der Kirche des westlichen Europa in Kontakt und machte es zu einem unlöslichen Teil des Christentums.» Auf einer etwas niedrigeren Ebene, aber ebenso unvergessen, lag die Ausrottung der Schlangen und aller möglichen Reptilien auf irischem Boden, derentwegen sein Ruhm von Jahrhundert zu Jahrhundert gefeiert worden ist.

Daher brannte und leuchtete das Licht des Christentums nicht in Wales oder England durch die Finsternis, sondern in Irland. Und von Irland aus kam das Evangelium nach Nordbritannien und übte zum erstenmal seinen heilbringenden Zauber auf die pikthischen Eindringlinge aus. Columba, ein halbes Jahrhundert nach St. Patricks Tod geboren, aber ein Kind seiner Kirche, dem sein Geist und sein Feuer innewohnte, erwies sich nun als ein neuer Herold des Glaubens. Aus dem von ihm auf der Insel Iona gegründeten Kloster zogen seine Schüler in das britische Königreich Strathclyde, zu den pikthischen Stämmen des Nordens und in das anglische Königreich Northumbria. Er ist der Gründer der schottischen christlichen Kirche. So kam die Botschaft, die St. Patrick nach Irland gebracht hatte, wieder über die stürmischen Wasser zurück und verbreitete sich über weite Gebiete. Es bestand jedoch ein Unterschied zwischen dem Christentum, das England durch die Mission von St. Columba erreichte, und jenem, welches in den christianisierten Ländern Europas allgemein anerkannt wurde. In seiner Form monastisch, verbreitete es sich von Osten über Nordirland bis in seine neue Heimat, ohne zu irgendeinem Zeitpunkt mit dem römischen Zentrum in Berührung zu kommen. Die keltischen Kirchen erhielten daher eine Art kirchlicher Verwaltung, welche durch die lose miteinander verbundenen Ge-

meinden von Mönchen und Priestern unterstützt wurde und in jenen frühen entscheidenden Epochen mit der Weltorganisation des Papsttums nicht in Verbindung stand.

Trotz der langsamen Verkehrsmittel und der spärlichen Nachrichten hatte das Papsttum die Auswirkungen von St. Columbas Bemühungen von Anfang an mit grösster Aufmerksamkeit verfolgt. Roms Interesse galt nicht nur der Verbreitung des Evangeliums, sondern auch jedem etwaigen Abirren vom rechten Weg, dem die neuen Christen zum Opfer fallen könnten. Dankbar sah es eine begeisterte christliche Bewegung auf jenen fernen nördlichen Inseln heranwachsen, und besorgt stellte es fest, dass diese Bewegung von ihren Ursprüngen an sich unabhängig vom päpstlichen Stuhl entwickelte. In jenen Tagen war es das Hauptanliegen des Bischofs von Rom, dass alle christlichen Schafe in einem Pferch versammelt sein sollten. Hier im Norden, wo sich so viel Eifer und Inbrunst zeigte, schien der Glaube ungeschickt und überdies isoliert errichtet zu werden.

Aus verschiedenen Gründen, einschliesslich dem der Verbreitung des Evangeliums, beschloss man im letzten Jahrzehnt des sechsten Jahrhunderts, einen Führer und Lehrer nach England zu schicken, der den Glauben verbreiten und bestärken, die Heiden bekehren und ausserdem eine wirkungsvolle Arbeitsgemeinschaft zwischen den britischen Christen und dem Hauptsitz der Kirche zustande bringen sollte. Für diese grosse Aufgabe erkoren Papst Gregor, der später «der Grosse» genannt wurde, und die in Rom versammelten kirchlichen Würdenträger einen vertrauenswürdigen und kultivierten Mönch namens Augustinus. St. Augustinus, wie er in den Geschichtsbüchern heisst, begann seine Mission im Jahre 596 unter hoffnungsvollen Auspizien. Kent war immer jener Teil der britischen Insel gewesen, der den engsten Kontakt mit Europa und in all seinen Phasen die fortschrittlichste Kultur besass. Der König von Kent hatte Bertha, eine Tochter des Frankenkönigs, geheiratet, der, ein Nachkomme von Chlodwig, nun auf dem Thron von Paris sass. Obwohl ihr Gemahl immer noch Thor und Wotan verehrte, hatte die Königin bereits begonnen, den Glauben in Hofkreisen zu verbreiten. Ihr Kaplan, ein ernster und energischer Franke, hatte volle Freiheit, und somit erhielten die Einwohner von Kent, die der in Westeuropa herrschenden Religion bereits aufgeschlossen gegenüberstanden, macht-

vollen Auftrieb. Als der hl. Augustinus in Kent landete, war er sich wohl bewusst, dass der Boden bereits sorgfältig vorbereitet war. Sein Erscheinen zeitigte sogleich sichtbare Folgen. Mit Hilfe der fränkischen Prinzessin bekehrte er König Ethelbert, der sich aus politischen Gründen diesen Schritt lange überlegt hatte. Auf den Ruinen der alten britischen St. Martins-Kirche erneuerte er das christliche Leben Canterburys, das dazu bestimmt war, Mittelpunkt und Hauptsitz des religiösen Englands zu werden.

Als oberster Kriegsherr übte Ethelbert auf die Königreiche im Süden und Westen einen beherrschenden Einfluss aus. Seine Politik war klug und ehrgeizig; sein Übertritt zum Christentum stand bei aller Ehrlichkeit im Einklang mit seinen weltlichen Zielen. Als einziger christlicher Herrscher Englands war er in einer Lage, in der er den britischen Fürsten die Hand reichen und, den christlichen Glauben als ein einigendes Band benutzend, seine Oberhoheit über das ganze Land ausdehnen konnte. Dies vertrug sich zweifellos mit den Ideen, die Augustinus aus Rom mitgebracht hatte. Ethelbert und Augustinus beriefen also zu Beginn des siebenten Jahrhunderts eine Konferenz der britischen Bischöfe ein. Der im Severntal gewählte Ort lag an der Grenze zwischen den englischen und britischen Gebieten und sehr weit ausserhalb des kentischen Königreichs. Hier also ergab sich die Möglichkeit für einen allgemeinen und dauerhaften Frieden zwischen den beiden im Namen Christi versöhnten Rassen; und Ethelbert und seine Nachkommen konnten mit Sicherheit erwarten, die Erben der Früchte dieses Abkommens zu werden. Wir müssen bedauern, dass sich diese Hoffnung, die durch eine weise und gütige Politik genährt wurde, nicht erfüllt hat. Sie scheiterte aus zwei verschiedenen Gründen: einmal am widerspenstigen und eifersüchtigen Wesen der britischen Bischöfe, und zum andern an der taktlosen Arroganz des hl. Augustinus.

Es fanden zwei zeitlich auseinanderliegende Konferenzen statt. Die Diskussionen beschränkten sich absichtlich auf zwar belangvolle, aber unverfängliche Fragen. Man besprach das Datum des Osterfestes, das noch heute debattiert wird, sowie die Form der Tonsur. Augustinus bestand auf der römischen Sitte, nur den oberen Teil des Kopfes zu rasieren. Die britischen Bischöfe hatten wahrscheinlich den Brauch der Druiden übernommen, die vom Wirbel bis zu den Ohren rasierten und Stirnfransen stehenliessen. Es war eine Entscheidung

für das Groteske. Dies waren Dinge, über die man sich sehr wohl hätte einigen können, die aber auch eine angenehme Gelegenheit boten, sich während der Konferenz weitschweifig vor der Öffentlichkeit zu verbreiten. Die wesentlichen Fragen jedoch hätten sich in einer Atmosphäre des guten Willens von selbst regeln oder hinter den Kulissen endgültig klären lassen können.

Aber die britischen Bischöfe zeigten keinerlei Neigung, sich in die starken Arme Roms zu werfen. Weshalb sollten sie, die den Glauben so lange gegen furchtbare Grausamkeiten und Unterdrückung verteidigt hatten, sich nun einem sächsischen König von Kent fügen, dessen Bekehrung funkelnagelneu war und dessen politische Absichten, so einleuchtend sie auch sein mochten, sehr eindeutig waren? Die zweite Konferenz endete mit einem völligen Bruch. Als Augustinus sich einer Situation gegenüber sah, in der er unvernünftige Voreingenommenheit und tiefwurzelnde Feindseligkeit witterte, als er sah, dass die wenigen Bischöfe, die er für sich gewonnen hatte, von ihren Brüdern als Abtrünnige und Verräter bezeichnet wurden, verlegte er sich rasch aufs Drohen. Wenn das britische Christentum die Angebote, die man ihm jetzt machte, nicht annähme, dann würde Rom seinen ganzen Einfluss und sein Ansehen gegen sie geltend machen und den Engländern zukommen lassen. Die sächsischen Heere würden von Rom und der ungebrochenen Tradition der christlichen Hauptkirche gesegnet und geschützt werden, und niemand würde mit jenen treuen britischen Christen Mitleid haben, wenn die neuen englischen Konvertiten ihnen die Hälse abschnitten. «Wenn», rief der Heilige aus, «ihr den Frieden eurer Freunde nicht haben wollt, dann werdet ihr den Krieg eurer Feinde haben.» Aber seit zweihundert Jahren hatten die Briten nichts anderes gehabt. Das war die Sprache, die sie verstanden. Die Konferenz ging in Feindschaft auseinander; der Bruch war unheilbar. Alle weiteren Versuche Roms, über Ethelbert und das kentische Königreich auch nur den geringsten Kontakt mit dem christlichen Britannien herzustellen, wurden unerbittlich zurückgewiesen.

Der Mission des Augustinus wurde somit ein ehrenvolles, aber vorzeitiges Ende bereitet. Abgesehen von der Konsekration des Mellitus als Bischof von Ostsachsen in einer Kirche, an deren Stelle heute St. Paul steht, unternahm er wenig, um ausserhalb von Kent Proselyten zu machen. Wegen des ihm gelegentlich zugesprochenen Titels «Apostel der Engländer» erfreute er sich viele Jahrhunderte lang des Rufs, die einstmals berühmte römische Provinz Britan-

nien zum christlichen Glauben zurückgeführt zu haben; und dieser Glorionschein umgab ihn bis in eine verhältnismässig kurz zurückliegende Zeit.

Fast eine Generation später begannen die Abgesandten Roms das nördliche England zu erschliessen und die Bevölkerung zum Christentum zu bekehren, und dies geschah in der Folge dynastischer und politischer Entwicklungen. Redwald, der König der Ostangeln, hatte durch eine Reihe von Siegen eine ausgedehnte Herrschaft über Mittelengland vom Dee bis zum Humber errichtet. Mit Redwalds Hilfe errang Edwin, ein Exilfürst, der sich dank seiner Fähigkeiten Schritt um Schritt die erste Stellung in England erkämpft hatte, die Krone von Northumbria. Noch vor dem Tod seines Verbündeten Redwald wurde Edwin die Oberherrschaft über alle englischen Königreiche ausser Kent zuerkannt, und auch die Inseln Anglesey und Man wurden von seinen Schiffen unterworfen. Er festigte nicht nur seine persönliche Vormachtstellung, sondern die durch ihn gegründete Konföderation warf bereits ihren Schatten auf das Königreich England, das später unter den Königen von Mercia und Wessex Gestalt annehmen sollte. Edwin heiratete eine christliche Prinzessin von Kent, deren Religion er zu achten versprochen hatte. Folglich ritt in ihrer Begleitung im Jahr 625 der erste römische Missionar Nordenglands, Paulinus, ein Gesandter, der Britannien zum erstenmal vierundzwanzig Jahre vorher in den Tagen des hl. Augustinus besucht hatte, von Canterbury nach Edwins Hauptstadt York.

Wir besitzen ein erfreuliches und aufschlussreiches Bild von Edwin: «Wo immer sich König Edwins Herrschaft ausdehnte, lebte Britannien in vollkommenem Frieden. Und es konnte, wie man noch heute sprichwörtlich sagt, eine Frau mit ihrem Neugeborenen über die ganze Insel wandern, von einer Küste zur anderen, ohne dass man ihr ein Leid antat. Jener König sorgte so sehr für das Wohl seines Volkes, dass er an mehreren Stellen, wo er nahe der Strasse klare Quellen gesehen hatte, Pfähle errichten liess, an denen Trinkgefässe hingen, damit sich die Reisenden erfrischen konnten, und die niemand für andere Zwecke zu verwenden wagte, entweder aus Furcht vor dem König oder aus Zuneigung für ihn.» Er liess die römischen Sitten wieder aufleben: «Sein Banner wurde nicht nur in der Schlacht vor ihm hergetragen, sondern auch im Frieden, wenn er durch seine Städte, Gemeinden oder Provinzen mit seinen Recken

ritt. Wann immer er sich irgendwo in der Öffentlichkeit zeigte, schritt ihm nach römischer Sitte ein Standartenträger voran.»

Dies war in seinen Glanztagen der Fürst, dem Paulinus sich zugesellt hatte. Paulinus bekehrte Edwin, und das weite Königreich Northumbria, das in seinem Aufbau einem Miniatur-England glich, wurde christlich. Aber dieser segensreiche Umstand führte bald zu unglückseligen Folgen. König Penda von Mercia oder, wie wir jetzt sagen würden, der Midlands, wehrte sich heftig gegen die Oberhoheit Northumbrias. Das Drama entwickelte sich mit wechselndem Erfolg für beide Seiten. 633 schloss Penda, der Heide, ein unnatürliches Bündnis mit Cadwallon, dem christlichen britischen König von Nordwales, das Edwins Oberhoheit und damit die Macht Northumbrias brechen sollte. Hier kämpften zum erstenmal in der Geschichte britische und englische Truppen Seite an Seite. Diesmal erwies sich die Politik stärker als Religion oder Rasse. In einer furchtbaren Schlacht bei Doncaster wurde Edwin besiegt und erschlagen, sein Haupt – es sollte nicht das letzte sein – wurde auf den Festungswällen des eroberten York zur Schau gestellt. Vielleicht hielt man in York, das so lange die Heimat einer Legion gewesen war, immer noch römisch-britische Traditionen hoch, derentwegen man die britischen Sieger willkommen hiess. Diese plötzliche Vernichtung des grössten Königs, der bisher auf der Insel regiert hatte, fand jedoch unverzügliche Vergeltung. Der Brite Cadwallon hatte über Northumbria triumphiert. Hier endlich bot sich die langersehnte Möglichkeit einer britischen Rache an den sächsischen Feinden. Hier konnte man uralte, aber schwer drückende Schulden heimzahlen. Fast könnten wir glauben, der Geist der Boadicea sei wieder auferstanden.

Aber die Macht, die in Northumbria schlummerte, war gross. Name und Ruhm des erschlagenen Edwin wurde im ganzen Lande besungen. Kaum trat sein Nachfolger Oswald aus dem Hause Bernicia, einer der beiden Provinzen des Königreichs, auf, da fand er sich auch schon an der Spitze der eben christianisierten und tief empörten sächsischen Krieger. Noch kein Jahr nach Edwins Tod schlug Oswald Cadwallon und seine britischen Streitkräfte in einem harten Kampf, der längs des Römischen Walls ausbrach. Dies war die letzte grosse Schlacht zwischen Briten und Sachsen; und es muss zugegeben werden, dass die Briten sich ebenso schlecht benahmen, wie sie Pech hatten. Sie hatten sich mit den heidnischen Sachsen der Midlands verbündet, um ihr Unrecht zu

rächen, und dabei einen Hang der Engländer zur Uneinigkeit ausgenutzt. Sie hatten die Hoffnungen des Christentums, zu dem sie sich bekannt hatten, zunichte gemacht, und nun wurden sie selbst überrannt und beiseite geschoben. Die lange Geschichte ihres Kampfes mit den Eindringlingen fand so kein schönes Ende. Für unseren Bericht ist aber nur wesentlich, dass sie schliesslich beendet war.

Der Untergang Cadwallons und die Säuberung Northumbrias von den wilden Westbriten, deren Grausamkeiten sämtliche sächsischen Streitkräfte im Norden geeinigt hatten, waren der Auftakt zu dem Kampf mit König Penda. Die sächsischen Stämme sahen in ihm den Mann, der durch seinen schamlosen Pakt mit dem ketzerischen Feind unbegrenztes Leid und Morden über sie gebracht hatte. Trotzdem war ihm das Glück eine Zeitlang hold. Mit der ganzen Stärke Mercias wahrte er sieben Jahre lang die Rechte Thors und Wotans. Er besiegte, enthauptete und zerstückelte König Oswald, so wie er dessen Vorgänger vernichtet hatte. Aber ein jüngerer Bruder Oswalds, Oswy mit Namen, beglich nach einigen Jahren die Rechnung der Familie, und Penda fiel durch das Schwert, das er zu oft gezogen. So stieg die Macht Northumbrias aus den Leiden und der Finsternis, durch die sein Volk gegangen war, nur stärker wieder empor.

Das Scheitern von Ethelberts Versuch, aus England und Britannien ein einiges christliches Reich zu machen, bestimmte die nun folgenden Beziehungen zum Hof von Northumbria. Rom blickte jetzt auf York und nicht auf Canterbury, und die Hoffnungen auf ein organisiertes Christentum wurden auf englische und nicht auf britische Heere gesetzt. Als Northumbria von den Katastrophen heimgesucht wurde, war Paulinus eilig auf dem Seeweg nach Canterbury zurückgekehrt. Weder er noch Augustinus waren die Art Männer, die der brutalen Kriegführung jener Zeiten gewachsen waren. So sorgfältig sie auch in den Lehren, Interessen und Taktiken des Papsttums ausgebildet waren, so hatten sie doch nicht das Zeug zu Märtyrern oder Evangelisten. Dieser britische Einfall war zu rauh. Aber der Leutnant des Paulinus, ein gewisser «James der Diakon», blieb während des ganzen Kampfs auf seinem Posten und predigte und taufte unentwegt inmitten der Vergewaltigung und Schlächtereier. Noch bedeutender als seine Arbeit war die der keltischen Mission in Northumbria unter St. Aidan. Die keltischen Missionare gewannen einen grossen Teil Mercias und Ost-Anglias wie auch Northumbrias wieder für das Christentum. So trafen sich in

England zwei christliche Glaubensströmungen, und die unmittelbare Zukunft sollte Zeuge eines Kampfes zwischen diesen beiden um die Herrschaft sein.

Nach Pendas Niederlage und Tod und nach der Sturmflut all der Leidenschaften, die entfesselt worden waren, scharte sich das ganze angelsächsische England nun endgültig um den christlichen Glauben. Es gab kein Königreich mehr, in dem heidnische Sitten vorherrschten. Abgesehen von Einzelpersonen, deren privaten Wotanskult man übersah, war die ganze Insel christlich. Aber dieses wundervolle Ereignis, das so viele Segnungen hätte mit sich bringen können, wurde durch neue Anlässe zur Trennung getrübt, die jetzt zwischen den englischen und britischen Völkern entstanden. Zu der erbitterten englischen Rassenfehde kam nun die unterschiedliche Einstellung zur Kirchenführung, welche die Rassen beinahe ebensowohl trennte, wie es der Unterschied zwischen Christentum und Heidentum getan hatte. Von nun an ging der Streit nicht mehr darum, ob die Insel christlich oder heidnisch werden, sondern ob das römische oder das keltische Christentum den Vorrang erhalten sollte. Diese Meinungsverschiedenheiten hielten sich zäh durch die Jahrhunderte und haben ihre Spuren in jedem Teil der englischsprechenden Welt hinterlassen.

Der gefeierte und grösstenteils erfolgreiche Versuch zu einer Lösung fand auf der Synode von Whitby im Jahr 664 statt. Hier ging es um die Frage, ob sich die britische Christenheit dem allgemeinen Lebensstil des Christentums anpassen oder durch die Mönchsorden, welche die keltischen Kirchen des Nordens gegründet hatten, geprägt werden sollte. Beide Standpunkte hielten sich die Waage, aber endlich beschloss man nach viel frommer Gelehrsamkeit, dass die Kirche von Northumbria ein fester Bestandteil der Kirche von Rom und des katholischen Systems sein sollte. Bald darauf schloss sich auch Mercia an. Obwohl Bischof Colman und seine Anhänger sich angeekelt nach Iona zurückzogen und der irische Klerus den Gehorsam verweigerte, kann die Bedeutung dieses Ereignisses nicht hoch genug eingeschätzt werden. Statt einer Religion, die durch die engstirnigen Ansichten von Äbten kontrolliert wurde, die in ihren verschiedenen Städten oder abgelegenen Gebieten ein strenges Regiment führten, standen nun jedem Mitglied der englischen Kirche der weite Horizont eines Weltstaats und eine universale Gemeinschaft offen. Diese Ereignisse brachten Northumbria zu seiner höchsten Blüte. Zum erstenmal hatte man in Britannien eine Einheit des Glaubens, der Sitte und der Kirchenführung erreicht, die fünf

Sechstel der Insel umfasste. Der entscheidende Schritt war auf der geistigen Ebene getan worden. Die Insel war jetzt vollständig christlich, und der weit grössere und mächtigere Teil stand in unmittelbarer Verbindung mit dem Papsttum.

Rom hatte wenig Anlass, mit der Mission des Augustinus oder Paulinus zufrieden zu sein. Das Papsttum erkannte, dass seine Bemühungen, die britische Christenheit durch das Königreich Kent zu lenken und zu regieren, fehl am Platze gewesen waren. Nun stellte es einen neuen Plan auf, der für den universalen Charakter der katholischen Kirche bezeichnend ist. Im Jahre 668 wählte man zwei neue Sendlinge, die das Licht in die nördlichen Nebel tragen sollten, der eine ein Eingeborener aus Kleinasien, Theodor von Tarsus, der andere ein Afrikaner namens Hadrian von Karthago. Aber diese Missionare waren aus anderem Holz als ihre Vorgänger, und ihr Charakter und ihre Integrität waren ein leuchtendes Vorbild. Als sie in Canterbury ankamen, hatten sich aus ganz England nur drei Bischöfe zu ihrer Begrüssung eingefunden. Als sie ihre Arbeit beendet hatten, standen die anglikanische Kirche und ihre Oberhirten in einer Majestät da, die bis heute nicht verblasst ist. Ehe er im Jahre 690 starb, hatte Theodor die Zahl der Bischofssitze von sieben auf vierzehn erhöht und durch sein verwaltungstechnisches Geschick der Kirche einen neuen Zusammenhalt gegeben. Die Kirche hat ihn nicht heiliggesprochen. Dieser bemerkenswerte Asiate war der erste Staatsmann Englands und hat die Geschicke der Insel mit fruchtbarer Weisheit geleitet.

Nun folgte ein langer und verwickelter Machtkampf zwischen den verschiedenen angelsächsischen Königen, der sich über das ganze siebente und achte Jahrhundert hinzog. Für jene, deren Lebensspanne in diese Epoche fiel, war er von höchster Bedeutung, den Lauf der Geschichte veränderte er aber nur geringfügig. Wenige Worte mögen genügen. Die Vorrangstellung Northumbrias geriet ins Wanken und fand schliesslich durch die naturgegebene Schwäche seiner geographischen Lage ein Ende. Es war gegen Einfälle von allen Seiten ohne Schutz. Im Norden drohten die Pikten, im Westen das britische Königreich Strathclyde, im Süden Mercia, jene eifersüchtigen Midlands, die immer noch unter den Folgen der Unterdrückung Pendas und den Strafen, die seinen An-

hängern auferlegt waren, litten. Diese verschiedenen Antagonismen wurden für Northumbria zuviel, und obgleich grosse Anstrengungen gemacht wurden und zwischen den zermürbenden Fehden der rivalisierenden Könige noch einige glücklichere Häuptlinge regierten, war sein Sturz als führendes Staatswesen der Insel unvermeidlich.

Northumbria hatte jedoch das Glück, in dieser Dämmerung seiner Geschichte einen Chronisten zu besitzen, auf den wir bereits hingewiesen haben und dessen Worte aus dem langen Schweigen der Vergangenheit zu uns gedrungen sind. Beda, ein Mönch mit grossen Fähigkeiten, der unbekannt in der Geborgenheit der Kirche arbeitete, tritt nun als die kraftvollste und beinahe einzig hörbare Stimme hervor, die in jenen nebelhaften Zeiten von den britischen Inseln dringt. Beda war im Gegensatz zu Gildas ein Geschichtsschreiber. Das dankbare Mittelalter verlieh Gildas den Titel «der Weise», und der Name Beda «der Ehrwürdige» hat heute einen stolzen Klang. Er allein unternimmt den Versuch, uns das Schauspiel des angelsächsischen England in seiner ersten Phase zu schildern und, soweit es in seiner Macht steht, zu erklären, eines christlichen Englands, das durch Stammes-, territoriale, dynastische und persönliche Fehden in – wie ein elisabethanischer Altertumsforscher es nannte – eine Heptarchie aufgeteilt war, nämlich in sieben Königreiche von unterschiedlicher Stärke, die sich alle zum Evangelium Christi bekannten und durch Gewalt und Ränke einander zu beherrschen versuchten. Fast genau hundert Jahre lang, von 731 bis 829, fanden ununterbrochen Kriege statt, die mit Grausamkeit und Raubgier innerhalb desselben Glaubensbekenntnisses ausgetragen wurden.

Die Führerschaft des sächsischen England ging auf Mercia über. Beinahe achtzig Jahre hindurch bewahrten sich zwei mercianische Könige die Herrschaft über ganz England südlich des Humber. Ethelbald und Offa regierten jeweils vierzig Jahre lang. Ethelbald war ein Verbannter gewesen, ehe er ein Autokrat wurde. Als Flüchtling verkehrte er mit Mönchen, Einsiedlern und heiligen Männern. Nachdem er zur Macht gekommen war, verlor er zwar nicht seine christliche Frömmigkeit, litt aber sehr unter den Versuchungen des Fleisches. St. Guthlac hatte ihn im Unglück und in der Armut getröstet, aber St. Bonifaz sah sich veranlasst, ihm wegen seiner Unmoral Vorhaltungen zu machen.

Das Moralgefühl hinsichtlich geschlechtlicher Dinge war so stark geworden, dass die Männer der Kirche nun einen König als ausschweifend brandmarken

konnten. In Deutschland bezichtigte St. Bonifaz Ethelbald der «zweifachen Sünde», welche er in Nonnenklöstern beging, indem er die Vorrechte seiner königlichen Stellung dazu benutzte, sich Gunst zu verschaffen, die er sonst nicht erlangen konnte. Die Aufzeichnungen über diesen Herrscher sind dürftig. Er erwies sich mildtätig gegen die Armen; er hielt Gesetz und Ordnung aufrecht; im Jahre 733 überfiel er im Süden Wessex und im Jahre 740 verwüstete er Teile von Northumbria, während dessen geplagter Häuptling gegen die Piketen kämpfte. Nach diesem letzten Sieg legte er sich den Titel «König des südlichen England» und «König von Britannien» zu. Südlich des Humber wurden diese Ansprüche anerkannt.

Auf Ethelbald, der schliesslich von seinen Leibwächtern ermordet worden war, folgte eine bedeutendere Persönlichkeit. Von Offa, der während der nächsten vierzig Jahre regierte, wissen wir nur wenig. Aber die Spuren seiner Macht sind nicht nur in ganz England, sondern auch auf dem Kontinent sichtbar. Offa war ein Zeitgenosse Karls des Grossen. Seine Politik hing mit der Europas zusammen; er gilt als der erste «König der Engländer», und seit den Zeiten der Römer hatte er den ersten Streit mit dem Festland.

Karl der Grosse wünschte einen seiner Söhne mit einer von Offas Töchtern zu verheiraten. Hier haben wir einen wichtigen Beweis für das Ansehen, das der Inselherrscher genoss. Offa stellte zur Bedingung, dass sein Sohn gleichzeitig eine Tochter Karls des Grossen heiraten müsse. Der Gründer des Heiligen Römischen Reiches schien über diese Anmassung, gleichwertig zu sein, zunächst empört, hielt es aber nach einer gewissen Zeit für tunlich, seine Freundschaft mit Offa zu erneuern. «Der König der Engländer» hatte anscheinend ein Embargo auf kontinentale Waren gelegt, und die Unannehmlichkeiten dieser Beschränkung liessen gar schnell alle Gesichtspunkte des Stolzes und des Sentiments zurücktreten. Offa war sehr bald wieder des Kaisers «liebster Bruder», und Karl der Grosse beeilte sich, eine Vereinbarung zu treffen, derzufolge in beiden Ländern den Kaufleuten, «dem alten Handelsbrauch entsprechend», königlicher Schutz zugebilligt wurde. Offenbar handelte es sich bei den fraglichen Gütern um «schwarze Steine», vermutlich Kohle aus Frank-

reich, im Austausch gegen englisches Tuch. Fernerhin gab es Flüchtlings- und Auslieferungsprobleme. Karl der Grosse interessierte sich für die Repatriierung eines Skoten, der während der Fastenzeit Fleisch gegessen hatte. Er übersandte ein altes Schwert und Seidenmäntel als Geschenke. Wir sehen also, wie Offa Ebenbürtigkeit mit der bedeutendsten Figur Europas zugebilligt wird. Es ist klar ersichtlich, dass die Inselmacht in jenen Tagen sehr hoch eingeschätzt worden sein muss. Die Monarchen mächtiger Weltreiche schliessen mit gleichgültigen Personen weder Heiratskontrakte für ihre Kinder, noch feilschen sie mit ihnen um Einzelheiten bei Handelsabkommen.

Die Vorteile dieser beiden langen Regierungen, während deren alles im Fluss war, hatten der Insel wieder das Ansehen eines in der Welt zu beachtenden Faktors gegeben. Wir wissen, dass Offa sich nicht nur *rex Anglorum*, sondern auch *rex totius Anglorum patriae* [«König des ganzen Landes der Engländer»] nannte. Mit Recht weisen die Historiker auf diesen Ausdruck *rex Anglorum* als auf einen Meilenstein in unserer Geschichte hin. Hier haben wir einen englischen König, dessen Herrschaft sich über den grössten Teil der ganzen Insel erstreckte, dessen Handel bedeutend war und dessen Töchter standesgemässe Gemahlinnen für die Söhne Karls des Grossen abgaben. Fast alles, was wir über Offa wissen, ersehen wir aus den Zusammenstössen mit seinen Nachbarn. Ihre Aufzeichnungen besagen, dass er die Unterkönige des Severntals unterdrückte, die Westsachsen in Oxfordshire besiegte und Berkshire unterjochte, den König von Ost-Anglia enthauptete, Herr von London war, die Monarchie, die Hengist in Kent gegründet hatte, beseitigte und mit äusserster Strenge einen Aufstand in Kent unterdrückte. Von nun an befahl er in Kent. Er bemächtigte sich seiner Münze und prägte seinen Namen auf die durch den Erzbischof von Canterbury ausgegebenen Münzen. Eine dieser Münzen erzählt ihre eigene, drollige Geschichte. Es handelt sich um einen goldenen Dinar, eine hübsche Kopie eines arabischen Dei, der mit «*rex Offa*» überstempelt ist. In der Münze von Canterbury hielt man die arabische Schrift offensichtlich für ein reines Ornament, und jedermann wäre entsetzt gewesen, hätte er gewusst, dass sie verkündete: «Es gibt nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet.» Offa stellte ein gutes Einvernehmen mit dem Papst her. Der *Pontifex maximus* sprach ihn als *rex Anglorum* an. Im Jahr 787 wurden die päpstlichen Gesandten freudig in Offas Hallen empfangen und konnten die Beteuerung seiner Verehrung für St. Peter

entgegennehmen. Diese Versicherungen bekräftigte er durch einen kleinen jährlichen Tribut an das Papsttum, der teilweise unwissentlich mit jenen heidnischen Münzen bezahlt wurde, die ein gegensätzliches Glaubensbekenntnis verkündeten.

Wenn wir Offa nachspüren, dann geht es uns wie Geologen, die statt eines Fossils nur die ausgehöhlte Form finden, in welcher unzweifelhaft ein Geschöpf von ungewöhnlicher Stärke und Grösse gehaust hat. Alkuin, einer der wenigen Geschichtsschreiber jener Epoche am Hofe Karls des Grossen, spricht Offa in folgenden Redewendungen an: «Du bist der Ruhm Britanniens und ein Schwert gegen seine Feinde.» Wir besitzen ein greifbares Denkmal Offas in jenem riesenhaften Deich, den er zwischen den bekehrten sächsischen Engländern und den noch nicht eroberten Briten errichten liess. Das Blatt hatte sich nun gewendet, und jene, die nie in ihrem alten Glauben wankend geworden waren und immer ihre Unabhängigkeit bewahrt hatten, waren durch die blossе Tatsache, dass sie in kahlen Bergländern lebten, in der Achtung der Menschen gesunken, während ihre erfolgreichen Plünderer in Pomp, ja sogar in Würde einherstolzierten. Dieser Deich, der sich über Hügel und Täler hinzieht, von der Mündung des Severn bis in die Nähe des Mersey, und nur den undurchdringlichen Wäldern Platz lässt, bezeugt bis auf den heutigen Tag die ungeheure Macht des Staates, an dessen Spitze Offa stand. Bedenken wir, wie hart der Daseinskampf war und dass das Hauptanliegen nicht nur der einzelnen Familien, sondern ganzer Völker die Suche nach dem täglichen Brot war, so verblüfft die Tatsache, dass dieser gewaltige Wall zum grössten Teil das Lebenswerk und den Willen eines einzigen Mannes verkörpert. Er gibt uns eine Vorstellung von der Macht und Stärke von Offas Königreich. Solche Leistungen können nur auf der Grundlage aussergewöhnlicher politischer Macht vollbracht werden. Aber «Offas Damm» ist nicht nur ein Beweis seiner Leistungskraft, sondern auch seiner Politik. In vielen Abschnitten folgt er einer für die Briten vorteilhaften Linienführung, und Historiker sind zu dem Schluss gekommen, dass er eher eine Grenze als eine Befestigung darstellt und das Resultat eines Abkommens ist, das zum Wohl aller geschlossen wurde. Es war kein römischer Wall wie der antoninische und der hadrianische, zwischen Barbarei und Zivilisation, sondern vielmehr der Ausdruck eines feierlichen Bündnisses, das lange Zeit die drohende Gefahr eines britischen Einfalls von Offa fernhielt und ihm für Verhandlungen mit Europa Rückendeckung gab.

Im Schutz der geordneten Verhältnisse gediehen Kunst und Kultur. Die Engländer hatten aus ihrer kontinentalen Heimat eine kraftvolle barbarische Kunst und eine primitive Poesie mitgebracht. Diese Kunst wurde, kaum hatte sie auf der Insel Fuss gefasst, durch die keltische Begabung für Farbe und Linie tief beeinflusst, eine Begabung, die durch den römischen Provinzialismus unterdrückt gewesen war, aber sofort, nachdem die Römer abgezogen waren, wieder hervorbrach. Das Christentum brachte eine Reihe neuer Themen zur Verherrlichung mit. Die Resultate sehen wir in Meisterleistungen wie dem Lindisfarne-Evangeliar und den Steinkreuzen Nordenglands. Eine ganze Welt der Bildung und Zivilisation, die in den Klöstern beheimatet war und von der uns nur noch Fragmente überliefert sind, war entstanden. Beda wurde überall als der grösste Gelehrte seiner Zeit geehrt. Seinem Einfluss verdankt die Welt die später übernommene Gewohnheit, die Jahre von Christi Geburt an zu zählen. Aldhelm von Malmesbury war der in Europa populärste Schriftsteller; von keinem Autor wurden in den Klöstern des Kontinents mehr Abschriften verfertigt. Die einheimische Poesie blühte; in Wessex waren die ersten Versuche in der Kunst des Prosaschreibens unternommen worden. Ein anderer Westsachse, Bonifaz oder Winifrith aus Crediton bei Exeter, war der Apostel Deutschlands. Im achten Jahrhundert hatte England wahrhaft Anspruch darauf, sich in einer Epoche des allgemeinen Aufschwungs an die Spitze der westlichen Kultur zu stellen.

Aus der formlosen Verwirrung dunklerer Jahrhunderte, der Geschichte unklar und fast allen, die in ihnen lebten, sinnlos erscheinend, sehen wir hier und jetzt im achten Jahrhundert etwas Sinnvolles stetig und sogar rasch Gestalt annehmen: England, das zwar in der Unabhängigkeit seines Charakters und seines Wesens noch nicht wie zur Zeit der Römer ein Teil der westlichen Zivilisation ist, aber ein neues England, in seiner nationalen Einheit und in seinem eingeborenen Genius reicher als je zuvor. Bis jetzt hatte die Insel nie eine bewusste und lebendige Einheit unter den Völkern gezeigt. Von nun an war allen ein unsterblicher Geist sichtbar.

KAPITEL VI

DIE WIKINGER

Nach dem Sturz des kaiserlichen Roms wurden die siegreichen Barbaren nun vom Evangelium Christi bezwungen und gefesselt. Obwohl sie ihre sündigen Versuchungen mit ebensowenig Erfolg abstreifen konnten wie die religiösen Männer und Frauen von heute, hatten sie doch ein gemeinsames Anliegen und waren vom gleichen Geist beseelt. Hier war ein Band, das alle europäischen Völker miteinander verknüpfte. Hier war eine internationale Organisation, die, in jedem Land gefestigt dastehend, das bei Weitem mächtigste, ja das einzige zusammenhängende, dauerhafte Gefüge darstellte und an dessen Spitze der Bischof von Rom in geistiger oder wenigstens ekklesiastischer Form die entschwundene Macht der Cäsaren wieder aufleben liess. Die christliche Kirche wurde zum einzigen heiligen Hort des Wissens und der Gelehrsamkeit. In den Kirchen und Klöstern hütete sie das gerettete Erbe vergangener Tage. Sie bot dem Menschen in seinem Ringen und Irren «die letzte Zuflucht menschlichen Leids, den letzten Halt irdischer Macht». So ergriff, blendete und beherrschte ein neuer Glanz die barbarischen Horden, nicht nur auf unserer Insel, sondern in ganz Europa, während das Licht der heidnischen Zivilisation noch keineswegs gänzlich erloschen war. Durch die christliche Offenbarung wurden sie gezähmt und auf eine höhere Ebene gezogen. Vom Euphrat bis zum Boyne, überall wurde den alten Göttern abgeschworen, und ein Priester Christi konnte durch alle Länder reisen und in jeder Stadt eine gleichgesinnte Bruderschaft und eine universale, wenn auch manchmal karge Gastfreundschaft finden.

Inmitten der Umwälzungen und Unwissenheit dieses Zeitalters fanden alle intellektuellen Elemente zunächst Zuflucht bei der Kirche, von der aus sie später beherrschenden Einfluss ausübten. Hier wurden Politiker geschult. Da die Kirchenmänner tatsächlich das Monopol auf den Unterricht und die Kunst des Schreibens besaßen, wurden sie für die stolzen und wilden Häuptlingen dieser

Tage unentbehrlich. Die Kleriker wurden die Beamten und meist auch die Staatsmänner jedes Hofes. Ganz natürlich und unvermeidlich nahmen sie die Stelle der römischen Beamten ein, deren Tracht sie trugen und heute noch tragen. Die siegreiche Barbarei unterwarf sich unbewusst einem System, das bei zahlreichen Gelegenheiten bewiesen hatte, dass dem, der ihm vertraute, in den endlosen Machtkämpfen Erfolg zuteil wurde. Als nach den Umwälzungen und Unruhen des frühen Mittelalters endlich wieder Tageslicht auf die britische Insel fiel, erwachte sie in einer Welt, die zwar grundlegend verändert war, aber dennoch weder ihrer Form noch ihrer Majestät verlustig gegangen war. Sogar die Winde schienen sanfter zu wehen.

Das Ungestüm der bekehrten Heiden hatte Untaten zur Folge, die neue Schwierigkeiten heraufbeschworen. Ihrem Geist nach musste die Kirche Milde und Barmherzigkeit predigen. Ihr Eifer und ihre Interessen bestimmten sie, ihr eigenes Machtsystem auf jede Weise zu festigen. Die Demut und der Glaube der Abkömmlinge der Invasoren verführten sie in ihrer menschlichen Schwäche bald zu einer organisierten Ausbeutung, die während des sechsten und siebenten Jahrhunderts in vielen Ländern dazu führte, dass sich die Kirche in keinem Verhältnis zu dem Mass ihrer Fähigkeit, die Geschehnisse zu lenken, an Schätzen und Landbesitz bereicherte. Wir sehen also ein frommes, doch eigenwilliges Christentum vor uns, geistig geeint, aber eine Beute weltlicher Fehden, im Stand der Gnade, aber keineswegs frei von Ehrsucht.

Diese wiederbelebte, genesende und lose gefügte Gesellschaft trafen nun zwei gewaltige Schläge von aussen. Der erste kam aus dem Osten. In Arabien entrollte Mohammed die heiligen Kriegsbanner des Islams. Im Jahre 622 fand seine berühmte Flucht von Mekka nach Medina, die Hejira oder Emigration statt, von der die Moslemzeitrechnung ihren Ausgang nimmt. Während der folgenden Jahrzehnte ernannten sich Mohammed und seine Nachfolger, die Kalifen, zu den Herren Arabiens, Persiens, eines grossen Teils des byzantinischen Reichs und der ganzen nordafrikanischen Küste. Zu Beginn des folgenden Jahrhunderts überquerte der Islam die Strasse von Gibraltar und breitete sich in Spanien aus, wo er fast achthundert Jahre lang nicht ganz ausgerottet werden konnte. Kurze Zeit schien es sogar, dass auch Frankreich ihm anheimfallen sollte. Aber Karl Martell, der Grossvater Karls des Grossen, schlug die Araber

732 bei Poitiers zurück. So kam es, dass die Macht des Islams von Mekka her bis fast auf einen Steinwurf in die Nähe unserer Insel drang.

Die zweite Invasionswelle blieb jedoch für Britannien aufgespart. Sie kam aus dem Norden. In Skandinavien machten die Wikinger ihre Langschiffe seetüchtig. Dieser Doppelangriff seitens arabischer Ungläubiger und nordischer Piraten zermürbte das geschwächte Europa zehn Generationen lang. Erst im elften Jahrhundert gebot der waffenklirrende Feudalismus des mittelalterlichen Christentums, der in der Hauptsache aus den bekehrten Abkömmlingen der Wikinger bestand, den arabischen Eroberungen Einhalt und errichtete eine grosse und schlagkräftige Militärmacht an der Seite der christlichen Kirche.

Was die sächsischen Piraten den Briten zugefügt hatten, wurde nach einer Pause von vier Jahrhunderten den Engländern Mass für Mass heimgezahlt. Im achten Jahrhundert zeigte sich in Skandinavien eine machtvolle Manifestation des Eroberungswillens. Norwegen, Schweden und Dänemark stellten Banden mächtiger Krieger auf, die, zusätzlich zu all ihren anderen kriegerischen Eigenschaften, kühne und erprobte Seefahrer waren. Die Gründe, die zu diesem Rasenaufstand führten, waren das spontane Zunehmen ihrer Stärke und Bevölkerung, ihr Hunger nach Abenteuer und die verwickelten dynastischen Streitigkeiten. Hier konnte noch nicht die Rede davon sein, dass die Dänen oder Norweger durch neuen Druck aus den Steppen Asiens nach Westen gedrängt wurden. Sie zogen freiwillig aus. Ihre Tapferkeit war erstaunlich. Ein Strom kraftvoller Marodeure brach von Schweden nach Süden auf und erreichte nicht nur Konstantinopel, sondern hinterliess auch jene fruchtbaren Keime, die im Verlauf der Jahrhunderte auf das europäische Russland einwirkten. Ein weiteres Kontingent segelte auf seinen Langschiffen von Norwegen bis ins Mittelmeer, beunruhigte sämtliche Küsten dieser Binnensee und wurde von den arabischen Königreichen Spaniens und Nordafrikas nur mit Mühe abgewehrt. Der dritte weitreichende Zug trug die skandinavischen Freibeuter zu den Britischen Inseln, in die Normandie, nach Island und schliesslich über den Atlantischen Ozean bis zum amerikanischen Kontinent.

Die Beziehungen zwischen den Dänen und den Norwegern waren verwickelt und unterschiedlich. Manchmal plünderten sie im besten Einvernehmen,

manchmal bekämpften sie einander in erbitterten Schlachten. Aber für das sächsische England waren sie ein und dieselbe gnadenlose Geißel. Sie waren von einer unglaublichen Grausamkeit. Obwohl sie keine Kannibalen waren, pflegten sie doch ihre Siegesmähler in Kesseln zu kochen oder an Stöcken zu rösten, wobei sie die Feuer mit den Körpern ihrer besiegten Feinde speisten. Als nach einer Schlacht zwischen den Norwegern und Dänen, die in Irland stattfand, die irischen Einwohner – die selbst nicht zimperlich waren – ihren Abscheu vor dieser widerlichen Sitte bekundeten und sich als Neutrale erkundigten, weshalb sie das taten, erhielten sie die Antwort: «Warum denn nicht? Wenn sie siegten, täten sie dasselbe mit uns.» Man sagt von diesen skandinavischen Jägern, dass sie weder wegen ihrer Sünden noch über den Tod ihrer Freunde je eine Träne vergossen. Es ist jedoch sicher, dass die plündernden Kriegshorden an vielen Orten, an denen sie sich niederliessen, sehr bald luxuriöse Gewohnheiten entwickelten. Sie gebrauchten Bäder und trugen seidene Gewänder. Auf ihren Schiffen führten sie Zelte und Betten mit, die am Strand aufgeschlagen wurden. Ihre Kriegshäuptlinge trieben in jedem Land, in das sie eindrangten, Vielweiberei, und im Osten machten sie sich bereitwillig das Haremssystem zu eigen. Einem der siegreichen Anführer wird der Besitz von nicht weniger als achthundert Konkubinen nachgesagt; aber dies ist wahrscheinlich eine biblische Ausschmückung. Als Limerick im Jahre 936 den Iren weggenommen wurde, waren diese von der Schönheit der Frauen, die sich bereits in Händen der Marodeure befanden, und von den Unmengen von Seide und Stickereien, mit denen sie ausgestattet waren, überwältigt. Zweifellos haben sie ihre Fassung bald wiedergewonnen.

Die Seele der Wikinger fand ihren Ausdruck in den Langschiffen. Sie hatten ein Boot entwickelt, das nun im achten und neunten Jahrhundert höchste Vollkommenheit erreicht hatte und dessen flacher Kiel es ermöglichte, weit flussaufwärts zu segeln oder in zahllosen kleinen und grösseren Buchten zu ankern, und das ausserdem durch die Schönheit seiner Linien und die Geschmeidigkeit seines Baus den Stürmen des Atlantik trotzen konnte.

Wir sind über diese Schiffe ganz besonders gut unterrichtet. Man hat fast ein halbes Dutzend davon beinahe unversehrt ausgegraben. Das berühmteste wurde 1880 bei Gokstad in Norwegen aus einem Hügelgrab ans Licht gebracht.

Es ist beinahe vollständig ausgerüstet und enthält sogar noch die Kochtöpfe und die Spielbretter der Matrosen. 1944 wurde dieses Schiff trotz der unruhigen Zeiten genauestens vermessen. Es war ein Schiff mittlerer Grösse, vom Bug zum Heck 76 Fuss und 6 Zoll lang bei einer Breite von 17 Fuss 6 Zoll und nur 2 Fuss 9 Zoll Tiefgang mittschiffs. Es war aus 16 soliden Eichenplanken auf jeder Seite, die mit Holznägeln und Eisenbolzen zusammengehalten und mit Schnüren aus geflochtenen Tierhaaren kalfatert waren, klinkerförmig gebaut. Da seine Planken mit Bast an den Schiffsrippen befestigt waren, besass das Gerippe eine grosse Elastizität. Das Deck bestand aus losen, ungenagelten Brettern, aber die Vorräte wurden zweifellos in Verschlagen aufbewahrt, die verfallen sind. Sein Mast war in einen gewaltigen massiven Block eingelassen, der laut Professor Collingwood [dessen Beschreibung ich auf den heutigen Stand gebracht habe] so raffiniert gestützt wurde, «dass, obgleich der Mast fest und sicher dasteht, auf den leichten elastischen Rahmen des Schiffes keinerlei Druck ausgeübt wird». Es hatte auf jeder Seite sechzehn Ruder, deren Länge zwischen 17 und 19 Fuss schwankt. Die längeren Ruder wurden am Schiffsschnabel und am Heck verwendet, wo das Schandeck höher über die Wasserlinie ragte. Sie waren alle sehr schön geformt und liefen durch runde Dollen, die in die Hauptplanke eingeschnitten waren und Klappen besaßen, die sich schlossen, wenn man die Ruder einzog. Das steuerbord befestigte Steuerruder war ein breites, kurzes Ruder von der Form eines Kricketschlägers mit einer beweglichen Ruderpinne und so raffiniert am Schiff befestigt, dass das Blatt freies Spiel hatte. Der 40 Fuss hohe Mast hatte eine lange, schwere Rahe, an der ein viereckiges Segel befestigt war. Es konnte ein kleineres Boot oder Dinghy mitführen, von denen man drei bei ihm fand. Das Gokstad-Schiff hatte eine fünfzig Mann starke Besatzung und konnte, wenn nötig, dreissig weitere Krieger oder Gefangene bei jeder Witterung einen Monat lang mitführen.

Dergestalt war das Schiff, das in vielen verschiedenen Grössen die Wikinger zur Plünderung der zivilisierten Welt über die Meere trug – zum Überfall auf Konstantinopel, zur Belagerung von Paris, zur Gründung Dublins und zur Entdeckung Amerikas. Bunt und lebendig steht sein Bild vor uns auf: der reich geschnitzte, drachenförmige Bug, das hohe, geschwungene Heck; die lange Reihe abwechselnd schwarzer und gelber Schilde, die sich an den Seiten reihten; der

Glanz von Stahl; der Mordgeruch. Die Langschiffe, mit denen die grossen Ozeanfahrten unternommen wurden, waren etwas gedrungener gebaut und hatten ein höheres Freibord; das Modell von Gokstad wurde 1892 nachgebaut und überquerte mit einer norwegischen Besatzung in vier Wochen den Atlantik.

Dennoch wäre dieses vollendete Instrument der Seemacht nutzlos gewesen ohne die Männer, die es bedienten. Sie alle waren Freiwillige. Unter der Führung von besonders Befähigten stellte man Mannschaften zusammen. In den Sagas lesen wir von Mannschaften, die aus «Recken oder munteren Gesellen» bestanden; eine Schiffsbesatzung war zweifellos aus vielen Bewerbern ausgewählt, «die das Steuer oder das Ruder ebenso beherrschten wie das Schwert». Strenge Regeln oder frühe «Kriegsartikel» galten für diese Mannschaften, sobald sie sich verpflichtet hatten. Man nahm Männer zwischen 16 und 60, aber keinen, dessen Kraft und Leistungsfähigkeit nicht erprobt war. Weder auf See noch im Dienst durften eine Fehde oder ein alter Streit von Neuem ausbrechen. Keine Frau durfte an Bord. Nachrichten durften nur dem Kapitän überbracht werden. Jede Kriegsbeute musste gehortet werden und wurde dann den Regeln entsprechend verkauft oder geteilt. Diese Beute war persönlicher Besitz, d.h. sie gehörte nicht zu dem Besitz, den ein Mensch nach skandinavischem Gesetz an seine Nachkommen vererbte. Man hatte das Recht, ihn mit ins Grab zu nehmen.

«Solange es sich um eine annähernd gleiche Anzahl von Gegnern handelte», berichtet Oman, «waren die Wikinger immer in der Lage, sich zu behaupten. Wenn aber der ganze Landstrich mobilisiert war und die Männer aus vielen Grafschaften den Eindringlingen entgegeneilten, mussten diese auf der Hut sein, da die Übermacht sie sonst erdrückte.» Nur wenn sie mit einer Flotte von aussergewöhnlicher Stärke gekommen waren, konnten die Norweger es wagen, sich ihrem Gegner in offener Feldschlacht zu stellen. Schliesslich waren sie weniger des Kämpfens als des Plünderns wegen ausgezogen, und wenn das Land ihnen eine überwältigende Übermacht entgegenschickte, zogen sich die Eindringlinge wieder auf ihre Schiffe zurück und segelten ab, um ihre Beutelager in irgendeiner noch unversehrten Provinz aufzufüllen. Überdies lernten sie sich bald einer raschen Fortbewegung auf dem Festland zu versichern. Sobald sie gelandet waren, trieben sie alle Pferde der Gegend zusammen und zogen mit ihrem Raub zu Pferd über das Land. Sie sammelten die Pferde nicht in

der Absicht, eine berittene Kampfleinheit zu formieren, sondern nur um des raschen Vorwärtkommens willen. Diese Praktik wird in England zum erstenmal im Jahre 866 erwähnt, als «eine mächtige heidnische Armee ins Land der Ostangeln kam, und dort war die Armee zu Pferd¹».

Wenn wir über die brutalen Laster dieser Salzwasserbanditen nachdenken, dieser Piraten, die so schandbar sind wie nur irgendwelche, die das Meer je getragen hat, oder uns mit Abscheu von ihrer schurkischen Zerstörung, ihren grausamen Taten abwenden, dürfen wir aber auch nicht die Disziplin, die Tapferkeit, die Kameradschaft und die kriegerischen Tugenden vergessen, welche sie in jener Epoche unbestritten zur grossartigsten und wagemutigsten Rasse der Welt gemacht haben.

An einem Sommertag, wahrscheinlich im Jahre 789, als «das unschuldige englische Volk, über seine Ebene verstreut, sich friedlich seines Daseins erfreute und seine Ochsen vor den Pflug spannte»², wurde dem Offizier des Königs, dem Vogt von Dorchester, die Nachricht überbracht, dass an der Küste drei Schiffe angekommen seien. Der Vogt «schwang sich auf sein Pferd und ritt mit einer Handvoll Männer zum Hafen [vermutlich Portland], weil er glaubte, es seien Kaufleute und keine Feinde. Berechtigt, Befehle zu erteilen, ordnete er an, man solle die Fremden in des Königs Stadt schicken. Aber diese erschlugen ihn und alle, die mit ihm waren, auf der Stelle³.» Dies war ein Vorgeschmack des mörderischen Kampfes, der mit wechselndem Kriegsglück zweihundertfünfzig Jahre lang England verheeren und verwüsten sollte. Es war der Anbruch des Wikingerzeitalters.

An einem Januararmorgen des Jahres 793 wurde die reiche Mönchsniederlassung von Lindisfarne [oder Heilige Insel] vor der northumbrischen Küste plötzlich von einer mächtigen Flotte aus Dänemark angegriffen. Die Eindringlinge brandschatzten den Ort, verschlangen das Vieh, töteten viele Mönche und segelten mit einer reichen Beute an Gold, Juwelen und heiligen Emblemen und all denjenigen Mönchen, mit denen sie auf den europäischen Sklavenmärkten womöglich einen guten Preis erzielen konnten, wieder ab. Dieser Überfall war mit Sorgfalt und Überlegung geplant worden. Er wurde im tiefsten Winter, ehe

¹ Angelsächsische Chronik, 866 n. Chr.

² a. a. O.

³ a. a. O.

irgendeine Hilfe von der Küste die Insel erreichen konnte, als Überraschungsangriff durchgeführt. Die Nachricht von diesen Grausamkeiten verbreitete sich nah und fern, nicht nur in England, sondern in ganz Europa, und der laute Aufschrei der Kirche bewirkte allgemeinen Alarm. Alkuin, der Northumbrier, schrieb vom Hof Karls des Grossen nach Hause, um seinen Landsleuten sein Beileid auszusprechen:

«Wehe, seit beinahe 350 Jahren haben wir und unsere Vorfäter in diesem schönen Land gewohnt, und nie zuvor ward so Entsetzliches in Britannien gesehen, wie wir es jetzt durch die Heiden erlitten haben. Man hielt es nicht für möglich, dass sie eine solche Reise machen könnten. Gedenkt der Kirche von St. Cuthbert, die mit dem Blut der Priester Christi bespritzt ist, all ihres Schmuckes beraubt ... An jenem Ort, an dem seit der Abreise des Paulinus von York der christliche Glaube bei uns seinen Ausgang nahm, ist nun der Anfang des Leids und des Unglücks ... Vorboten dieses Leids eilten ihm voraus... Was bedeutet jener Blutregen während der Fasten in der Stadt York?»

Als die Plünderer im folgenden Jahr wiederkamen und bei Jarrow landeten, wurden sie, ohnehin durch das schlechte Wetter behindert, heftig angegriffen. Ihr «König» wurde gefangengenommen und erlitt einen grausamen Tod, und die Flüchtlinge brachten einen so schaurigen Bericht mit nach Dänemark zurück, dass die englische Küste vierzig Jahre lang unbehelligt blieb. In jener Epoche zeigten die Wikinger nur geringe Neigung zu massierten Einfällen oder Eroberungen, sondern machten unter Ausnützung ihrer Seemacht nur kleinere Abstecher an die Ostküste von Schottland und die schottischen Inseln. Die Mönchsniederlassungen, die bis dahin jene Inseln als eine sichere Zuflucht betrachtet hatten, waren nun eine besonders leichte Prise geworden. Ihre Reichtümer und ihre Abgeschiedenheit machten sie zum reizvollsten Beuteziel der Seeräuber. Im Jahre 802 wurde Iona geplündert und zerstört. Die religiösen Niederlassungen der Iren boten der marodierenden Gier ebenfalls verlockende Schätze, und von nun an nahm ihr Leiden kein Ende mehr. Die Lebenskraft der Kirche machte den Schaden mit frommem Eifer wieder gut. Die Wikinger, denen ja ein reiches Tätigkeitsfeld zur Wahl stand, liessen eine Erholungspause verstreichen, ehe sie ihren nächsten Besuch abstatteten. Iona wurde dreimal gebrandschatzt, und das Kloster Kildare nicht weniger als vierzehnmal.

Die Freibeuterei war zu einem festen Beruf geworden, und die Kirche war für sie ein sich ständig wieder auffüllendes Schatzhaus. Eginhard, der Historiker Karls des Grossen, erzählt, dass die Verheerungen ohne Unterbrechung stattfanden und sich über das Christentum ein neuer Schatten der Angst legte. Es wurden jedoch keine wirkungsvollen Gegenmassnahmen ergriffen, und das Plündergeschäft war so ertragreich, dass man überall in Skandinavien Geschmack daran fand. «Diese fröhlichen, geradegewachsenen, herzhaften Herren aus dem Nordland», wie einer ihrer schottischen Lobredner sie beschreibt, gingen jedes Jahr in wachsender Zahl auf ihre Raubzüge und kehrten im Triumph und bereichert nach Hause zurück. Und ihr Beispiel beflügelte alle kühnen Geister und jüngeren Söhne. Andere Flotten drangen in fernere Gewässer vor. Sie brachen ins Mittelmeer ein. Karl der Grosse sah in einer Stadt bei Narbonne vom Fenster aus jene unheimlichen Schiffe an der Küste entlanggeistern und stiess eine eindrucksvolle Warnung vor dem bevorstehenden Unheil aus.

Doch erst im Jahre 835 brach der Sturm los, und Flotten, die manchmal aus drei- bis vierhundert Schiffen bestanden, ruderten die Flüsse Englands, Frankreichs und Russlands hinauf, um Raubzüge grössten Stils durchzuführen. Dreissig Jahre lang wurde Südengland pausenlos überfallen. Paris war mehr als einmal belagert. Konstantinopel wurde angegriffen. Die Hafenstädte Irlands wurden erobert und besetzt. Die Wikinger unter Olaf gründeten Dublin. Vielfach liessen sich die Plünderer jetzt in dem eroberten Gebiet nieder. Die Schweden drangen bis ins Herz Russlands vor, herrschten über die Flusstädte und legten dem Handel Zölle auf. Die norwegischen Wikinger, die aus einem noch strengeren Klima kamen, fanden die schottischen Inseln zur Besiedlung geeignet. Sie kolonisierten die Shetlandinseln, die Färöer und Irland. Sie kamen bis Grönland und Steinland [Labrador]. Sie segelten den St. Lorenz-Strom hinauf. Sie entdeckten Amerika, machten aber wenig Aufhebens von dieser Leistung.

Längere Zeit über gelang es ihnen nicht, in Britannien oder Frankreich Fuss zu fassen. Erst im Jahr 865, als der Widerstand auf dem Kontinent sich vorübergehend verstärkte, begann die grosse dänische Invasion in Northumbria und im östlichen England.

Diesmal war das sächsische England reif für die Sichel. Die Invasoren bra-

chen an der gesamten östlichen Küstenfront ein, die einmal durch den «Grafen des sächsischen Ufers» beschirmt worden war und deren kaiserliche Befestigungen bereits unter dem Staub der Jahrhunderte begraben lagen. Keine römischen Galeeren tauchten auf Patrouillenfahrten die Ruder ins Wasser. Es gab keinen kaiserlichen Gouverneur, der einen grossen Feldherrn oder eine Legion hätte zu Hilfe schicken können. Aber überall standen Abteien und Klöster, Kirchen, ja sogar Kathedralen, die in jenem hungrigen Zeitalter Schätze an Gold und Silber, an Juwelen und auch an grossen Nahrungsvorräten, Wein und allen erdenklichen Luxus besaßen. Die frommen Engländer hatten den Gedanken von der Vergebung der Sünden als Folge von Geldtributen an die Kirche viel zu wörtlich genommen. Ihre Sünden waren mannigfach, ihre Busse häufig, und die Kirche blühte auf. Hier fanden scharfe Schwerter leichte Beute.

Zu der unangebrachten Unterwürfigkeit der Kirche gegenüber kam in England damals auch noch eine militärische Misswirtschaft. Das Verteidigungssystem zielte darauf ab, die Überlebenden der alten Britannier in ihren kahlen Bergländern zu halten oder die Grenzen vor einem Einfall der sächsischen Nachbarn zu schützen. Der örtliche Adlige konnte, wenn er von seinem Häuptling oder König zu den Waffen gerufen wurde, die kriegsdiensttauglichen Ackerbauern zu einem etwa vierzig-tägigen Dienst in seinem eigenen Bezirk einberufen. Dieser Dienst wurde widerwillig geleistet, und wenn die Zeit vorüber war, verlief sich das Heer, ohne sich ernsthaft um den Feind zu kümmern, der vielleicht noch in der Gegend sein konnte, oder gar um den Grund, der zu dem Feldzug geführt hatte. Aber nun standen sie einer anderen Sorte von Feinden gegenüber. Die Dänen und Norweger verfügten nicht nur über die Vorteile der Überraschung, welche ihnen die Seemacht schon so lange verlieh, sondern zeigten auch zu Land sowohl Beweglichkeit wie Geschick. Sie gewöhnten sich an, ihre Lager mit beinahe römischer Gründlichkeit zu befestigen. Auch ihre Strategie, vor allem ihre «fingierten Rückzüge», wurden hochgerühmt. Immer wieder lesen wir, dass die Engländer die heidnischen Heere vernichtet haben, aber letzten Endes behaupteten die Dänen das Feld. Bei einer bestimmten Gelegenheit erklärte ihr Anführer, der eine Stadt belagerte, er liege im Sterben, und bat den Bischof des Ortes um ein christliches Begräbnis. Der ehrwürdige Kirchenmann war hocheifrig über die Bekehrung und willfahrte dieser Bitte. Als aber der Leichnam des verstorbenen Wikingers für das christliche Begräb-

nis in die Stadt gebracht wurde, stellte sich plötzlich heraus, dass das Gefolge aus wohlerprobten bewaffneten Kriegern bestand, die sich als Leidtragende verkleidet hatten und sich nun ohne weitere Umschweife ans Brandschatzen und Morden machten. Es gibt viele lichtvolle Aufschlüsse dieser Art über die Sitten und Gebräuche der Wikinger. Sie waren in der Tat die kühnste und hinterhältigste Sorte von Piraten und Haifischen, die es je gegeben hat, und dank der äusserst unzulänglichen Organisation der Sachsen und dank der damaligen Zeitverhältnisse erreichten sie eine vollkommeneren Verwirklichung ihrer Wünsche als alle jene, die ihnen später nachgeeifert haben – und das waren viele.

In der Wikingerlegende dieser Zeit gab es keinen berühmteren als Ragnar Lodbrok oder «Haarhose». Er war in Norwegen geboren, aber mit dem dänischen Herrscherhaus verwandt. Von Jugend auf war er ein Räuber. Sein Motto lautete: «Westwärts über die Meere.» Sein Schiffsschnabel war von den Orkney-Inseln bis zum Weissen Meer bekannt. Im Jahr 845 führte er eine Wikingerflotte die Seine hinauf und griff Paris an. Der Überfall wurde abgewehrt, und die Pest nahm eine nicht vorausgesehene Rache an den Freibeutern. Er wandte seine beweglichen Streitkräfte gegen Northumbrien. Audi dort war ihm das Glück abhold. Der skandinavischen Überlieferung zufolge wurde er von König Ælle von Northumbrien gefangengenommen und in eine Schlangengrube geworfen, in der ihn der Tod ereilen sollte. Zwischen der sich windenden Masse widrigen Gewürms sang er bis zuletzt sein Totenlied. Ragnar hatte vier Söhne, und als er zwischen den giftigen Reptilien lag, stiess er eine folgenschwere Drohung aus: «Die kleinen Schweinchen würden jetzt schön grunzen, wenn sie wüssten, wie es dem alten Eber ergeht.» Die Skalden berichten uns, wie seine Söhne die Nachricht aufnahmen. Bjorn «Eisenkopf» umklammerte seinen Speerschaft mit solcher Gewalt, dass seine Fingereindrücke darauf zurückblieben. Hvitserk spielte gerade Schach, aber seine Finger pressten sich so hart um einen Bauern, dass das Blut unter den Nägeln hervorschoss. Sigurd «Schlangenaugen» stutzte sich eben die Fingernägel mit einem Messer und schnitt so lange weiter, bis er in den Knochen drang. Aber der vierte Sohn war der, auf den es ankam. Ivar, «der Knochenlose», verlangte genaue Einzelheiten über seines Vaters Hinrich-

tung zu wissen, und sein Gesicht «wurde abwechselnd rot, blau und bleich, und seine Haut schien vor Wut aufzuschwellen»¹.

Es gab eine feststehende Form der Vergeltung, derzufolge die Söhne ihren Vater an dem Mörder rächen sollten. Sie war unter dem Namen «Blutroter Adler» bekannt. Das Fleisch und die Rippen des Mörders mussten in der Form eines Adlers ausgeschnitten und ausgesägt werden, und dann riss der getreue Sohn die zuckende Lunge mit seinen eigenen Händen aus dem Körper. Dieses Schicksal traf, wenn wir der Legende glauben wollen, König Ælle. Aber die tatsächlichen Folgen für England waren schwerwiegend. Ivar der Knochenlose war ein Feldherr von grosser Schläue. Er war der führende Kopf der skandinavischen Invasion in England während des letzten Viertels des neunten Jahrhunderts. Er war es, der die grossen Feldzüge plante, durch welche Ostanglia, Deira in Northumbria und Mercia erobert wurden. Bisher hatte er in Irland gekämpft, aber nun tauchte er 866 in Ostanglia auf. Im Frühling des Jahres 867 ritt sein mächtiges Heer, das auf der Basis einer Schiffsbesatzung organisiert, nun aber der rascheren Fortbewegung und nicht des Kampfes wegen beritten war, auf der alten Römerstrasse nordwärts und setzte über den Humber.

Er belagerte York. Und nun – zu spät – vergassen die Northumbrier, die ihre Treue zwischen zwei rivalisierenden Königen geteilt hatten, ihre Fehden und vereinigten sich in einem letzten Abwehrversuch. Sie griffen das dänische Heer vor York an. Zuerst waren sie erfolgreich; die Heiden wurden gegen die Stadtmauern zurückgedrängt. Die Verteidiger brachen aus, und in der allgemeinen Verwirrung besiegten die Wikinger sie alle in einem furchtbaren Gemetzel, töteten ihre beiden Könige und brachen auch den letzten Widerstand. Das war das Ende Northumbriens. Der Norden Englands hat seine Vormachtstellung nie mehr zurückgewonnen.

Hodgkin drückt es so aus:

«Die Schulen und Klöster versanken in Vergessenheit oder verschwanden; und das grosse Königreich, das Beda und Alkuin hervorgebracht hat, das uns seine gewaltigen Steinkreuze als Meisterwerke der anglikanischen Kunst und die Gedichte des Cædmon und die ‚Kreuzvision‘ als Zeugen anglikanischer Poesie hinterlassen hat, verfiel eine Generation nach der Niederlage von 867

¹ Aus «The Vikings and their Voyages» von A. MacCallum Scott, «The Universal History of the World», herausgegeben von J. A. Hammerton, Bd. 4.

wieder in das alte Leben finsterner Barbarei ... Eine Dynastie war vernichtet, eine Religion halb ausgerottet, und die Kultur verwilderte¹.»

Simeon von Durham, der einhundertfünfzig Jahre nach jener verheerenden Schlacht von York schreibt, klagt ebenfalls:

«Das Heer plünderte allerorts und erfüllte jedes Dorf und jede Stadt mit Leid und Blutvergiessen. Mit Feuer und Schwert vernichtete es weit und breit die Klöster und die Kirchen. Wenn es einen Ort verliess, standen nur noch unbeachtete Mauern. Die Zerstörung war derart gewaltig, dass man heute kaum mehr Spuren jener Orte, noch Zeichen ihrer früheren Grösse finden kann.»

Aber Ivar hatte kein geringeres Ziel als die Eroberung von Mercia, das ja bekanntlich seit beinahe hundert Jahren Englands Macht verkörperte. Ivar lag vor Nottingham. Der König von Mercia erbat Hilfe aus Wessex. Der alte König von Wessex war tot, aber seine beiden Söhne Ethelred und Alfred kamen der Bitte nach. Sie eilten dem König zu Hilfe und erboten sich, ihm bei seinem Angriff auf die Stellungen des Belagerers zur Seite zu stehen. Aber die Mercianer waren wankelmütig und zogen Verhandlungen vor. Ivar kämpfte nicht nur mit Waffen, sondern auch mit dem Verstand. Die Kirchen von York und Ripon hatte er unangetastet gelassen. Er begnügte sich in Northumbria, einen Vasallenkönig, einen gewissen Egbert, einzusetzen, und nachdem er den Feldzug von 868 durch einen Vertrag beendet hatte, der ihn zum Herrn von Nottingham machte, verbrachte er den Winter damit, sich in York feste Stellungen auszubauen.

Während die Dänen in ihren gewaltigen Eroberungsfeldzügen von Ostanglia ausschwärmten, Mercia unterwarfen und Northumbria verheerten, hatten der König von Wessex und sein Bruder Alfred in aller Stille ihre Streitmacht aufgestellt. Ihr Schicksal hing an einem so dünnen Faden, dass auch die geringste Mehrbelastung ihnen zum Verhängnis werden musste. Es war daher eine grosse Erleichterung, dass Ivar, nachdem er den Vertrag von Nottingham gebrochen und König Edmund von Ostanglia zum Märtyrer gemacht hatte, England plötzlich für immer verliess. Die Annalen von Ulster berichten, dass Olaf und Ivar, die beiden normannischen Könige, im Jahr 870 von Schottland wieder nach Dublin kamen und «eine sehr grosse Menge von Gefangenen – Engländer, Bri-

¹ Zitiert nach Hodgkin, *History of the Anglo-Saxons*, Bd. 2.

ten und Pikten – nach Irland verschleppt wurden». Dann finden wir dort aber noch eine letzte Eintragung: «872. Ivar, König der Normannen, von ganz Irland und Britannien, beendete sein Leben.» Er hatte Mercia und Ostanglia erobert. Er hatte die grösste Festung des Königreichs Strathclyde, Dumbarton, genommen. Offensichtlich unbesiegbar und mit Beutegut beladen, hatte er sich in Dublin niedergelassen und war dort zwei Jahre später friedlich gestorben. Die frommen Chronisten berichten, dass er «in Christo ruht». So mag es sein, dass er von beiden Welten den besten Teil hatte.

Die dänischen Plünderer blieben nun jedes Jahr länger. Im Sommer kamen die Flotten herüber, um zu plündern und zu zerstören. Aber jedes Jahr waren ihre Besatzungen mehr geneigt, in einem milderen und fruchtbareren Lande zu verweilen. Schliesslich wurde die Zeit, die der Krieger auf Raubzügen verbrachte, lang genug, und die Verhältnisse, unter denen die Eroberung stattfand, sicher genug, um ihn seine Frau und seine Familie mitbringen zu lassen. So folgte wiederum der Ansiedlungsprozess dem Piratentum und dem Raub. Aber die dänischen Siedlungen unterschieden sich von denen der Sachsen; sie waren Feldlager, und ihre Grenzen waren die Kampffronten, die durch eine Reihe befestigter Städte verstärkt wurden. Stanford, Nottingham, Lincoln, Derby, Leicester waren die Basen der neuen Invasionsmacht. Hinter der Frontlinie sollten die Soldaten der einen Dekade die Kolonisten und Landeigentümer der kommenden werden. Die dänischen Niederlassungen in England waren in ihrem Wesenskern militärisch. Die Eindringlinge bahnten sich mit ihren Schwertern den Weg, um dann auf dem eroberten Boden Wurzel zu schlagen. Der kriegerrische Bauerntyp unterschied sich von Anfang an vom gewöhnlichen Ackerbauern. Ohne irgendeine zusammenhängende nationale Organisation, welche die ewig unerforschlichen Abkömmlinge der Meere von dem Land, auf dem sie sich niedergelassen hatten, hätte vertreiben können, wären die Sachsen, die nun seit fast vier Jahrhunderten Anspruch darauf hatten, sich die Herren dieses Bodens zu nennen, nahezu völlig den dänischen Eindringlingen erlegen. Dass sie es nicht taten, verdankten sie – wie es beinahe bei jeder kritischen Wendung der Geschichte der Fall ist – dem plötzlichen Auftauchen einer der grossen Gestalten der Geschichte inmitten eines Zeitalters der Verwirrung und des Zerfalls.

KAPITEL VII

ALFRED DER GROSSE

Die Geschichte Alfreds ist uns ziemlich genau durch die Schriften von Asser bekannt, eines Mönchs von St. David, der Bischof von Sherborne wurde. Der Bischof hält sich natürlich bei den religiösen und moralischen Qualitäten seines Helden auf; aber wir müssen auch bedenken, dass Alfred, obwohl von zarter Gesundheit, sich als Jäger einen Namen gemacht und dass sein Vater ihn als Knaben mit nach Rom genommen hatte, so dass er eine lebendige Vorstellung von der grossen Welt besass. Alfred war zuerst Unterbefehlshaber seines älteren Bruders, des Königs. Es bestanden keine Eifersüchteleien zwischen ihnen, jedoch unterschieden sie sich sehr im Temperament. Ethelred neigte zu der frommen Ansicht, dass Glaube und Gebet die wesentlichsten Mittel zur Überwindung der Heiden seien. Alfred, obwohl auch fromm, legte mehr Wert auf Politik und Waffen.

In früheren Jahren war die Vorherrschaft Mercias unpopulär gewesen, und seine Könige hatten den schweren Fehler begangen, mit dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury zu streiten. Als die mercianische Armee 825 in Wessex einfiel, wurde sie von Alfreds Grossvater, König Egbert, bei Ellandun in der Nähe von Swindon besiegt. Der ganze Süden und Osten beeilte sich, mit dem Sieger Verträge zu schliessen, und der Zusammenschluss von Kent, des Sitzes des Primas, und Wessex, des nun führenden englischen Königreichs, schuf einen fest fundierten südlichen Block. Dies war schon generationenlang das Ziel der westsächsischen Politik gewesen und wurde nun gerade zur rechten Zeit erreicht, um der Invasion von Norden zu begegnen. Ausserdem war Wessex mit seinen zerklüfteten Bergkämmen im Norden und auch, weil ihm jene langen, trägen Flüsse fehlten, auf welchen die Dänen ihre Langschiffe bis in das Herz von Mercia gesteuert hatten, strategisch sehr stark. Überdies hatte Wessex eine örtliche Organisation entwickelt, die es gegen Angriffe ungewöhnlich widerstandsfähig machte: der Alderman, welcher der Grafschaft vorstand, konnte

aus eigener Machtvollkommenheit handeln. Die Vorteile dieses Systems sollten sich später herausstellen. Abgegrenzte Bezirke, deren jeder einem gewählten Befehlshaber oder Gouverneur für zivile und militärische Fragen unterstand, stellten gegenüber den alten Stammeskönigreichen oder rein persönlichen Stammesverbindungen unter einem einzigen König einen grossen Fortschritt dar. Als die Dynastien von Kent, Northumbria und Mercia verschwunden waren, richteten sich aller Augen auf Wessex, wo ein Herrscherhaus sass, das sich in ununterbrochener Reihenfolge bis auf die ersten Jahre der sächsischen Besiedlung zurückführen liess.

Die Dänen hatten London besetzt, damals noch nicht die Hauptstadt von England, sondern eine Stadt im Königreich Mercia, und ihre Armeen hatten sich bei Reading verschantzt. Beim Vormarsch stiessen sie in den Berkshire Downs auf die Streitkräfte der Westsachsen, und dort wurde im Januar 871 die Schlacht von Ashdown ausgetragen. Beide Seiten teilten ihre Heere in zwei Kommandos auf. Ethelred versäumte kostbare Zeit im Gebet. Neben den Wikingern mit ihren grell bemalten Schilden und Bannern, ihrem Schmuck und ihren goldenen Armspangen wirkten die Westsachsen bescheiden. Als die Wikinger sich langsam näherten, schlugen sie ihre Schilde und Waffen gegeneinander und stiessen langgezogene, herausfordernde und sich immer wiederholende Schlachtrufe aus. Obwohl das Bogenschiessen nicht sehr gebräuchlich war, begannen Geschosse durch die Luft zu schwirren. Der König verhartete noch im Gebet. Gott komme zuerst, erklärte er jenen, die ihm warnend sagten, er müsse bald in die Schlacht eingreifen. «Aber Alfred», berichtet Bischof Asser, der seine Informationen von «gläubwürdigen Augenzeugen» bezog, «sah, dass die Heiden überraschend schnell auf dem Schlachtfeld angekommen und zum Kampf bereit waren ... konnte den Angriffen des Feindes nicht länger standhalten und musste sich entscheiden, ob er sich ganz zurückziehen oder die Schlacht, ohne seinen Bruder abzuwarten, beginnen sollte. Schliesslich führte er die christlichen Streitkräfte wie ein wilder Eber kühn gegen die feindliche Armee ... trotz der Tatsache, dass der König noch nicht angekommen war. Und so, auf Gottes Rat und Seine Hilfe vertrauend, schloss er den Schildwall im rechten Augenblick, um dann seine Standarten gegen den Feind zu tragen¹.»

Der Kampf war lang und hart. König Ethelred schloss sich, sobald er seinen

¹ Hodgkin, Bd. II, 545.

geistlichen Pflichten nachgekommen war, seinem Bruder an. «Die Heiden», sagte der Bischof, «waren im Besitz des höhergelegenen Gebiets, und die Christen mussten die Steigung überwinden. An dieser Stelle stand ein verkrüppelter Dornbusch, den wir mit unseren eigenen Augen gesehen haben. Um diesen Busch also trafen sich die gegnerischen Reihen unter grossem Geschrei aller Männer – die eine Seite nach Bösem trachtend, die anderen um ihr Leben, ihre Lieben und den heimatlichen Boden kämpfend.» Endlich gaben die Dänen nach und flohen, die Verfolger dicht auf den Fersen, nach Reading zurück. Sie flohen bis zum Anbruch der Nacht, flohen die ganze Nacht hindurch und noch den folgenden Tag, und das ganze Gelände von Ashdown – womit die Berkshirehügel gemeint sind – war mit ihren Leichnamen übersät, unter denen sich auch die Leichen eines der Wikingerkönige und fünf seiner Jarls befanden.

Nach diesem Sieg war die Kraft der dänischen Armee aber nicht gebrochen; zwei Wochen später standen sie wieder auf dem Schlachtfeld. Die Schlacht von Ashdown nimmt jedoch wegen ihrer grossen Bedeutung mit Recht einen Platz unter den historischen Begegnungen ein. Wären die Westsachsen geschlagen worden, so wäre ganz England der heidnischen Anarchie anheimgefallen. Da sie siegten, leuchtete immer noch die Hoffnung auf ein zivilisiertes Leben auf unserer Insel. Es war das erste Mal, dass die Invasoren im Kampf unterlegen waren. Das letzte der sächsischen Königreiche hatte dem Angriff, dem es ausgesetzt war, standgehalten. Alfred hatte den Sachsen wieder Selbstvertrauen gegeben. Sie konnten sich in offener Schlacht behaupten. Die Geschichte des Kampfes bei Ashdown war generationenlang die kostbarste Erinnerung der sächsischen Schreiber. Es war Alfreds erste Schlacht.

Das ganze Jahr 871 über rangen die beiden Heere unversöhnlich miteinander. König Ethelred wurde bald krank und starb. Obgleich er kleine Kinder hatte, bestand über seinen Nachfolger kein Zweifel. Der vierundzwanzigjährige Alfred wurde König und trat ein aussichtsloses Erbe an. Der Kampf wogte mit wechselndem Ausgang hin und her. Die Dänen erhielten mächtige Verstärkung von Übersee. «Die Sommerarmee», wie sie genannt wurde, «zahllos und begierig, das Heer der Westsachsen zum Kampf zu stellen», eilte zu Hilfe. Sieben oder acht Schlachten wurden geschlagen, und es wird uns berichtet, dass die Dänen für gewöhnlich das Feld behaupteten. Im Sommer, etwa einen Monat

nach Übernahme der Krone, erlitt Alfred bei Wilton eine endgültige Niederlage im Herzen seines eigenen Landes. Seine Reihen waren durch Tod und Desertion gelichtet, und wieder einmal führte die Wikingerlist des scheinbaren Rückzugs zum Erfolg. Alfred hielt es nach seinem Missgeschick für das Beste, sofort Frieden zu schliessen, solange er noch eine Armee besass. Wir kennen die Bedingungen nicht, aber es steht ausser Zweifel, dass sie eine hohe Geldsumme einschlossen. «Die Sachsen machten Frieden mit den Heiden unter der Bedingung, dass sie wieder abzogen, und das taten sie», berichtet die *Chronik* lakonisch. Aber da drei oder vier Monate vergingen, ehe sie sich nach London zurückzogen, scheinen sie die Bezahlung des Dänengeldes abgewartet zu haben. Immerhin hatten Alfred und seine Sachsen während dieser Kämpfe die Wikinger davon überzeugt, dass ihre Streitkräfte nicht unbesiegbar waren. Durch diesen unrühmlichen Vertrag und seinen zähen Feldzug hatte Alfred fünf Jahre gewonnen, in denen er seine Macht festigen konnte.

Die Gründe, welche die Dänen bewogen hatten, mit Alfred ein Übereinkommen zu treffen, können heute nicht festgestellt werden. Jedenfalls waren sie fest davon überzeugt, dass sie nur durch hartnäckigen und blutigen Kampf der Westsachsen Herr werden konnten. Beide Parteien liebten den Krieg, und dieser war heiss gewesen. Auf beiden Seiten konnte man fast nur Wunden und Gefallene aufweisen. Aber Alfred hatte immer damit gerechnet, dass sich die Invasoren spalteten, und die Machtverschiebungen innerhalb der heidnischen Armeen rechtfertigten seine Taktik.

Die Dänen, die immer noch London in ihren Klauen hatten, zogen sich in die Midlands zurück, die nun vollständig unterworfen waren. «Die Mercianer schlossen Frieden mit der Armee.» 874 wurde König Burgred über das Meer vertrieben und starb fromm und kummervoll, vom Papst bemitleidet. «Nach seiner Vertreibung», berichtet Asser, «unterwarfen die Heiden das ganze Königreich Mercia ihrer Herrschaft.» Sie inthronisierten einen einheimischen Marionettenkönig, so wie es seither öfter geschehen ist, nachdem dieser Geiseln gestellt und geschworen hatte, «dass er ihrem Willen nicht zuwiderhandeln und ihnen in allem Gehorsam leisten würde».

Aber jetzt, im letzten Viertel des Jahrhunderts, vollzog sich in der «Grossen Heidnischen Armee» ein kaum wahrnehmbarer, aber grundlegender Wechsel.

Alfred und die Männer von Wessex hatten sich als zu starrköpfige Gegner erwiesen, um leicht unterjocht zu werden. Manche der Dänen wollten sich auf den bereits von ihnen unterworfenen Gebieten niederlassen. Die übrigen wünschten den Krieg zu einem geeigneten Zeitpunkt fortzusetzen, bis das ganze Land erobert war. Möglicherweise arbeiteten beide Teile Hand in Hand, wobei der erste eine sichere und solide Basis bildete und der andere zum Expeditionsheer wurde. Also liessen sich nahezu die Hälfte der Seepiraten in Northumbrien und Ostanglia nieder, nachdem sie das Königreich Strathclyde dem Ruin entgegengeführt und den Viehbestand und die landwirtschaftlichen Gerätschaften weggeschleppt hatten. Sie gingen ernsthaft daran, «den Boden zu bestellen, um sich eine Existenz zu schaffen». Hier vollzog sich eine grosse Veränderung. Wir dürfen ihre Disziplin und Organisation nicht vergessen. Die Schiffsverbände, die eng zusammenarbeiteten, hatten bisher als Soldaten auf dem Lande gekämpft. Ihre ganze Siedlungsorganisation war militärisch. Die Seeleute waren zu Soldaten geworden und die Soldaten zu Bauern. Sie hatten sich jenen Geist der Unabhängigkeit bewahrt, der die treibende Kraft der Langschiffe war und der nur durch Kameradschaft und im Ernstfall durch Disziplin geregelt wurde.

Somit erhielt der gesamte Osten Englands eine landwirtschaftliche Bevölkerung, die abgesehen von Zwecken der allgemeinen Verteidigung niemandem unterstand, die das Land mit dem Schwert erobert hatte und nur der Heeresorganisation gegenüber loyal war, welche ihr ermöglichte, es zu halten. Von Yorkshire bis Norfolk schlug diese kraftvolle, aufrechte Rasse Wurzel. Im Lauf der Zeit vergassen sie das Meer, vergassen das Heer und dachten nur noch an das Land – ihr Land. Das neue Leben gefiel ihnen. Obwohl sie recht geschickte Landwirte waren, gab es nichts, was sie die älteren Einwohner lehren konnten; sie brachten weder neue Gerätschaften noch Methoden mit, aber sie waren entschlossen, etwas zu lernen.

Wahrscheinlich beuteten sie die früheren Eigentümer und deren Leibeigene aus. Die Landverteilung wurde so vorgenommen, dass jeder eine Parzelle bekam, die eine Familie ernähren konnte. Als Mass lag das Stück Land zugrunde, das acht Ochsen in einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Umständen, über die sich die Gelehrten heftig streiten, umpflügen konnten. Die neuen Siedler arbeiteten selbst schwer, aber offensichtlich zogen sie auch die Einheimischen zur Arbeit heran.

So ging also die dänische Besiedlung in vieler Hinsicht anders vor sich als die vierhundert Jahre zurückliegende sächsische. Es war kein Gedanke an die Ausrottung der Urbevölkerung. Die zwei Sprachen unterschieden sich nicht sehr stark, Lebensweise und Ackerbaumethoden waren fast die gleichen. Die Kolonisten – denn das waren sie nun geworden – brachten ihre Familien aus Skandinavien. Es ist aber auch sicher, dass sie menschliche und natürliche Beziehungen zu den enteigneten Engländern herstellten. Von nun an vermischte sich das Blut dieser kraftvollen Individualisten, dieser stolzen und erfolgreichen Männer des Schwertes mit der Inselrasse. Eine belebende, kräftige, ausdauernde, rebellische Eigenschaft wurde dem alten Blut zugeführt. Wie der moderne Stahl durch die Zufügung besonderer Metalle in relativ kleinen Quantitäten gehärtet wird, so sollte dieser starke individualistische Zug, der auf dem Landbesitz basierte, später nicht nur im Blut, sondern auch in der Politik Englands eine nachhaltige Rolle spielen. Als nach vielen Wirren unter der Regierung Heinrichs II. bedeutende Gesetze gemacht und königliche Gerichtshöfe errichtet wurden, zeigten sich die Nachkommen dieser kraftvollen Bauern – nicht nur «Sokemen» oder unabhängige Bauern, sondern viel geringeres Volk – von höchst anmassendem Wesen. Die Prüfungen weiterer dreihundert Jahre hatten weder die ursprüngliche Festigkeit ihres Charakters noch ihre tiefwurzelnde Verbundenheit mit dem eroberten Boden zerstört. Durch die ganze englische Geschichte leuchtet dieser Wesenszug.

Die gezähmten und friedlich gewordenen Seeräuber-Soldaten brachten viele dänische Sitten mit sich. Sie hatten ein völlig andersartiges arithmetisches System und wären entsetzt gewesen, wenn man es als Duodezimalsystem bezeichnet hätte. Sie dachten in Zwölfern statt in Zehnern, und in bestimmten Teilen Ostanglias kann man heute noch an Markttagen den Ausdruck «die langen Hundert» [d.h. einhundertzwanzig] hören.

Ihre Ansichten über soziale Gerechtigkeit unterschieden sich von denen der sächsischen Herrenkaste. Als ihr Gewohnheitsrecht allmählich Form annahm, zeigte sich gegenüber der sächsischen Auffassung eine unbestreitbare Verbesserung.

«In Ostanglia betreten wir ein Gebiet, in dem sich der dänische Einfluss erhalten hat. Lange vor der normannischen Eroberung hatte sich dort eine deutlich sichtbare Form ländlicher Gesellschaft entwickelt, die viele skandinavi-

DAS SÄCHSISCHE ENGLAND IM 8. JAHRHUNDERT



ENGLAND WÄHREND DER DÄNISCHEN INVASIONEN



sche Züge bewahrte und in der der freie Bauer sich erfolgreich gegenüber der zeitgenössischen Tendenz zum Grossgrundbesitzertum behaupten konnte.»¹

Das skandinavische England war ein günstiger Boden für eine freie bäuerliche Bevölkerung, die in Wessex und dem englischen Mercia durch die hohen Steuer- und Verteidigungslasten nur schwer gedeihen konnte. Und diese Bevölkerung assimilierte sich so sehr mit den ursprünglichen Invasoren, dass die Forscher im Reichsgrundbuch des 11. Jahrhunderts nach Anhaltspunkten für die Grösse der Wikingerarmeen des 9. Jahrhunderts suchen. Wir werden bald die gerechten, ehrenvollen Bedingungen kennenlernen, welche die angelsächsischen Monarchen sogar noch nach ihrem Endsieg den durch die Dänen besetzten Gebieten anboten und die man das Danelaw nennt. Nun fehlte nur noch die Konversion zum Christentum, um diese Rassen geistig wie blutmässig zu einer nationalen Einheit zu verschmelzen. Dies alles genügte hinlänglich, um die fünf Jahre währende Atempause zu füllen, die Alfred durch tapferes Kämpfen und politisches Dänengeld gewonnen hatte. In diesem Zeitraum verschwanden Halfdene, der Wikingerkönig, wie auch Ivar von der Bildfläche. Die gepeinigten, geplünderten Kirche vergalt seine Grausamkeiten, indem sie erklärte, Gott habe ihn schliesslich gestraft, indem er ihn mit Wahnsinn schlug und ihm einen Geruch gab, der seine Gegenwart für seine Mitmenschen unerträglich machte.

In Lindisfarne im dänenverheerten Northumbria erzählt man sich eine ergreifende Geschichte. Die ruinierten Mönche verliessen ihr zerstörtes, besudetes Heiligtum und trugen auf ihren Schultern den Leichnam des heiligen Cuthbert und die Gebeine des heiligen Aidan. Nach siebenjähriger Pilgerfahrt zu Land und auf dem Wasser liessen sie sich in einem neuen Patrimonium des heiligen Cuthbert in Chester-le-Street nieder. Die Verehrung, die man dem heiligen Cuthbert im ganzen Norden angedeihen liess, brachte seinem Bischofsstuhl solchen Reichtum, dass seine Bischöfe 955 mit dem Bau einer neuen Kathedrale auf dem Felsen von Durham begannen. Dorthin überführte man nun die Gebeine des Heiligen, und sein Ruhm war so gross, dass die Bischöfe von Durham bis zum 19. Jahrhundert Fürstbischöfe waren und im nordöstlichen England eine unermessliche Macht ausübten.

1 F. Stenton, *The Danes in England*, 1927, S. 13.

Alfreds teuer erkaufte Waffenstillstand war vorüber. Guthrum, der neue Kriegsherr des beweglichen und kriegerischen Teils des Heidenheeres, hatte einen grossen Plan zur Unterwerfung von Wessex ausgearbeitet. Er operierte zu Land und zu Wasser. Das Landheer marschierte nach Wareham nahe bei Portland Bill, wo die Seestreitkräfte sich ihm im Hafen von Pool anschlossen; in diesem Gebiet errichteten sie feste Stellungen und begannen auf Alfreds Königreich von jeder Ecke her durch Überfälle und Sturmangriffe loszugehen. Der weise König bat um Frieden und bot eine Kriegsentschädigung an. Gleichzeitig hatte er wahrscheinlich die Landarmee von Wareham eng umzingelt. Die Dänen nahmen das Gold und «schworen auf den Heiligen Ring», sie würden abziehen und getreulich Frieden halten. Mit einer Hinterhältigkeit, für die es keine Worte gibt, jagten sie davon und nahmen Exeter ein. Alfred machte seine Infanterie beritten und folgte ihnen; aber er kam zu spät. «Sie waren in der Festung, wo man ihrer nicht habhaft werden konnte.» Aber allen Heiden soll es zur Warnung dienen, ihre Eide nicht zu brechen! Ein furchtbarer Sturm vernichtete die Seestreitkräfte. Sie versuchten ihre Kameraden auf dem Seeweg zu erreichen. In der Gegend von Swanage wurden sie von den Elementen geschlagen, von denen man in jenen Tagen glaubte, der Allmächtige selbst lenke sie. Einhundertzwanzig Schiffe gingen unter, und annähernd fünftausend meineidige Marodeure starben den elenden Tod, den sie verdienten. Damit war der ganze sorgsam ausgeklügelte Plan vereitelt, und Alfred, der Exeter kontrollierte und belagerte, fand seine Feinde im Sommer des Jahres 877 zu einem neuen Frieden bereit. Sie schworen mit noch feierlicheren Eiden, ihn zu halten, und hielten ihn auch ganze fünf Monate lang.

Dann aber, im Januar 878, erlebte Alfred seinen überraschendsten Schicksalsschlag. Sein Hof und sein Hauptquartier befanden sich in Chippenham in Wiltshire. Es war Dreikönigsabend, und die Sachsen, die sich in jenen Tagen der Qual stärkten und erbauten, indem sie die kirchlichen Feste feierten, waren nicht auf der Hut. Sie gaben sich frommen Übungen hin oder waren sogar betrunken. Da brach der rächende Feind über sie herein. Die gesamte Armee von Wessex, das einzige Bollwerk Englands südlich der Themse, geriet in Auflösung. Viele wurden getötet. Der grösste Teil stahl sich nach Hause fort. Ein starkes Kontingent floh über das Meer. Am Hofe von Frankreich kamen Flüchtlinge an, die vergebens um Hilfe flehten. Nur eine Handvoll Offiziere und Män-

ner seiner persönlichen Begleitung verbargen sich mit Alfred in den Sümpfen und Wäldern von Somerset und auf der Insel Athelney, die sich aus dem Morast erhob. Dies war Alfreds dunkelste Stunde. Es dauerte Monate, ehe er auch nur einen Guerillakrieg beginnen konnte. Er führte «mit Thanen und Vasallen ein unstetes Leben in grosser Drangsal ... Denn er besass nichts, womit er seine Bedürfnisse hätte stillen können, als das, was er bei häufigen Überfällen entweder heimlich oder offen bei den Heiden oder bei Christen, die sich deren Herrschaft gebeugt hatten, erhaschen konnte». Er lebte so, wie lange Zeit später Robin Hood in Sherwood Forest.

Dies war der Augenblick, da jene glitzernden Spielzeuge der Geschichte für die Kinder jedes Alters entstanden. Wir sehen den Kriegerkönig als Minnesänger verkleidet in den dänischen Lagern die Harfe schlagen und den Küchenjungen einer dänischen Hausfrau spielen. Die berühmte Geschichte von Alfred und dem Kuchen taucht zum erstenmal in einer späten Ausgabe von Bischof Assers Lebensbeschreibung auf. Sie lautet: «Und es begab sich eines Tages, dass die Bäuerin, welche das Weib des Kuhhirten war, bei dem König Alfred wohnte, sich anschickte Brot zu backen, und der König am Herd sass und seinen Bogen, seine Pfeile und andere Waffen richtete. Da geschah es, dass die Frau hereinkam und sah, dass ihr Brot verbrannte. Sie eilte herbei, zog es vom Feuer und beschimpfte den furchtlosen König mit folgenden Worten [die seltsamerweise im Original in lateinischen Hexametern wiedergegeben sind]: ‚Herrjeh, Mann, warum habt Ihr das Brot nicht umgewendet, da Ihr doch seht, dass es verbrennt, besonders, da Ihr es so gerne heiss esst!‘ Die ahnungslose Frau wusste nicht, dass sie zu König Alfred sprach, der so tapfer gegen die Heiden gekämpft und so viele Siege über sie errungen hatte.» Schlimm stand es um die einst so erbarmungslosen Engländer. Die direkten Abkommen der alten Briten, die nun verkommen, verloren, aber unbesiegt in ihren Bergen hausten, konnten sich wohl ins Fäustchen lachen.

Die Führer des dänischen Heeres waren überzeugt, dass sie diesmal die Zügel fest in der Hand hatten. Die Bevölkerung von Wessex glaubte, dass alles ausgestanden war. Ihre Streitkräfte waren zerstreut, das Land überwältigt. Ihr König, falls er noch lebte, war ein Flüchtling, der sich versteckt hielt. Dass Alfred in einer solchen Bedrängnis seine volle Autorität wahrte und mit seinen Untertanen in Verbindung zu bleiben vermochte, ist die höchste Bestätigung für seine hervorragenden Eigenschaften.

Gegen Ende der Fastenzeit traf die Dänen ein unerwartetes Missgeschick. Dreiundzwanzig Schiffe segelten, nachdem sie überwintert und in Wales viele Grausamkeiten verübt hatten, nach Devon und gingen zum Angriff auf eine von Alfreds Festungen in Exmoor vor. Die Stellung war schwierig zu nehmen, aber «indem sie sie belagerten, glaubten sie, die Thane des Königs würden bald vor dem Hunger und dem Durst kapitulieren ... da die Festung keine Wasservorräte besass.

Die Christen dachten, einer Eingebung des Himmels folgend, es sei besser, den Tod zu erleiden oder den Sieg zu erringen, ehe sie sich einer solchen Unbill aussetzten. Folglich machten sie bei Tagesanbruch einen plötzlichen Ausfall gegen die Heiden, und schon beim ersten Angriff streckten sie die meisten ihrer Feinde samt deren König nieder. Nur wenige konnten sich auf ihre Schiffe retten»¹.

Achthundert Dänen wurden getötet. Unter der Siegesbeute befand sich eine Zauberstandarte, der sogenannte Rabe, von dem es hiess, dass die drei Töchter Ragnar Lodbroks sie an einem einzigen Tag gewoben hätten und dass «in jeder Schlacht, in der dieses Banner vorangetragen wurde, der Rabe in der Mitte des Musters zu flattern schien, als sei er lebendig, wenn sie einen Sieg erringen würden». Diesmal flatterte er nicht, sondern hing regungslos in den seidenen Falten. So blieben die Dänen ohne Sieg.

Alfred, durch diese Nachrichten ermutigt und beseelt von dem Drang, das Feld wieder zu behaupten, führte einen Brigantenkrieg gegen den Feind, während er gleichzeitig Boten ausschickte, welche das «fyrd», eine Art örtlicher Miliz, für Ende Mai einberufen sollten. Das Echo war grossartig. Der König wurde geliebt und bewundert. Die Nachricht, dass er am Leben und aktiv war, verbreitete im ganzen Land grosse Freude. Alle bewaffneten Männer stellten sich wieder ein. Schliesslich drohte dem Land die Gefahr der Unterjochung, der König war ein Held, und sie konnten ja immer wieder nach Hause gehen. Die Truppen aus Somerset, Wiltshire und Hampshire sammelten sich bei Selwood. Man wählte einen nahegelegenen Punkt, wo die drei Grafschaften zusammenstiessen, und aus dieser Tatsache können wir ersehen, wie schwer es Alfred bei seinem Vorgehen hatte. Immerhin verfügte er wieder über eine Armee. «Und als sie den König sahen, empfingen sie ihn nach all dem schweren Leid wie einen, der von den Toten auferstanden war, und grosse Freude erfüllte sie.»

¹ Zitiert bei Hodgkin, a. a. O., Bd. II, S. 565–566.

Die Schlacht musste stattfinden, ehe das Interesse daran erlahmte. Die Dänen sassen noch immer in Chippenham auf ihrer Beute. Alfred drang bis Ethington, dem heutigen Edington, vor, und auf den kahlen Downs wurde die grösste und krönende Schlacht aller Kriege, die Alfred führte, geschlagen. Alles stand auf dem Spiel. Die Zukunft lag in den Waagschalen der Schicksalsgöttin. Beiderseits sassen die Krieger ab; die Pferde wurden nach hinten geschickt. Die Schildwälle formierten sich, die Massen prallten aufeinander, und stundenlang kämpften sie mit Schwert und Axt. Aber die Heiden hatten durch ihren Treubruch die göttliche Gunst verspielt, und schliesslich flohen sie aus diesem oder aus anderen Gründen von einem grausigen und waffenklirrenden Schlachtfeld. Diesmal trug Alfreds Verfolgung Früchte. Guthrum, König der Wikingerarmee und noch vor Kurzem Herr des einzigen unbesiegten englischen Königreichs, sah sich in seinem Lager umzingelt. Bischof Asser berichtet: «Die Heiden, vor Hunger, Kälte und Angst zitternd und völlig verzweifelt, baten um Frieden.» Sie boten ohne Gegenleistung so viele Geiseln, wie Alfred nur haben wollte, und ihren sofortigen Abzug an.

Doch Alfreds Ziele waren weitgesteckt. Es ist seltsam, dass er den Wunsch hatte, diese barbarischen Feinde zu bekehren. Die Taufe als Strafe für eine Niederlage könnte doch wohl ihres spirituellen Gehalts verlorengelassen. Die Wege des Geistes sind geheimnisvoll; aber noch heute müssen wir uns wundern, wie die Herzen dieser hartgesottenen Krieger und Piraten sich, an einem einzigen Tage haben wandeln können. In der Tat waren diese Massenbekehrungen von geschlagenen Wikingerheeren beinahe zu einer Formsache geworden. Man berichtet von einem alten Veteranen, der nach seinen eigenen Worten diese Wäsche zwanzigmal mitgemacht hatte und sich beschwerte, dass das Salböl, das man bei ihm anwandte, in keiner Weise der gewohnten Qualität entsprach. Aber Alfred beabsichtigte, mit Guthrum einen dauerhaften Frieden zu schliessen. Er hatte ihn und seine Armee in seiner Gewalt. Er hätte sie alle bis zur Kapitulation aushungern und bis auf den letzten Mann niedermetzeln können. Stattdessen wünschte er das Land mit ihnen zu teilen, und dass die beiden Rassen trotz der furchtbaren Wunden, die geschlagen und empfangen worden waren, in Freundschaft miteinander leben sollten. Er empfing Guthrum mit dreissig prominenten Freibeutern in seinem Lager. Er war Guthrums Pate; er hob ihn aus der Taufe;

er bewirtete ihn zwölf Tage lang als seinen Gast; er bedachte ihn und seine Krieger mit kostbaren Geschenken; er nannte ihn seinen Sohn.

Diese edle Fähigkeit, über den Dingen zu stehen, durch die Extreme von Sieg und Niederlage nie aus dem Gleichgewicht zu kommen, die Rückkehr des Glücks kühlen Bluts zu begrüßen, den Glauben an den Menschen auch nach wiederholtem Verrat nicht zu verlieren, erhebt Alfred hoch über den Wirrwarr barbarischer Kriege zu den Höhen unsterblichen Ruhms.

Zwischen dem Sieg von Ethandun und dem nächsten ernsthaften dänischen Überfall lagen vierzehn Jahre. Trotz vieler Unruhen und Störungen herrschte nach den damaligen Massstäben Friede. Alfred arbeitete unermüdlich an der Festigung seines Reiches. Er war es zufrieden gewesen, dass die Dänen Ostanglia besiedelten, pflug jedoch mit dem schwer getroffenen Königreich Mercia beste Beziehungen. Mercia war den Dänen tributpflichtig geworden, aber zum grössten Teil noch nicht von ihnen besetzt. Im Jahr 886 verheiratete er seine älteste Tochter an den Regenten Ethelred, der an der Bürde, die ihm der flüchtige König Burgred hinterliess, schwer zu tragen hatte. Zwischen den königlichen Familien von Mercia und Wessex hatte es schon mehrere Heiraten gegeben, und diese besiegelte endgültig das Zusammengehen des Südens mit den Midlands.

Das erste Ergebnis der neuen Einigkeit war das Wiedererstehen Londons im Jahre 886. London war lange der Haupthandelsplatz des christianisierten Englands gewesen. Das alte Rom hatte in diesem Brückenkopf an der Themse, an dem sich alle Land- und Seewege trafen, das bedeutendste Handels- und Militärzentrum der Insel gesehen. Nun war die Stadt im Begriff, Hauptstadt des Landes zu werden. Wir lesen in der *Chronik*: «König Alfred gab London seine alte Stellung wieder zurück, und alle Engländer – soweit sie vom dänischen Joch frei waren – schlossen sich ihm an. Dann vertraute er den Burh¹ dem Ealdorman Ethelred an.» Man sollte meinen, die Wiedereroberung Londons sei unter schweren Kämpfen und viel Blutvergiessen vonstatten gegangen. Aber davon ist uns nichts überliefert. Wir wissen wenig mehr als die blosse Tatsache, und dass Alfred die Bürger eine wirkungsvolle Verteidigungsarmee aufstellen und ihre Wälle aufs Beste in Ordnung bringen liess.

¹ «Burh» oder «Borough», ein befestigter Platz.

König Alfreds Hauptanliegen war die Wiederherstellung des Verteidigungssystems und die Steigerung der Schlagkraft der westsächsischen Armee. Er reorganisierte das «fyrd», indem er es in zwei Gruppen aufteilte, die abwechselnd Dienst taten. Obwohl Alfreds Armeen vielleicht nicht sehr gross waren, hatten seine Bauernsoldaten bei langen Feldzügen nicht mehr das Bedürfnis, zu desertieren, weil sie wussten, dass ihr Land von der zu Hause gebliebenen Hälfte der Miliz versorgt wurde. Am bescheidenen Umfang seiner Reformen können wir die ungeheuren Schwierigkeiten ermessen, die er zu überwinden hatte, und wir sehen, dass es selbst in diesen Zeiten tödlicher Gefahr beinahe unmöglich war, die Engländer unter Waffen zu halten. Der König befestigte das ganze Land durch Burhs, die sich am Kanal entlang, dann quer durch das Themsetal zogen. Für jeden dieser Stützpunkte hatte der jeweilige Distrikt eine Mannschaft zu stellen, die Wälle und Festungen instand halten musste. Er sah auch bereits die Bedeutung der englischen Seemacht voraus. Um auf einer Insel sicher zu sein, war es notwendig, dass man das Meer beherrschte. Er wies dem Schiffbau neue Wege und hoffte die Wikingerflotte durch weniger Schiffe mit wesentlich grösserer Wasserverdrängung zu schlagen. Diese Vorstellung ist erst seit Kurzem überholt.

«König Alfred gab den Befehl, gegen die dänischen Kriegsschiffe Langschiffe zu bauen, die beinahe zweimal so lang waren wie jene. Manche hatten sechzig Ruder, manche mehr. Sie waren schneller, wie auch fester und höher als die anderen. Sie hatten weder die friesische noch die dänische Form, aber ihm schienen sie höchst brauchbar zu sein.»

Die grossen Schiffe stellten jedoch an die Geschicklichkeit der unerfahrenen Matrosen zu hohe Ansprüche. Bei einem Unternehmen, bei dem neun dieser Schiffe gegen sechs Piratenfahrzeuge kämpften, wurden – wie die *Chronik* berichtet – einige «höchst unbeholfen» auf Strand gesetzt, und nur zwei Schiffe des Feindes fielen in Alfreds Hand, so dass ihm nur die unvollständige Genugtuung blieb, deren Mannschaften in Winchester aufknüpfen zu lassen. Doch der Anfang der englischen Flotte ist für immer mit König Alfred verbunden.

Trotz der ungeordneten Zustände gelang es nach der Wiedereroberung Londons im Jahre 886, einen endgültigen Friedensvertrag herbeizuführen. Wesentliche Bedeutung haben die Termini, mit denen die Kontrahenten bezeichnet sind. Auf Alfreds Seite finden wir «die Ratgeber der englischen Nation», auf

Guthrums «das Volk, welches in Ostanglia wohnt». Die Organisation des Danelaw, die vollständig auf der Armee und den unterworfenen Einwohnern basierte, hatte noch nicht die Form eines Staates angenommen. Die Engländer ihrerseits hatten es jedoch bereits zu «König und Witan» gebracht, und niemand tat mehr für die Stärkung dieses Gedankens als Alfred selbst. Der Friedensvertrag legte eine politische Grenze fest, die an der Themse verlief, dann den Lea entlang bis zur Quelle, von dort aus nach Bedford und dann die Ouse entlang bis Watling Street. Darüber hinaus waren keine Vereinbarungen getroffen. Diese Grenzlinien folgten keinen natürlichen Grenzen. Sie trugen einer Kriegsfront Rechnung. Sie waren im Niemandsland verzeichnet.

Der zweite Teil des Vertrags ist ebenso merkwürdig wie instruktiv. Beide Parteien waren mit dem Begriff des Wergeides vertraut. Um gegen die unaufröhlichen Morde und Körperverletzungen, eine Folge der anarchischen Zustände, einschreiten zu können, musste man sich unter allen Umständen über das jeweilige Strafmass einig werden. Nichts konnte Dänen und Engländer davon abhalten, sich gegenseitig zu töten und auszurauben. Sollte der Krieg aber endlich aufhören, so musste man sich über einen Vergeltungstarif einigen. Dänische wie englische freie Bauern wurden mit je 200 Silberschilling bewertet und Männer von höherem Rang mit einem Wergeid von achteinhalb Mark in reinem Gold. Mit der Annahme dieser Klausel verpflichtete sich Guthrum, zwischen seinen englischen und seinen dänischen Untertanen keinen Preisunterschied zu machen. Alfred hatte in einem wesentlichen Punkt gewonnen, was auf das Ausmass seiner Macht schliessen lässt.

König Alfreds Gesetzbuch, das die bereits bestehenden Gesetze von Kent, Wessex und Mercia verzeichnet, versuchte das mosaische Gesetz mit christlichen Prinzipien und altem germanischem Gewohnheitsrecht zu vereinen. Er kehrte die goldene Regel um. Statt «Verhalte dich anderen gegenüber so, wie du möchtest, dass man sich dir gegenüber verhält» nahm er den weniger anspruchsvollen Grundsatz an: «Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu» und versah ihn mit dem Zusatz: «Behält ein Richter diese Regel im Sinn, so kann er allen Menschen gerecht werden; dann bedarf er kei-

ner anderen Gesetzbücher. Er soll sich in die Lage des Klägers versetzen und überlegen, welches Urteil ihm Genugtuung gäbe.» In seiner Präambel erklärt der König bescheiden: «Ich habe nicht gewagt, viele meiner Gesetze schriftlich niederzulegen, da ich nicht weiss, welche die Billigung meiner Nachfolger erfahren werden.» Aus den Gesetzen Alfreds, die von seinen Nachfolgern beständig erweitert wurden, entstand jenes Gewohnheitsrecht, welches von den Grafschafts- und Hundertschaftsgerichten angewandt und unter der Bezeichnung «Gesetze des hl. Eduard [des Bekenners]» von den Normannenkönigen respektiert wurde und auf dem, nach vielen Ausgestaltungen seitens feudaler Rechtsgelehrter, das Common Law sich gründet.

Mit allen Mitteln förderte der König Religion und Bildung. Vor allem versuchte er, die Bildungsmöglichkeiten zu erweitern. Sein Erlass an den Bischof von Worcester ist uns erhalten geblieben:

«Ich möchte Euch kund tun, dass ich mich erinnert habe, welch weise Männer sowohl aus geistlichem wie aus weltlichem Stand es in früheren Zeiten unter dem englischen Volke gab und welch glückliche Zeiten dies für das englische Volk waren und wie damals die Könige, die das Volk regierten, Gott und Seinen Stellvertretern gehorchten, wie sie in ihren Grenzen Friede und Moral und Autorität aufrecht hielten, während sie gleichzeitig ihre auswärtigen Territorien vergrösserten und als Kriegsherrn wie als Weise gediehen ... wie Fremde in dieses Land kamen, um Weisheit und Belehrung zu finden ... Dies alles ist dem englischen Volk so sehr abhanden gekommen, dass ich nur wenige auf dieser Seite des Humber fand, die ihre Messbücher auf englisch lesen oder einen Brief aus dem Lateinischen ins Englische übersetzen konnten; und ich wähne, dass sich auch jenseits des Humber nur wenige finden lassen¹.»

Er versuchte das klösterliche Leben, das in der allgemeinen Verwirrung tief entartet war, zu reformieren.

«Wenn jemand ohne des Königs oder des Bischofs Erlaubnis eine Nonne aus einem Kloster holt, so soll er einhundertzwanzig Schillinge zahlen, die Hälfte dem König, die Hälfte dem Bischof ... Wenn sie länger lebt als der, welcher sie entführt, soll sie nichts von seinem Besitz erben. Wenn sie ein Kind gebiert, so soll es nicht mehr vom Besitz erben als seine Mutter².»

Und nun noch ein Wort zu Alfreds Geschichtsbetrachtung. Er war es, der die

¹ Aus Hodgekin «*History of the Anglo-Saxons*», S. 609.

² a. a. O. S. 612.

Zusammenstellung der *Sächsischen Chronik* veranlasste. Die Tatsache, dass die frühen Eintragungen fragmentarisch sind, beweist uns, dass die Bearbeiter nicht aus ihrer Phantasie schöpften. Von König Alfreds Zeit an sind sie exakt, oft weitschweifig und manchmal mit historischem Verständnis und einer gewissen Eleganz geschrieben.

Über die Jahrhunderte hinweg offenbart sich uns eine beherrschende und bewegliche Intelligenz, die das Schwert des Krieges und der Gerechtigkeit gleichermassen machtvoll schwingt, sich bei der Verteidigung sowohl der Waffen wie der Politik bedient, Religion, Bildung und Kunst inmitten der Gefahren und Streitigkeiten hochhält, eine Nation zusammenschweisst und in allen Fehden und Gehässigkeiten jenes Zeitalters nach Frieden sucht, der dem Land lächeln soll.

Man sagt, der König habe alle Weisen zum Staunen gebracht. «Von seiner Wiege an erfüllte ihn vor allem die Liebe zur Weisheit», schrieb Asser. Die christliche Kultur seines Hofes stand in scharfem Gegensatz zu der hohlen Barbarei des Wikingerlebens. Die ältere Rasse sollte die Krieger zähmen, sie die Künste des Friedens lehren und ihnen den Wert eines geregelten gemeinsamen Daseins zeigen. Wir sind die Zeugen der Geburt einer Nation. Das Ergebnis von Alfreds Arbeit war die spätere Vereinigung der Sachsen und Dänen zu einem gemeinsamen christlichen England.

Während der grimmigen Zeiten der normannischen Herrschaft war die Figur des grossen Alfred ein Leuchtturm, das strahlende Symbol sächsischer Leistung, war er der Held seines Volkes. Der Herrscher, der Mut und Selbstvertrauen in den unaufhörlichen dänischen Kriegen gelehrt hatte, der es durch seinen nationalen und religiösen Glauben gehalten, der ihm Gesetze und eine gute Verwaltung geschenkt hatte, wurde in Lied und Legende als Alfred der Grosse gefeiert.

Auf Alfred wartete noch ein letzter Krieg. Er war die Krise in der Geschichte der Wikinger. Im Jahre 885 waren sie mit Hunderten von Schiffen und einem Heer von vierzigtausend Mann die Seine hinaufgerudert. Mit jedem Mittel, das die Kriegskunst kannte, hatten sie Paris belagert und waren über ein Jahr lang gegen seine Mauern angestürmt. Sie waren durch eine befestigte Brücke, welche die Franken über den Fluss geschlagen hatten, behindert. Sie schleppten ihre Langschiffe über Land auf höher gelegenes Gebiet und verwüsteten die

Gegend. Aber Paris konnten sie nicht einnehmen. Graf Odo, ein Kriegsfürst, verteidigte es gegen diese schamlosen Piraten, und man forderte allgemein, der Frankenkönig solle seiner Hauptstadt zu Hilfe kommen. Karl der Grosse aber hatte seinen Kindern seine Fähigkeiten nicht vererbt. Die Spitznamen, die man ihnen beigegeben hat, bestätigen zur Genüge ihre Degeneration. Karl der Kahle war tot, und an seiner Stelle regierte Karl der Dicke. Dieser armselige Kranke sah sich schliesslich gezwungen, eine beachtliche Armee zusammenzurufen und mit ihr Paris zu Hilfe zu eilen. Seine Operationen waren wirkungslos, aber die Stadt hielt sich unter ihrem entschlossenen Gouverneur. Der Wikingerangriff erlahmte und brach schliesslich zusammen. Alle Aufzeichnungen sind unklar. Wir erfahren, dass zu dieser Zeit auch andere Schlachten stattfanden, in denen die Wikinger gegen germanische Heere kämpften, bei deren einer der Wallgraben mit ihren Leichen gefüllt war. Offensichtlich trafen sie bei ihren Vorstössen in Westeuropa überall auf Widerstand, der, obwohl ungenügend, über ihre Kräfte ging. Sechs Jahre lang verwüsteten sie das Innere Nordfrankreichs. Der Hunger folgte ihren Spuren. Die schönsten Gegenden hatten sie bereits abgegrast; wohin sollten sie sich nun wenden? So richteten sie ihre Blicke wiederum auf England; vielleicht war dort in der Zwischenzeit einiges nachgewachsen. Auf dem Kontinent liessen ihre kriegerischen Erfolge nach, aber vielleicht konnte die Insel wieder ihr Opfer werden. «Es war», sagt Hodgkin in seiner hervorragenden Darstellung, «eine hungrige Bestie, die sich auf der Suche nach Nahrung und Plünderungsmöglichkeiten gegen England wandte.» Ein Verband heidnischer Schurken und Piraten hatte sich eine wirkungsvolle Kriegsmaschinerie zu Lande und zu Wasser angeeignet und hatte nun mit einer Masse gewalttätiger Haudegen zu rechnen, die man verpflegen und bändigen und denen man Gelegenheit zu Totschlag und Plünderung geben musste. Solche Männer schmiedeten Pläne, und der Überfall auf England war fraglos eine der äusserst sorgfältig überlegten und kunstvoll vorbereiteten Schurkereien jenes finsternen Zeitalters.

Guthrum starb 891, und damit endete der Pakt, den er mit Alfred beschworen und so ziemlich eingehalten hatte. Im Herbst des Jahres 892 tauchte vor Lypne plötzlich eine feindliche Armada von 250 Schiffen auf, welche die «Grosse Heidenarmee» heranbrachte, damit sie nach der Verheerung Frankreichs in England einfallen konnte. Sie ging an Land und verschanzte sich bei

Appledore am Rand des Waldes. Ihr folgten weitere 80 Schiffe, die ein zweites Heer enttäuschter Plünderer vom Kontinent herüberbrachten. Diese segelten die Themse hinauf und bezogen Stellung auf dem südlichen Flussufer bei Sittingbourne. So war Kent von zwei Seiten bedroht. Der gewaltige, konzentrierte Angriff stellte Alfred vor die Aufgabe, zum drittenmal um sein Leben zu kämpfen. Die Engländer, wie wir sie nun nennen dürfen – denn die Mercianer und Westsachsen standen Seite an Seite –, hatten während vierzehn Jahren eines unruhigen Friedens ihre Verteidigung ausbauen können. Viele der südlichen Städte waren befestigt; sie waren «Burhs». Das «fyrd» war in seiner Organisation verbessert, wenn auch seine wesentlichen Schwächen noch nicht beseitigt waren. Man hatte wieder Reichtum und Nahrungsmittel angehäuft, es bestand eine geordnete Verwaltung, und König Alfred konnte sich auf alle seine Untertanen verlassen. Im Gegensatz zu Karl dem Grossen hatte er einen tapferen Sohn. Mit zweiundzwanzig Jahren konnte Eduard die Heere seines Vaters ins Feld führen. Ausserdem hatte Mercia einen Ethelred hervorgebracht, der ein würdiger Genosse des westsächsischen Prinzen war. Der kranke König ist in dieser Zeitspanne nicht oft an der Spitze seiner Heere zu sehen. Hin und wieder taucht sein Name auf, aber im Mittelpunkt der grossen Geschehnisse des Krieges standen, wie es sich gehörte, die jungen Führer.

In diesem dritten Krieg besiegten die Engländer die Wikinger. Die Eindringlinge, die das Meer beherrschten, umzingelten die kentische Halbinsel von Norden und Süden her. Alfred hatte versucht, sie mit Geld abzufinden, und es war ihm jedenfalls gelungen, den massierten Angriff zu verzögern. Er überredete Haesten, den Wikingeranführer, mit Erfolg, seine beiden jüngeren Söhne taufen zu lassen. Er gab ihm viel Geld, und Friedensschwüre wurden getauscht, um dann wieder gebrochen zu werden. Inzwischen plünderten die Dänen erbarmungslos, und Alfred suchte England zur Tat wachzurütteln. Im Jahre 893 umschiffte eine dritte Expedition dänischer Veteranen, die sich in Northumbria und Ostanglia niedergelassen hatten, die Südküste und belagerte nach ihrer Landung Exeter. Nun aber schlugen die jungen Führer hart zu. Sie hatten offensichtlich eine starke, berittene Streitmacht, die zwar nicht ganz einer Kavallerie in unserem Sinne entsprach, jedoch sehr beweglich war. In der Nähe des heutigen Aldershot stiessen sie auf eine Heersäule der Plünderer, griffen sie an

und verfolgten sie zwanzig Meilen weit, bis diese froh waren, sich schwimmend über die Themse zu retten und hinter dem Colne Unterschlupf zu finden. Bedauerlicherweise war die Armee der jungen Prinzen nicht stark genug, um den Angriff wieder aufzunehmen, und ausserdem waren ihr die Vorräte ausgegangen. Die Verfolgung musste deshalb aufgegeben werden, und der Feind entkam.

Die Dänen hatten sich bei Benfleet an der Themse unterhalb Londons verschanzt, und es heisst, dass man noch heute ihre Erdarbeiten dort sehen könne. Nachdem sie sich von ihrer Niederlage erholt hatten, machten sie sich von Neuem ans Plündern und liessen eine bescheidene Besatzung in ihrer Festung zurück. Diese wurde nun zum Angriffsziel der Prinzen. In jenen Kriegen war es nur selten möglich, eine gut befestigte Stellung zu erstürmen; aber Alfreds Sohn und Schwiegersohn fielen mit einem starken Heer von London aus über Benfleet her und «schlugen den Feind in die Flucht, erstürmten das Fort und nahmen alles, was sich darin befand, sowohl die Warenvorräte wie auch die Frauen und Kinder, und brachten alles nach London. Und sämtliche Schiffe wurden von ihnen entweder in Stücke geschlagen, verbrannt oder nach London oder Rochester gebracht». So steht es in der *Sächsischen Chronik*.

Als man im 19. Jahrhundert eine Bahnlinie in dieser Gegend legte, kamen bei Benfleet die verkohlten Fragmente der Schiffe und eine grosse Anzahl von Skeletten zutage. Die Sieger fanden Haestens Frau und seine beiden Söhne in der eroberten Festung. Das waren kostbare Geiseln, und man machte König Alfred zur damaligen Zeit und auch noch später grosse Vorwürfe, weil er sie Haesten zurückgab. Die Frau schickte er aus Gründen der Menschlichkeit zurück, und was die beiden Söhne anbetraf, so waren sie getauft. Er selbst war Pate des einen und Ethelred von Mercia Pate des anderen. Daher waren die beiden Mitchristen, und der König schützte sie vor den Folgen des ungerechten Krieges, den ihr Vater vom Zaun gebrochen hatte. Im neunten Jahrhundert wurde ein derartiges Verhalten nur sehr schwer verstanden, zumal das Königreich einen verzweifelten Kampf gegen brutale Marodeure führte. Doch es gehört zu den Gründen, derentwegen die Nachwelt den König «Alfred den Grossen» nannte. Der Krieg ging weiter. Aber soweit wir die Aufzeichnungen verfolgen können, hat Haesten nie wieder gekämpft. Es mag sein, dass Gnade und Ritterlichkeit nicht vergebens gewesen sind.

In diesem grausamen Krieg machten die Wikinger von ihren drei Heeren Gebrauch: dem grossen Heer, das Haesten vom Kontinent herübergebracht hatte, dem Heer, welches bei Lympne gelandet war, und dem dritten aus dem Danelaw. Aber schliesslich wurden sie von den Christen aus Mercia, Wessex und Wales in ausgiebigen und andauernden Kämpfen geschlagen.

Ein weiterer Vorfall verdient Beachtung. Die *Sächsische Chronik* berichtet: «Vor Anbruch des Winters [des Winters von 894-95 n. Chr.] ... treidelten die Dänen ihre Schiffe die Themse und den Lea hinauf ... und errichteten zwanzig Meilen oberhalb Lunden Burh ein Fort... Im Herbst [895] kampaerte der König nahe dem Burh, während das Korn geschnitten wurde, damit die Dänen die Ernte nicht rauben konnten. Dann ritt der König eines Tages am Fluss entlang und suchte nach einer Stelle, wo sich eine Sperre errichten liesse, damit sie ihre Schiffe nicht zurückführen konnten ... Er errichtete zwei Forts auf beiden Seiten des Flusses; ... dann merkte das Heer, dass es seine Schiffe nicht zurückbringen konnte. Deshalb zog es ab und marschierte über Land ... und die Männer von Lunden Burh holten die Schiffe, und alles, was sie nicht mitnehmen konnten, vernichteten sie. Und alles, was wert war, mitgenommen zu werden, brachten sie nach Lunden Burh ein.»

Im Jahr 896 flaute der Krieg ab, und die Wikinger, deren Stärke um diese Zeit zu schwinden schien, zerstreuten sich. Einige liessen sich im Danelaw nieder, andere gingen nach Frankreich zurück. «Durch Gottes Barmherzigkeit», verzeichnete die Chronik aufatmend bei der abschliessenden Betrachtung des Krieges, «hatte das Heer dem englischen Volk nicht allzuviel Schaden zufügen können.» Alfred hatte die Inselheimat gut verteidigt. Durch Politik und Waffengewalt hatte er England die christliche Zivilisation erhalten. Er hatte die Stärke jenes mächtigen Südens entwickelt, der seither der Schwerpunkt des Britenreiches und später des Empire war. Er hatte London befreit und glücklicherweise eine Nachkommenschaft hinterlassen, die, wie wir sehen werden, mehrere Generationen lang sein Werk kühn und erfolgreich fortführte.

Alfred starb im Jahre 899. Aber der Kampf gegen die Wikinger sollte noch durch seltsam kontrastierende Phasen weitergehen. Alfreds Blut schenkte England eine Reihe grosser Herrscher, und solange sein Geist fortlebte, blieb der

Sieg den Christen treu. In seinem Sohn Eduard, der sofort zum König proklamiert wurde, hatte das Heer bereits einen verlässlichen Führer gefunden. Zwischen Eduard und seinem Vetter Ethelwald entstand ein Streit. Ethelwald floh in das Danelaw und hetzte die Wikinger von Northumbria und Ostanglia zu einem neuen Einfall in seine Heimat auf. 904 überquerten Ethelwald und der Dänenkönig den Oberlauf der Themse bei Cricklade und verheerten einen Teil von Wiltshire. Als Vergeltungsmassnahme befahl Eduard einen Einfall in Ostanglia mit einer Armee, die sich aus Männern von Kent und London rekrutierte. Diese verwüsteten Mittelanglia; aber das kentische Kontingent, das sich zu langsam zurückzog, wurde überrascht und von den erzürnten Dänen zum Kampf gestellt. Die Dänen waren siegreich und veranstalteten ein grosses Gemetzel. Aber das Schicksal wollte es, dass sowohl Eric, der Dänenkönig, wie Ethelwald, der Renegat, auf dem Schlachtfeld blieben, und der neue König, Guthrum II., mit Eduard einen Frieden auf der Basis von Alfreds Frieden von 886 schloss, jedoch mit Zusätzen, die zeigen, wie bemerkenswert die Lage sich geändert hatte. Man setzt nun voraus, dass die Dänen Christen sind und ihren Zehnten bezahlen und dass der Pfarrer bestraft wird, wenn er seine Schäflein über die Zeit eines Feiertages oder eines Festes im Unklaren lässt. Im Jahr 910 wurde dieser Vertrag von den Dänen gebrochen, und in Mercia begann der Krieg von Neuem. Die Hauptstreitkräfte von Wessex und Kent waren von Eduard, der sich bei der Flotte aufhielt, bereits¹ den Mercianern zu Hilfe geschickt worden, und die Dänen wurden in schweren Kämpfen bei Tettenhall in Staffordshire entscheidend geschlagen.

Dieser englische Sieg ist ein Meilenstein in dem langen Konflikt. Die dänischen Armeen in Northumbria erholten sich nie mehr von dieser Schlacht, und die dänischen Midlands und Ostanglia standen nunmehr einer englischen Eroberung offen. Bis zu diesem Zeitpunkt waren Mercia und Wessex Verteidiger gewesen und hatten sich oft in den ernsthaftesten Schwierigkeiten befunden. Nun aber hatte sich das Blatt gewendet. Die Angst nistete in den dänischen Lagern.

Wie wir wissen, war Eduards Schwester dem Grafen Ethelred von Mercia vermählt worden. Ethelred starb im Jahre 911, und seine Witwe Ethelfleda folgte ihm auf den Thron und überflügelte ihn. In jenen barbarischen Zeiten mag das Auftauchen eines weiblichen Herrschers als Beweis für ihre unge-

wöhnlichen Fähigkeiten genügen. Eduard der Ältere, wie man ihn später nannte, und seine Schwester, «die Lady der Mercianer», führten nun gemeinsam den nationalen Krieg weiter und erzielten Erfolge, wie sie Alfred nie gekannt hatte. Die Politik der beiden durch Blut und Not einander verbundenen Königreiche verfolgte in vollkommener Harmonie ihre Ziele, und dem nächsten Überfall der Dänen begegnete man mit grosser Zuversicht. Er war bald abgeschlagen. Dann machten sich die Sieger systematisch an die vollständige Eroberung des Danelaw und seiner fünf Boroughs. Diese Aufgabe beschäftigte sie die folgenden zehn Jahre. Bruder und Schwester gingen in voller Übereinstimmung vor und befestigten jeweils die von ihnen eroberten Städte. Als Eduard 918 Tempsford bei Bedford erstürmte und König Guthrum getötet wurde, brach der gesamte Widerstand Ostanglias zusammen, und alle Dänenführer beugten sich Eduard als ihrem Herrn und Beschützer. Dafür gewährte man ihnen die Rückgabe ihrer Güter und das Recht, ihren dänischen Bräuchen gemäss zu leben. Zur gleichen Zeit eroberte die «Lady der Mercianer» Leicester und erhielt sogar von York Unterwerfungsangebote. In dieser Stunde des Erfolgs starb Ethelfleda, und die Edlen von Mercia boten Eduard, der nach Tamworth geeilt war, den leeren Thron an.

Alfreds Sohn war nun der uneingeschränkte König des gesamten Englands südlich des Humber, und die britischen Fürsten von Nord- und Südwaales beeilten sich, ihn ihrer immerwährenden Treue zu versichern. Während der folgenden zwei Jahre stiess Eduard nach Norden vor und baute Festungen in Manchester, in Thelwall in Cheshire und in Bakewell in Peak Country. Die Dänen von Northumbria sahen, dass ihr Ende bevorstand. Es schien, als würde nun eine umfassende und dauerhafte Einigkeit erreicht werden. Eduard der Ältere regierte noch fünf weitere Jahre in glorreichem Frieden, und als er 925 starb, gingen seine Autorität und seine Gaben auf einen dritten bemerkenswerten Herrscher über, der in jeder Weise befähigt war, das Werk seines Vaters und seines Grossvaters fortzuführen.

KAPITEL VIII

DIE SACHSENDÄMMERUNG

Athelstan, der dritte der grossen westsächsischen Könige, suchte zunächst in Übereinstimmung mit der Tradition seines Hauses in friedliche Beziehungen zu den unbesiegten Teilen des Danelaw zu treten. Als aber Streitigkeiten entstanden, marschierte er 926 in Yorkshire ein und liess sich dort nieder. Northumbria unterwarf sich; der König der Skoten und der von Strathclyde erkannten ihn als ihren «Vater und Herrn» an, und die Waliser Fürsten erklärten sich mit einer Tributzahlung einverstanden. Wiederum gab es eine unsichere Zwischenzeit. Dann fand im Jahr 933 ein Feldzug gegen die Skoten statt, und 937 brach ein allgemeiner Aufstand und ein neuerlicher Krieg aus, der von all den bisher unterlegenen Akteuren des Dramas angezettelt war. Unter Constantine, dem König der Skoten, und Olav von Dublin, sowie unterstützt von Wikingern aus Norwegen schloss sich der gesamte britische Norden – Kelten, Dänen und Norweger, Heiden und Christen – zu einer feindlichen Front zusammen. Diesmal vergebte man weder Zeit noch Blut in unnützen Scharmützeln. Die nun folgende Schlacht ist uns durch eine isländische Saga und ein englisches Gedicht überliefert. Dem Verfasser der Saga zufolge forderte Athelstan seine Feinde zu einer wilden Schlacht heraus, und diese nahmen die Forderung bereitwillig an. Der englische König schlug sogar den Ort vor, wo die Kraftprobe stattfinden sollte. Die für die damalige verarmte Zeit sehr grossen Heere nahmen ihre Stellungen ein, als gälte es, die Olympischen Spiele auszutragen, und dieser Vorgang war von viel Palaver begleitet. Als diese Menschenmassen ihre Schilde und Schwertklingen aufblitzen liessen und einander herausfordernde Rufe zuschrien, erhitzten sich die Gemüter aufs Höchste; und schliesslich prallten die northumbrischen und isländischen Wikingern und die englische Armee aufeinander. Dabei erlitten die Engländer, obwohl der Heerführer der Northumbrier floh, schwere Verluste. Aber am folgenden Tag fand die eigentliche Machtprobe

be statt. Die rivalisierenden Heeresmassen paradierten im vollen Kriegsgepränge, um dann nach Herzenslust mit Speer, Axt und Schwert übereinander herzufallen. Den ganzen Tag über tobte die Schlacht.

Der alte Siegesgesang auf Brunanburh gibt uns einen Einblick in die angelsächsische Mentalität mit ihrer primitiven Bildhaftigkeit und ihrer Kriegsbegeisterung. «Hier gewannen Athelstan, der König, der Grafen Herr, der den Edlen die Armspangen verleiht, und auch sein Bruder, Edmund der Edeling, durch Blutvergiessen im Kampf, mit den Schneiden der Schwerter bei Brunanburh zeitlosen Ruhm. Sie spalteten den Schildwall. Mit gehärteten Waffen zerhieben sie die Kriegsstandarten. Es wich der Feind ... die schottischen Mannen und die Schiffsflotte ... Das Schlachtfeld war vom Blut der Krieger gerötet! Dann glitt über die Erde die Sonne hoch am Himmel ... das mächtigste Gestirn, Gottes strahlende Kerze, bis die edle Schöpfung in den Abend enteilt. Da lagen die Krieger, viele von Pfeilen niedergestreckt, Nordmänner, über dem Rand der Schilde getroffen. So auch die Schotten, schlachtenmüde, sie hatten bis zur Erschöpfung gekämpft. Und es verblieben der staubbedeckte Rabe mit traurigem Schnabel, der schwarzgefiederte Adler mit weissem Schwanz, der gierige Schlachtfalke und die graue Bestie der Wälder, der Wolf, um sich am Aas zu weiden.»

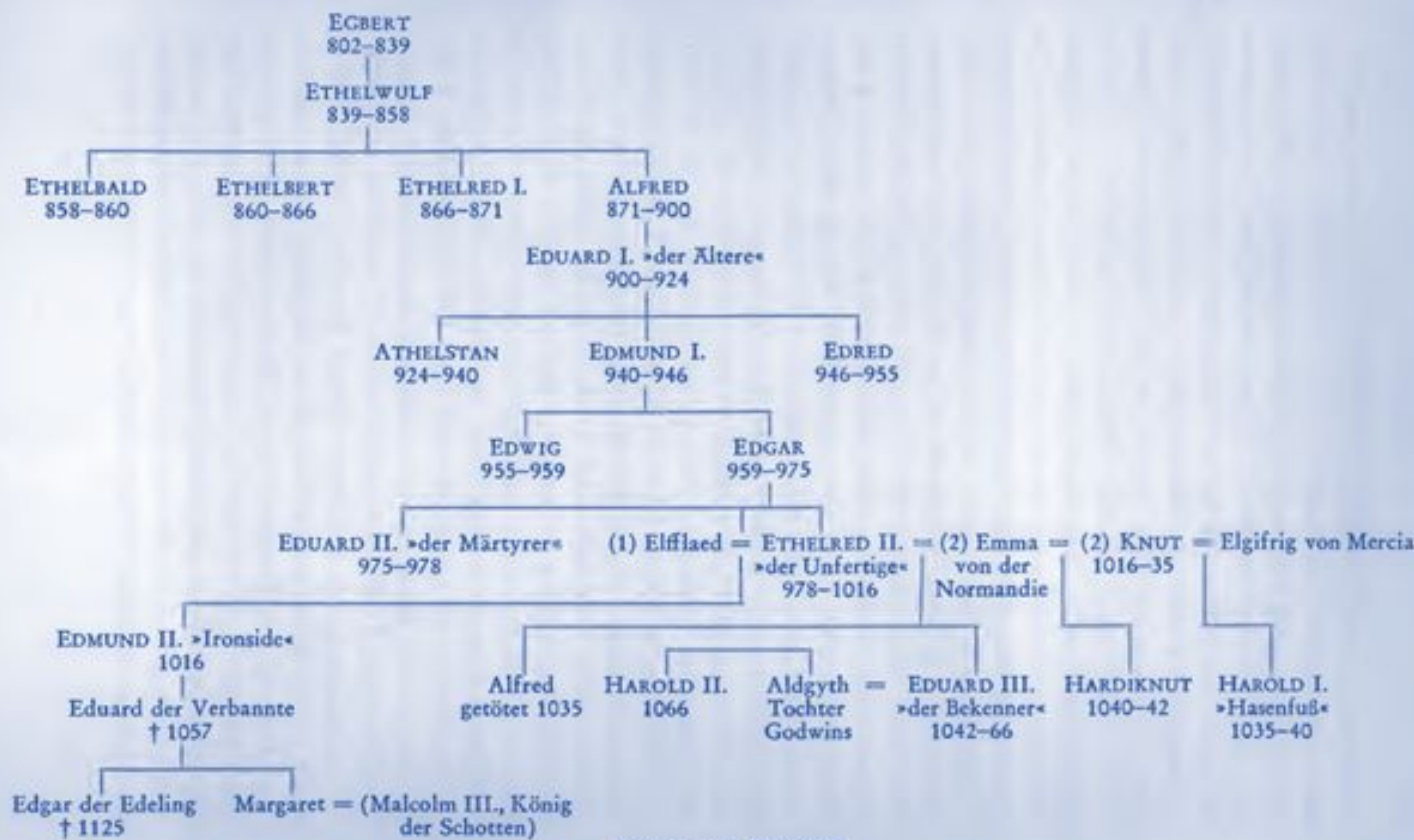
Der Sieg der Engländer war überwältigend. Constantine, «der Eidbrüchige», wie ihn die Sieger nannten, floh in den Norden, und Olav zog sich mit dem Rest seines Heeres nach Dublin zurück. So wurde Alfreds Enkel, der kühne Athelstan, zu einem der ersten Herrscher des westlichen Europa. Auf Münzen und Urkunden nannte er sich selbst *Rex totius Britanniae*.

Dieser Anspruch wurde auf dem Kontinent anerkannt. Athelstans drei Schwestern wurden dem Karolingerkönig Karl dem Einfältigen, dem Kapetinger Hugo dem Grossen und Otto dem Sachsen, dem künftigen Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, vermählt. Der König inthronisierte sogar einen norwegischen Fürsten, der ihm Treue schwor und in York als sein Vasall getauft wurde. Wiederum hätte man von dem langen Streit eine Entscheidung erwarten dürfen; aber es wurde weitergekämpft. Und als Athelstan zwei Jahre nach Brunanburh starb und sein Halbbruder, ein achtzehnjähriger Jüngling, auf ihn folgte, erhoben sich die geschlagenen Heere von Neuem gegen diesen. Dem

Geist seiner Rasse getreu, behauptete Edmund seine Stellung. Er regierte nur sechs Jahre. Doch als er 946 starb, hatte er nicht ein Zollbreit Boden aufgegeben. Auf Edmund folgte sein Bruder Edred, der jüngste Sohn von Alfreds Sohn Eduard dem Älteren. Auch er verteidigte das Reich gegen alle Eindringlinge und scheint, indem er sie durch Waffengewalt schlug, die Flammen der Rebellion in Northumbria für immer erstickt zu haben.

Die Historiker setzen das Ende des ersten grossen Abschnittes in der Wikingergeschichte Englands im Jahre 954 an. Hundertzwanzig Jahre waren vergangen, seit der Ansturm der Wikinger die Insel getroffen hatte. Vierzig Jahre lang hatten die christlichen Engländer um ihr Leben gekämpft. Achtzig Jahre lang hatten fünf Kriegerkönige – Alfred, Eduard, Athelstan, Edmund und Edred – die Eindringlinge zurückgeschlagen. Die englische Herrschaft war nun wiederhergestellt, wenn auch in einer Form, die sich im Lauf der Zeit im ganzen Land geändert hatte. Aber unterdessen war eine dänische Siedlung entstanden, die tief im Boden Englands wurzelte, sich über die grosse östliche Ebene erstreckte und in der dänisches Blut und dänische Bräuche unter der Oberhoheit des englischen Königs weiterlebten.

Während der glanzvollen und friedlichen Regierung Edgars hatte dieser langwierige Prozess seinen Höhepunkt erreicht. Die Rückeroberung Englands war Schritt für Schritt von einer bewussten administrativen Erneuerung begleitet, welche die Entwicklung englischer Institutionen bis auf den heutigen Tag beherrscht hat. Die Grafschaften wurden reorganisiert und erhielten einen eigenen Sheriff oder Vogt, einen königlichen Beamten, welcher der Krone direkt verantwortlich war. Die Hundertschaften, Unterbezirke der Grafschaften, wurden geschaffen und die Städte in Verteidigungsbereitschaft gebracht. Ein wohl-durchdachtes Gerichtssystem der Grafschaften, Hundertschaften und Stadtbezirke wahrte Gesetz und Ordnung und verfolgte die Verbrecher. Die Besteuerung wurde neu geregelt. Und schliesslich ging mit dieser militärischen und politischen Erneuerung ein Wiedererstehen des klösterlichen Lebens und der Bildung einher, und unsere englische Literatur erlebte ihre Anfänge. Jene Bewegung entwickelte sich langsam und war ursprünglich rein englisch, machte aber von der Jahrhundertmitte an grosse Fortschritte, als sie mit der cluniazien-



DAS HAUS WESSEX

sischen Erneuerung auf dem Kontinent in Berührung kam. Die Arbeit von Dunstan, dem Erzbischof von Canterbury, und seinen jüngeren Zeitgenossen Oswald, Bischof von Worcester, und Æhtelwold, Bischof von Winchester, sollte wieder zu einer strengen Einhaltung der religiösen Bräuche innerhalb der Klöster führen und dadurch indirekt das Episkopat reformieren, da immer mehr Mönche zu Bischöfen gewählt wurden. Ein weiteres glückliches, wenn auch zufälliges Ergebnis war die Verbreitung des Wissens und die Herstellung prachtvoller illuminierten Handschriften, die im damaligen Europa sehr gefragt waren. Viele von ihnen, die der religiösen Belehrung der Laien dienten, waren in englischer Sprache geschrieben. Die *Homiliae catholicae* von Ælfric, des Abts von Eynsham, ist, wie man sagt, ein Markstein, da hier Englisch zum erstenmal zur Literatursprache erhoben wird – die erste Volkssprache in ganz Europa, die diesen Rang erhielt. Unter welchem Gesichtspunkt wir auch immer das zehnte Jahrhundert betrachten, es zeigt uns einen entscheidenden Schritt vorwärts in den Geschicken Englands. Trotz des katastrophalen Niedergangs der Monarchie, der auf Edgars Tod folgte, hatten diese Einrichtung und die englische Kultur so tiefe Wurzeln geschlagen, dass sie zwei Angriffen von aussen in weniger als einem Jahrhundert standhalten konnten.

Die damaligen Zeitgenossen müssen geglaubt haben, dass mit der grandiosen Krönung zu Bath im Jahre 973 [die zum Vorbild für alle folgenden Krönungszeremonien wurde] die Einheit des Reiches besiegelt war. Überall, in Grafschaft, Stadtbezirk und Hundertschaft, gab es eine regelmässige Gerichtsbarkeit; es gab ein Münzsystem und ein System für Masse und Gewichte. Die Baukunst und die dekorativen Künste lebten wieder auf. In der Kirche begann die Gelehrsamkeit von Neuem zu blühen; es gibt eine Literatursprache, des Königs Englisch, deren sich alle Gebildeten bedienen. Die Insel war wieder zivilisiert. Aber nun stand das politische Gefüge, in welchem diese Zivilisation gedieh, im Begriff, umgestürzt zu werden. Bis jetzt hatten starke, bewaffnete Männer die Heimat beschützt. Nun bestieg ein Kind, ein Schwächling, eine wankelmütige, treulose und unfähige Kreatur, den Thron der Krieger. Fünfundzwanzig Jahre des Friedens hatten das Land verweichlicht, und die Engländer, die unter Druck und Gefahr so gross und unter kühnen Führern unbesiegt gewesen waren, wurden unter seinem schwächenden Einfluss nachlässig und bequem. Wir befinden uns nun in der Zeit Ethelreds des Unfertigen. Aber dieser Ausdruck, der

eine Wahrheit enthält, bedeutet wörtlich Ethelred der Unberatene oder Ethelred der «Unentschiedene».

980 begannen wieder ernsthafte Plünderungen. Chester wurde von Irland aus verwüstet. Die Einwohner Southamptons wurden von Marodeuren aus Skandinavien oder Dänemark massakriert. Wir besitzen ein Epos über die «Schlacht von Maldon», die 991 geschlagen wurde. Die Dänen standen auf Northey Island östlich von Maldon, während die Engländer ihnen am Südufer der Blackwatermündung entgegentraten. Die Schlacht spielte sich auf dem Damm ab, der Northey mit dem Festland verband und bei Flut unter Wasser stand. Die Wikinger schacherten in der für sie charakteristischen Weise: «Schickt uns rasch Ringe um eurer Sicherheit willen. Es wäre besser, ihr würdet euch von diesem Speerhagel loskaufen, als dass wir den bitteren Krieg miteinander erleben ... Für Gold werden wir euch einen Waffenfrieden aufsetzen ... Mit dem Tribut werden wir abziehen, über das Meer fahren und Frieden mit euch halten¹.»

Aber Byrhtnoth, der Alderman von Essex, antwortete: «Hört, ihr Landstreicher, was diese hier sagen. Sie werden euch einen Tribut von Speeren und tödlichen Pfeilen und alten Schwertern zahlen ... Hier steht kein geringer Graf mit seinem Gefolge, der dieses Land verteidigen wird, Ethelreds Heimat, meines Fürsten Volk und Feld. Die Heiden sollen in diesem Krieg verderben. Allzu schändlich scheint es mir, dass ihr kampflös mit eurem Tribut von dannen ziehen sollt, nun ihr so weit in unser Land vorgedrungen seid. Nicht leicht soll euch die Beute zufallen: zuerst sollen Spitze und Schneide Vergeltung sprechen und grimmiges Kriegsspiel stattfinden, ehe wir Tribut zahlen².»

Diese stolzen Worte sollten durch den Ausgang nicht bestätigt werden. Als sich die Flut im Verlauf dieser gegenseitigen Drohungen zurückzog, lag der Damm frei, und die Engländer erklärten sich naiverweise einverstanden, dass die Wikinger ihn überquerten und am Südufer ihre Schlachtreihen formierten, damit der Kampf ehrlich ausgetragen werden konnte. Kaum hatte er begonnen, waren die Engländer schon geschlagen. Viele von Byrhtnoths Mannen wandten sich zur Flucht, aber ein Häuflein seiner Thane, wohl wissend, dass alles verloren war, kämpfte bis zum letzten Blutstropfen. Dann folgte die beschämendste Epoche des Dänengelds.

1 Kendrick's *History of the Vikings*, S. 259.

2 a. a. O.

Wir wissen, dass Alfred zu seiner Zeit nie gezögert hatte, Geld ebenso wie Waffen zu benutzen. Ethelred verwandte Geld statt Waffen. Er gab es in immer grösseren Mengen aus und nahm immer weniger dafür ein. Im Jahre 991 zahlte er 10'000 Pfund Silber und Verpflegung als Bestechung an die Invasoren. 994 erhielt er für 16'000 Pfund nur eine kurze Atempause, aber als Zugabe liess sich der Führer Olav taufen. 1002 erkaufte er sich für 24'000 Pfund Silber einen weiteren Waffenstillstand, aber diesmal war er es, der ihn brach. Die Engländer hatten in ihrem Ruin und Niedergang eine grosse Anzahl dänischer Söldner in ihren Dienst genommen. Ethelred sah in diesen gefährlichen Helfern Verschwörer, die nach seinem Leben trachteten. In seiner Panik bereitete er die Ausrottung aller Dänen in Südengland vor, ob sie nun in seinem Sold standen oder friedlich auf dem Land lebten. Dieser ungeheuerliche Plan wurde am St. Brices-Tag des Jahres 1002 durchgeführt. Unter den Opfern befand sich auch Gunnhild, die Frau des Pallig, eines der Wikingerhäuptlinge, und Schwester von Sweyn, des Königs von Dänemark. Sweyn schwor unerbittliche Rache, und die unseligen Inselbewohner mussten sie zwei Jahre lang erliden. Exeter, Wilton, Norwich und Thetford verzeichnen Massaker, die einen Begriff vom Ausmass der Vergeltung geben. Der Zorn des Rächers wurde durch das Blutbad nicht besänftigt. Nur für kurze Zeit durchkreuzte eine Hungersnot seine Pläne. Die dänische Armee konnte sich in dem verwüsteten Land nicht länger halten und zog im Jahre 1005 wieder nach Dänemark ab. Aber die Annalen von 1006 zeigen, dass Sweyn wieder zurück war, Kent verheerte und Reading und Wellingford brandschatzte. Endlich erkaufte Ethelred für 36'000 Pfund Silber, was einem drei- bis vierjährigen Nationaleinkommen entsprach, einen weiteren kurz bemessenen Frieden.

Nun bemühte man sich verzweifelt, eine Flotte zu bauen. Mit der gleichen verzweifelten Energie, die einst die Karthager bei ihrer letzten Anstrengung befeuert hatte, baute das arme, geschlagene, verhungerte und bis aufs Mark ausgeogene Volk eine ungeheure Anzahl von Schiffen. Die neue Flotte wurde 1009 in Sandwich versammelt. «Aber», so berichtet die *Chronik*, «wir waren weder glücklich noch würdig genug, als dass die Schiffsmacht unserem Land von Nutzen hätte sein können.» Ihre Befehlshaber stritten sich. Einige Schiffe sanken bei diesen Streitigkeiten, andere gingen bei einem Sturm verloren, und

der Rest wurde von den Kommandanten schmähslich im Stich gelassen. «Und danach brachten die Besatzungen die Schiffe nach London, und so wurde die Anstrengung einer ganzen Nation leichtfertig zunichte gemacht.» Wir besitzen die Aufzeichnungen über eine letzte Zahlung an die Wikinger im Jahre 1012. Diesmal wurden 48'000 Pfund Silber erpresst. Und die Unterdrücker verliehen der Eintreibung Nachdruck, indem sie Canterbury brandschatzten, Erzbischof Alphege als Geisel festnahmen und später in Greenwich umbrachten, weil er sich geweigert hatte, seine Gemeinde zu zwingen, das Geld aufzubringen. Die *Chronik* hält fest: «Alle diese Schicksalsschläge trafen uns, weil wir schlecht beraten waren; denn weder bot man ihnen den Tribut zur rechten Zeit an noch leistete man Widerstand; nachdem sie aber das grösste Unheil angerichtet hatten, schloss man Frieden mit ihnen. Und trotz all diesem Frieden und Tribut zogen sie in Scharen überall hin, peinigten unser unglückliches Volk und metzelten es nieder.»

Es ist sinnlos, den Katalog des Elends weiterzuführen. In früheren Jahrhunderten wurden solche Greuel vergessen, da niemand sie aufzeichnete. Diese infernalische Szene wird gerade von soviel flackrigem Licht beleuchtet, dass sie uns ein Gefühl von ihrer tiefen Trostlosigkeit, von verzweifelter Elend und Grausamkeit vermittelt. Es genügt, wenn wir festhalten, dass Sweyn im Jahre 1013 in Begleitung seines jüngeren Sohnes Knut wieder nach England zurückkam, die Yorkshire-Dänen und fünf Borroughs im Danelaw unterwarf, als Herr von Northumbria und des dänischen Mercia anerkannt wurde, Oxford und Winchester in einer Strafexpedition brandschatzte und, obwohl von London aus zurückgeworfen, zum König von England proklamiert wurde, während Ethelred sich zum Herzog der Normandie flüchtete, dessen Schwester er geheiratet hatte. Auf dem Höhepunkt dieser Triumphe starb Sweyn zu Beginn des Jahres 1014. Wieder brach eine Atempause an. Die Engländer wandten sich abermals an Ethelred und «erklärten, dass ihnen kein Herr lieber sei als ihr natürlicher Herrscher, wenn er sie nur besser regieren würde, als er es bisher getan hatte».

Aber es dauerte nicht lange, da brach der junge Dänenprinz Knut auf, um die englische Krone für sich zu beanspruchen. In diesem Augenblick flammte Alfreds Feuer in Ethelreds Sohn Edmund wieder auf – in Edmund Ironside, wie er bald genannt werden sollte. Mit Zwanzig war er berühmt. Obwohl ihn sein Va-

ter einen Rebellen nannte und er gegen seinen ausdrücklichen Befehl handelte, versammelte er die Streitkräfte um sich und teilte in einem glanzvollen Feldzug eine Reihe schwerer Schläge aus. Er errang Siege, entsetzte London und rechnete mit jeder Art von Verrat ab; alle Herzen flogen ihm zu. Dem verwüsteten Land erwachsen neue Kräfte. Ethelred starb, und Edmund, Englands letzte Hoffnung, bestieg den Thron. Trotz aller Schwierigkeiten und einer schweren Niederlage war er stark genug, das Reich zu teilen und dann alles daranzusetzen, seine Heere für ein Wiederaufnehmen des Kampfes zu sammeln. Aber 1016 starb Edmund Ironside mit zweiundzwanzig Jahren, und das ganze Reich fiel der Verzweiflung anheim.

Die kirchliche Aristokratie, die in der Politik eine sehr bedeutende Rolle spielte, stand lange Zeit unter dem Einfluss der Prophezeiungen kommenden Unheils, die Dunstan zugeschrieben werden. Noch zu Edmunds Lebzeiten kamen die geistlichen und weltlichen Führer Englands in Southampton überein, die Nachkommen Ethelreds für immer preiszugeben und Knut als König anzuerkennen. Vor dem Dänen brach jeder Widerstand, der moralische wie der militärische, in sich zusammen. Die Familie Ethelreds wurde von der Thronfolge ausgeschlossen, und die letzten Söhne des Hauses Wessex flohen ins Exil. Der junge Dänenprinz nahm diese allgemeine und vollständige Unterwerfung wohlwollend an. Es waren allerdings eine Anzahl blutiger Handlungen erforderlich, ehe er seine Stellung erreicht und gesichert hatte. Sein Versprechen, seinen Pflichten als König in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten zum Wohl des ganzen Volkes nachzukommen, machte er wahr. Die englischen Grossen erklärten sich bereit, dem dänischen Heer eine ungeheure Entschädigungssumme zu zahlen, und der neue König verpflichtete sich mit «einem Eid auf seine Seele», der durch seine Häuptlinge beglaubigt wurde, für alle zu regieren. So sah der Pakt aus, den die englischen und dänischen Führer feierlich unterzeichneten. «Das königliche Haus, dessen Recht und Vorrang sich an die frühesten Ansiedlungen knüpfte, das die Vereinigung des Reiches vollbracht und es aus den schwersten Bedrängnissen gerettet hatte, wurde in einem Augenblick seines moralischen Verfalles und Unglücks von den geistlichen und weltlichen Grossen, angelsächsischen und dänischen Ursprungs, ausgeschlossen¹.»

¹ Ranke, Englische Geschichte, Bd. 1.

Es gab drei Prinzipien, auf denen die Souveränität errichtet werden konnte: Eroberung, die nicht bestritten werden konnte; Erbfolgerecht, das weitestgehend anerkannt wurde; und die Wahl, welche eine Art von Kompromiss zwischen den beiden anderen war. Auf dieser letzteren Basis begann Knut seine Regierung. Es ist möglich, dass das frühe englische Ideal von Königtum und gerechter Herrschaft, das sich in Alfred und Knut manifestierte, durch das Beispiel Trajans beeinflusst war. Dieser Kaiser war ein Liebling Papst Gregors, der die ersten Missionare geschickt hatte. Es steht fest, dass in den englischen Kirchen Geschichten von Trajans Tugend laut verlesen wurden. Ausserdem hat Knut womöglich die Haltung des Kaisers Augustus studiert und jedenfalls kopiert. Jedermann kennt die Lektion, die er seinen Schmeichlern erteilt hat, als er an der Küste sass und der Flut höher zu steigen verbot. Knut machte es sich zum Grundsatz, sich den Gesetzen, durch die er herrschte, selbst zu beugen. Sogar in seiner Eigenschaft als Heerführer unterwarf er sich dem Reglement seiner eigenen Leibgarde. Zum frühestmöglichen Zeitpunkt löste er die grosse dänische Armee auf und vertraute sich ganz der Loyalität der gedemütigten Engländer an. Er heiratete Emma von der Normandie, die Witwe Ethelreds, und kam dadurch jedem Schachzug zuvor, den der Herzog der Normandie zugunsten der Nachkommenschaft Ethelreds hätte unternehmen können.

Knut wurde der herrschende Souverän des Nordens; es heisst, fünf oder sechs Königreiche seien ihm untertan gewesen. Als er England eroberte, war er bereits König von Dänemark, und seinen Anspruch auf den norwegischen Thron setzte er ebenfalls durch. Schottland bot ihm seine Treuhuldigung an. Die Macht der Wikinger, obwohl bereits unterminiert, erstreckte sich noch immer über die Ostsee bis in den Osten hinein. Aber von all seinen Herrschaftsgebieten erkor Knut England zu seiner Wohnstatt und seinem Hauptsitz. Wir hören, dass ihm die angelsächsische Lebensform zugesagt habe. Er wünschte als der «Nachfolger Edgars» angesehen zu werden, dessen siebzehn Friedensjahre noch immer in einem leuchtenden Gegensatz zu den nachfolgenden Zeiten standen. Er regierte, wie es die Gesetze befahlen, und liess verlautbaren, dass diese streng getrennt von seiner exekutiven Gewalt anzuwenden seien.

Er baute Kirchen, zeigte tiefe Frömmigkeit im christlichen Glauben und Ehrerbietung vor der päpstlichen Tiara. Er verehrte das Andenken St. Edmunds und St. Alpheges, die seine Landsleute ermordet hatten, und überführte ihre Reli-

quien in frommem Pomp nach Canterbury. Von Rom schrieb er 1027 als Pilger einen Brief an seine Untertanen, der in erhebenden und grossmütigen Redewendungen abgefasst war, versprach, gleiches Recht zu üben, und legte besondere Betonung auf die Bezahlung der kirchlichen Abgaben. Seine Tochter wurde mit dem ältesten Sohn König Konrads vermählt, der schliesslich sein Reich über Schleswig bis an die Ufer der Eider ausweitete. Diese bemerkenswerten Erfolge verdankte er neben dem Segen Gottes und dem Lächeln der Glücksgöttin in der Hauptsache seinen persönlichen Eigenschaften. Hier zeigt sich wieder, wie die Macht eines grossen Mannes Ordnung in das Chaos bringen und sich Harmonie und Einigkeit dienstbar machen kann und mit welch unabsehbarem Leid ein Volk für das Fehlen solcher Männer bezahlen muss.

Einige frühe Berichte über Knut werfen ein bezeichnendes Licht auf seinen Charakter und seine Launen. «Wenn er Klöster besuchte und in grossen Ehren empfangen wurde, betrat er diese voll Demut; seine Augen hielt er mit einer wunderbaren Ergebenheit auf den Boden gerichtet, und er vergoss reichliche – ja, man möchte sagen, strömende – Tränen, wenn er in frommer Inbrunst um den Beistand der Heiligen flehte. Und wenn es sich darum handelte, seine königlichen Abgaben zu leisten – oh, wie oft richtete er dann seine weinenden Augen auf die Erde, wie oft schlug er sich dann gegen seine edle Brust! Welche schweren Seufzer entranen sich ihm! Wie betete er, dass er sich der Güte des Himmels würdig erweisen möge!¹»

In einer zweihundert Jahre älteren Saga heisst es jedoch anders:

«Als König Knut und Graf Ulf eine Weile gespielt hatten, machte der König einen falschen Zug, worauf der Graf ihm einen Springer wegnahm. Doch der König stellte die Figur wieder auf das Brett und befahl dem Grafen, einen anderen Zug zu tun. Aber der Graf wurde zornig, warf das Schachbrett um, stand auf und ging. Der König sagte: ‚Schert Euch hinweg, Ulf der Ängstliche!‘ Der Graf wandte sich unter der Tür um und sagte: ‚... Am Helgefluss, als ich Euch zu Hilfe eilte, weil die Schweden Euch wie einen Hund verdrochen, habt Ihr mich nicht Ulf den Ängstlichen geheissen‘. Der Graf verliess das Zimmer und ging zu Bett ... Am nächsten Morgen sagte der König beim Ankleiden zu seinem Leibjungen: ‚Geh du zu Graf Ulf und bringe ihn um!‘

¹ A. d. *Encomium Emma Reginae* in Langebek, *Scriptores Rerum Danicarum* (1773).

Der Bursche ging, blieb eine Weile fort und kam dann wieder.

Der König sagte: ‚Hast du den Grafen getötet?‘

‚Ich habe ihn nicht getötet; denn er war in die St.-Lucius-Kirche gegangen‘.

Da war ein Mann namens Ivar White, ein geborener Norweger, der des Königs Höfling und Kämmerer war. Der König sagte zu ihm: ‚Geh du und töte den Grafen.‘

Ivar ging in die Kirche und in den Chor und durchbohrte den Grafen mit seinem Schwert, so dass er auf der Stelle starb. Dann ging Ivar mit dem blutigen Schwert in der Hand zum König.

Der König sagte: ‚Hast du den Grafen getötet?‘

‚Ich habe ihn getötet‘, sagte dieser.

‚Da hast du wohlgetan.‘

Nachdem der Graf ermordet war, schlossen die Mönche die Kirche und versperrten die Türen. Als der König dies erfuhr, sandte er den Mönchen eine Botschaft, in der er ihnen befahl, die Kirche wieder zu öffnen und ein Hochamt abzuhalten. Sie taten, wie der König geheissen, und als der König die Kirche besuchte, belieh er sie mit grossem Reichtum, so dass sie ein ausgedehntes Gebiet besass, durch das der Ort zu hohem Ansehen kam; und seither gehören ihr jene Ländereien¹.»

Inzwischen wuchs jenseits des Englischen Kanals eine neue Militärmacht heran. Die in den ersten Jahren des 10. Jahrhunderts in der Normandie gegründete Wikingersiedlung war zum mächtigsten Militärstaat Frankreichs geworden. In weniger als hundert Jahren hatten sich die Seeräuber in eine Feudalgesellschaft verwandelt. Soweit wir Aufzeichnungen besitzen, sind sie durch die Legende verschleiert. Wir wissen nicht einmal, ob Rollo, der überlieferte Begründer des Normannenstaates, ein Norweger, Däne oder Schwede war. Die normannische Geschichte beginnt mit dem Vertrag von St. Clair-sur-Epte, den Rollo mit Karl dem Einfältigen, dem König von Westfranken, schloss und der die Oberhoheit des Königs von Frankreich bestätigte und die Grenzen des Herzogtums Normandie festlegte.

In der Normandie entstand eine Schicht von Rittern und Adligen, die ihr

¹ Aus der *Heimskringla* des Snorre Sturlason, herausgegeben von F. Jonsson, 1893–1900.

Land als Gegenleistung für militärische Dienste erhielten und es dann auf der gleichen Basis an Niedrigerstehende verpachteten. Die Normannen mit ihrer Sucht nach Legalität und Logik entwarfen eine allgemeine Gesellschaftsordnung, aus der schon bald eine ausgezeichnete Armee hervorging. Mit grösstem Nachdruck wurde auf Ordnung gehalten. Keiner ausser dem Herzog durfte Schlösser bauen oder sich befestigen. Der Hof oder die «Curia» des Herzogs bestand aus den Beamten seines Haushalts, aus kirchlichen Würdenträgern und den bedeutenderen Pächtern, die ihm nicht nur militärisch verpflichtet, sondern auch seine persönlichen Begleiter bei Hofe waren. Hier konzentrierte sich die Verwaltung. In der ganzen Normandie sorgten die Vicomtes dafür, dass die Entscheidungen und Interessen des Herzogs respektiert wurden. Die Vicomtes waren nicht nur die Steuereinnehmer für die herzoglichen Besitzungen, sondern auch Präfekten, die Bezirke verwalteten, welche den englischen Grafschaften ähnelten, und standen mit der Curia in engem Kontakt. Die Herzöge der Normandie schufen Beziehungen zur Kirche, die dem mittelalterlichen Europa als Vorbild dienten. Sie waren die Schirmherren und Beschützer der Klöster innerhalb ihres Herrschaftsgebiets. Sie begrüsst die religiöse Erneuerung des 10. Jahrhunderts und sicherten sich die Gunst und Unterstützung ihrer Führer. Sie waren aber darauf bedacht, dass der Herzog die Bischöfe und Äbte ernannte.

Aus diesem männlichen, wohlorganisierten Land sollten die zukünftigen Herrscher Englands kommen. Zwischen den Jahren 1028 und 1035 liessen die Wikingerinstinkte in Herzog Robert von der Normandie ernsthafte Invasionspläne reifen. Sein Tod und sein Versagen, einen legitimen Erben zu hinterlassen, verzögerten das Projekt, wenn auch nur vorübergehend. Die Gestalt Emmas, der Schwester Roberts von der Normandie, nimmt in der englischen Geschichte dieser Zeit eine bedeutende Stellung ein. Ethelred hatte sie ursprünglich aus dem verständlichen Wunsch heraus geheiratet, seine misslungene Aufrüstung durch ein Blutsband mit dem kraftvollsten Militärstaat Europas zu ersetzen. Knut heiratete sie, um ein geeintes England zu erhalten. Wir wissen kaum etwas über ihre Eigenschaften und ihr Verhalten. Jedoch standen nur wenige Frauen im Mittelpunkt solch bemerkenswert konvergierender Kräfte. Tatsächlich hatte Emma zwei Gatten und zwei Söhne, die Könige von England waren.

1035 starb Knut, und mit ihm ging sein Reich zu Ende. Er hinterliess drei

Söhne, zwei von Elgiva von Northampton und einen, Hardiknut, von Emma. Diese Söhne waren unwissende und ungeschlachte Wikinger, und vielfach dachte man wieder an die Repräsentanten der alten westsächsischen Linie, Alfred und Eduard, die Söhne von Ethelred und Emma, die zu dieser Zeit in der Normandie im Exil lebten. Der ältere, Alfred, «der unschuldige Prinz», wie der Chronist ihn nennt, eilte 1036 nach England, angeblich, um seine nun abermals verwitwete Mutter, die Exkönigin Emma, zu besuchen. Godwin, ein Graf aus Wessex, war der Führer der dänischen Partei in England. Er war ein Mann von hohen Fähigkeiten und übte grossen politischen Einfluss aus. Der abenteuerdurstige Alfred wurde verhaftet, und seine persönlichen Begleiter wurden niedergemacht. Der unglückliche Prinz selbst wurde geblendet und beschloss bald darauf sein Leben im Kloster zu Ely. Die Schuld an diesem Verbrechen schrieb man allgemein Godwin zu. Nachdem die Nachfolgefrage auf diese Weise vereinfacht worden war, teilten sich Knuts Söhne in das väterliche Erbe. Sweyn regierte längere Zeit in Norwegen, aber die anderen beiden Herrscher Englands lebten nur kurz, und nach sechs Jahren stand der Thron von England wiederum leer.

Godwin war weiterhin die führende Figur des Landes und nun Herr seiner Angelegenheiten. In der Normandie lebte noch immer Eduard, der überlebende Sohn Ethelreds und Emmas und jüngere Bruder des unglücklichen Alfred, im Exil. In jenen Tagen der wiederaufflackernden Anarchie suchte jedermann nach einer stabilen Institution. Diese konnte nur in einer Monarchie gefunden werden, und die illustre Linie Alfreds des Grossen besass unvergleichliche Ansprüche und Titel. Es war die sächsische Monarchie, die fünf oder sechs Generationen lang das Bollwerk des Widerstands gegen die Dänen gewesen war. Die westsächsische Linie war die älteste Europas. Vor zwei Generationen war das Haus Capet nur Herr über wenig mehr als Paris und die Ile de France gewesen, und die Normannenherzöge waren Wikinger-Seeräuber. Noch immer haftete demjenigen, der seine Abstammung von dem Grossen König und über diesen hinaus von Egbert und bis zum unvordenklichen Altertum beweisen konnte, eine gewisse Weihe an. Godwin erkannte, dass er seine Macht festigen und sich sowohl der dänischen wie der englischen Hilfe versichern konnte, wenn er Eduard zum König machte. Er verhandelte mit dem Exilierten und drohte, er würde

einen Neffen Knuts inthronisieren, wenn man seine Bedingungen nicht annähme. Die erste dieser Bedingungen war die Eindämmung des normannischen Einflusses in England. Eduard machte keine Schwierigkeiten. Er wurde in der Heimat willkommen geheißen und gekrönt; und während der folgenden vierundzwanzig Jahre wurde England bis auf ein kurzes Zwischenspiel in der Hauptsache von Godwin und seinen Söhnen regiert. «Er besass eine so hohe Stellung», berichtet die Chronik des Florence von Worcester, «dass er beinahe den König und ganz England regierte.»

Eduard war ein stiller, frommer Mensch ohne kriegerische Neigung und ohne viel Begabung für die Verwaltung. Seine normannische Erziehung machte ihn zum willigen, wenn auch sanften Werkzeug der normannischen Einflussnahme, soweit Graf Godwin das erlaubte. Normannische Prälaten tauchten in der englischen Kirche auf, normannische Beamte am königlichen Hof und normannische Grundbesitzer in den englischen Grafschaften. Damit alles glatt ging, musste Eduard Godwins junge und hübsche Tochter heiraten; aber zeitgenössische Schriftsteller versichern, dass diese Verbindung rein formal war. Der Überlieferung zufolge war der König ein gütiger, schwächlicher, pausbäckiger Albino. Einige spätere Schriftsteller glauben, in etlichen seiner Handlungen gegenüber der mächtigen Gruppe anglo-dänischer Krieger, die ihn umgab, eine verborgene Energie feststellen zu können. Nichtsdestoweniger war sein Hauptinteresse die Religion, und als er älter wurde, waren seine Ansichten in immer stärkerem Masse die eines Mönches. In jenen harten Zeiten spielte er so ziemlich die gleiche Rolle, die Heinrich VI., welcher ähnlich geartet war, während der Kriege der Rosen gespielt hat. Sein heiligmässiges Wesen wurde ihm im Lauf der Jahre durch die Verehrung seines Volkes vergolten, das ihm seine Schwäche um seiner Tugenden willen verzieh.

Inzwischen hielt die Godwin-Sippe ihre Diktatur im Schatten der Krone aufrecht. In jenen Tagen war Nepotismus nicht nur eine Begünstigung der eigenen Familie; es war fast die einzige Art, auf die ein Herrscher sich zuverlässige Statthalter verschaffen konnte. Die Familienbande garantierten, wenn sie auch häufig rissen, zumindest eine gewisse Interessengemeinschaft. Man sammelte zwar noch keine Statistiken, aber zu jenen primitiven Zeiten herrschte die allgemeine Ansicht, dass man sich auf seinen Bruder oder Schwager oder Sohn mehr verlassen konnte als auf einen Fremden. Wir dürfen es daher Graf Godwin

nicht übelnehmen, dass er das englische Reich unter seine Verwandten verteilte; ebensowenig dürfen wir uns darüber wundern, dass andere ehrgeizige Grosse in dieser Macht- und Gunstverteilung einen Grund zu bitterer Klage sahen. Einige Jahre lang tobte zwischen den normannischen und saxo-dänischen Einflüssen am englischen Hof ein heftiger Intrigenkampf.

Als es der normannischen Hofpartei im Jahre 1051 gelang, Godwin in die Verbannung zu schicken, entstand eine Krise. Man sagt, dass während Godwins Abwesenheit Wilhelm von der Normandie Eduard dem Bekenner in England einen offiziellen Besuch abstattete, um mit ihm die Frage der Thronfolge zu besprechen. Höchstwahrscheinlich versprach König Eduard, dass er Wilhelm zu seinem Erben einsetzen würde. Aber im folgenden Jahr kehrte Godwin, von einer in Flandern ausgehobenen Streitmacht und der rührigen Hilfe seines Sohnes Harold unterstützt, zurück. Vater und Sohn zwangen König Eduard gemeinsam, ihnen ihre Machtposition zurückzugeben. Viele normannische Interessenvertreter wurden des Landes verwiesen, und überall verspürte man wieder die Autorität der Godwin-Sippe. Die Gebiete, die ihrer unmittelbaren Kontrolle unterstanden, erstreckten sich südlich vom Wash bis zum Bristolkanal.

Godwin starb sieben Monate nach seiner Wiedereinsetzung im Jahre 1053. Seit dem Augenblick, da Knut ihn zu seinem hohen Rang erhoben hatte, war er fünfunddreissig Jahre im öffentlichen Leben gestanden. Sein ältester überlebender Sohn Harold erbt die riesigen Besitzungen des Vaters. Nun konnte er seine Rolle ganz ausspielen, und während der folgenden dreizehn abenteuerlichen Jahre war er der eigentliche Herrscher Englands. Trotz des Antagonismus der rivalisierenden anglo-dänischen Grafen und der Opposition der normannischen Elemente, die noch immer zum Hof des Bekenners gehörten, haben die Godwins, Vater und Sohn, ihre Herrschaft unter einer, wie wir sagen würden, konstitutionellen Monarchie aufrechterhalten. Ein Bruder Harolds wurde Graf von Mercia, und ein dritter Sohn Godwins, Tostig, der den Normannen schmeichelte und hoch in der Gunst König Eduards stand, erhielt die Grafschaft Northumbrien und enteignete die Grafen jener Gegenden. Aber im Hause Godwin herrschte nun keine Einigkeit mehr. Harold und Tostig wurden bald zu erbitterten Feinden. Es bedurfte Harolds ganzer Fähigkeit, Kühnheit und Schlaueheit, um die Einheit des Reiches zu bewahren. Aber wie wir sehen werden, liess

die Kluft zwischen den Brüdern das Land dennoch zu einer Beute fremden Ehrgeizes werden.

England befand sich am Ende der Regierung Eduards des Bekenners in einem Zustand weitgehender politischer Schwäche. Immer noch wurden illuminierte Manuskripte, Skulpturen, Metallarbeiten und Architektur von hoher künstlerischer Bedeutung hervorgebracht, blühte das religiöse Leben und bestand ein Fundament gesunden Rechtslebens und intakter Verwaltung. Aber die Tugenden und die Kraft der Nachkommenschaft Alfreds waren erschöpft, und die sächsische Monarchie neigte sich ihrem Untergang zu. Ein Geschlecht schwacher Fürsten, die fast alle kein langes Leben hatten, war kinderlos dahingeschwunden. Selbst die Abkömmlinge des kinderreichen Ethelred des Unberatenen starben ungewöhnlich rasch, und in diesem Augenblick repräsentierten nur ein kränklicher Junge und seine Schwester und der bejahrte Souverän die Kriegerdynastie, welche die Wikinger geschlagen und das Danelaw wiederoberobert hatte. Die grossen Grafen in den Provinzen begannen selbständig zu werden.

Wenn England auch immer noch der einzige Staat Europas mit einem Schatzamt war, dem die Sheriffs des ganzen Landes Rechenschaft abzulegen hatten, so war die königliche Kontrolle über die Sheriffs doch sehr lau geworden. Der König lebte weitgehend von seinen eigenen Besitzungen und regierte, so gut er konnte, durch seinen Hofstaat. Die verbliebene Macht der Monarchie war praktisch von einer kleinen Gruppe anglo-dänischer Notabein scharf beschnitten. Die englischen Könige hatten sich in der Hauptsache immer auf den gewählten Rat gestützt, der nie mehr als sechzig Ratgeber umfasste, welche sich mehr oder weniger deutlich als die Repräsentanten des ganzen Volkes betrachteten. Eigentlich war er ein Gremium von Höflingen, der grösseren Thane und Geistlichen. Aber in jener Zeit verkörperte diese Versammlung «weiser Männer» keineswegs das Leben der Nation. Sie schwächte die königliche Exekutive, ohne ihr ihrerseits irgendwelche neuen Kräfte hinzuzufügen. Charakter und Fähigkeiten ihrer Mitglieder litten unter dem allgemeinen Verfall. Mehr und mehr fiel sie in die Hände der grossen Familien. Als die zentrale Macht unterging, stritt und intrigierte in jeder Grafschaft ein Haufe örtlicher Häuptlinge, die persönliche und familiäre Ziele verfolgten und keine anderen als ihre eigenen In-

teressen kannten. Allerorts gab es Fehden und Verwirrung. Auch das Volk wurde, nicht nur durch die vielen untereinander streitenden kleinen Machthaber, sondern durch die tiefgehenden Unterschiede der gebräuchlichen Rechte zwischen den sächsischen und dänischen Gebieten in Mitleidenschaft gezogen. Absurde Anomalien und Widersprüche standen der Anwendung des Rechts im Wege. Die Formen des Landbesitzes reichten von reinen Grossgrundbesitzverhältnissen in Wessex bis zu den freien Gemeinden des Danelaw im Norden und Osten. Es gab keine feststehende Bindung zwischen Herrschaft und Land. Ein Than schuldete dem König aus der persönlichen Verpflichtung heraus seine Dienste, nicht wegen der Ländereien, die er besass. Auf dem Kontinent hatte die Insel nur noch geringes Ansehen, und sie hinkte der eigenen Entwicklung nach. Die Verteidigung sowohl der Küste wie der Städte war vernachlässigt worden. Den kommenden Eroberern musste das ganze System, in sozialer, moralischer, politischer und militärischer Hinsicht, verbraucht erscheinen.

Die Figur Eduards des Bekenners ist für uns verblasst, ist nebulös und kaum mehr greifbar geworden. Die mittelalterliche Legende, sorgsam gehegt von der Kirche, deren ergebener Diener er war, ist über den Menschen hinausgewachsen. Das Licht des sächsischen England war am Verlöschen, und in der zunehmenden Dunkelheit sagte ein sanfter, graubärtiger Prophet das Ende voraus. Als Eduard auf seinem Totenbett von einer Zeit der Finsternis sprach, die über das Land komme, erfasste ein Grauen die Ohrenzeugen dieses visionären Gemurmels. Nur Erzbischof Stigand, der Godwins Getreuer gewesen war, blieb ungerührt und flüsterte Harold ins Ohr, Alter und Krankheit hätten den Monarchen seines Verstandes beraubt. So endete am 5. Januar des Jahres 1066 das Geschlecht der Sachsenkönige. Das Nationalgefühl der Engländer, das bald verlorengehen sollte, wusste sich in jener bitteren Epoche, die vor ihnen lag, mit der Kirche, welche die Erinnerung an den König mit einem Heiligenschein umgeben hatte, in Dankbarkeit einig. Im Verlauf der Jahre wurde er immer mehr zum Gegenstand volkstümlicher Verehrung. Sein Schrein in Westminster war ein bevorzugtes Ziel der Pilger. 1161 kanonisiert, lebte er jahrhundertlang in der Erinnerung des Sachsenvolkes weiter. Auch die Normannen waren an seinem Ruhm interessiert. Für sie war er der König, durch dessen Weisheit die

Krone auf ihren Herzog übergang, oder jedenfalls behaupteten sie das. So segneten also beide Parteien sein Andenken, und bis zu dem Augenblick, in dem England während des Hundertjährigen Krieges den heiligen Georg auserkor, war Eduard der Bekenner der Schutzheilige der Insel. St. Georg erwies sich als der zweifellos Geeignete für die Bedürfnisse, die Stimmungen und den Charakter der Inselbewohner.

ZWEITES BUCH

DAS WERDEN DER NATION

KAPITEL I

DIE NORMANNISCHE INVASION

Das durch Parteienhader und Rivalitäten zersplitterte England hatte lange Zeit unter den raubgierigen Blicken von jenseits der Meere gelegen. Die Skandinavier wollten das Reich Knuts wieder erstehen lassen. Die Normannen erhoben Anspruch auf die Thronrechte, die Eduard seinem Vetter, ihrem Herzog, zugesagt hatte. Wilhelm von der Normandie stammte aus einem männlichen Geschlecht und hatte bereits ein hartes Leben hinter sich. Der Preis war gross genug, um den Ehrgeiz der beiden hungrigen Mächte zu wecken. Ihr anfänglich gemeinsames Vorgehen gereichte beiden Parteien zum Vorteil.

Eines Morgens ritt Herzog Robert von der Normandie, der vierte in der Reihe der Nachkommen Rollos, auf seine Hauptstadt Falaise zu, als er Arlette, die Tochter eines Gerbers, an einem Fluss Wäsche waschen sah. Es war Liebe auf den ersten Blick. Er nahm sie mit auf sein Schloss, und obwohl er bereits mit einer Dame von Stand verheiratet war, lebte er bis ans Ende seiner Tage mit ihr. Dieser romantischen, aber ungesetzlichen Verbindung entsprang im Jahre 1027 ein Sohn, der nachmals berühmte Wilhelm.

Herzog Robert starb, als Wilhelm erst sieben Jahre alt war, und in jenen rauhen Zeiten hatte ein Minderjähriger nicht viel Aussicht, sein Erbe zu halten. Die grossen Edelleute, die seine Vormunde waren, starben einer nach dem anderen eines gewaltsamen Todes, und in der ganzen Normandie schwelten Machtkämpfe. Sollte man von einem Bastard regiert werden? Sollte der Enkel eines Gerbers Lehnsherr der vielen Kriegerfamilien werden? Der Makel des Bastards haftete an Wilhelm und frass sich in seine Seele. Er machte ihn hart und bitter. Als er viele Jahre später die Stadt Alençon belagerte, waren die Bürger unklug

genug, Felle an den Mauern aufzuhängen und auszurufen: «Felle für den Gerber!» Wilhelm zahlte ihnen diesen Spott heim, indem er die Stadt verwüstete und die angesehensten Bürger verstümmeln oder bei lebendigem Leibe schinden liess.

Es gehörte zur Politik König Heinrichs von Frankreich, den Minderjährigen auf dem herzoglichen Thron anzuerkennen und zu schützen. Er wurde sein feudaler Vormund und Oberherr. Allein dieser Tatsache verdankte es der Knabe, dass er am Leben blieb. 1047, als er Zwanzig war, wurde eine gewaltige Verschwörung gegen ihn angezettelt, und beim Ausbruch der Revolte entging er mit knapper Not dem Tode. Die Verschwörer beabsichtigten, das Herzogtum unter sich aufzuteilen und einem von ihnen, auf den sie schworen, den Titel des Herzogs zu übertragen. Wilhelm befand sich mitten im aufrührerischen Land auf der Jagd. Seine Gefangennahme war wohlvorbereitet, aber sein Knappe konnte ihn rechtzeitig warnen, so dass er sein Leben durch die Flucht rettete. Bei Tagesanbruch war er vierzig Meilen geritten und befand sich im Augenblick im treuen Falaise in Sicherheit. Da er wusste, dass seine eigene Macht nicht ausreichte, ritt er unermüdlich weiter, um bei seinem Oberherrn, dem König von Frankreich, Hilfe zu erbitten. Sie wurde ihm nicht verwehrt. König Heinrich übernahm die Führung, Wilhelm sammelte seine getreuen Barone und Lehnsleute um sich. In der Schlacht von Val-es-Dunes, die man auf beiden Seiten nur mit Kavallerie austrug, wurden die Rebellen geschlagen, und von da an war Wilhelms Stellung als Herzog der Normandie endlich gesichert.

Das bestehende soziale System liess für Fehden Raum geben und in manchen Lehnen sogar für Privatkriege. Wenn aber der Staat in die Hände starker Oberherrn geriet, wurden derartige Fehden in Grenzen gehalten, was jedoch das rasche Anwachsen einer Kriegerkaste, die sowohl in weltlichen wie militärischen Beziehungen international war, nicht verhinderte. Das Gefühl der Zugehörigkeit zum Lehnsherrn innerhalb dieser Hierarchie, die enge Verbindung des Landes mit der Streitmacht, die Anerkennung der päpstlichen Autorität in geistlichen Belangen verband die geharnischten Ritter und Adligen Europas in immer grösserer Masse. Zur vollen Anerkennung der universellen christlichen Kirche kam die Konzeption einer Kriegeraristokratie, in welcher der Begriff der Ritterlichkeit lebte und die durch ein Militärdienstsystem, das auf der Verteidigung basierte, zusammengeschweisst war. Begleitet war diese Institution vom

Aufkommen einer geharnischten Kavallerie, die im Krieg eine führende Stellung einzunehmen begann. Man schuf neue Streitkräfte, die nicht nur erobern, sondern auch regieren sollten.

In keinem Teil der feudalen Welt erreichte die Kampffähigkeit dieser neuen Organisation einen höheren Rang als bei den Normannen. Wilhelm war ein Meister des Krieges und verlieh dadurch seinem kleinen Herzogtum etwas von dem Prestige, das England dreissig Jahre früher unter der strengen und weit-sichtigen Regierung Knuts genossen hatte. Er und seine Ritter blickten nunmehr mit furchtlosen und abenteuerhungrigen Augen auf die Welt. Zu dem natürlichen Ehrgeiz kriegerischer Männer kamen nun berechtigte Gründe, weshalb sie über den Kanal sahen. Wie sein Vater, so stand auch Wilhelm in engem Kontakt mit dem sächsischen Hof, und er hatte jede Bewegung der Gruppe beobachtet, welche unter der Führung Godwins und seines Sohnes Harold die anglo-dänische Partei unterstützte. Das Schicksal war dem Norman-nenherzog ungewöhnlich gewogen. Harold wurde, vermutlich im Jahre 1064, auf einer Inspektionsreise oder einem Auslandsbesuch vom Sturm an die fran-zösische Küste abgetrieben. Der Graf von Ponthieu, der dort herrschte, betrachtete alle schiffbrüchigen Seeleute und ihre Ausrüstung als Strandgut. Er nahm Harold als Geisel gefangen und forderte den Preis, den er wert war, und der war hoch. Die Beziehungen zwischen dem normannischen und dem englischen Hof waren zu jener Zeit eng und freundschaftlich, und Herzog Wilhelm verlangte zunächst durch eine höfliche Anfrage und dann durch einen geharnischten Befehl die Freilassung von König Eduards Than. Der Graf von Ponthieu verzich-tete widerwillig auf seine Beute und geleitete Harold an den normannischen Hof. Zwischen Wilhelm und Harold entstand eine Freundschaft. Abgesehen von der Politik mochten sie einander gern. Wir sehen sie zusammen auf die Falkenjagd gehen. Harold stellte sich auf Wilhelms Seite gegen die Bretonen oder leistete ihm in gefährlichen Plänkeleien grosse Dienste. Wilhelm ehrte ihn und schlug ihn zum Ritter. Aber der Herzog trachtete nach der englischen Krone. Hier war in der Tat ein Preis zu erringen. In Harolds Adern floss müt-terlicherseits ein klein wenig königliches Blut; Wilhelm aber hatte von seinem Vater her deutlichere oder zumindest weniger nebulöse Ansprüche auf den In-selthron. Und er war entschlossen, diese Ansprüche geltend zu machen. Er er-kannte, über welche Macht Harold unter Eduard dem Bekenner verfügte und

wie leicht ihm diese zur Herrschaft verhelfen konnte, wenn er beim Tode des Bekenners rechtzeitig zur Stelle war. Er schlug Harold einen Vertrag vor, demzufolge er selbst König von England und Harold Herzog der gesamten herrlichen Provinz Wessex werden und den die Heirat Harolds mit Wilhelms, des Königs, Tochter noch besiegeln sollte.

Diese ganze Geschichte ist mit unwiderstehlichem Zauber auf dem Teppich von Bayeux dargestellt, die im Allgemeinen als Regierungschronik von Wilhelms Frau, Königin Matilda, bezeichnet wird, tatsächlich aber von englischen Künstlern unter Leitung von Wilhelms Halbbruder, des Bischofs Odo von Bayeux, ausgeführt wurde. Natürlich stellt sie die normannische Version dar und wurde generationenlang von deren Geschichtsschreibern als eine volle Rechtfertigung – denn selbst in jenen Tagen brauchten die Aggressoren bereits Rechtfertigungen – für Wilhelms Invasion in England hingestellt. Die Sachsen behaupteten, dies alles sei lediglich normannische Propaganda, und wie üblich widersprechen sich die Tatsachen. Es ist jedoch wahrscheinlich, dass Harold Wilhelm einen feierlichen Eid leistete, auf alle Rechte oder Ansprüche auf die englische Krone zu verzichten, und es ist ebenso wahrscheinlich, dass er ohne diesen Eid weder die Krone noch England jemals wiedergesehen hätte.

Der feudalen Bedeutung dieses Eides, der Harold zu Wilhelms Vasallen machte, wurde durch einen Trick, der für jene Zeiten neuartig war, ihrer Mentalität jedoch entsprach, Nachdruck verliehen. Unter dem Altar oder Tisch, an dem Harold schwor, war eine heilige Reliquie verborgen, von der spätere Schriftsteller behaupten, sie habe aus einigen Gebeinen des heiligen Edmund bestanden. Ein derart verstärkter Eid besass eine dreifache Heiligkeit, die von der ganzen Christenheit anerkannt wurde. Es war ein Supereid; und die Verpflichtung, obwohl unwissend auf sich genommen, war für Harold deshalb nicht weniger bindend. Trotzdem kann man nicht behaupten, dass der Handel zwischen den beiden Männern unbillig gewesen sei, und wahrscheinlich glaubte Harold damals, dass er ihm Vorteile biete.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Wilhelm seine Stellung zu Hause gefestigt. Er hatte die aufständischen Heere seiner Rivalen und ehrgeizigen Verwandten vernichtet, die Westgrenze gegen die Bretagne stabilisiert und im Südwesten dem mächtigsten der herrschenden Häuser Nordfrankreichs, den Angevins, Maine entrisen. Er hatte jene Mächte in Paris, die seine Jugend geschützt hatten, ge-

zwungen, ihn auch als Mann anzuerkennen; und durch seine Heirat mit Matilda, der Tochter des Grafen von Flandern, hatte er sich an seiner östlichen Grenze einen nützlichen Verbündeten erworben.

Inzwischen führte der befreite Harold, voll anerkannt und mit wachsendem Erfolg, die Regierungsgeschäfte in England. Dann starb endlich im Januar 1066 Eduard der Bekenner, und wir sind überzeugt, dass er von den weltlichen Sünden, deren Versuchungen er erlegen war, losgesprochen wurde. Trotz seiner Zusicherung an Wilhelm empfahl er in seinem letzten Atemzug angeblich Harold, seinen jungen, tapferen Ratgeber und Führer, als den Würdigsten, den die gesetzgebende Versammlung wählen konnte. Jedenfalls wurde Harold zu Beginn des Schicksalsjahres 1066 von London, den Midlands und dem Süden beglückt anerkannt und mit aller Feierlichkeit in der Westminsterabtei zum König gekrönt.

Dieses Ereignis war der Auftakt zu einem neuen Krieg. In Frankreich war durch die Tatsache, dass eine Person nichtköniglichen Geblüts, Hugo Capet, König geworden war, ein Präzedenzfall geschaffen; dies vermerkte der Adel, dessen Stolz, Gedanken und Gefühle in immer stärkerem Umfang in Westeuropa massgebend geworden waren, ausserordentlich übel. Jeder ehrgeizige Than, der von Harolds Krönung hörte, war sich eines Affronts bewusst, und ausserdem witterte er die weiten Möglichkeiten, die dadurch der Fähigkeit und dem Schwert offenstanden. Überdies beruhte die gesamte Struktur der feudalen Welt auf der Heiligkeit des Eides. Gegen Eidbrecher gingen sowohl Rittertum wie Kirche mit allen Mitteln vor. Ein weiteres Unglück für Harold war es, dass Stigand, der Erzbischof von Canterbury, seinerseits das Pallium von einem schismatischen Papst erhalten hatte. Daher konnte Rom Harold nicht als König anerkennen.

In eben diesem Augenblick griff der Allmächtige aus Seiner himmlischen Sphäre mit einer doppelsinnigen Geste in die Geschehnisse ein. Der geschwänzte Komet oder «haarige Stern», der im Augenblick von Harolds Krönung am Himmel erschien, wird heute von den Astronomen als der Halleysche Komet bezeichnet, der bereits die Geburt unseres Herrn verkündet hatte. Es ist klar, dass dieses Beispiel göttlicher Ökonomie bei der Verwendung von Himmelskörpern zu weltweiten Zwecken durch geschickte Interpretation zum Vorteil von Harold hätte benutzt werden können. Doch die Eroberer erzählten die

Geschichte auf ihre Weise, und in ihren Augen verkündete dieses Zeichen den Menschen den bevorstehenden Fall eines gotteslästerlichen Emporkömmlings.

Eilig wurden um die Wette zwei Invasionspläne vorbereitet, der eine davon in Skandinavien. In Norwegen waren Knuts Nachfolger entschlossen, die Tradition ihrer englischen Herrschaft wieder aufleben zu lassen. Man hatte bereits ein Expeditionsheer aufgestellt, als Tostig, Harolds verbannter und rachsüchtiger Halbbruder, der aus seiner Grafschaft Northumbria vertrieben worden war, im vollen Bewusstsein der Krise und des schwachen Verteidigungssystems der Insel herbeieilte. König Harold Hardrada brach auf, um die englische Krone zu erobern. Zuerst segelte er nach den Orkneyinseln und sammelte auf den schottischen Inseln und auf der Isle of Man Rekruten. Gemeinsam mit Tostig nahm er Kurs auf die Nordostküste Englands, die er im Spätsommer 1066 mit einer grossen Flotte und einem ebenso grossen Heer ansteuerte.

Somit stand Harold von England einer doppelten Invasion von Nordosten und von Süden her gegenüber. Im September 1066 erfuhr er, dass eine norwegische Flotte mit Hardrada und Tostig an Bord den Humber hinaufgesegelt war, die örtlichen Truppen unter den Grafen Edwin und Morcar geschlagen und in Stamfordbridge in der Nähe von York ihr Lager aufgeschlagen hatte. Diese Nachricht erreichte ihn in London, wo er abwartete, welcher Gegner ihn und an welcher Stelle zuerst angreifen würde. An der Spitze seiner dänischen Leibgarde eilte er auf der Römerstrasse nach York nordwärts und rief unterwegs die örtlichen Truppen zusammen. Die Schnelligkeit seines Vormarsches kam den nördlichen Eindringlingen völlig überraschend. Fünf Tage nach der Niederlage Edwins und Morcars erreichte Harold York und marschierte noch am selben Tag weiter, um die norwegische Armee zehn Meilen vor der Stadt zu stellen.

Die Schlacht begann. Die Engländer griffen an, aber zunächst hielten die Norweger, obwohl ungepanzert, ihre Schlachtordnung. Bald aber, getäuscht durch eine Finte, die übliche List jener Tage, öffneten sie ihren Schildwall und rückten von allen Seiten an. Das war der Augenblick, auf den Harold gewartet hatte. Ein furchtbares Waffenklirren hob an. Hardrada wurde von einem Pfeil in die Kehle getroffen, und Tostig, der das Kommando übernahm, bezog Stellung bei dem Feldzeichen «Landverwüster». Während dieser Kampfpause bot

Harold seinem Bruder den Frieden und allen noch lebenden Norwegern Pardon an, aber «die Norweger riefen wie aus einem Munde, dass sie lieber einer über den anderen fallen als von den Engländern Pardon annehmen würden»¹. Haralds tapfere Housecarls, die selbst von Wikingern abstammten, nahmen die Herausforderung an, und mit einem Kriegsruf begann der Kampf von Neuem. In diesem Augenblick eilte eine Streitmacht, die an Bord der Schiffe verblieben war, den Eindringlingen zu Hilfe. Im Gegensatz zu ihren Kameraden waren diese gepanzert; da sie aber von ihrem eiligen Anrücken atemlos und erschöpft waren, warfen sie ihre Kettenhemden ab; sie teilten das Los ihrer bedrängten Freunde und wurden beinahe alle getötet. Der siegreiche Harold begrub Hardrada in den sieben Fuss englischer Erde, die er ihm zornig versprochen hatte, verschonte aber seinen Sohn Olaf und liess ihn mit seinen überlebenden Anhängern in Frieden abziehen. Tostig musste seine wankelmütige Bosheit mit dem Leben bezahlen. Obwohl die Schlacht von Stamfordbridge durch die von Hastings überschattet wurde, darf sie mit Recht als eine der entscheidenden Schlachten der englischen Geschichte gelten. Nie mehr konnte eine skandinavische Armee die Macht eines englischen Königs oder die Einigkeit seines Reiches ernsthaft bedrohen.

Im Augenblick des Sieges erreichte den König aus dem Süden die Nachricht, dass «Wilhelm der Bastard» in Pevensey gelandet sei.

Wilhelm des Eroberers Invasion Englands war wie ein geschäftliches Unternehmen geplant. Die Mittel der Normandie standen augenscheinlich in keinem Verhältnis zu der Aufgabe. Aber des Herzogs Name hatte in der ganzen feudalen Welt einen guten Klang, und der Gedanke an eine Eroberung und Teilung Englands sprach bei der adeligen Kriegerschaft vieler Länder für sich selbst. Die Barone der Normandie verweigerten auf der Ratsversammlung von Lillebonne offiziell die Unterstützung des Unternehmens. Es war das Vorhaben des Herzogs, nicht das der Normandie. Aber die meisten von ihnen beeilten sich, ihren Anteil an Rittern und Schiffen zu zeichnen. Die Bretagne entsandte ein grosses Kontingent. Es sei daran erinnert, dass einige der besten Stämme des römischen Britannien hier Zuflucht gefunden und ein starkes Geschlecht her-

¹ Aus der *Heimskringla Saga* des Snorre Sturlason.

vorgebracht hatten, welches das Andenken an das klassische Zeitalter hochhielt und sich der britischen Rasse verbunden fühlte. Aber ganz Frankreich nahm starken Anteil an dem Vorhaben. Aus Flandern und selbst von jenseits der Alpen strömten Söldner herbei; normannische Adelige und Ritter aus Süditalien und Spanien folgten dem Aufruf. Die Aktien des Unternehmens bestanden aus Rittern oder Schiffen, und es war klar festgelegt worden, dass die Gebiete der abgeschlachteten Engländer im Verhältnis zu den Beiträgen verteilt werden sollten und natürlich auch als Bonus für gute Leistungen auf dem Schlachtfeld. Während des Sommers 1066 versammelte sich diese umfangreiche Gesellschaft wagemutiger, landhungriger und kriegslüsterner Freibeuter vergnügt und munter bei St. Valery an der Sommemündung. Seit dem Frühjahr waren in allen französischen Häfen Schiffe gebaut worden, und zu Beginn des August standen beinahe 700 Fahrzeuge und etwa 7'000 Mann, deren Mehrzahl Persönlichkeiten von Rang und Würde waren, bereit, dem berühmten Herzog zu folgen und sich in die Reichtümer und Ländereien Englands zu teilen.

Aber die Winde waren ihnen abhold. Sechs ganze Wochen gab es keinen einzigen Tag mit Südwind. Die zusammengewürfelte Armee, die weder feudales Gemeinschaftsgefühl, noch Patriotismus, noch ein moralisches Ziel verband, begann zu hadern und zu murren. Nur Wilhelms Ansehen als geschäftsführender Direktor und der zu erwartende üppige Raub hielt sie zusammen. Schliesslich mussten wegen des Wetters ernsthafte Massnahmen ergriffen werden. Die Gebeine des hl. Edmund wurden aus der Kirche von St. Valery geholt und mit militärischem und kirchlichem Gepränge am Strand entlanggetragen. Dies erwies sich als wirkungsvoll; denn schon am nächsten Tage sprang der Wind um, zwar nicht auf Süd, aber doch auf Südwest. Wilhelm genügte das, und er gab das Zeichen zum Aufbruch. Die gesamte Flotte stach mit all ihren Vorräten, Waffen, Rüstungen und zahllosen Pferden in See. Es waren besondere Vereinbarungen getroffen worden, damit die Flotte zusammenblieb, und zum Treffpunkt hatte man die Sommemündung bestimmt. An der Mastspitze des herzoglichen Schiffes brannte nachts eine besonders hell strahlende Laterne. Am nächsten Morgen steuerten alle die englische Küste an. Der Herzog, der ein schnelleres Fahrzeug hatte, befand sich bald in der Mitte des Kanals. Er warf Anker und frühstückte mit seiner Begleitung, «als befände er sich in seiner eigenen Halle». Es mangelte nicht an Wein, und nach der Mahlzeit erging sich

der Herzog in enthusiastischen Reden über sein grosses Unternehmen und die Beute und den Gewinn, den es allen Beteiligten bringen würde.

Am 28. September kam die Flotte in Sicht, und alle gingen sicher in der Bucht von Pevensey vor Anker. Die Landung traf auf keinerlei Widerstand. Das örtliche «fyrd» war in diesem Jahr bereits viermal zur Küstenwache einberufen worden und war dann, getreu der englischen Manier, zu dem Schluss gekommen, die Gefahr müsse vorüber sein, da sie sich bis jetzt noch nicht gezeigt hatte, und so waren alle wieder nach Hause gegangen. Es geht die Rede, Wilhelm sei nach der Landung beim Verlassen des Schiffes flach aufs Gesicht gefallen. «Seht», sagte er und legte das Omen günstig aus, «ich habe England mit meinen beiden Händen in Besitz genommen.» Er organisierte sein Heer, räuberte in Sussex Vorräte und baute einige Verteidigungsstellungen zum Schutze seiner Flotte und seines Stützpunktes aus.

Inzwischen trabten Harold und seine Housecarls, von dem Gemetzel bei Stamfordbridge niedergeschlagen und traurig, auf ihren Ponies Watling Street entlang in Tag- und Nachtmärschen auf London zu. Sie bewältigten die 200 Meilen in sieben Tagen. In London versammelte der König alle Streitkräfte, deren er habhaft werden konnte, und die meisten der Grossen von Wessex und Kent eilten unter seine Fahnen und brachten ihre Lehnsleute und die örtliche Miliz mit. Harold blieb nur fünf Tage in London, um dann auf Pevensey loszumarschieren, und am Abend des 13. Oktober bezog er Stellung auf dem Abhang eines Hügels, der den direkten Anmarsch auf die Hauptstadt versperrte.

Die Militärexperten von damals wie heute haben Kritik geübt, dass er alles auf eine sofortige Schlacht gesetzt hat. Die Loyalität der nördlichen Grafen Edwin und Morcar war zweifelhaft. Zwar eilten sie mit einer bedeutenden Verstärkung südwärts, aber welcher Seite sie sich anschliessen würden, war unsicher. Im Lauf der Ereignisse «zogen sie sich aus dem Konflikt zurück». Es wurde gelegentlich geäussert, Harold hätte sich der Taktik bedienen sollen, die elfhundert Jahre früher Cassivellaunus Cäsar gegenüber angewandt hatte. Aber diese Kritiker übersehen die Tatsache, dass die römische Armee nur aus Infanterie bestand und die der Briten nur aus Wagenlenkern und Reitern. Herzog Wilhelms Armee hingegen war ausschliesslich eine berittene Streitmacht, die von Bogenschützen unterstützt wurde, während Harold nur über Fussvolk ver-

fügte, das die Pferde lediglich zum Transport benutzte. Es ist ein Unterschied, ob berittene Streitkräfte umherreiten und eine Fussarmee vor sich hertreiben oder ob Banden von Fussvolk diese Taktik gegen eine Kavallerie anwenden. König Harold setzte grosses Vertrauen in seine berühmten Streitaxtkämpfer, und als er am Morgen des 14. Oktober seinen Schildwall formierte, tat er es in voller Zuversicht. Über die Stärke aller Kampftruppen bestehen grosse Meinungsverschiedenheiten. Einige moderne Autoritäten schätzen die Zahl der Kämpfenden in dieser Schlacht auf fünf- bis sechstausend normannische Ritter und Bewaffnete nebst einigen tausend Bogenschützen gegenüber acht- bis zehntausend Streitaxt- und Speerkämpfern. Es können aber auf beiden Seiten auch weniger gewesen sein. Wie dem auch war, beim ersten Frühlicht brach Wilhelm aus seinem Lager in Pevensey auf, zum Äussersten entschlossen. Und acht Meilen entfernt erwartete Harold ihn in voller Schlachtordnung.

Als die Schlacht begann, sprengte Ivo Taillefer, der Minnesänger, der das Recht des ersten Angriffs für sich beansprucht hatte, auf seinem Pferd den Hügel hinan, warf seine Lanze und sein Schwert in die Luft und fing beide vor den staunenden Blicken der Engländer wieder auf. Dann galoppierte er mitten in die englischen Reihen und fand den Tod. Die Kavallerieattacken von Wilhelms geharnischten Rittern, die in ihrer Bewegungsfreiheit behindert waren, prallten an den dichten, geschlossenen Reihen der Engländer ab. Weder der Pfeilhagel noch die Angriffe der Reiter konnten etwas gegen sie ausrichten. Wilhelms linker Kavallerieflügel geriet in Unordnung und zog sich eilig hügelabwärts zurück. Begierig, den Feind zu verfolgen, lösten sich daraufhin die Reihen der Truppen auf Harolds rechtem Flügel auf, die in der Hauptsache aus dem «fyrd» bestanden. Wilhelm, der im Mittelabschnitt stand, schickte ihnen seine disziplinierten Schwadronen entgegen, die sie kurz und klein schlugen. Dann formierten die Normannen sich von Neuem und begannen abermals die Masse des englischen Heeres anzugreifen. In den Pausen nahmen sie sie unter heftigen Bogenbeschuss. Man hat oft gesagt, dieser Teil des Dramas gleiche jenem Nachmittag von Waterloo, als Neys Kavallerie sich an den britischen Karrees aufrieb und in den Gefechtsphasen von der Artillerie zerfetzt wurde. In beiden Fällen hielt die gepeinigte Infanterie ungebrochen stand. Noch nie waren den normannischen Rittern Fusssoldaten von solcher Halsstarrigkeit begegnet. Es

war ihnen vollkommen unmöglich, die Schildwälle zu durchbrechen, und sie erlitten schwerwiegende Verluste durch die geübten Schläge der Streitaxtkämpfer oder die Wurfspeere und Keulen, die aus den hinteren Reihen geschleudert wurden. Doch der Pfeilregen forderte grausamen Tribut. Die Engländer waren so eingekeilt, dass die Verwundeten nicht aus der Schlacht getragen werden konnten und es für die Toten kaum genug Platz gab, um zu Boden zu sinken.

Der Herbstnachmittag ging zur Neige, ohne dass eine endgültige Entscheidung gefallen war. Da wandte Wilhelm die uralte List des fingierten Rückzugs an. Er hatte gesehen, wie bereitwillig Harolds rechter Flügel seine Stellung verlassen hatte, um die Normannen zu verfolgen. Nun organisierte er einen Scheinrückzug mit vorgetäuschter Auflösung, behielt aber eine mächtige Streitkraft unter seinem persönlichen Kommando. Die Housecarls um Harold bewahrten Disziplin und behielten ihre Formation bei. Aber das erlösende Gefühl, das die weniger erfahrenen Streiter nach diesen langen Stunden der Schlacht empfanden, war derart gross, dass sie dem Anblick des fliehenden Feindes nicht widerstehen konnten. Von Siegeszuversicht beflügelt, stürmten sie vor, und als sie halbwegs den Hügel hinab waren, wurden sie von Wilhelms Reitern barbarisch niedergemetzelt. Bei Einbruch der Dunkelheit war nur noch die tapfere Leibwache übriggeblieben, die um den König und seine Standarte kämpfte. Seine Brüder, Gyrth und Leofwine, waren bereits gefallen. Wilhelm befahl nun seinen Bogenschützen, hoch in die Luft zu schiessen, damit die Pfeile hinter den Schildwall fielen. Und einer dieser Pfeile drang Harold ins rechte Auge und verwundete ihn tödlich. Zu Füssen der königlichen Standarte brach er zusammen, nur vom Tod besiegt und ohne seine Ehre verloren zu haben. Nun war der harte Kampf entschieden. Die letzte geschlossene Truppeneinheit wurde zur Auflösung gezwungen, wenn auch keineswegs überwältigt. Sie zog sich in die Wälder zurück, und Wilhelm, der in den vordersten Reihen gekämpft und dreimal sein Pferd verloren hatte, konnte den Sieg für sich beanspruchen. Dennoch traf die Verfolgung auf heftigen Widerstand. Auf den rückwärtigen Abhängen des Hügels von Hastings befindet sich ein tiefer Graben, in den eine grosse Anzahl normannischer Reiter stürzte, wo sie dann von den in den Wäldern lauerten wutentbrannten Engländern niedergemacht wurden.

Des toten Königs nackter Leichnam, nur in ein purpurnes Gewand gehüllt, wurde zwischen den Felsen der Bucht versteckt. Vergebens bot seine Mutter

das Gewicht seines Körpers in Gold an, um ihn in geweihter Erde zu bestatten. Die Antwort des Normannenherzogs lautete, Harold ruhe besser an der sächsischen Küste, für deren Verteidigung er sein Leben hingegeben habe. Später wurde der Leichnam nach der Abtei Waltham überführt, die er gegründet hatte. Obwohl die Engländer wieder einmal einen Eroberer anzuerkennen und sich einer neuen Ordnung zu beugen hatten, muss der Name Harolds auf der Insel, für die er und seine berühmten Housecarls unbeirrbar bis zum letzten Mann gekämpft haben, für alle Zeiten hochgehalten werden.

KAPITEL II

WILHELM DER EROBERER

Die Invasionsarmee hatte ihr Lager auf dem Schlachtfeld auf geschlagen. Herzog Wilhelm wusste, dass seine Arbeit nun erst begann. Seit über einem Jahr hatte er ernsthafte Vorbereitungen getroffen, um England zu erobern und den englischen Thron für sich zu beanspruchen. Nun hatte er, einen Monat nach der Landung, die einzige organisierte Sachsenarmee vernichtet und seinen Rivalen getötet. Aber aus den internen Streitigkeiten, welche die Insel während der vergangenen Jahre gespalten hatten, erwuchsen der Eroberung neue Gefahren. Dieselbe Uneinigkeit, die den Angriff so erfolgreich hatte werden lassen, zögerte die Unterwerfung hinaus. Die sächsischen Lords im Norden und Westen konnten den Krieg als Bandenkrieg unbegrenzt fortsetzen und die Verbindung mit dem Kontinent abschneiden. Bedachtsam näherte man sich London.

Wilhelm war der erste Exponent der in unserem zivilisierten Zeitalter als «Schreckensherrschaft»¹ so sattsam bekannten Doktrin des Massenterrors mittels blutiger und erbarmungsloser Exempel. Nun marschierte er mit einer massierten Streitmacht aus Normannen, Franzosen und Bretonen durch Kent auf die Hauptstadt los, und zunächst zeigte sich kein Eingeborener in seinem Lager, um ihm zu huldigen. Die Einwohner von Romney hatten einen Trupp normanischer Ritter umgebracht. Die Vergeltung brach über sie herein. Diese Nachricht verbreitete sich im ganzen Land, und das Volk strömte herbei «wie Fliegen, die sich auf einer Schwärze niederlassen», um seine Unterwerfung zu bekunden und einem ähnlichen Schicksal zu entgehen. Die Schilderungen dieser Geschehnisse frassen sich tief in die Herzen der Inselbewohner.

Als Wilhelm bis kurz vor London gelangt war, marschierte er in weitem Bogen um die Stadt und legte einen Gürtel furchtbarer Verwüstungen um sie. Von Southwark zog er nach Wallingford und von dort durch die Chilterns nach

¹ Anfang 1939 geschrieben.

Berkhamsted, wo die führenden sächsischen Adeligen und Geistlichen demütig vor sein Zelt traten, um ihm die Krone anzubieten. Am Weihnachtstag krönte ihn Aldred, der Erzbischof von York, in Westminster zum König von England. Er festigte sehr rasch seine Machtposition in ganz England südlich des Humber. Zwei Jahre nach der Eroberung kam Herzogin Matilda, die während Wilhelms Abwesenheit die Normandie regierte, über den Kanal zu ihrer Krönung in Westminster am Pfingstsonntag 1068. Später im Jahr wurde Heinrich, das Symbol und der Träger der dynastischen Stabilität, auf Englands Boden geboren.

Der Norden unter seinen sächsischen Herren Edwin und Morcar trotzte noch immer der Unterwerfung. Der König sammelte ein Heer und zog gegen sie zu Felde. Die Spuren, die Wilhelm im Norden hinterliess, zeigten sich noch generationenlang in dieser Landschaft. Das ganze Gebiet wurde von Küste zu Küste verwüstet, und die gejagten Menschen flüchteten sich in die waldigen Gegenden von Yorkshire, um an Hunger und Entbehrungen zu sterben oder sich für das tägliche Brot als Sklaven zu verkaufen. Noch Jahre später erzählte man sich Geschichten von der «Wüstenei» und den Leiden der Verhungerten, die am Strassenrand verwesten. Weihnachten 1069 bezog Wilhelm in York Winterquartier, und als die Festlichkeiten vorüber waren, setzte er die Menschenjagd fort. Nur eine Stadt Englands hatte sich dem Willen des Eroberers noch nicht gebeugt: Chester. Im Winter des Jahres 1070 marschierte er an der Spitze seiner Armee durch das tiefverschnittene England. Die Stadt folgte der Aufforderung zur Übergabe und verpflichtete sich, ein Schloss zu errichten.

Nun stand auch England nördlich des Humber unter normannischer Kontrolle. Die bedeutende Grafschaft Richmond wurde errichtet, die Ländereien in Yorkshire, in den östlichen Gebieten und im Norden besass. Das Bistum Durham wurde reorganisiert und erhielt ausgedehnte örtliche Regierungsgewalt. Nun hatte sich erwiesen, dass die Normandie die Kraft und den Willen besass, sich des gesamten sächsischen England zu bemächtigen; dass Wilhelm aber das ganze eroberte Gebiet auch nach aussen hin behauptete, entschied sich erst in seinen letzten Jahren. Die Jahre der englischen Unterwerfung waren eine gefährliche Epoche. Zumindest in den ersten zwanzig Jahren nach der Invasion waren die Normannen nur ein Heer, das in einem feindlichen Land kampierte und die Bevölkerung vermöge von Burgen, die an Schlüsselstellungen errichtet waren, beherrschte.

Der sächsische Widerstand hielt sich zäh. Legenden und Chronisten haben uns den letzten Aufstand von Hereward dem Wachsamem in den weiten Sumpfwäldern um Ely geschildert. Erst fünf Jahre nach Hastings, 1071, konnte Hereward überwunden werden. Im Verlauf dieses Kampfes waren viele der sächsischen Thane gefallen, und nur aus den Reihen dieser Kaste konnten die neuen Führer kommen. Die Errichtung der Burg von Ely symbolisierte das Ende ihrer Welt.

Nun zeigten sich andere Widerstände im Inneren. Im Jahre 1075 brach eine heftige Revolte unzufriedener normannischer Ritter in den Midlands, in Ostanglia und an der Waliser Grenze aus, und einer der überlebenden Sachsenführer, Waltheof, der mit Wilhelm Frieden geschlossen hatte, schlug sich auf ihre Seite. Der König musste aus der Normandie herbeieilen, um die Rebellion niederzuwerfen. Die sächsische Bevölkerung unterstützte den Eroberer in seinem Kampf gegen das Chaos. Das «fyrd» trat an. Die Rache traf Waltheof allein, und seine Hinrichtung auf einem Hügel vor Winchester wird von den sachsenfreundlichen Mönchchronisten jener Zeit in bewegenden Bildern geschildert. Die mittelalterliche Legende glaubt das Schicksal Wilhelms in dessen späteren Jahren auf die Schuld an jener Exekution zurückführen zu können. Diese bezeichnet auch die endgültige Niederwerfung Englands. Normannische Burgen schirmten die Städte, normannische Herren herrschten über das Land, und normannische Kirchen wachten über dem Seelenheil der Menschen. England hatte seinen Herrn gefunden, die Eroberung war abgeschlossen, und nun begann der Wiederaufbau.

Wehe den Besiegten! Nun hatten die Normannen festen Fuss auf englischem Boden gefasst und waren Herren über das Land und seine Reichtümer. Bewaffnete Krieger aus Anjou oder Maine oder der Bretagne oder sogar von jenseits der Alpen und der Pyrenäen bemächtigten sich entsprechend ihrem Rang und ihrer Fähigkeit der Herrensitze und Grafschaften und begannen, sich dort ihre Stellung zu sichern. Überall entstanden Burgen. Es waren zunächst noch nicht die massiven Steinbauten eines späteren Jahrhunderts, sondern einfach befestigte Militärposten, die aus einem Erdwall, Palisaden und einem hölzernen Hauptturm bestanden. Von diesen Festungen schwärmten Berittene aus, um die Umgebung zu knechten und auszubeuten. Und über allen thronte Wilhelm, tatkräftig und erbarmungslos, von seiner Aufgabe begeistert, verlangte pünktli-

chen Dienst von seinen Anhängern und zahlte jedem, der seine Pflicht tat, einen wohlbemessenen Anteil der Beute aus.

In jenen ersten Tagen übernahmen die Normannen nur wenige Bräuche der Inselbewohner. Die einzige Kultur war die französische. Die überlebenden sächsischen Notabein schickten ihre Söhne zur Erziehung in französische Klöster. Die Engländer machten wieder die gleichen Erfahrungen wie die alten Briten; wer immer konnte, lernte Französisch, so wie früher die Zeitgenossen der Boadicea Latein gelernt hatten. Zunächst regierten die Eroberer, die die ungeschlachten Engländer als Tölpel und Grobiane verachteten, nur durch die Macht des geschärften Stahls. Aber schon bald heirateten sie in echt normannischer Weise in die freie Bevölkerung ein und identifizierten sich mit deren englischer Vergangenheit.

Wilhelms Leistungen in England sind umso bemerkenswerter, als er während der ganzen Zeit als Herzog der Normandie in endlose Intrigen und Streitigkeiten mit dem König von Frankreich verwickelt war. Obwohl England einen wertvolleren Besitz darstellte als die Normandie, hegten Wilhelm und seine Söhne an ihren kontinentalen Ländern stets ein weit grösseres Interesse. Die französischen Könige ihrerseits stellten die Schwächung dieser Herzöge der Normandie, die nun so mächtig geworden waren und deren Grenze kaum zwanzig Meilen vor Paris lag, in den Vordergrund ihrer Politik. Daraus entstand ein Streit, der erst beendet wurde, als König Johann im Jahre 1203 die Normandie verlor. Inzwischen vergingen die Jahre. Königin Matilda war eine fähige Regentin in Rouen, aber ihre ungebärdigen Söhne machten ihr das Leben sauer. Robert, der älteste, ein tollkühner und verschwenderischer Kreuzritter, der seines Vaters Liebe zu Kampf und Abenteuer, nicht aber sein rücksichtsloses Genie und seine solide praktische Zielstrebigkeit geerbt hatte, verübelte Wilhelm sein langes Leben und forderte ungeduldig sein normannisches Erbe. Viele Male wurde der Vater über den Kanal gerufen, um rebellische Städte zu züchtigen und Verschwörungen seines Sohnes mit dem französischen Hof zu vereiteln. Robert, den man der Länder seines Vaters verwies, fand Zuflucht in König Philipps Schloss Gerberoi. Wilhelm ging unerbittlich gegen ihn vor. Unter den Mauern von Gerberoi trafen sich zwei Männer mit heruntergelassenem Visier zum Einzelkampf – Vater und Sohn. Robert verwundete seinen Vater an der Hand und warf ihn vom Pferd, ja er hätte ihn getötet, wenn nicht ein Engländer,

Tokig von Wallingford, rechtzeitig dem gestürzten Eroberer wieder aufs Pferd geholfen hätte. Dieses Intermezzo ernüchterte beide, und eine Zeitlang blieben sie versöhnt.

Matilda starb, und mit zunehmendem Alter wurde Wilhelm immer unerbittlicher. Durch die Einfälle der Franzosen bis zur Weissglut gereizt, marschierte er über die Grenze und verwüstete sengend und brennend das Land, bis er vor den Toren von Mantes stand. Seine Normannen überraschten die Stadt, und mitten in den Greueln der Plünderung brach Feuer aus. Als Wilhelm durch die Strassen ritt, stolperte sein Pferd in den rauchenden Trümmern, und er wurde gegen den Sattelknopf geschleudert. Man brachte den Schwerverletzten in die Priorei von St. Gervais in Rouen. Dort, hoch über der Stadt, lag er während des heissen Sommers 1087 und kämpfte gegen seine schwere Verletzung an. Als der Tod nahte, kamen seine Söhne Wilhelm und Heinrich zu ihm. Wilhelm, dessen einzige Tugend seine Sohnestreue gewesen war, wurde zum Nachfolger des Eroberers in England ernannt. Der gottlose Robert sollte nun endlich in der Normandie herrschen. Für den jüngsten, Heinrich, blieben lediglich 5'000 Pfund Silber und die Prophezeiung übrig, er werde eines Tages ein geeintes anglo-normannisches Reich regieren. Dies sollte sich als keine leere Vorahnung erweisen.

Die Untertanen des Eroberers packte die Angst, als bekannt wurde, dass er im Sterben lag. Welche Unruhen würde der Tod eines starken Regenten zur Folge haben? Am Donnerstag, dem 9. September 1087, als die Glocken der Kathedrale von Rouen zur Frühmesse riefen, starb Wilhelm und mit ihm seine Macht. Das nichtswürdige Gefolge schändete den Leichnam und plünderte das Sterbezimmer. Die Geistlichkeit von Rouen überführte ihn in die Kirche von St. Stephan in Caën, die er gegründet hatte. Sogar seine letzte Reise verlief nicht ohne Störung. Auf dem Friedhof rief plötzlich ein Ascelin, der tote Herzog habe seinem Vater dieses Stück Land geraubt, und forderte vor der ganzen Gemeinde eine Entschädigung von den verblüfften Priestern. Für den Preis von sechzig Schilling wurde der Eroberer dann bescheiden ins Grab gesenkt. Doch sein Werk lebte fort.

«Er war ein sehr strenger und heftiger Mann, und niemand wagte sich seinem Willen zu widersetzen. In seinen Verliessen hielt er Grafen gefangen, die gegen sein Gebot gehandelt hatten. Er verstieß Bischöfe von ihren Sitzen und Äbte aus ihren Abteien, liess Thane ins Gefängnis werfen und verschonte auch seinen eigenen Bruder Odo nicht. Dieser war ein mächtiger Bischof in der Nor-

mandie, nächst dem König der erste Mann des Landes und Besitzer einer englischen Grafschaft. Er [der König] warf ihn ins Gefängnis. Die Sicherheit, die er dem Land gab, darf man nicht vergessen – ein ehrlicher Mann konnte mit einem Beutel voll Gold unbeschadet durch sein Königreich reisen, und keiner wagte es, einen anderen tötlich anzugreifen, ganz gleich, welches Unrecht ihm dieser zugefügt hatte. Und wenn irgendein Mann einer Frau Gewalt antat, so wurde er entmannt.

Wilhelm herrschte über England, und dank seiner Klugheit wurde dieses Land derart erforscht, dass es nicht einen Zollbreit Boden gab, dessen Wert und Besitzer nicht bekannt waren und der nicht in seinen Akten verzeichnet stand. Wales war in seiner Hand, er errichtete dort Burgen und hatte die ansässige Bevölkerung völlig unter seiner Kontrolle. Auf die gleiche Weise, nämlich durch seine grosse Stärke, machte er sich auch Schottland untertan. Die Normandie war sein angestammtes Erbe, und er herrschte über ein Land, das Maine hiess. Und hätte er noch zwei Jahre länger gelebt, so hätte er durch seine Weisheit und ohne Waffen auch Irland erobert. Gewiss hatten die Menschen zu seiner Zeit unter viel Unterdrückung und sehr viel Unrecht zu leiden.» [An dieser Stelle fällt der Chronist ins Versmass:]

«Er liess sich Burgen bauen
 Und drückte die Armen sehr.
 Der König war so stark
 Und beraubte seine Untertanen so mancher Mark
 Von Gold und noch mehr Silber,
 Das mit Gewalt und grosser Ungerechtigkeit
 Von seinem Volk geraubt er hat ohne Grund zu solcher Tat.
 Er verfiel dem Geize schier
 Und vor allem auch der Gier.
 Das Wild stellt' er dem Schutz anheim
 Und liess Gesetze ihm angedeihn,
 Auf dass der Mörder von Hirsch und Hind
 Zur Strafe werden sollte blind.
 Die Hirsch und Eber schützte er
 Und liebt das Damwild gar so sehr
 Als wäre er ihr Vater ..?»

¹ *Angelsächsische Chronik, English Historical Documents, 2. Bd.*

Die Normannen führten in England ihr System der Landverteilung ein, das auf der Militärflicht beruhte. Unter dem Druck von oben wurde eine Militärkaste geschaffen. Nicht nur in der Kriegführung, sondern auch in den oberen Gesellschaftsschichten hatte eine Umwälzung stattgefunden. Zunächst zielte Wilhelm darauf ab, eine wirkungsvolle und festgefügte Armee aufzustellen. Die Dienstzeit der Ritter und das Kontingent der Männer, das jeder seiner wichtigeren Untertanen zu stellen hatte, interessierten ihn mehr als die sozialen Verhältnisse, die auf den Besitzungen dieser Menschen herrschten. Die Normannen, eine kleine Minderheit, hatten die sächsische Oberschicht vernichtet und England eine Fremdherrschaft aufgezwungen. Aber die Masse der Einwohner wurde von dieser Umwälzung nur indirekt betroffen, und die feudale Oberschicht war viele Jahre lang ebenso ungefestigt wie imposant. Zwischen den neuen Herren des Landes kam es unentwegt zu Kontroversen hinsichtlich ihrer Gebietsansprüche und der Angleichung ihrer Verwaltung an die Gebräuche und Gesetze des angelsächsischen Englands. Die Bistümer und Abteien erhoben besonders laute Klagen, und wiederholt beriefen königliche Gesandte grosse Versammlungen der Grafschaftsgerichte ein, um diese Streitigkeiten zu schlichten. Im Jahre 1086 fand schliesslich eine umfangreiche Erhebung, die beeidigt wurde, in allen Gebieten der feudalen Vasallen des Königs statt, von welchen er einen wesentlichen Teil seiner Einkünfte erhielt. Die Untersuchung oder Beschreibung, wie man sie nannte, wurde mit einer Genauigkeit und Pünktlichkeit vorgenommen, die in jenem Zeitalter und auch in den folgenden Jahrhunderten einzigartig war. Die Geschichte vieler englischer Dörfer beginnt mit einem Eintrag in das Reichsgrundbuch. Das Resultat dieser berühmten Erfassung zeigt, dass die Grundstruktur Englands und seines ländlichen Lebens durch den Schock der Invasion kaum verändert wurde.

Aber die grosse Reichsgrunderhebung bezeichnet eine Krise. Andere Anwärtler von jenseits des Meeres bedrohten die normannische Besatzung in England. Die Herrscher Skandinaviens trachteten noch immer nach der Insel, die einst der westliche Teil ihres Reiches gewesen war. Sie hatten die Aufstände im Norden im Jahre 1069 unterstützt, und nun, im Jahre 1085, drohten sie mit noch grösserem Nachdruck in die Geschehnisse einzugreifen. Eine Flotte wurde ausgerüstet, und wenn sie auch niemals in See stach, weil ihr Befehlshaber ermor-

det wurde, so ergriff Wilhelm doch Vorsichtsmassnahmen. Es wurde notwendig, dass man alle feudalen Streitigkeiten, die sich aus der Eroberung ergeben hatten, so rasch wie möglich beilegte. Und im Schatten dieser Gefahr entstand das Reichsgrundbuch. 1086 berief Wilhelm nach Salisbury «alle Landeigentümer von Bedeutung in ganz England zusammen, gleichgültig, wessen Mannen sie waren». Der König bedurfte der Treueversicherung all seiner feudalen Lehnsherren von Rang, und diese massgebliche Gruppe band sich durch Schwur und Mannestreue an seine Person.

Die Leistungen der Normannen in England trugen nicht ausschliesslich militärischen Charakter. Obwohl der Ritterdienst den Grundbesitz beherrschte und eine neue Aristokratie hervorbrachte, war noch viel vom sächsischen England erhalten geblieben. Die Normannen waren eher Verwalter und Richter als Gesetzgeber. Die königliche Curia war als höchster Appellationshof und als oberste Aufsichtsbehörde die Regierungszentrale. Hier wurden die Finanz- und Kanzleimethoden des angelsächsischen Königreichs beibehalten und vervollkommen. Das gesamte System der sächsischen örtlichen Verwaltung, das sich auch für die Zukunft als ausserordentlich nützlich erwies – die Grafschaften, die Sheriffs und die Gerichtshöfe – wurde beibehalten und ermöglichte dem König eine weitverzweigte Einflussnahme auf das Land. In der Tat sammelte der Eroberer mit Hilfe dieses Instruments persönlich die Informationen für das Reichsgrundbuch. Nicht nur die Gerichtshöfe, sondern auch die Abgaben und Steuern wie etwa das Dänengeld wurden zugunsten der normannischen Revenuen beibehalten. Die örtliche Miliz, die von den Grafschaften gestellt wurde, überdauerte die Eroberung und erwies sich für Wilhelm und seine Nachfolger als brauchbar. So mischten sich in der künftigen Verwaltung normannische und sächsische Institutionen unmerklich, aber unlösbar.

In gewisser Hinsicht war dies alles eine plötzliche Beschleunigung der Tendenz zum Grossgrundbesitz, ein Prozess, der im angelsächsischen England und jedenfalls in Wessex weit fortgeschritten war. Aber sogar in Wessex herrschte noch immer die Vorstellung, dass die Bindung zwischen Herrn und Untergebenen in erster Linie persönlich sei, so dass ein freier Mann seinen Herrn wechseln und sein Land behalten konnte. Andererseits war der Wesenskern des normannischen Feudalismus die Vorstellung, dass das Land dem Herrn verblieb, was immer auch der Untergebene tat. So erhob sich die Pyramide der Grund-

besitzer Stufe um Stufe bis zum König, und man wusste von jedem Morgen englischen Bodens, wer ihn auf Grund welcher Dienstleistung erhalten hatte. Neben den Diensten, die der Untergebene seinem Kriegsherrn schuldig war, bestand die Verpflichtung, den Hundertschaftsgerichten beizuwohnen, die – abgesehen von einigen Ausnahmen – königliche Gerichtshöfe waren und das alte Gewohnheitsrecht anwandten. In dieser Beibehaltung der Hundertschaften, der Grafschaftsgerichte und der Sheriffs liegt der grosse Unterschied zwischen dem englischen und dem kontinentalen Feudalismus. In England ist der König überall – in Northumberland so gut wie in Middlesex; jedes Verbrechen, wo immer es auch geschieht, bedeutet einen Bruch seines Friedens; wenn er etwas wissen will, befiehlt er seinem Bevollmächtigten, dem Sheriff, ein Geschworenengericht einzuberufen und herauszufinden, was los ist, oder, in späteren Zeiten, einige achtbare Personen zur Berichterstattung nach Westminster zu entsenden. Wenn diese aber nach Westminster kamen, so sagten sie ihm vielleicht, dass er schlecht beraten sei und dass sie keine weiteren Steuern bezahlen wollten, bis er Änderungen vorgenommen habe. Hier sehen wir bereits die Ansätze des Verfassungskonflikts des siebzehnten Jahrhunderts. Zur Zeit der Normannen gab es in England keine bedeutenden Handelsstädte ausser London. Hätte Wilhelm die Graf- und Hundertschaften nicht als lebendige und rührige Einheiten erhalten, so hätte es für die zentrale Regierungsgewalt keine andere Opposition und kein anderes Gegengewicht als die grossen Adelsfamilien gegeben.

In der normannischen Besiedlung lag der Keim zu einer konstitutionellen Opposition, welche die Wirkung, wenn nicht die Absicht hatte, die Regierung zu kontrollieren, aber nicht, sie zu stürzen. Diese potentielle Opposition befand sich in den Grafschaften unter dem Kleinadel und seinen nicht zur Führung des Adelsprädikats berechtigten Nachkommen, unter den Friedensrichtern und den Rittern der Grafschaften. Diese waren natürlich auf Seiten der Krone und für ein geruhames Leben. Daher stellten sie sich Jahrhunderte später auf die Seite der Tudorherrscher und in einem anderen Zeitalter auf die Seite des Parlaments gegen die Krone. Was sich auch sonst veränderte, sie waren immer zur Stelle. Und der Grund dafür liegt darin, dass Wilhelm die alte westsächsische Organisation, die allein sie anwenden konnten, als ausserordentlich brauchbar empfand. Er beabsichtigte nicht, sich so behandeln zu lassen, wie er den König von Frankreich behandelt hatte. Er hatte den Nachteil eines Landes, das in grosse

Provinzen aufgeteilt ist, erkannt und aus dieser Erkenntnis Nutzen gezogen. Die kleinen englischen Provinzen, deren jeder ein Beamter des Königs vorstand, lieferten ihm gerade jene Machtverteilung, deren er für alle gesetzgeberischen und finanziellen Pläne bedurfte, waren gleichzeitig aber unfähig, einzeln zu rebellieren. Die Schlacht von Hastings war das Ende des englischen Adels gewesen. Im ganzen Reichsgrundbuch wird die Meinung derjenigen, die wir später den Landadel nennen, als entscheidend zitiert. Das ist die Klasse von Menschen, die in ihrer Umgebung ein gewisses Ansehen geniessen und Zeit und Musse besitzen, zu den Gerichten und später nach Westminster zu gehen. Aus dieser Zeiterscheinung entstanden die Pymys und Hampdens.

Die Eroberung war die grösste Leistung der Normannen. Sie verknüpfte die Geschichte Englands aufs Neue mit Europa und verhinderte auf immer das Abtreiben in die engeren Kreise eines skandinavischen Reiches. Von nun an verlief die Geschichte Englands zusammen mit jener von Völkern und Ländern südlich des Kanals.

Die Wirkung der Eroberung auf die Kirche war nicht weniger umfassend und belebend. Die Bistümer und Abteien und andere wichtige Posten wurden nun an Normannen vergeben und die insularen Gebräuche von den neuesten Sitten des Auslands abgelöst. Das Zeitalter der Eroberung fiel mit den vielseitigen Reformen der Kirche und der zunehmenden päpstlichen Macht zusammen, die unter Hildebrand, der im Jahr 1073 als Gregor VII. Papst wurde, ihren Aufschwung nahm. Englands neue Herren zogen die Insel mit in den Sog dieser Bewegung. Im ganzen Land entstanden neue Abteien, die Zeugnis von der Frömmigkeit der Eroberer ablegten, wenn auch nur wenige dieser Neugründungen die Bedeutung oder den Reichtum der älteren Gründungen erlangten. Diese Klöster und Bischofssitze waren die Zentren der Religion und der Gelehrsamkeit, bis sie ein Jahrhundert später allmählich von den nun entstehenden Universitäten überflügelt wurden. Aber die neue Geistlichkeit neigte noch weniger als der Adel dazu, während der Eroberung durch die Normannen einschneidende geschichtliche Umwälzungen hervorzubringen. Langsam, aber sicher gingen die Franzosen dazu über, die alten englischen Heiligen und die englischen Heiligtümer zu verehren, und die Formen des religiösen Lebens blieben

dieselben wie zu Dunstans Zeiten. Unter Lanfranc und Anselm, die nacheinander Erzbischöfe von Canterbury waren, wurde die Kirche von zweien der bedeutendsten Männer ihrer Zeit regiert, und durch sie erwuchs ihr unschätzbare Gewinn.

Wilhelm hatte bei seinem Feldzug im Jahr 1066 die volle Unterstützung des Papstes erhalten, und seine Standarten waren vom rechten Glauben gesegnet. Er war als eifriger Kirchenreformer bekannt, und die sächsische Kirche galt als isoliert und widerspenstig. Seit der dänischen Invasion war der Peterspfennig nicht mehr regelmässig bezahlt worden. Stigand, der nur von dem schismatischen Benedikt IX. seinen Segen erhalten hatte, betrachtete sowohl Winchester wie Canterbury als seine Pfründen. Als getreuer Sohn der Kirche wandte sich Wilhelm gegen solchen Missbrauch. Sobald die weltliche Eroberung gesichert war, wandte er sich dem religiösen Bereich zu. Die Schlüsselposition war das Erzbistum Canterbury. Im Jahre 1070 wurde der Sachse Stigand durch Lanfranc ersetzt. Dieser, ein Lombarde von grosser Verwaltungsbegabung, war in den berühmten oberitalienischen Schulen und in der normannischen Abtei von Bec, deren Abt er später wurde, erzogen worden und brachte die englische Kirche bald zu neuem Leben. Organisation und Disziplin wurden durch eine Reihe von Konzilen, wie sie seit den Tagen von Theodorus nicht mehr stattgefunden hatten, verbessert. Ältere Bischofssitze wurden von Dörfern in Städte verlegt – Crediton nach Exeter und Selsey nach Chichester. Neue Ordinariate wurden errichtet, und im Jahre 1087 arbeiteten die Steinmetze an sieben neuen Kathedralen. Gleichzeitig begann sich die monastische Bewegung, die ihren Ursprung in der Abtei von Cluny hatte, in England auszubreiten. Durch die Eroberung wurde die englische Kirche aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt und fand wieder Anschluss an das grosszügigere Leben der christlichen Kirche in Europa und an das Erbe der Gelehrsamkeit.

Der Geist des längstvergangenen Römischen Reiches kehrte, durch die katholische Kirche wiederbelebt, auf unsere Insel zurück, und mit ihm kamen drei Leitideen: Zunächst die eines Europa, in dem für den Nationalismus oder auch nur den Nationalitätsgedanken kein Raum war, sondern in dem eine gemeinsame Auffassung von Moral und Recht die siegreichen Kriegerkasten auf einer übernationalen Ebene vereinte; sodann der monarchische Gedanke in dem

Sinn, dass Könige die Verkörperung der Klassenhierarchie, über welche sie herrschten, und gleichzeitig die Schiedsrichter für deren häufig sich widersprechende Interessen waren. Und schliesslich erhob sich triumphierend die katholische Kirche, die auf seltsame Weise den römischen Imperialismus und die christliche Ethik in sich vereinte, vom sozialen und militärischen System des Zeitalters durchdrungen, eifersüchtig die eigenen Interessen und die eigene Macht hütend, aber immer noch alles, was von Gelehrsamkeit und Kunst übriggeblieben war, bewahrend.

KAPITEL III

WACHSTUM UNTER UNRUHEN

In den ersten Jahrzehnten nach der normannischen Eroberung besiedelte die siegreiche Armee und Kaste die unterworfenen Länder und zwang dem sächsischen England, in dem die Bindung zwischen einem Mann und seinem Herrn vorwiegend persönlich war, das feudale System auf, in dem eine solche Bindung in erster Linie auf dem Landbesitz beruhte. Unter Wilhelm dem Eroberer hatte sich dieser Prozess unsanft und gründlich vollzogen. Unter seinem Sohn Wilhelm, genannt Rufus der Rote, war er nicht weniger unsanft und überdies willkürlich. Ausserdem ging die Thronbesteigung des zweiten überlebenden Sohnes des Eroberers nicht ohne Streitigkeiten vonstatten. Die Entscheidung Wilhelms I., seine englischen Besitzungen von seinen normannischen zu trennen, zeitigte neue Schwierigkeiten. Die grossen Barone hatten auf beiden Seiten des Kanals Landbesitz. Daher schuldeten sie nun zwei Souveränen feudale Lehnstreue, und es ist nicht verwunderlich, dass sie den einen gegen den anderen auszuspielen versuchten. Sowohl Herzog Robert wie Wilhelm II. waren mit dieser Teilung nicht zufrieden, und ihre brüderlichen Bande hinderten sie nicht, versteckte Wünsche zu hegen. Während der dreizehnjährigen Regierung Wilhelms wurden die anglo-normannischen Reiche von Bruderzwist und verschiedenen Revolten der Barone heimgesucht. Die sächsischen Einwohner Englands fürchteten einen Rückfall in das Chaos der Zeit vor der Eroberung und hielten zum König gegen alle Rebellen. Das «fyrd» gehorchte jedem seiner Rufe und stand ihm, wie schon seinem Vater im Jahre 1075, im Kampf zur Seite. Dadurch gelang es ihm schliesslich, Cumberland und Westmoreland seinem Königreich einzuverleiben. Der nichtswürdige Robert, der dem Eroberer so viel Kummer bereitet hatte, schloss sich in einem Anfall von Ritterlichkeit dem ersten Kreuzzug an und verpfändete Rufus die Normandie gegen 10'000 Mark.

Der Kreuzzugsgedanke hatte längere Zeit die Gemüter aller Menschen des westlichen Europa aufgerüttelt. Die christlichen Königreiche von Spanien hatten mit ihren Heiligen Kriegen gegen die Araber den Anfang gemacht. Nun tauchte gegen Ende des 11. Jahrhunderts 1'500 Meilen weiter östlich ein neuer Feind des Christentums auf. Die Seljuktürken bedrängten heftig das byzantinische Reich in Kleinasien und verfolgten die frommen Pilger aus Europa in Syrien und im Heiligen Land. Der byzantinische Kaiser bat das Abendland um Hilfe, und 1095 rief Papst Urban II., der seit Langem von der Wiedergewinnung Jerusalems für das Christentum geträumt hatte, das europäische Rittertum auf, das Kreuz zu nehmen. Das Echo war spontan und überwältigend und führte zunächst zu unheilvollen Folgen. Ein fahrender Mönch, Peter der Einsiedler, rief zu den Waffen. Seine Predigten waren so eindrucksvoll, dass im Jahre 1096 ein begeistertes, aber undiszipliniertes Heer von 20'000 Männern, meist Bauern ohne Kriegserfahrung, von Köln aus unter seiner Führung nach dem Osten aufbrach. Nur wenige erreichten das Heilige Land. Die Mehrzahl ging, nachdem sie durch Ungarn und die Balkanländer marschiert waren, im Pfeilregen der Türken in den Bergen Kleinasiens zugrunde.

Der sogenannte «Volkskreuzzug» brach damit zusammen. Aber nun hatten sich die grossen Herren Europas für die heilige Sache zusammengeschart. Vier Armeen, jede etwa 10'000 Mann stark und geführt von einigen der Edelsten der Epoche, darunter Gottfried von Bouillon, trafen sich, von Frankreich, Deutschland, Italien und den Niederlanden kommend, in Konstantinopel. Der byzantinische Kaiser befand sich in höchster Verlegenheit. Er hatte auf willige Söldner aus dem Westen gehofft, die seine eigenen Truppen verstärken sollten. Stattdessen sah er seine Hauptstadt von den Zeltlagern vier mächtiger und ehrgeiziger Heerhaufen umgeben.

Der Vormarsch der Kreuzfahrer durch seine Gebiete in die von den Türken besetzten Länder wurde durch Intrigen und ernsthafte Streitigkeiten beeinträchtigt. Es gab aber auch harte Kämpfe. Durch Kleinasien bahnte man sich den Weg mit dem Schwert, und Antiochia, einst ein gewichtiges Bollwerk des christlichen Glaubens, wurde belagert und 1098 erobert. Die Kreuzfahrer erhielten Auftrieb und Hilfe durch eine mit Engländern bemannte Flotte, die an der syrischen Küste landete und die ein englischer Prinz, Edgar der Edeling, ein Grossneffe Eduards des Bekenners, befahl. Durch eine seltsame Laune

des Schicksals reichten sich so der entrechtete Erbe des sächsischen Königshauses und Robert von der Normandie, der entrechtete Erbe Wilhelms des Eroberers, die Hände.

Die Zwietracht unter den türkischen Fürsten und die Eifersucht zwischen den Türken und den Sultanen von Ägypten nutzend, drängten die Kreuzfahrer vorwärts. Am 7. Juni 1099 erreichten sie ihr heissersehntes Ziel und schlugen oberhalb Jerusalems, das damals in ägyptischer Hand war, ihr Lager auf. Am 14. Juli erlag die Stadt ihrem Ansturm. Gottfried von Bouillon, der sich weigerte, in der Heiligen Stadt Christi eine Krone zu tragen, wurde mit dem Titel eines «Verteidigers des Heiligen Grabes» zum Herrscher ausgerufen. Der Sieg wurde in der Schlacht von Askalon durch die Niederlage eines Entsatzheeres aus Ägypten gesichert. Daraufhin zogen viele der prominentesten Kreuzfahrer wieder in die Heimat zurück; aber beinahe ein ganzes Jahrhundert lang herrschte ein gemischter internationaler Verband von Rittern, die gemeinhin Franken genannt wurden, über eine Reihe christlicher Fürstentümer in Palästina und an der syrischen Küste. Die westliche Christenheit, die so lange das Opfer von Invasoren gewesen war, hatte endlich zurückgeschlagen und ihren ersten grossen Stützpunkt in der östlichen Welt errungen.

Rufus' Erpressungen und raue Methoden hatten die Barone seines Reiches aufgebracht. Als er sich im August 1100 im New Forest auf der Jagd befand, erhielt er unter mysteriösen Umständen einen Pfeilschuss durch den Kopf. Er hinterliess die Erinnerung an schamlose Ausbeutungen und an eine schändliche Lebensweise, aber auch ein gefügiges Reich für seinen Nachfolger. Der wesentlichste Fortschritt, der während seiner Regierungszeit gemacht wurde, war finanzieller Art; aber auch die neue feudale Monarchie war nun gefestigter und ihr Einfluss erstreckte sich über ein grösseres Gebiet als bei Rufus' Thronbesteigung. Die normannischen Herren, die der Eroberer an der waliser Grenze angesiedelt hatte, hatten sich im südlichen Wales endgültig festgesetzt. Die nördlichen Grafschaften standen endlich unter normannischer Kontrolle, und gegen die Schotten war eine militärische Grenze errichtet worden. Wenn der raue Rufus mit seiner feudalen Verwandtschaft auch keineswegs glimpflich verfahren war, so hatte er doch die Rechte eines feudalen Königs nachdrücklich gestärkt.

Prinz Heinrich, der jüngste der königlichen Brüder, hatte an der fatalen Jagd-

partie im New Forest teilgenommen. Es gibt keine Beweise dafür, dass er beim Tod seines Bruders die Hände im Spiel hatte, aber gewiss ist, dass er keine Zeit mit Trauern verschwendete. Er begab sich unverzüglich zum königlichen Schatzamt in Winchester und brachte es nach einer heftigen Auseinandersetzung mit den Verwaltern in seinen Besitz. Ganz offensichtlich verkörperte er die Einstellung der herrschenden Klasse, und er hatte seine eigene Taktik. Für einen Laien war seine Gelehrsamkeit so gross, dass er den Titel *Beauclerc* verdiente, der ihm nach dem Brauch der damaligen Zeit auch zugestanden wurde. Er schuf bei seiner Thronbesteigung den von seinem Nachfolger übernommenen Präzedenzfall, einen königlichen Gnadenbrief zu proklamieren. Durch diesen versuchte er jene mächtigen Kräfte in Kirche und Staat zu versöhnen, die durch die Raubgier und Taktlosigkeit seines Vorgängers verletzt worden waren. Er versicherte, dass die Rechte der Barone und der Kirche respektiert werden sollten. Gleichzeitig versprach er dem unterworfenen Volk Gerechtigkeit und die Gesetze Eduards des Bekenners; denn er hatte den Wert der sächsischen Loyalität während der Regierungszeit seines Vaters und seines Bruders erkannt. Er wusste, dass die Reibungen, die durch die Trennung der Normandie von England entstanden waren, keineswegs beigelegt waren. Herzog Robert befand sich bereits auf der Heimreise von seinem Kreuzzug, um seine Hypothek abzulösen. Die Barone auf beiden Seiten des Kanals würden aus dem Bruderzwist Profit schlagen, indem sie um ihre eigenen Interessen feilschten. Heinrichs Wunsch, sich wenigstens teilweise auf die sächsische Bevölkerung Englands zu stützen, führte ihn, zum grössten Misstrauen der normannischen Barone, zu einer Heirat mit Matilda, der Nichte des letzten noch lebenden sächsischen Thronanwärters und einem Abkömmling der alten englischen Herrscherdynastie. Die durch den Gnadenbrief besänftigten Barone stimmten diesem entscheidenden Schritt zu. Der unaufhörliche, gewaltige Prozess der Interallianzen erhielt die höchste Sanktion.

Nun war Heinrich bereit, Robert entgegenzutreten, wann immer dieser auch zurückkehren würde. Im September 1100 fand dieses Ereignis statt. Sofort erneuerte sich der sattsam bekannte Feudalstreit in England, und während der folgenden sechs Jahre musste der König darum kämpfen, seinen Titel nach seines Vaters Willen zu behaupten. Das bedeutende Haus Montgomery setzte sich

an die Spitze der Opposition in England. Nach hartnäckigen Belagerungen fielen die Festungen dieser Familie, eine nach der anderen, und schliesslich zerschlug Heinrich ihre Macht und annektierte ihre Besitzungen für die Krone. Aber die Wurzel alles Übels lag in der Normandie; und als Heinrich seine Stellung gefestigt hatte, überquerte er 1105 den Kanal. Im September 1106 wurde bei Tenchebrai die seit Hastings bedeutendste Schlacht ausgetragen. König Heinrichs Sieg war überwältigend. Herzog Robert wurde auf Lebzeiten in England gefangengesetzt. Die Normandie erkannte Heinrichs Autorität an, und die Kontrolle über die anglo-normannische Politik ging von Rouen auf London über. Die Sachsen, die mit ganzem Herzen für Heinrich gekämpft hatten, betrachteten diese Schlacht als ihre militärische Revanche für Hastings. Durch diese neue Waffenbrüderschaft mit der Krone sowohl wie durch die königliche Heirat mit Matilda fühlten sie sich wenigstens von einigen der Schmerzen des Unterworfenenseins geheilt. Die Schande war getilgt; die Busse war erträglich. Durch diese beiden weitreichenden Ereignisse wurde eine ziemlich umfassende Einigkeit auf der Insel hergestellt.

Nun war die Thronfolge unanfechtbar. Die Autorität des Königs von England war auf beiden Seiten des Kanals gefestigt. Die sächsische Bevölkerung hatte ihre Loyalität bewiesen, und die mächtigen Barone waren eingeschüchert worden. Da die Gefahren von aussen ebenfalls gebannt waren, konnte sich Heinrich nun der inneren Verwaltung widmen und die Macht der Krone im ganzen Land stärken. Er trachtete danach, das anglo-normannische Königtum mit neuen und mächtigen Attributen auszustatten. Im mittelalterlichen Europa gab es noch eine Tradition, die den König über den feudalen Oberherrn stellte. Der König war nicht nur die Spitze der feudalen Pyramide, sondern der gesalbte Statthalter Gottes auf Erden. Der Zusammenbruch des Römischen Reichs hatte jene römische Auffassung vom Herrschertum nicht völlig zerstört. Heinrich machte sich nun daran, diese Idee des Königtums dem anglo-normannischen Staate aufzuprägen; und indem er das tat, konnte er nicht umhin, bewusst oder unbewusst die englische Auffassung vom König als dem Bewahrer des Friedens und dem Vormund des Volkes wieder aufleben zu lassen.

Das Zentrum der Regierung, die Curia Regis, war eine unklar definierte Körperschaft. Sie bestand aus jenen Lehnsherrn, deren feudale Pflicht es war, auf

Aufforderung hin der Versammlung beizuwohnen, und aus jenen persönlichen Bediensteten des Monarchen, die sowohl in der Verwaltung wie auch im Hofdienst Verwendung fanden. Heinrich erkannte, dass königliche Diener aus dem niederen Adel als Bremse gegen die Aufsässigkeit der grossen Standesherrn wirken konnten, wenn man aus ihnen eine dauerhafte Kernzelle bildete. Hier zeigen sich die ersten zögernden, bescheidenen, aber überzeugenden Anfänge einer staatlichen Zivilverwaltung, die innerhalb ihrer Grenzen wirkungsvoller und nachhaltiger war als alles, was man bisher gekannt hatte. Diese Beamten entwickelten bald ihre eigenen festbegründeten Interessen. Familien wie die Clintons und die Bassetts, die der König, wie es der Chronist ausdrückt, «aus dem Staub zu seinen Diensten erhoben hatte», setzten sich in den Hofämtern fest und schufen das, was man den Beamtenstand nennt.

Die Macht jeder Regierung beruht im letzten auf ihren Finanzen. Daher zeigte sich jene neuartige Einrichtung zuerst bei der Aufgabe des Einziehens und Verwaltens der Revenuen. In der feudalen Gesellschaft gab es keinen Unterschied zwischen den privaten und öffentlichen Einkünften der Krone. In der Feudaltheorie war der König nur der grösste Landeigentümer im Staat. Die Sheriffs der Grafschaften zogen nicht nur die Steuern und Abgaben für die Krone ein, sondern auch die Einkünfte aus den königlichen Besitzungen; und wenn sie alljährlich im königlichen Schatzamt vorsprachen, waren sie für die genaue Zahlung der Gelder verantwortlich, die jede ihrer Grafschaften zu entrichten hatte. Heinrichs Beamte schufen ein besonderes Organ, das sich mit den Sheriffs und deren geschäftlichen Transaktionen zu befassen hatte. Dies war das Schatzamt, das, aus den Haushaltsitzungen der Curia hervorgehend, allmählich ein Eigenleben annahm. Seine Aufgaben umfassten unter anderem die Aufbewahrung von Aufzeichnungen, darunter die wichtigen Dokumente, die Röhrenrollen genannt wurden, da sie in Rollen aufbewahrt wurden, die die Form einer Röhre hatten. Dadurch gewann der König eine sichere Kontrolle über die Finanzen seines Reichs, und die früheste Sonderabteilung der königlichen Verwaltung war geboren. Ihr Nachkomme lebt noch heute.

Heinrich achtete darauf, dass die Sheriffs der Grafschaften unter eine immer strengere Kontrolle kamen, und während seiner Regierungszeit wurden mehrere Kommissionen ernannt, die ihr Personal prüften. In unruhigen Zeiten droh-

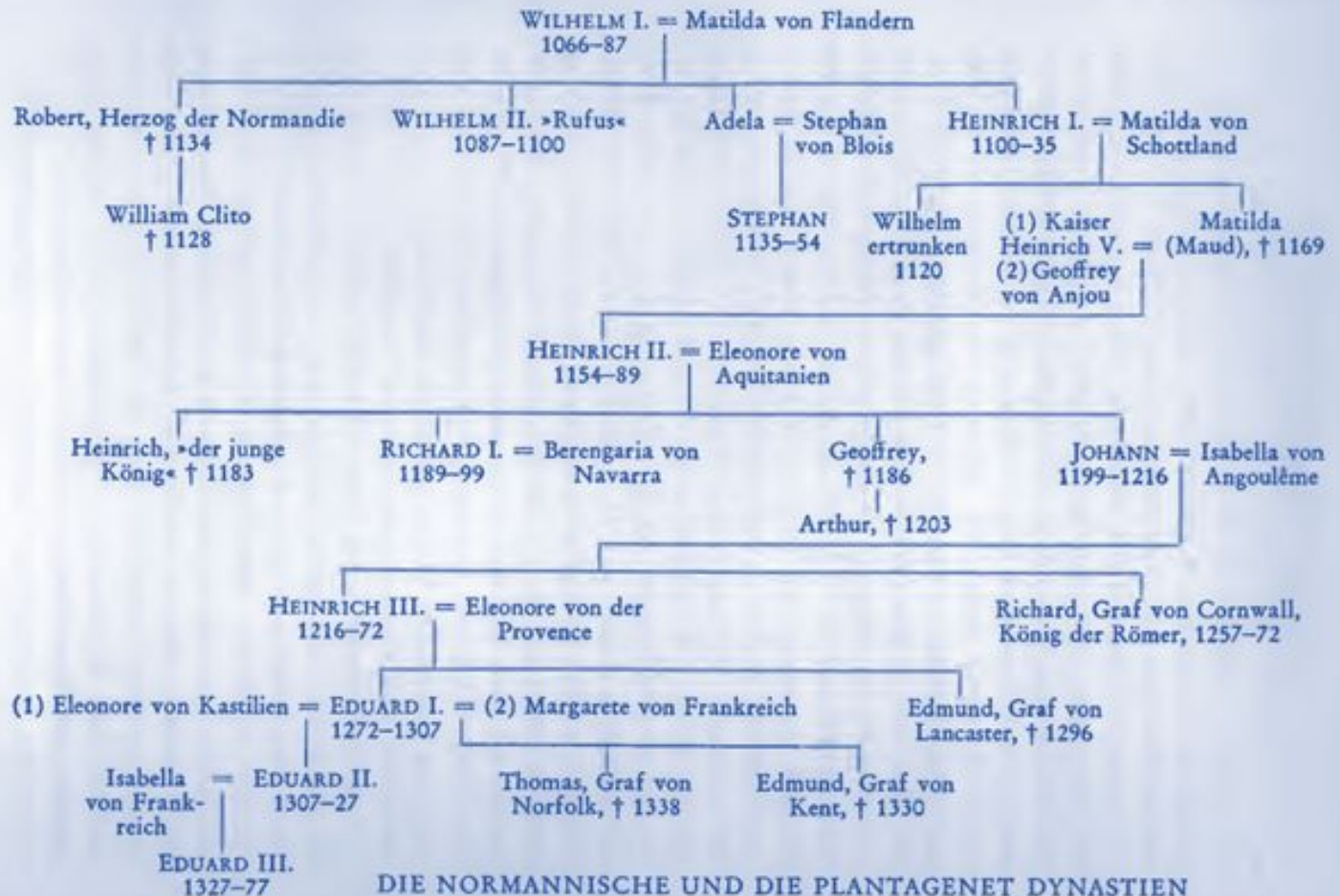
te das Amt des Sheriffs in die Hände mächtiger Barone zu fallen und erblich zu werden. Der König sorgte dafür, dass, soweit irgend möglich, seine eigenen Leute diese Schlüsselpositionen einnahmen. Eine der ergiebigsten Einkommensquellen waren die Strafen, welche die Gerichte über Delinquenten verhängten. Die Barone erkannten das ebenso rasch wie der König, und ihre Gutsgerichte verschafften ihnen beträchtliche Einkünfte, die sofort in bewaffnete Lehnmänner umgesetzt werden konnten. Innerhalb ihrer Herrschaften übten sie eine Rechtsprechung über fast alle Laien aus. Aber in den Grafschaftsgerichten und den Hundertschaftsgerichten hatte die Krone das alte sächsische Gerichtswesen zu ihrer Verfügung. Diese altehrwürdigen Einrichtungen konnten sehr gut gegen die Feudalgerichte der Barone ausgespielt werden. Deshalb revidierte und ordnete Heinrich die Grafschaftsgerichte und tat alles, um jedermann begreiflich zu machen, dass es im ganzen Land ein königliches Recht gab. Beamte des Königs – später sollten sie Richter werden – wandten dieses Recht auf ihren gelegentlichen Rundreisen an. Bei dieser Aufgabe hatten sie nicht nur häufige Zusammenstöße mit einfachen Klägern und Missetätern, sondern auch mit stolzen militärischen Grossgrundbesitzern.

Der König und die Barone wetteiferten darin, möglichst viel aus den Gesetzen zu profitieren. Durch seine Kontrolle über die Sheriffs schmiedete er die Monarchie und das alte sächsische System des örtlichen Gerichtswesens zusammen. Als der Eroberer durch die Reichsgrundbuche Fassungen das kontinentale System, Informationen durch Männer, die auf die Wahrheit vereidigt waren, zu erhalten, mit der englischen Organisation der Grafschafts- und Hundertschaftsgerichte vereinigte, hatte er diesen Weg gewiesen. Sein Sohn führte die Entwicklung aus anderen Gründen weiter und verstärkte sie, indem er fortwährend Beamte seines Hofes durch das Königreich schickte und die Grafschaftsgerichte einberief, um die Ansprüche auf die königlichen Revenuen zu untersuchen und Fälle, an denen die Krone interessiert war, zu klären. Diese örtlichen Untersuchungen durch königliche Beamte sollten in der Regierungszeit Heinrichs II. weitreichende Folgen tragen. Die Chronisten äussern sich wohlwollend über Heinrich I. «Er war ein guter Mann», erklärten sie, «und hochgeachtet. Zu seiner Zeit wagte kein Mensch, einem anderen ein Leid zuzufügen.» Sie verliehen ihm den Titel «Löwe der Gerechtigkeit», den ihm niemand streitig machte.

Wir müssen seine Regierung als eine Epoche betrachten, in der die zentrale

Regierung durch geschickte und genaue Buchführung und Verwaltung die Struktur und die Einkommensquellen des Staates in einer präziseren Form bestimmte. Dieses Vorgehen verärgerte die Feudalherren, von denen die örtliche Verwaltung des Landes abhing. Deshalb verstärkte sich im Lauf der Jahre die Spannung zwischen der königlichen Autorität und den Feudalherren. Die Hand des Königs, so schwer sie auch auf allen lastete, beschirmte in immer stärkerem Mass das Volk vor der Ungerechtigkeit und den Launen der örtlichen Herrscher. Es gibt Beispiele von bewundernswerter Adels Verwaltung; denn die Normannen besaßen Eigenschaften, die sie von den Invasoren früherer Zeitalter mit ihren Plünderungen und Begierden unterschieden. Dennoch war ein Land, das vom feudalen Adel niedergehalten und ausgebeutet wurde, das ständige Opfer örtlicher Unterdrückung. Wir sehen deshalb die Anfänge einer Anhänglichkeit des Volkes an den König oder die Zentralregierung, welche der Krone eine neue Kraftquelle erschliesst. Manchmal strömend, manchmal versickernd, war sie immer, besonders nach Zeiten der Schwäche und der Unruhen, einem starken und gerechten Herrscher von Nutzen.

Der anglo-normannische Staat war nun mächtig geworden. Heinrich war Herr über England, die Normandie und Maine. 1109 wurde seine einzige legitime Tochter Maud dem Kaiser des Heiligen Römischen Reichs und König von Deutschland, Heinrich V., verlobt. Andererseits hatte die Vereinigung Englands und der Normandie nach Tenchebrai die Feindschaft Frankreichs erregt. Das frühe 12. Jahrhundert sah das Wiedererstehen einer Oberhoheit, die ihren Sitz in Paris hatte. Mit der Thronbesteigung Ludwigs VI. beginnt die französische Monarchie Kraft zu entfalten. Für die Sicherheit Frankreichs war es von wesentlicher Bedeutung, dass die Einigkeit des anglo-normannischen Staates einen endgültigen Riss erhalten sollte. Eigentlich war der Herzog der Normandie ein Untertan des Königs von Frankreich, und die Existenz des Sohnes des gefangenen Herzogs Robert verschaffte dem französischen König zahllose Vorwände zur Einmischung und bot den unzufriedenen normannischen Baronen immer wieder willkommene Anlässe. Diese normannischen Übergriffe zwangen Heinrich in seiner späteren Regierungszeit, sich in die Politik Nordfrankreichs einzumischen. Seine Stellung in der Normandie wurde durch die Ansprüche von



Roberts Sohn Wilhelm Clito dauernd bedroht. Dieser fand bis zu seinem Tod 1128 Unterstützung bei Ludwig und dem Nachbarstaat Anjou, der Heinrichs Rechte in Maine anfocht. Ein zermürender Krieg verdüsterte des Königs letzte Regierungsjahre. Militärisch konnte sich Heinrich mühelos gegen jede Armee behaupten, die die Franzosen aufstellten.

Aber nun mischten sich böse Mächte ein. Der König hatte einen Sohn, den Thronerben, den unbestrittenen Nachfolger. Viele Hoffnungen und Wünsche richteten sich auf diesen siebzehnjährigen jungen Mann. Im Winter 1120 kam er von einem Besuch in Frankreich auf der königlichen Jacht, dem *Weissen Schiff*, zurück. Vor der normannischen Küste lief das Fahrzeug auf einen Felsen, und alle, bis auf einen, ertranken. Der Prinz befand sich zwar bereits in einem Boot, kehrte aber um, da er seine Schwester retten wollte. Im Augenblick der Gefahr behauptete sich das Recht der Gleichheit aller Menschen mit solcher Macht, dass so viele über Bord in das Boot sprangen, dass es unterging. Zwei Männer blieben über Wasser, der Metzger des Schiffes und ein Ritter. «Wo ist der Prinz?» fragte der Ritter, der mit den Wellen kämpfte. «Es sind alle ertrunken», antwortete der Metzger. «Dann», sagte der Ritter, «ist England verloren», und gab den Kampf auf. Der Metzger erreichte die Küste mit dieser Erzählung. Keiner wagte dem König die Nachricht zu überbringen. Als er schliesslich die Kunde erfuhr, «lächelte er niemals wieder». Hier ging es um mehr als um das Leid eines Vaters um seinen einzigen Sohn. Das war der Zusammenbruch eines Systems und der Aussicht auf Konsolidation, auf die das ganze Lebenswerk Heinrichs begründet war. Wieder war England der Schauplatz einer umstrittenen Nachfolge. Die anarchischen Mächte nahmen an Kraft zu, und jeder Adlige auf seinem Schloss fragte sich, auf wen er als Thronfolger setzen sollte.

Es gab zwei Anwärter, von denen jeder einen gewissen Anspruch hatte. Der König hatte eine Tochter, Matilda, oder, wie die Engländer sagten, Maud; aber obwohl es in der normannischen Verfassung kein Salisches Gesetz gab, stand diese sporenklirrende und säbelrasselnde, geharnischte Aristokratie dem Gedanken an einen weiblichen Herrscher feindlich gegenüber. Der andere Anwärter war Stephan, der Sohn von Adela, einer Tochter des Eroberers. Stephan von Blois, eine auf dem Kontinent nicht unbeachtete Figur, der ausserdem grosse Besitztümer in England hatte, war, nachdem sein älterer Bruder auf seinen Anspruch verzichtet hatte, der rechtmässige männliche Erbe. Das Feudalsystem

beruhte ausschliesslich auf dem Treueid. In der ganzen Christenheit war die Verletzung eines Eides fast eine Todsünde. Nur grosse Siege konnten dieses Verbrechen wiedergutmachen und vergeben. Aber hier war ein Dilemma, in dem jedermann nach seinen Interessen und Zielen sich entscheiden konnte. Die Zersplitterung war vollständig!

Im Zwielight seines zu Ende gehenden Lebens beschloss König Heinrich, die Lücke zu schliessen, indem er seine Tochter Maud zur Königin bestimmte. Seine letzten Jahre verbrachte er damit, zugunsten einer Familienerbfolge, die seinen weitverbreiteten Besitzungen den Bürgerkrieg ersparen sollte, eine Art «Pragmatische Sanktion» zu erreichen. Im Alter von dreizehn Jahren war Maud dem Kaiser des Heiligen Römischen Reiches angetraut worden. 1125, fünf Jahre nach dem Untergang des *Weissen Schiffes*, starb er, und mit 22 Jahren war sie Witwe und Kaiserin. Wir besitzen viele Aufzeichnungen über diese ungewöhnliche Prinzessin, von der man sagt, «sie habe die Natur eines Mannes mit der Gestalt einer Frau vereinigt». Wild, stolz, hart, zynisch, der Politik noch leidenschaftlicher ergeben als allen ihren anderen Passionen, war sie fähig, in jedem Krieg ihren Mann zu stehen; und sie sollte die Mutter eines der grössten englischen Könige werden.

Auf diese Tochter setzte Heinrich nach reiflicher Überlegung all seine Hoffnung. Bei zwei verschiedenen Gelegenheiten rief er seine murrenden Barone zusammen und beschwor sie feierlich, Maud beizustehen. Um Maud für ihre Aufgabe als Bewahrerin der Einheit des Reiches zu stärken und um die Normandie vor den Ansprüchen Anjous nach seinem Tode zu schützen, vermählte er sie dem Grafen von Anjou und verband damit die Interessen des mächtigsten Staates Nordfrankreichs mit seiner Familie und der natürlichen Thronfolge in England. Der englische Geist hat sich in späteren Jahrhunderten niemals gegen Königinnen gewehrt, und vielleicht haben Königinnen ihm am besten entsprochen. Aber zu jener Zeit war die öffentliche Meinung tief gespalten. Die versammelten politischen Fronten warteten auf den Tod des Königs. Das ganze Interesse der Barone, das in diesem entscheidenden Augenblick durch das Gewicht der Kirche unterstützt war, zielte darauf ab, die Macht der Krone einzuschränken und die Kontrolle über ihre eigenen Gebiete wiederzugewinnen. In einer Teilung der königlichen Autorität sahen sie nun ihre Chance.

Am 1. Dezember 1135, nachdem er der Insel dreissig Jahre des Friedens und

der Ordnung geschenkt und die sächsische Bevölkerung weitgehend mit der normannischen Herrschaft versöhnt hatte, hauchte Heinrich I. sein Leben in der Zuversicht aus, seine Tochter Maud werde sein Werk weiterführen. Aber sie weilte mit ihrem Gatten in Anjou, und Stephan war vor ihr zur Stelle. Eilig verliess er Blois, begab sich nach London und machte seine Ansprüche auf die Krone geltend. Die weltlichen Mächte waren uneins, und die Entscheidung der Kirche sollte ausschlaggebend sein. Hier hatte Stephan den Vorteil, dass sein Bruder Heinrich Bischof von Winchester war und eine mächtige Stimme im Rat besass. Mit Heinrichs Hilfe traf Stephan ein Abkommen mit der Kirche und wurde, so gestützt, zum König gekrönt und gesalbt. Er hatte sich jedoch dazu verpflichten müssen, die strenge Kontrolle, durch die die zwei vorangegangenen Regierungen den Adel so sehr beleidigt hatten, zu lockern.

Eine weitere Komplikation kam hinzu. Heinrich I. hatte einen Bastardsohn, Robert von Gloucester, einen hervorragenden Krieger und mächtigen Grundbesitzer in Westengland, der als eines der seltenen Beispiele eines desinteressierten Barons angesehen wird. Robert erachtete seine Chancen für nicht günstig genug, um mit einem der legitimen Erben in Wettstreit zu treten. Fast von Anfang an unterstützte er loyal seine Halbschwester Maud und wurde zu einem der entschlossensten Gegner Stephans. Eine auf so anfechtbaren Gründen basierende Thronfolge konnte nur von einem geschickten Monarchen unangefochten aufrechterhalten werden. Je mehr wir über das Versagen moderner Regierungen nachdenken, desto nachsichtiger werden wir die Schwierigkeiten jener Zeiten beurteilen. In den Anfangsjahren seiner Regierung verlor Stephan die Unterstützung der drei wesentlichsten Elemente, auf denen seine Macht beruhte. Die Barone – jene ausgenommen, die von der neuen Monarchie begünstigt wurden – glaubten den lang ersehnten Augenblick gekommen, wo sie ihre Ansprüche geltend machen konnten. Das neue Staatsbeamtentum, die grossen Beamten, die alle durch familiäre Bindungen miteinander in Beziehung standen, denen Wissen, gewandte Federführung und die Kunst der Verwaltung zu eigen war, begann sich nun ebenfalls von dem neuen König zu distanzieren. Und viele Prälaten waren beleidigt, weil Stephan kirchliche Privilegien verletzt hatte, indem er alle Beamten ins Gefängnis sperren liess, die mit Bischof Roger von Salisbury verwandt waren, den er im Verdacht hatte, ins andere Lager über-

zuwechselfn. Somit hatte er auch den grössten Teil des Klerus gegen sich. Ernste Unzufriedenheit herrschte in allen Bevölkerungsschichten.

«Als die Verräter merkten», schreibt die *Angelsächsische Chronik*, «dass König Stephan ein milder Mann und weichherzig und gut war und *kein Recht übte*, da verübten sie alle möglichen Greuel. Sie hatten sich vor ihm geneigt und ihm Eide geschworen, aber sie hielten keine Treue¹.»

König David von Schottland, der vom Niedergang Englands überzeugt war, überschritt die Grenze und erhob Anspruch auf Northumbria. Der Erzbischof von York zog, unterstützt von der Masse der nördlichen Grafschaften, gegen ihn ins Feld. Er entrollte die Standarten des heiligen Peter von York, des heiligen Johannes von Beverley und des heiligen Wilfred von Ripon und warf die Eindringlinge in der mörderischen Schlacht von Northallerton, die seither als «die Schlacht der Standarte» bekannt ist, zurück und metzelte sie nieder. Weit davon entfernt, die Unzufriedenen zu entmutigen, war dieser Schicksalsschlag der Auftakt zum Bürgerkrieg. 1139 erschien Maud, nun ihrer französischen Verstrickungen ledig, im Königreich, um ihre Rechte zu beanspruchen. Genau wie Stephan fand auch sie in der Kirche ihre Hauptstütze. Die Männer, die England unter Heinrich I. regiert hatten und nun über Stephans Schwäche gegenüber den Baronen verärgert waren, schlugen sich auf die Seite seiner Feinde. 1141 brach ein mehr oder weniger allgemeiner Aufstand gegen seine Herrschaft aus, und er selbst wurde in der Schlacht von Lincoln gefangengenommen. Der Bischof von Winchester, Stephans eigener Bruder und bislang sein mächtigster Helfer, ging nun zu Maud über. Fast ein Jahr lang beherrschte Maud ungekrönt England. Die Londoner empfanden nach einigen Erfahrungen für sie noch weniger Sympathie als für Stephan. In einem zornigen Aufstand vertrieben sie sie aus der Hauptstadt. Sie kämpfte unbeirrt weiter. Aber das Regierungssystem brach unter der allzu grossen Belastung zusammen. Die Insel wurde vom Bürgerkrieg heimgesucht. Während der folgenden sechs Jahre herrschte in vielen Teilen des Landes weder Gesetz noch Friede.

Der Bürgerkrieg wurde zur ersten erfolgreichen Reaktion der Barone gegen die zentralistische Politik des Königs. Stephan, der sich mächtigen Rivalen gegen-

¹ Douglas, *Age of the Normans*, S. 16.

übersah, war ausserstande, die Rechte der Krone zu wahren. Die königlichen Revenuen gingen zurück, die königliche Kontrolle über die Verwaltung liess nach; der grössere Teil des Verwaltungsapparats stand vorübergehend still. Die baroniale Rechtsprechung festigte wieder ihre Stellung, die Schlösser der Barone schüchterten das Volk ein. Eine geteilte Thronfolge schien das Werk der Normannenkönige zerstört zu haben.

Die Leiden des Fen Country, wo sich während der Anarchie eine besonders wilde Orgie der Zerstörung abspielte, werden von einem Mönch aus Peterborough in der *Angelsächsischen Chronik* beschrieben:

«Jeder Mächtige befestigte seine Burgen und hielt sie gegen den König ... und wenn die Burgen errichtet waren, so füllten sie sie mit Teufeln und bösen Männern. Dann ergriffen sie jene Männer, von denen sie glaubten, sie seien begütert, am Tag wie in der Nacht, Männer und Frauen, und warfen sie um ihres Goldes und Silbers willen ins Gefängnis und folterten sie mit unbeschreiblichen Foltern ... Viele Tausende liessen sie Hungers sterben. Ich kann und mag all diese Entsetzlichkeiten und Grausamkeiten, die sie an den unglücklichen Menschen dieses Landes verübten, nicht beschreiben. Und das Ganze währte die neunzehn Winter lang, die Stephan König war; und es wurde immer schlimmer. Sie belegten die Dörfer von Zeit zu Zeit mit Gelds [Steuern] und nannten diese ‚Tenserie‘. Als die unseligen Menschen nichts mehr hatten, was sie geben konnten, plünderten und brandschatzten sie die Dörfer, so dass man eine Tagesreise weit nirgendwo einen Menschen in einem Dorf oder bebautes Land finden konnte. Dann wurde das Korn teuer und auch das Fleisch, der Käse und die Butter; denn es gab im ganzen Lande nichts davon. Unglückliche Menschen starben an Hunger. Solche, die früher reich gewesen waren, bettelten um Almosen; andere flohen aus dem Land ... Wo immer die Menschen versuchten, den Boden zu bestellen, trug er kein Korn; denn das Land war durch solche Taten verwüstet. Und man sagte, Christus und seine Heiligen schliefen.»

Ein anderer Schreiber, ein Mönch aus Winchester, schildert uns das Unglück, das über diesen Teil Englands hereingebrochen war, in ähnlichen Wendungen: «Die Liebe mancher Menschen zu ihrem Land hatte sich in Hass und Bitterkeit gewandelt, und sie zogen es vor, in ferne Gebiete abzuwandern. Andere, die auf Schutz hofften, bauten ärmliche Hütten aus Flechtwerk um die Kirchen herum und verbrachten so ihr Dasein in Angst und Furcht. Aus Mangel an Es-

sen nährten sich manche von seltsamem und verbotenem Fleisch, dem Fleisch der Hunde und Pferde. Andere stillten ihren Hunger, indem sie ungewaschene und ungekochte Kräuter und Wurzeln hinunterschlangen. In allen Grafschaften ging die Einwohnerzahl zurück, und die Bevölkerung starb rudelweise an den Entbehrungen des Hungers, während andere mit Weib und Kind verzweifelt in ein selbstgewähltes Exil zogen. Man konnte Dörfer mit berühmten Namen verödet finden, weil das Landvolk, Männer und Frauen, jung und alt, sie verlassen hatte. Auf den Feldern verdarb die Ernte, als sich das Jahr [1143] dem Herbst zuneigte: Die Bauern waren dem Kummer und der nachfolgenden Pestilenz zum Opfer gefallen¹.»

Diese Greuel mögen für das Land in seiner Gesamtheit nicht typisch gewesen sein. In grossen Teilen Englands waren die Kampfhandlungen sporadisch und blieben auf örtliche Gefechte beschränkt. Es waren die mittleren südlichen Grafschaften, die aus den Wunden des Bürgerkriegs bluteten. Aber diese entsetzlichen Eindrücke frassen sich tief in das Bewusstsein des Volkes. Man erkannte, wie lebenswichtig eine starke Monarchie für die Sicherheit des Lebens und des Besitzes war. Man hätte keine besseren Gründe für die Berechtigung der Monarchie finden können als die Eindrücke, die sich während der Regierungszeit Stephans allen Menschen einprägten. Sehnsüchtig blickten alle auf die fähige Verwaltung Heinrichs I. zurück. Aber ein noch Grösserer war zur Stelle.

1147 starb Robert von Gloucester, und die Führung von Mauds Partei ging auf ihren Sohn über. Heinrich Plantagenet war zum Herrscher geboren. Sein Grossvater Fulk hatte die angevinschen Länder, Anjou, Touraine und Maine, zu einem Fürstentum gemacht, das in Frankreich nicht seinesgleichen hatte und dessen Einkünfte die der Normandie noch übertrafen. Fulk starb 1143 als König von Jerusalem unter Hinterlassung zweier Söhne, die ihm auf diesen wankenden Thron folgen sollten, sowie eines dritten Sohnes, Geoffrey, des Erben seiner französischen Besitzungen. Geoffreys Heirat mit Maud hatte die normanischen und angevinschen Länder vereint, und das Kind aus dieser Ehe galt seit seiner Geburt im Jahre 1133 als der «Herr vieler Völker». Seine Zeitgenossen

¹ Aus *Gesta Stephani*.

nannten ihn meist Heinrich Fitz-Empress; aber er brachte das Wappen seines Hauses, den Ginster, die *Planta Genesta*, in die englische Geschichte. Spätere Generationen sollten daraus den Namen jener grossen Dynastie der Plantagenets ableiten. Er verkörperte all ihre Begabung, all ihre Energie und nicht wenig von jener leidenschaftlichen, grausamen Wildheit, die, so raunte man, das Haus Anjou nicht einer sterblichen Verbindung, sondern einem Bündnis mit Satan selbst verdankte. 1147, kaum fünfzehnjährig, hatte Heinrich seine Ansprüche auf den englischen Thron in England selbst mit Nachdruck geltend gemacht. Die kleine Zahl seiner Anhänger wurde damals von Stephans Streitkräften geschlagen, und er floh in die Normandie. Im darauffolgenden Jahr gab die Kaiserin Maud ihre schwachen Hoffnungen auf die Thronfolge auf und begab sich zu ihrem Sohn in das Herzogtum. Noch weitere neunzehn Lebensjahre lagen vor ihr; aber nie wieder betrat ihr Fuss englischen Boden. Ihre Tage waren, wie damals üblich, frommen Werken gewidmet. Aber in den Jahren, die Heinrichs Triumph folgten, spielte sie als Regentin in der Normandie und in seinen angestammten Besitzungen in Anjou eine wichtige politische Rolle. Wegen ihrer Interventionen, die sie in England in Fragen der Krone unternahm, wurde ihr oft ihre Arroganz vorgeworfen. Aber im Alter erwies sie sich als weise Ratgeberin ihres Sohnes.

Heinrich war 1149 in einen weiteren Angriff auf England verwickelt; doch dieser Feldzug, den der König von Schottland und der Graf von Chester in seinem Interesse geplant hatten, zerschlug sich. Wenige verhältnismässig friedliche Jahre lang hielt König Stephan sich in seiner unsicheren Stellung. Inzwischen war Heinrich 1150 von seinen Eltern das Herzogtum Normandie verliehen worden. Im folgenden Jahr wurde er mit dem Tod seines Vaters auch Graf von Anjou, der Touraine und Maine. In seiner Eigenschaft als grosser Feudalherr begab sich Heinrich nach Paris, um seinem Herrn, dem König von Frankreich, von dessen Land er durch das anerkannte Gesetz der Epoche bereits einen grossen Teil besass, den Treueid zu leisten.

Ludwig VII. war ein französischer Eduard der Bekenner. In gläubiger Einfachheit lebte er dem Gesetz Christi. Seine Tage waren der Andacht gewidmet, seine Nächte den Vigilien oder der Busse. Wenn er seine Privatkapelle verliess, hielt er den ganzen Hof auf, indem er wartete, bis der Geringste der Anwesenden

ihm vorangeschritten war. Diese frommen und vorbildlichen Gewohnheiten erlangen ihm nicht die Gunst seiner Königin. Eleonore von Aquitanien war eine königliche Prinzessin von Geblüt, und in ihren Adern floss das heisse Blut des Südens. Sie hatte sich bereits beschwert, dass sie «einen Mönch und keinen König geheiratet» habe, als jener breitschultrige, kraftvolle Jüngling mit seinen «feurigen Zügen», seiner lebhaften Rede und seiner überströmenden Energie sich ihrem Gemahl plötzlich als dessen glanzvollster Vasall vorstellte. Eleonore verschwendete nicht viele Worte, um sich zu entscheiden. Das Papsttum beugte sich dem starken Willen der grossen Feudalherren, und 1152 erlangte Eleonore eine Scheidung von Ludwig VII. Als nominaler Grund wurde Blutsverwandtschaft geltend gemacht. Was aber den französischen Hof überraschte und dem betfreudigen König die Augen öffnete, war die zwei Monate später erfolgte Heirat Eleonores mit Heinrich. Dadurch ging halb Frankreich dem König verloren und in Heinrichs Besitz über. Selten stimmten Leidenschaft und Politik in solchem Ausmass überein. Diese Heirat war einer der glanzvollsten politischen Coups des Jahrhunderts. Heinrich gab später sein berechnendes Vorgehen zu und nahm die Bewunderung Europas ob seiner Kühnheit entgegen. Er war neunzehn und sie vermutlich dreissig; und indem sie ihre unermesslichen Besitztümer vereinigten, bildeten sie eine geschlossene Front gegen alle Welt. Ludwig VII. verblieben die Tröstungen der Seele bei mancherlei Regierungssorgen.

Krieg bedrohte das königliche Paar von allen Seiten. Der Zusammenschluss der Normandie und Anjous mit Poitou, Seintonge, Perigord, dem Limousin, dem Angoumois und der Gascogne, die Hoheitsansprüche auf die Auvergne und Toulouse faszinierten und erschütterten die feudale christliche Welt. Überall schüttelte man die Köpfe über diese Machtkonzentration und über das Schauspiel der durch eine heissblütige Liebesintrige nun plötzlich zusammengeworfenen Völker und Staaten, die bisher durch langwierige Fehden oder divergierende Interessen voneinander getrennt gewesen waren. Von allen Seiten drohten die Potentaten dem Emporkömmling. Der König von Frankreich, der gewiss jeden erdenklichen Grund zur Klage hatte, König Stephan von England, der Heinrichs Anrecht auf das normannische Herzogtum bestritt, ohne jedoch in der Lage zu sein, von jenseits des Kanals zu intervenieren, der Graf der Champagne, der Graf von Perche und Heinrichs eigener Bruder Geoffrey – alle fielen spontan und mit gutem Grund über ihn her.

Einen Monat nach der Hochzeit griffen diese Feinde die Normandie an. Aber der jugendliche Herzog Heinrich warf sie geschlagen und uneins zurück. Wieder einmal bewies das normannische Heer seine Schlagkraft. Noch ehe er zwanzig war, hatte Heinrich die Normandie von Rebellen gesäubert und Anjou befriedet. Dann wandte er sich nach England. Es war eine kühne Gestalt, die im Januar 1153 dort an Land ging, und die Herzen und Augen des ganzen von Bürgerkriegen verheerten England richteten sich auf ihn. Merlin hatte einen Erlöser prophezeit: floss in Heinrichs Adern nicht das Blut Wilhelms des Eroberers und, durch seine Grossmutter Matilda, die Gemahlin Heinrichs I., auch das Blut Cedrics und der langerloschenen angelsächsischen Linie? Die Hoffnung der gequälten Inselbewohner schlug ihm wie eine Welle entgegen, und als er, gleich nach der Landung, in der ersten Kirche, auf die er stiess, niederkniete, um «in der Art der Soldaten ein kurzes Gebet zu verrichten», sprach der Priester den Wunsch der Nation mit den Worten aus: «Merket auf, hier nahet der Herr, der Herrscher, und das Königreich ist in seiner Hand.»

Es folgten Schlachten: Malmesbury, wo der Hagel, den der Allmächtige absichtsvoll so lenkte, den Feinden Heinrichs ins Gesicht prasselte; Wallingford, wo König Stephan durch göttliche Fügung dreimal vom Pferd stürzte, ehe er aufs Schlachtfeld ritt. Glanz, Terror und Erfolg begleiteten den jugendlichen, mächtigen Krieger, der nicht nur über ein Schwert, sondern auch über Besitztitel verfügte. Der Adel befand sich in einer Zwickmühle. Er wünschte weder den Sieg Stephans noch den Triumph Heinrichs – je schwächer der König, desto mächtiger der Adel. 1153 schloss man zu Winchester einen Vertrag, demzufolge Heinrich Stephans Adoptivsohn und sein rechtmässiger Erbe wurde. «In allen Angelegenheiten des Königreiches werde ich dem Rat des Herzogs folgen; aber im ganzen englischen Reich, in den Besitztümern des Herzogs wie auch in meinen eigenen, werde ich das königliche Recht walten lassen», versprach Stephan. Darauf schwor Heinrich die Treue und unterzog sich den notwendigen Ergebenheitsbeweisen. Und als Stephan ein Jahr später starb, wurde er zum König von England proklamiert und gekrönt, und man brachte ihm mehr Hoffnung und Herzlichkeit entgegen als irgendeinem Monarchen seit den Tagen Alfreds des Grossen.

KAPITEL IV

HEINRICH PLANTAGENET

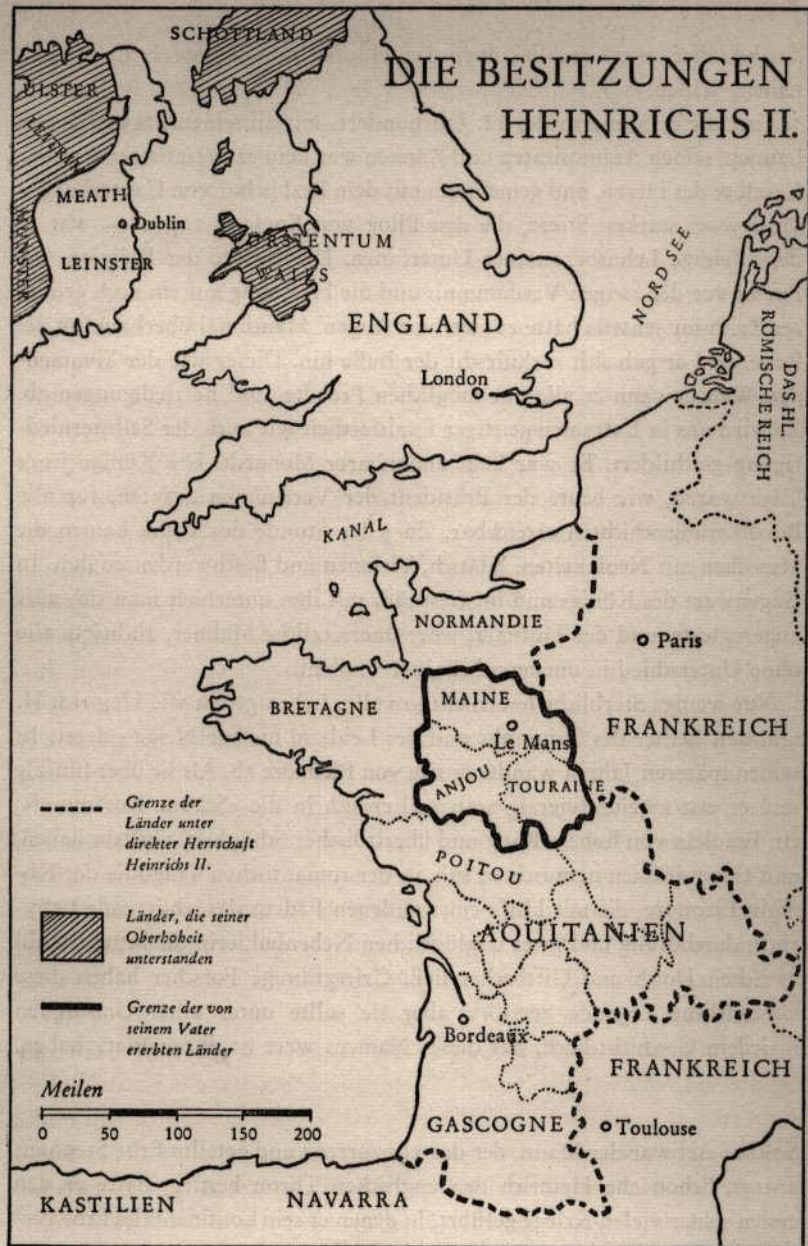
Mit der Thronbesteigung Heinrichs II. begann eine der folgenschwersten und entscheidendsten Regierungsepochen der englischen Geschichte. Der neue Souverän herrschte über ein Weltreich; seine Macht reichte, wie seine Untertanen rühmten, «vom nördlichen Eismeer bis zu den Pyrenäen». Für ihn war England nur eine – zwar höchst solide, wenn auch vielleicht die reizloseste – seiner Provinzen. Aber er schenkte England jenes wirkungsvolle Element der Beschäftigung mit ausländischen Besitzungen, das, wie in den Tagen Wilhelms von Oranien, für das Wachstum der nationalen Einheit unentbehrlich war. Engländer wie Normannen erkannten ihn als den Herrscher über beide Völker und alles Land an. Seine Person tilgte die Erinnerungen an Hastings, und nach der abscheulichen Anarchie des Bürgerkriegs und der räuberischen Barone wurde nun seinen Befehlen die gebührende Achtung gezollt. So kam es, dass er, obwohl Franzose und von fremder Sprache und fremden Sitten, England eine Form gab, deren Umriss sich bis heute erhalten hat.

Nachdem England hundert Jahre lang das Feldlager einer Invasionsarmee und die Kampfarena für ihre streitsüchtigen Offiziere und ihre Nachkömmlinge gewesen war, wurde es nun endlich und für alle Zeiten ein einiges Königreich, das auf dem Christentum und der lateinischen Zivilisation beruhte, welche die Botschaft des alten Rom wieder wachriefen. Heinrich Plantagenet war der erste, der England, Schottland und Irland in einen gewissen gemeinsamen Zusammenhang brachte; er stellte die königliche Verwaltung, die sein Grossvater, Heinrich I., verfrüht errichtet hatte, wieder her. Er legte von Neuem die Fundamente für eine zentrale Macht, die auf dem Schatzamt und dem Gerichtswesen basierte und schliesslich das Feudalsystem Wilhelms des Eroberers ablösen sollte. Der König griff die angelsächsische Tradition der Selbstverwaltung unter königlichem Befehl in Grafschaft und Stadtbezirk wieder auf und verhalf

ihr zu Ansehen. Er entwickelte die Geschworenengerichte, wie wir sie heute noch haben, und machte sie zu dauernden Einrichtungen. Ihm verdanken wir die seither bestehende Tatsache, dass die englischsprechende Rasse in der gesamten Welt durch das englische Common Law statt durch das Römische Recht regiert wird. Durch seine Konstitutionen von Clarendon versuchte er, das Verhältnis zwischen Kirche und Staat festzulegen und die Kirche zu zwingen, sich in ihren weltlichen Belangen dem Leben und den Gesetzen der Nation unterzuordnen. In diesen Bemühungen musste er nach einem zermürbenden Kampf den kürzeren ziehen, und es blieb Heinrich VIII. vorbehalten, seinen Vorgänger, wenn auch Jahrhunderte später, zu rächen, indem er den Schrein des hl. Thomas in Canterbury zerstörte.

Es ist uns ein lebhaftes Bild dieses begabten und eine Zeitlang auch beneidenswerten Mannes überliefert. Vierschrötig, unersetzlich, stiernackig, mit mächtigen Armen und plumpen, groben Händen; die Beine vom vielen Reiten einwärts gekrümmt; mit grossem, rundem Kopf und kurzgeschorenem rotem Stoppelhaar, einem sommersprossigen Gesicht, einer rauhen und spröden Stimme. Er liebte die Jagd leidenschaftlich und hatte auch andere Lieben, welche die Kirche beklagte und die ihm Königin Eleonore verübelte; sein Geschmack in Essen und Kleidung war frugal, sein Tageslauf ausschliesslich öffentlichen Interessen gewidmet, er reiste unaufhörlich; seine Stimmungen wechselten rasch. Er soll in Zeiten drohender Gefahr immer sanft und ruhig, im Augenblick aber, wo der Druck nachliess, übellaunig und kapriziös gewesen sein. «Den toten Soldaten gegenüber war er weicher als den lebenden, und seine Trauer über den Verlust der Gefallenen war grösser als der Trost, den er in der Liebe zu den Überlebenden fand.» Er durcheilte seine vielen Länder, als brenne ihm der Boden unter den Füßen, und tauchte plötzlich in England auf, wenn man ihn im Süden Frankreichs vermutete. Auf seinen Inspektionsreisen durch die Provinzen führte er Lastkarren mit umfangreichen Rollen mit, welche unseren heutigen Akten entsprechen. In seinem Kielwasser folgten atemlos Hof und Train. Es konnte vorkommen, dass er bis in den Mittag hinein schlief, obwohl er einen frühen Aufbruch befohlen hatte, so dass sämtliche Wagen und Packpferde vollbeladen auf ihn warten mussten. Manchmal aber war er Stunden vor der verabredeten Zeit auf und davon und überliess es den anderen, ihn, so gut sie konnten, einzuholen. In England wie auch in den übrigen weit grösseren Besitzun-

DIE BESITZUNGEN HEINRICHS II.



gen, die er mit unermüdlicher Aufmerksamkeit durchstreifte, warf er alles über den Haufen und formte es dann nach seinem Willen.

Aber dieser Monarch des 12. Jahrhunderts mit all seinen Begierden und Launen, seinen Animositäten und Ränken war kein Materialist; er war der Gesalbte des Herrn, und gemeinsam mit dem Erzbischof von Canterbury – «jene zwei starken Stiere, die den Pflug von England zogen» – war er der alleinige Lehnherr seiner Untertanen. Die Gebote der Religion, die Furcht vor der ewigen Verdammnis und die Hoffnung auf ein noch grösseres Reich im Jenseits hatte er stets vor Augen. Manchmal überkam ihn die Reue, und er gab sich zerknirscht der Busse hin. Dieser wie der kommenden Welt gewann er alle nur möglichen Freuden und Befriedigungen ab. Er wird uns in Extremen geistiger Exaltiertheit wie auch der Selbsterniedrigung geschildert. Er war kein unnahbarer Monarch. Die Könige jener Tage waren, wie heute der Präsident der Vereinigten Staaten, für alle Bevölkerungsschichten erreichbar. Zu jeder Stunde des Tages kamen die Menschen mit Neuigkeiten, Klatsch, Visionen und Beschwerden zu ihm. In Gegenwart des Königs und im Gespräch mit ihm unterhielt man sich aufs Angeregteste, und der Hofnarr, jener unersetzliche Mahner, züchtigte alle ohne Unterschied in uneingeschränkter Freiheit.

Nur wenige Sterbliche haben ein so volles Leben gelebt wie Heinrich II. und den Becher des Triumphs und des Leids so bis zur Neige geleert. In seinen späteren Jahren wandte er sich von Eleonore ab. Als sie über fünfzig und er erst zweiundvierzig war, soll er sich in die «Schöne Rosamund», ein Fräulein von hohem Rang und überirdischer Schönheit, verliebt haben, und Generationen be rauschten sich an der romantischen Tragödie der Königin Eleonore, die mit Hilfe eines seidenen Fadens das schützende Labyrinth durchdrang und ihrer unglücklichen Nebenbuhlerin die bittere Wahl zwischen Dolch und Giftbecher liess. Griesgrämige Forscher haben diese vortreffliche Legende zerstört, aber sie sollte unter allen Umständen in jedem Geschichtsbuch, das dieses Namens wert ist, ihren Platz haben.

Solcher Art war der Mann, der das verworrene und geteilte Erbe Stephans antrat. Schon ehe Heinrich den englischen Thron bestieg, hatte er den ersten seiner vielen Kriege geführt, in denen er sein kontinentales Erbe verteidigte. Seit im nordwestlichen Frankreich hundert Jahre zuvor die starke Normannenmacht

hochgekommen war, hatte die französische Monarchie sich unablässig gegen die Übergriffe grosser Herzogtümer und Grafschaften auf die Zentralgewalt gewehrt. Die Herzöge der Normandie, Aquitaniens und der Bretagne, die Grafen von Anjou, Toulouse, Flandern und Boulogne trachteten, obwohl nach Form und Gesetz Vasallen der französischen Krone, gemeinsam mit einer Unzahl weiterer feudaler Grundherren nach unabhängiger Souveränität, und manchmal, wenn der Glanz der Monarchie verblasste, schien es, als könnten sie ihren Ehrgeiz befriedigen. Die Schlacht von Hastings hatte den mächtigsten französischen Untertanen, den Herzog der Normandie, König von England werden lassen. Als aber Heinrich II. im Jahr 1154 den Inselthron bestieg, drohten Frankreich weit grössere Gefahren. Bislang hatte man politische Spannungen dadurch lockern können, dass man zu gross gewordene Untertanen gegeneinander ausspielte. Der Kampf zwischen Anjou und der Normandie im elften Jahrhundert hatte den französischen König hoch erfreut, konnte er doch zusehen, wie sich zwei seiner Hauptfeinde in den Haaren lagen. Als aber Heinrich II. mit einem Schlag gleichzeitig König von England, Herzog der Normandie, Herr von Aquitanien, der Bretagne, von Poitou, Anjou, Maine und Guyenne, Herrscher von der Somme bis zu den Pyrenäen über mehr als die Hälfte Frankreichs wurde, war das ganze Gleichgewicht der Macht zwischen den Feudalherren zerstört.

Statt eines Dutzends Fürstentümer, die untereinander gespalten waren und miteinander rivalisierten, sah sich Ludwig VII. nun einer einzigen imperialen Macht gegenüber, deren Mittel seine eigenen weit übertrafen. Er war kaum der Mann, der einer solchen Situation gewachsen war. Er hatte bereits das nicht mehr wiedergutzumachende Unglück von Eleonores Scheidung und die Tatsache, dass sie sich mit Gut und Blut seinem Rivalen verband, hinnehmen müssen. Diesem schenkte sie Söhne, ihm hatte sie nur Töchter geboren. Dennoch verblieben dem französischen König einige Vorteile. Zu seinen Lebzeiten gelang es ihm, sich gegen die Plantagenets zu behaupten; und nach beinahe vier Jahrhunderten des Kampfes und der Verwüstung fiel der Endsieg in Europa an Frankreich. Das Angevin-Reich war in der Tat auf der Landkarte eindrucksvoller als in Wirklichkeit. Es war eine zusammengewürfelte, nur lose miteinander verknüpfte Ansammlung von Staaten, die zufällig durch eine einzige Heirat zusammengekommen waren und denen sowohl der Vorsatz wie die Kraft fehlte,

eine Einheit zu bilden. Das einzige Band zwischen England und seinem Kontinentalreich war die Tatsache, dass Heinrich selbst und einige seiner Grossen Länder auf beiden Seiten des Kanals besaßen. Es gab nicht einmal den Schein einer zentralen Regierung, keine Einheit der Verwaltung oder der Sitten, keine gemeinsamen Interessen, kein Gefühl von Loyalität. So schwach auch Ludwig VII. in diesem Kampf mit dem unternehmungslustigen und tatkräftigen Heinrich zu sein schien – die Flut der Ereignisse führte doch zu einer Stabilisierung der französischen Monarchie, und sogar Ludwig hinterliess sie gefestigter, als er sie vorgefunden hatte.

Die Grundmethode des Franzosen war einfach. Heinrich hatte grosse Besitzungen geerbt, mit ihnen aber auch alle ihre örtlichen und feudalen Unzufriedenheiten. Ludwig konnte nun zwar nicht mehr den Grafen von Anjou gegen den Herzog der Normandie aufhetzen, er konnte aber immer noch in Anjou wie in der Normandie jene örtlichen Fehden und Kleinkriege schüren, welche die Kraft der feudalen Machthaber, die in der Hauptsache seine Vasallen waren, schwächten. In den späteren Jahren der Regierung Heinrichs II. liessen sich dessen ehrgeizige, aufrührerische und stolze Söhne von Ludwig VII. und seinem Nachfolger, dem schlaunen und begabten Philipp Augustus, gegen ihren Vater missbrauchen.

Und wie, so fragen wir uns, beeinflussten all diese Dinge den englischen Alltag und die englische Geschichte? Das gewöhnliche Volk hatte für die persönlichen feudalen Streitigkeiten, für die Zänkereien einer fremden Herrscherkaste, die in einem fernen Land ausgetragen wurden, wenig Verständnis und noch weniger Sympathie. Dennoch belasteten es diese Vorgänge lange Zeit. Viele Generationen lang mussten ihre Tapfersten und Besten in den Sümpfen der Loire oder auf den sonnenverbrannten Hügeln des südlichen Frankreich für den Traum einer englischen Herrschaft über französischen Boden kämpfen und sterben. Für diesen Traum siegten zwei Jahrhunderte später Engländer bei Crécy, Poitiers und Agincourt oder verhungerten auf dem entsetzlichen Marsch des Schwarzen Prinzen auf Limoges. Deswegen verwandelten sie das fruchtbare Frankreich in eine Wüste, in der selbst die genügsamsten Tiere vor Durst und Hunger starben. In der ganzen mittelalterlichen Geschichte Englands ist der Krieg mit Frankreich ein sich ewig wiederholendes, ja oft das Leitthema. Er drang bis in die

letzten Winkel des englischen Lebens und prägte die Form der englischen Gesellschaft und Einrichtungen.

Keine Episode wirft ein bezeichnenderes Licht auf die politische Situation Englands im zwölften Jahrhundert als der Streit Heinrichs II. mit seinem bedeutenden Untertan und früheren Freund Thomas Becket, dem Erzbischof von Canterbury. Wir müssen uns die Schwere dieses Konflikts klarmachen. Der Militärstaat im feudalen Christentum beugte sich in allen geistlichen Belangen der Kirche; den Gedanken, weltliche Macht einer priesterlichen Autorität zu übertragen, lehnte er stets ab. Die Kirche aber, die durch die fortwährenden Schenkungen hartgesottener Barone, welche sich auf dem Totenbette wegen ihres Lebens im Jenseits sorgten, immer mehr Reichtümer gewann, wurde zum grössten Grundbesitzer und Kapitalisten im Staate. Rom gebrauchte seine Seelenkünste, um den Aberglauben fast aller Akteure in diesem Drama zu schüren. Die Staatsgewalt wurde von jener starken Macht beständig herausgefordert. Fragen der Doktrin hätte man wohl lösen können. Wie aber sollte, angesichts zweier sich widersprechender Mächte, von denen jede ungeheure Ansprüche an die begrenzten nationalen Mittel stellte, die Regierung des Landes weitergeführt werden? Dieser Konflikt beschränkte sich nicht auf England allein. Er war das Kernproblem der damaligen europäischen Welt.

Unter Wilhelm dem Eroberer hatte man in England durch Takt und Kompromisse ein Schisma verhindert. Unter Lanfranc hatte die Kirche mit der Krone zusammengearbeitet, und jede der beiden Mächte unterstützte die andere gegen die rebellierenden Barone oder gegen das unterdrückte Volk. Aber nun stand eine bedeutende Persönlichkeit an der Spitze der kirchlichen Hierarchie, Thomas Becket, der des Königs Freund gewesen war. Er war sein Kanzler, «oder», wie Ranke als erster bemerkte, «wenn wir uns einer an sich entlegenen Bezeichnung bedienen dürfen, der vertrauteste Minister des Kabinetts». In allen inneren und auswärtigen Angelegenheiten hatte er seinem Herrn treu gedient. Er hatte die Auflage des Lehnsdienstgeldes, einer Steuer, die das Freikaufen vom persönlichen Waffendienst gestattete und in der Folge das Feudalsystem bis ins Mark traf, neu geordnet. Er hatte eine Rolle bei der Erwerbung der Bretagne gespielt. Der König war überzeugt, dass er in Becket seinen ureigenen

Mann besass – nicht lediglich einen Diener, sondern einen treuen Kameraden und Mitarbeiter an der gemeinsamen Sache. Des Königs unmittelbarem Einfluss und persönlichen Bemühungen verdankte Becket seine Wahl zum Erzbischof.

Von diesem Moment an richtete er seine Begabung und Tatkraft auf ein anderes Ziel. In Becket manifestierte sich nun etwas wie die Verwandlung, die über Nacht Heinrich V. von einem verspielten Prinzen zum erhabenen Heldenkönig machte. In seinem Privatleben war er stets fromm und korrekt gewesen. Natürlich war er schon immer in politische Geschehnisse verwickelt, und das keineswegs als eine Graue Eminenz im Schatten des Thrones. Während er aber bisher als Höfling und Fürst an Pomp und Gepränge alle überboten und seine Rolle in dem farbenprächtigen Aufzug dieser Epoche gespielt hatte, versuchte er nun, sich durch äusserste Genügsamkeit mit dem Nimbus und der Würde eines Heiligen zu umgeben. Becket verfolgte in der kirchlichen Sphäre die gleichen Methoden und Absichten, die er vorher in der politischen Sphäre verfolgt hatte, und er zeichnete sich in beiden aus. Jetzt trat er allüberall bei den zahllosen ineinander verflochtenen Fragen für die Kirche und gegen die Krone ein. Dieses aggressive Vorgehen bemäntelte er mit jenen universalen Ideen der katholischen Kirche und der päpstlichen Autorität, welche die Grenze unserer Insel weit überschritten, ganz Europa umfassten und bis ins Geheimnisvolle und Erhabene reichten. Nach einer grösseren Reise auf den Kontinent und einem Konklave mit den kirchlichen Würdenträgern Frankreichs und Italiens kehrte er mit dem Entschluss nach England zurück, die Kirchenhierarchie gegenüber dem durch den König vertretenen Staat unabhängig zu machen. Damit beschwor er den Konflikt herauf, den der weise Lanfranc während seines ganzen Lebens vermieden hatte. England war zu dieser Zeit reif für eine Auseinandersetzung auf dieser Ebene.

Das sächsische England hatte auf eine nicht näher zu definierende Weise die Theorie, welche die elisabethanischen Reformer viel später aufgreifen sollten, bereits erkennen lassen. Beide sahen in dem Monarchen einen von Gott eingesetzten Herrscher, der nicht nur den Staat regieren, sondern auch die Kirche schützen und lenken sollte. Im elften Jahrhundert jedoch fand unter Hildebrand, der 1073 Papst Gregor VII. wurde, und seinen Nachfolgern eine Erneuerung der päpstlichen Macht statt. Nun fing Rom an, Ansprüche zu stellen, die sich mit

der traditionellen Vorstellung von der sowohl für die weltlichen wie für die geistlichen Belange verantwortlichen Souveränität des Königs kaum vereinbaren liessen. Die gregorianische Richtung war der Ansicht, dass die Regierung der Kirche unter Oberaufsicht des Papstes in den Händen des Klerus liegen sollte. Dieser Anschauung zufolge war der König nur ein Laie, dessen kirchliche Funktion allein im Gehorsam gegenüber der kirchlichen Hierarchie bestand. Die Kirche war eine Institution für sich mit eigenen Gesetzen und eigenen Dienern. Zur Zeit der Regierung Heinrichs II. war der Bischof mehr als nur ein geistlicher Beamter. Er war ein Grossgrundbesitzer, in seiner Sphäre den weltlichen Grafen ebenbürtig; er konnte Soldaten aufstellen und seine Feinde, die die Freunde des Königs sein mochten, exkommunizieren. Wer aber ernannte dann den Bischof? Und war er einmal ernannt, wem schuldete er Gehorsam, wenn der Papst dies befahl und der König das? Wenn der König und seine Ratgeber ein Gesetz beschlossen, das im Gegensatz zum Gesetz der Kirche stand, welcher Autorität hatte man sich dann zu beugen? So entstand der grosse Konflikt zwischen Reich und Papsttum, der im Investiturstreit seinen Ausdruck fand und dessen insulares Gegenstück die Streitigkeiten zwischen Heinrich II. und Bechet sind.

Der Kampf zwischen Heinrich II. und Bechet ist durch die technischen Details, über die sie sich stritten, sehr verworren. Es bestanden jedoch triftige Gründe, weshalb der Streit mehr über Verwaltungsfragen als über die wesentlichen Prinzipien, die auf dem Spiel standen, geführt wurde. Die Krone verübte der Kirche ihren Anspruch, sich in die Belange des Staates zu mischen; aber im Mittelalter wagte kein König, die Kirche offen herauszufordern oder an einen endgültigen Bruch zu denken, so sehr er auch wünschen mochte, ihren Einfluss zu beschränken. Erst im 16. Jahrhundert wagte ein englischer König, der mit dem Papsttum in Streit lag, die Autorität Roms anzuzweifeln und die Oberherrschaft des Staates auch in geistlichen Belangen unverblümt zu erklären. Im zwölften Jahrhundert war die einzig mögliche Lösung ein Kompromiss. Aber in diesem Augenblick war die Kirche nicht geneigt, mit sich handeln zu lassen. Die kirchliche Macht jedes Landes nahm die Herausforderung an. Doch es war ein harter Kampf, und zumindest in Mitteleuropa endete er erst, als sowohl Reich wie Papsttum sich erschöpft hatten.

Seit den Tagen Wilhelms des Eroberers und seines getreuen Erzbischofs Lanfranc hatten Kirche wie Baronentum in England sehr an Macht gewonnen.

Stephan in seiner Schwäche hatte der Kirche, deren politischer Einfluss damals seinen Höhepunkt erreicht hatte, weitgehende Konzessionen gemacht. Heinrich empfand diese Zugeständnisse als Gefährdung seiner königlichen Rechte. Er trachtete das Verlorene zurückzugewinnen und tat den ersten Schritt im Jahre 1162 mit der Ernennung seines getreuen Dieners Becket zum Erzbischof von Canterbury im Glauben, er würde sich dadurch der Ergebenheit des Episkopats versichern. In Wirklichkeit verschaffte er der Kirche einen Führer von einmaliger Energie und Zähigkeit. Er liess die drohenden Anzeichen eines Umschwungs in Becket's Haltung entweder ausser Acht oder übersah sie und ging einen Schritt weiter, indem er 1164 die Konstitutionen von Clarendon veröffentlichte. Darin forderte Heinrich nicht ganz zu Unrecht, dass die Gewohnheitsrechte des Königtums wieder wie vor der Anarchie unter Stephans Regierung zu gelten hätten. Er versuchte dreissig Jahre zurückzugehen und die Auswirkungen von Stephans Unterwerfung rückgängig zu machen. Aber Becket widersetzte sich. Er betrachtete Stephans Zugeständnisse als einen unwiderruflichen Gewinn der Kirche. Er weigerte sich, darauf zu verzichten. Er behauptete, die Konstitutionen von Clarendon entsprächen nicht den Beziehungen zwischen Kirche und Krone. Als er im Oktober 1164 vor dem Grossen Rat erscheinen und sein Verhalten erklären musste, bestritt er hochmütig des Königs Macht und stellte sich unter päpstlichen und göttlichen Schutz.

So zerbrach er die Einheit, die bislang im englischen Reich bestanden zu haben schien, und sagte in der Tat dem König den Krieg mit geistlichen Waffen an. Unbeugsam in seinem Trotz, suchte Becket Zuflucht auf dem Kontinent, wo derselbe Streit bereits Deutschland und Italien zerriss. Die ganze Vorstellungswelt der herrschenden Klassen in England wurde von dieser schwerwiegenden Auseinandersetzung erschüttert. Sie dauerte sechs Jahre lang, währenddessen der Erzbischof von Canterbury in seinem französischen Exil verharrte. Erst im Jahre 1170 bahnte sich in Fréteval in der Touraine zwischen ihm und dem König eine scheinbare Versöhnung an. Jede Seite schien grundsätzlich auf ihre Ansprüche zu verzichten. Der König liess seine Rechte unerwähnt, dem Erzbischof wurde kein Eid abverlangt. Es wurde ihm eine sichere Rückkehr und das uneingeschränkte Recht auf seinen Stuhl versprochen. König und Primas begegneten sich zum letztenmal im Sommer 1170 in Chaumont. «Mein

Herr», sagte Thomas am Ende der Unterredung, «mein Herz sagt mir, dass ich von Euch gehe als einer, den Ihr in Euerem Leben nie mehr wiedersehen werdet.» «Haltet Ihr mich für einen Verräter?» fragte der König. «Dies sei fern von mir, mein Herr», antwortete der Erzbischof; aber er kehrte mit dem Vorsatz nach Canterbury zurück, beim Papst um die uneingeschränkte Macht zur Exkommunikation anzuschreiben und damit seine kirchlichen Streitkräfte in Zucht zu nehmen. «Je mächtiger und wilder der Fürst ist», schrieb er, «einen desto stärkeren Stock und eine desto stärkere Kette braucht man, um ihn zu binden und im Zaum zu halten.» «Ich gehe nach England», sagte er, «ob dem Frieden oder der Vernichtung entgegen, das weiss ich nicht; aber Gott hat bestimmt, welches Schicksal meiner harret.»

Inzwischen hatte Heinrich während Becket's Abwesenheit beschlossen, die friedliche Thronfolge seines Sohnes, des jungen Heinrich, dadurch zu sichern, dass er ihn zu seinen eigenen Lebzeiten krönen liess. Die Zeremonie war durch den Erzbischof von York, dem eine Anzahl weiterer Kleriker assistierten, vollzogen worden. Becket verübelte ihm diese Tat bitter, da er sie als eine Verletzung der geheiligten Rechte seines Stuhls betrachtete. Heinrich glaubte, dass nach dem Übereinkommen von Fréteval das Vergangene vergessen sei. Aber Becket war anderer Ansicht.

Die Begrüssung, die ihn zu Hause nach den Jahren des Exils erwartete, war erstaunlich. In Canterbury empfingen ihn die Mönche wie einen Engel Gottes. «Ich bin gekommen, um unter euch zu sterben», sagte er in seiner Predigt, und weiterhin: «In unserer Kirche gibt es Märtyrer, und Gott wird ihre Zahl bald vergrössern.» Er zog im Triumph durch London und verteilte Almosen unter das ihm flehentlich und begeistert zurufende Volk. Dann begab er sich unverzüglich daran, die Exkommunikation jener Geistlichen, die an der Krönung des jungen Heinrich teilgenommen hatten, nochmals auszusprechen. Diese unglücklichen Priester und Prälaten reisten geschlossen zum König, der sich in der Normandie aufhielt. Sie sprachen nicht nur von einer kirchlichen Herausforderung, sondern von einer regelrechten Revolte und Usurpation. Sie sagten, der Erzbischof sei bereit, «dem jungen König die Krone vom Haupt zu reissen».

Heinrich Plantagenet, der erste seines Geschlechts, nahm diese Nachricht mit seinem ganzen heissblütigen Temperament auf. Sie wurde ihm überbracht, als er sich gerade im Kreise seiner Ritter und Edlen aufhielt. Die Leidenschaft riss ihn hin. «Welche Bande von Narren und Feiglingen», schrie er, «habe ich an

meinem Busen genährt, dass keiner von ihnen mich an diesem aufrührerischen Priester rächen will?» Eine andere Version lautet: «an diesem emporgekommenen Schreiberling». Es wurde sofort ein Rat einberufen, der über Massnahmen zur Wiederherstellung der königlichen Autorität befinden sollte. Im Allgemeinen teilte man den Zorn des Königs, aber andere Überlegungen drängten sich vor. Neben all den Spannungen, die in jener stolzen und wilden Gesellschaft bestanden, konnte das Reich unmöglich noch einen schweren Konflikt zwischen den beiden Welten, die Kirche und Staat verkörperten, aushalten.

Doch inzwischen rollte ein weiteres Drama ab. Vier Ritter hatten die bitteren Worte des Königs vernommen, die er vor einem grossen Kreis ausgesprochen hatte. Sie reisten rasch an die Küste, überquerten den Kanal, verlangten Pferde und ritten nach Canterbury. Am 29. Dezember 1170 fanden sie den Erzbischof in der Kathedrale. Der Schauplatz und die Tragödie sind wohlbekannt. Becket trat ihnen furchtlos und entschlossen entgegen, in kriegerischer Haltung mit Kreuz und Mitra, ein Meister der Schauspielkunst. Nach wildem Wortwechsel fielen sie über ihn her, zerstückelten ihn mit ihren Schwertern und liessen ihn wie Julius Cäsar verbluten, während er aus hundert Wunden nach Vergeltung schrie.

Diese Tragödie wurde dem König zum Verderben. Der Mord an einem der ersten Diener Gottes rührte, wie der Bruch eines Feudaleids, an den Nerv dieser Epoche. Ganz England war von Entsetzen erfüllt. Man erklärte den toten Erzbischof zum Märtyrer; und sofort stellte sich heraus, dass seine Reliquien unheilbare Krankheiten heilten und dass die blossе Berührung der Kleider, die er getragen hatte, kleinere Leiden behob. In der Tat hatte hier ein furchtbares und unsühnbares Verbrechen stattgefunden. Als Heinrich die grauenhafte Nachricht erfuhr, geriet er ausser sich vor Trauer und Angst. Der ganze kunstvolle Gesetzentwurf, den er gegen diese gegnerische Macht ins Rollen hatte bringen wollen, war durch einen grausamen und blutigen Akt zunichte geworden; und obwohl er es sich nie hätte träumen lassen, dass eine solche Tat begangen werden könnte, waren da seine eigenen hitzigen Worte, die er vor so vielen Zeugen ausgesprochen hatte und die ihn zumindest für jenes Zeitalter mit dem Odium des Mordes und, noch schlimmer, der Gotteslästerung belasteten.

Die unmittelbar darauf folgenden Jahre verbrachte er damit, durch eine umfangreiche Zurschaustellung der Busse für seine Schuld das, was er verloren

hatte, zurückzugewinnen. Er unternahm Pilgerfahrten zum Schrein des ermordeten Erzbischofs. Er unterzog sich öffentlichen Bussübungen. An verschiedenen Jahrestagen unterwarf er sich, bis zum Gürtel entblösst und demütig kniend, Geisselungen durch die triumphierenden Mönche. Wir dürfen jedoch annehmen, dass die körperlichen Züchtigungen, die auf den zeitgenössischen Bildern augenscheinlich mit Birkenruten vorgenommen werden, in der Hauptsache symbolischer Natur waren. Mit Hilfe dieses Aufwands von Zerknirschung und Demut arbeitete der König hartnäckig an der Rückgewinnung seiner staatlichen Rechte. 1172 schloss er durch den Kompromiss bei Avranches unter verhältnismässig leichten Bedingungen Frieden mit dem Papsttum. Viele tieferschürfende Historiker sind der Meinung, dass in der Sache, wenn auch nicht in der Form, der König am Ende seines Lebens die Hauptprinzipien der Konstitutionen von Clarendon wiederhergestellt hatte, die völlig im Einklang mit dem stehen, was die englische Nation und jedes andere männliche und vernünftige Volk als ihr Gesetz anerkennen können. Gewiss hat das Papsttum ihn in seinen Schwierigkeiten mit seinen Söhnen unterstützt. Es ist erwiesen, dass die vier Ritter ihr Seelenheil in den heiligen Kriegen gerettet haben. Aber Becket's düsteres Opfer war nicht vergebens gewesen. Bis zur Reformation behielt die Kirche unabhängig von der königlichen Autorität ihr System der geistlichen Gerichtshöfe und das Recht bei, an Rom zu appellieren, zwei der wesentlichen Punkte, in denen Becket dem König getrotzt hatte.

Es ist ein Beweis für den Geist jenes Zeitalters, dass die heftigen Kontroversen, welche die Seelen der Menschen erschütterten, so rigoros und dennoch so gerecht ausgetragen wurden. In neuzeitlichen Streitigkeiten und Revolutionen konnte man in einigen grossen Staaten Bischöfe und Erzbischöfe mit Viehtransporten in Konzentrationslager schicken oder in gutgeheizten, hellerleuchteten Gefängniskorridoren durch Genickschüsse umlegen. Mit welchem Recht erheben wir den Anspruch auf eine höhere Zivilisation als die zu Heinrichs II. Zeiten? Wir sind in eine Barbarei abgesunken, die umso tiefer ist, als moralische Trägheit sie duldet und sie unter dem Deckmantel der Wissenschaft vor sich geht¹.

¹ Geschrieben 1939.

Nach Becketts Tod sollte der König noch achtzehn weitere Jahre leben. In gewisser Hinsicht waren es ruhmreiche Jahre. Ganz Europa bewunderte den Umfang von Heinrichs Gebieten, denen er 1171 noch die Herrschaft über Irland zugefügt hatte. Durch die Heiraten seiner Töchter war er mit dem Normannenkönig von Sizilien, dem König von Kastilien und Heinrich dem Löwen von Sachsen, dem mächtigsten deutschen Fürsten, verschwägert. Durch seine Gesandten reichte sein Einfluss bis in die lombardischen Städte des nördlichen Italien. Sowohl der Kaiser wie der Papst forderten ihn im Namen Christi und des gesamten Europa auf, einen neuen Kreuzzug anzuführen und König von Jerusalem zu werden. In der Tat war Heinrich neben dem Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, Friedrich Barbarossa, der erste Mann des christlichen Abendlandes. Seine Zeitgenossen hatten ihn im Verdacht, dass er die Absicht hegte, das Königreich Italien, ja sogar die kaiserliche Krone für sich zu gewinnen.

Aber Heinrich wusste sehr wohl, dass dieser Glanz persönlichen Ursprungs nichtig und vergänglich war; und ausserdem hatte er schwere familiäre Sorgen. Während dieser Jahre erlebte er nicht weniger als vier Aufstände von Seiten seiner Söhne. Für die drei älteren hatte er prunkvolle Titel geschaffen; Heinrich besass die Normandie, Maine und Anjou; Richard verliet er Aquitanien, und Geoffrey ging nach der Bretagne. Diese Knaben waren echte Sprosse des Angevin-Stammes. Sie trachteten sowohl nach Macht wie nach Titeln und hatten keinen Respekt vor ihrem Vater. Angestachelt von ihrer Mutter, Königin Eleonore, die jetzt, von ihrem Gatten getrennt, in Poitiers lebte, erhoben sie sich zwischen 1173 und 1186 in Revolten der verschiedensten Art. Bei jeder dieser Gelegenheiten konnten sie mit der tatkräftigen Unterstützung des wachsamem Königs von Frankreich rechnen. Heinrich behandelte diese undankbaren Kinder grosszügig, machte sich aber keine Illusionen. Das königliche Schlafzimmer in Westminster war zu dieser Zeit mit Gemälden geschmückt, die auf des Königs Geheiss ausgeführt worden waren. Eines davon stellte vier junge Adler dar, die über den Adlervater herfielen; der vierte sass auf der Schulter des Alten, bereit, ihm die Augen auszuhacken. «Diese vier jungen Adler», soll der König gesagt haben, «sind meine vier Söhne, die mich bis in den Tod verfolgen werden. Der jüngste, den ich heute mit so viel Zärtlichkeit in die Arme schliesse, wird mich am Ende einmal schmerzlicher und gefährlicher verletzen als die anderen.»

Und so geschah es. Johann, für den er sich gemüht hatte, damit er ein Erbe erhielt, das dem seiner Brüder ebenbürtig war, schloss sich der letzten gegen den König gerichteten Verschwörung an. 1188 bekriegte ihn Richard, sein ältester überlebender Sohn, nach dem Tod des jungen Heinrich gemeinsam mit König Philipp von Frankreich. Heinrich, der damals schon schwer krank war, wurde bei Le Mans besiegt und floh in die Normandie. Als er auf der Liste der Verschwörer den Namen seines Sohnes Johann las, dem seltsamerweise immer seine besondere Zuneigung gegolten hatte, gab er den Lebenskampf auf. «Lasst den Dingen ihren Lauf», hauchte er. «Schande, Schande über einen geschlagenen König!» Und mit diesen Worten gab der harte, heftige, brillante und einsame Mann am 6. Juli 1189 zu Chinon seinen Geist auf. Die Frommen lehrte man, dies trostlose Ende als eine weitere Züchtigung Gottes für den Mörder von Thomas Becket anzusehen! Solchermassen ist der bittere Beigeschmack weltlicher Macht, solchermassen die Kehrseite des Ruhms.

KAPITEL V

DAS COMMON LAW

Die Plantagenets waren raue Herren, und das Zeitalter hatte einen grausamen Zug. Es war jedoch eine kraftvolle Grausamkeit, keine dekadente. England hat grössere Soldatenkönige und geschmeidigere Diplomaten besessen als Heinrich II., aber keiner hat unsere Gesetzgebung und unsere Institutionen stärker beeinflusst als er. Seine merkwürdigen Energieausbrüche erschöpften sich nicht in der Politik, im Krieg und auf der Jagd. Wie seine normannischen Vorfahren und seine Söhne besass auch Heinrich II. einen Instinkt für Verwaltung und Rechtswesen, und hier liegen seine Verdienste. Die Namen seiner Schlachten sind mit dem Staub, den sie aufgewirbelt haben, der Vergessenheit anheimgefallen; aber sein Ruhm lebt in der englischen Verfassung und im englischen Common Law weiter.

Dieser grosse König hatte seinen Augenblick glücklich gewählt. Wilhelm I. und Heinrich I. hatten all jene Instrumente nach England gebracht oder sie dort erhalten, mit denen ihr Nachfolger arbeiten sollte. Sie selbst konnten nur allmählich und behutsam vorgehen. Das Land musste sich an seine neuen Herrscher und Gesetze gewöhnen. 1154 jedoch kam Heinrich von Anjou in ein Land, das durch eine fast zwanzig Jahre währende Anarchie für den Zugriff einer starken Hand reif geworden war. Selbst Franzose und Herr über mehr als die Hälfte Frankreichs, brachte er für diese Aufgabe die Vorzüge der Weitsicht, einer grossen Erfahrung und einer Stärke mit, die sich ohne Skrupel auch der List bediente. Die Katastrophen unter Stephan veranlassten Heinrich, nicht nur die Unabhängigkeit der Barone zu beschneiden und verlorenen Boden zurückzugewinnen, sondern noch viel weiter zu gehen. Statt einer Vielzahl von Gutsgerichtshöfen, in denen örtliche Grundherren ein Recht übten, dessen Art und Weise sich nach den örtlichen Gepflogenheiten änderte, plante er ein System königlicher Gerichtshöfe, die ein Recht zur Anwendung bringen sollten, das für ganz England und alle Menschen gleich war.

Diese Politik war nicht ungefährlich. Der König war weise genug, ein direktes Vorgehen zu vermeiden; denn er wusste, genau wie der Eroberer, dass es katastrophale Folgen haben könnte, wenn er an die Heiligkeit der Gewohnheitsrechte rührte. Angesichts dieser Schranke stellte Heinrich schlaue Brauch gegen Brauch und bemäntelte die Erneuerung mit dem geachteten Gewand des Konservatismus. Sorgsam war er darauf bedacht, bestehende Formen zu achten. Sein Plan bestand darin, alte Prinzipien so zu dehnen, dass sie eine neue Bedeutung erhielten. Die Grenzen der traditionellen Rechte des Königs waren in einer ungeschriebenen Verfassung nur ungenau definiert. Dies ermöglichte ein geschicktes Vorgehen. Schon Jahrhunderte vor der Eroberung waren Kirche und König die Feinde der seigneurialen Anarchie gewesen, aber eine rasche Ausweitung der königlichen Rechtsprechung war nie zur Diskussion gestanden. Indem Heinrich sich an die dehnbare sächsische Auffassung des «Friedens des Königs» anlehnte, zog er die Behandlung aller Straffälle an seine Gerichtshöfe. Jeder Mensch hatte seinen eigenen Frieden, den zu brechen eine Straftat war, und je wichtiger der Mensch, desto schwerwiegender der Friedensbruch. Der Friede des Königs war der wichtigste von allen, und wer ihn brach, der sollte vom Gerichtshof des Königs abgeurteilt werden. Aber der Königsfrieden war begrenzt und beschränkte sich oft nur auf Vergehen, die in Gegenwart des Königs oder auf des Königs Strassen oder Grund begangen wurden. Starb der König, so starb mit ihm auch sein Friede, und die Menschen konnten tun, was sie wollten. Langsam und vorsichtig begann Heinrich zu beanspruchen, dass sich der Königsfrieden über ganz England erstreckte und dass Übeltäter, ganz gleich, wo sie diesen Frieden brachen, von des Königs Gerichten verurteilt werden sollten. Zivilfälle zog er dadurch an sich, dass er ein anderes Prinzip erweiterte, nämlich das alte Recht des königlichen Gerichts, Beschwerden in Fällen, wo Recht verweigert wurde, anzuhören und Grundeigentümer zu schützen. Er verkündete sein Vorhaben nicht laut. Die Änderungen, die er traf, wurden allmählich und ohne Gesetzesverkündung eingeführt, so dass sie zuerst kaum bemerkt wurden. Nur sehr selten lässt sich der Zeitpunkt festlegen, zu dem irgendeine Neuerung getroffen wurde. Dennoch hätte beim Tod des Königs ein gescheiter Mensch rückblickend sehen können, wieviel in den fünfunddreißig Jahren, in denen Heinrich II. auf dem englischen Thron sass, geändert worden war.

Wenn aber Heinrich auf dem Gebiet des Rechts eine konservative Pose einnehmen wollte, so musste er sie auch durchhalten. Zwang durfte bei seinem Vorhaben nur selten angewendet werden; das Grundprinzip seiner Taktik musste darin liegen, seine Gerichtshöfe für die Rechtsuchenden anziehend zu machen, nicht aber, deren Fälle zwangsweise dort zu verhandeln. Es bedurfte eines Köders, mit dem er die Prozessführenden in die königlichen Gerichte locken konnte; der König musste ihnen besseres Recht geben, als sie es bei ihren Herren fanden. Deshalb bot Heinrich den Prozessierenden in den königlichen Gerichtshöfen eine verblüffende neue Verhandlungsweise – das Geschworenengericht. *Regale quoddam beneficium* nannte es ein Zeitgenosse – eine königliche Wohltat; und diese Bezeichnung beleuchtete sowohl den Ursprung des Geschworenengerichts wie auch die Rolle, die es im Triumphzug des Common Law spielte. Heinrich erfand das Geschworenengericht nicht, er wies ihm nur eine neue Aufgabe zu. Die Idee des Geschworenengerichts ist der einzige wesentliche Beitrag der Franken zum englischen Rechtssystem; denn sie geht, wenn auch bis zur Eroberung in unserem Lande unbekannt, doch weit in die Karolingerzeit zurück. Ursprünglich war das Geschworenengericht ein königliches Werkzeug, das eine administrative Annehmlichkeit darstellte: Der König hatte das Recht, eine Gruppe von Männern zu beordern, die unter Eid über jegliche Fragen, welche die königlichen Belange betrafen, wahrheitsgemäss aussagen mussten. Mittels dieser frühen Form von Geschworenengerichten hatte Wilhelm der Eroberer die Kronrechte in der grossen Reichsgrundbucherfassung festgelegt. Das Genie Heinrichs II., der in solchem Vorgehen neue Möglichkeiten erkannte, machte ein Instrument, das bislang nur administrativen Zwecken gedient hatte, dem Rechtswesen für immer nutzbar.

Nur der König hatte das Recht, Geschworene einzuberufen. Folglich gewährte Heinrich privaten Gerichtshöfen dieses Recht nicht, sondern beschränkte es auf jene, die das Recht bei den königlichen Richtern suchten. Das war ein scharfsinniger Schachzug. Bis zu diesem Augenblick wurden sowohl Zivil- wie Straffälle durch Eid, Gottesurteil oder Zweikampf entschieden. Der Gerichtshof befahl einem der Streitenden, eine Anzahl Männer zu benennen, welche die Richtigkeit seiner Darlegungen beschworen, und man hoffte, dass Gott sie strafen würde, wenn sie falsch schworen. Oder er verurteilte ihn dazu, unter Aufsicht eines Priesters ein rotglühendes Eisen zu tragen, ein Stück Brot zu essen

oder in ein Wasserloch geworfen zu werden. Wenn das Eisen ihn nicht versengte, das Brot ihm nicht im Hals steckenblieb oder er nicht untersank, dann nahm man an, die göttliche Vorsehung habe ein sichtbares Zeichen gesandt, welches die Unschuld des Opfers bewies. Das Duell oder die Kampfprobe war eine normannische Neuerung, die auf der modernen Theorie basierte, dass der Schlachtengott dem Arm des Gerechten Kraft verlieh; sie war früher bei der Schlichtung von Grundstreitigkeiten sehr beliebt. Klöster und andere Grossgrundbesitzer wahrten jedoch die Vorsicht, dem Allmächtigen durch berufsmässige Turnierkämpfer, die sie zum Schutz ihres Landes und ihrer Rechte engagierten, beizustehen. All diese Gepflogenheiten liessen wenig Raum für juristische Auseinandersetzungen. In einem rationaleren Zeitalter begannen die Menschen solchen Narrenposen zu misstrauen. Und in der Tat weigerte sich die Kirche im gleichen Jahr, in dem die Magna Charta unterzeichnet wurde, das Gottesurteil zu sanktionieren. So wurde das Geschworenengericht rasch beliebt. Aber die alten Prozeduren hielten sich lange. Wenn ein Angeklagter es vorzog, seinen Fall Gott vorzutragen, dann konnte kein Mensch ihm das verwehren, und so wurde das Gottesurteil nicht sofort abgeschafft. Eine spätere Epoche sollte daher die Greuel der *peine forte et dure* kennenlernen – man zwang den Angeklagten durch die Folter, sich einem Geschworenengericht zu stellen. Im Lauf der Zeit wurde diese Prozedur beseitigt; aber noch im Jahr 1818 verblüffte ein Prozessführender die Richter dadurch, dass er um die Kampfprobe bat und somit das Parlament zwang, dieses altertümliche Verfahren aus der Welt zu schaffen.

Das Geschworenengericht Heinrichs II. war nicht das Geschworenengericht, das wir kennen. Es gab zwar verschiedene Formen, aber sie alle besaßen die eine wesentliche Unterscheidung: die Geschworenen waren sowohl Zeugen wie Richter der Tat. Man wählte brave und ehrenwerte Männer, damals noch nicht wegen ihrer Unparteilichkeit, sondern weil man annahm, dass sie die Wahrheit am besten kannten. Das moderne Geschworenengericht, das den Fall erst in der Gerichtsverhandlung kennenlernt, kam erst viel später auf. Diese Entwicklung lässt sich nicht genau verfolgen. Die von weither nach Westminster befohlenen Geschworenen kamen vielleicht nur widerwillig. Der Weg war lang, die Strassen waren unsicher, und manchmal kamen nur drei oder vier an. Das Gericht konnte nicht warten. Eine Vertagung wäre zu kostspielig gewesen. Um Auf-

schub und Unkosten zu vermeiden, kamen die Parteien vielleicht überein, sich mit einem Geschworenengericht aus dem Publikum, dem *de circumstantibus*, zu behelfen. Die paar Geschworenen, welche die Wahrheit kannten, erzählten ihre Geschichte vor dem Publikum, und dann sprach die ganze Versammlung ihr Urteil. Mit der Zeit hörten die Geschworenen, die Einblick in die Geschehnisse hatten, überhaupt auf, Geschworene zu sein, und wurden Zeugen, die ihre Aussagen während einer öffentlichen Verhandlung vor einem ausschliesslich aus Zuhörern zusammengesetzten Geschworenengericht machten. Dieser Art oder ähnlich dürfen wir uns die Entwicklung vorstellen. Sehr allmählich, mit der Entwicklung der Beweisaufnahme, vollzog sich die Änderung. Im 15. Jahrhundert war sie ziemlich weit fortgeschritten. Dennoch hielt sich die alte Vorstellung zäh, und sogar unter den Tudorkönigen konnten Geschworene noch wegen Meineids angeklagt werden, wenn sie ein falsches Urteil sprachen.

Das Geschworenenwesen ist zum Ausdruck all dessen geworden, was wir unter englischem Recht verstehen; denn solange ein Fall durch zwölf ehrbare Männer untersucht wird, sind sowohl Kläger wie Angeklagter vor willkürlicher Rechtsverdrehung sicher. Das unterscheidet das Recht, das in englischen Gerichtshöfen angewandt wird, von kontinentalen Rechtssystemen, die sich auf das römische Recht gründen. Auf diese Weise wurde innerhalb des gewaltigen Zentralisierungsprozesses das alte Prinzip gewahrt – und dauert fort bis zum heutigen Tag –, dass das Recht vom Volk gesprochen und nicht vom König dekretiert wird.

Diese Methoden führten zu einer guten Rechtsprechung. Die Geschworenengerichte wurden populär. Berufsrichter ohne örtlich bedingte Vorurteile, deren Ansicht über der des parteiischen oder unwissenden Herrn oder dessen Verwalter stand und die mit der königlichen Vollmacht, Geschworene einzuberufen, ausgestattet waren, kamen zu rascheren Entscheidungen und besaßen eine grössere Macht, sie durchzusetzen. Heinrich musste aus dem Nichts nahezu ein vollkommen neues königliches Gerichtswesen aufbauen, das in der Lage war, einen gewaltigen neuen Aufgabenkreis zu bewältigen. Das Instrument, dessen er sich hierzu bediente, war der königliche Rat, jenes Organ, welches bereits alle nur möglichen Regierungsgeschäfte regelmässig ausführte. Er sollte zum Vorfahren sowohl des Kanzleigerichts wie des Schatzamts, des Parlaments, der Common-Law-Gerichtshöfe und jener «Gerichtshöfe der Prärogative» werden,

auf die sich die Tudors und die Stuarts stützten. Zu Beginn der Regierungszeit Heinrichs II. befasste er sich fast ausschliesslich mit jeder Art von Verwaltungsaufgaben.

Was die Rechtsprechung anbetraf, so nahm das Finanzgericht, das Fälle behandelte, welche die königlichen Einkünfte betrafen, allmählich Gestalt an. Aber in der Hauptsache war der Rat in jener Hinsicht kaum mehr als des Königs feudaler Gerichtshof, in dem er wie jeder andere Herr Recht über seine Vasallen sprach. Unter Heinrich II. sollte sich das alles ändern. Die Aufgaben der königlichen Richter wurden immer mehr spezialisiert. Während der Regierung seiner Söhne begann sich der Rat in zwei grosse Gerichtshöfe zu teilen, in *the King's Bench*, den höchsten Gerichtshof des gemeinen Rechts, und in *the Common Pleas*, den Hauptzivilgerichtshof. Erst ein Jahrhundert später sollten sie sich endgültig trennen. Dann bildeten sie zusammen mit dem Finanzgericht bis ins 19. Jahrhundert das Rückgrat des Common Law-Systems. Zusätzlich ernannte man von Zeit zu Zeit wandernde Richter – Richter «auf Rundreise» –, die alle möglichen Verhöre in den Grafschaften anstellen mussten, deren Gerichtshöfe dadurch in die königliche Gerichtsbarkeit einbezogen wurden.

Aber dies alles war nur ein Anfang. Heinrich musste auch eine Möglichkeit schaffen, durch die der Prozessführende, der eine königliche Gerichtsbarkeit wünschte, seinen Fall vom Gericht seines Herrn an das königliche Gericht übertragen konnte. Dazu benutzte Heinrich die königlichen schriftlichen Erlasse. Die Rechte der Barone mussten um jeden Preis der Form nach geachtet werden; indem man aber die überlieferten Rechte der Krone ein wenig erweiterte, war es möglich, bestimmte Arten von Fällen in das Bereich des Königs fallen zu lassen. Auf dieser Basis entwickelte Heinrich eine Anzahl fester Formeln, die schriftlichen Erlasse, deren jeder für einen bestimmten Fall Gültigkeit besass. Und jeder, der durch irgendeine Wendung seinen persönlichen Fall dem Wortlaut eines dieser königlichen Erlasse anpassen konnte, war auch in der Lage, des Königs Gerichtsbarkeit für sich zu beanspruchen. Der Wortlaut der Erlasse war unanfechtbar, aber zu jener Zeit war es noch möglich, neue Erlasse herauszugeben. Etwa achtzig Jahre lang nahm ihre Zahl immerfort zu, und jede neue Formulierung war auch ein neuer Schlag gegen die feudalen Gerichtshöfe. Erst durch die Montforts Revolte gegen den dritten Heinrich im 13. Jahrhundert wurde der Vermehrung der schriftlichen Erlasse Einhalt geboten und ihre Anzahl

auf etwas weniger als 200 festgesetzt. Dieses System währte sodann 600 Jahre lang. Wie immer sich auch die Zeiten wandeln mochten – die Gesellschaft hatte sich diesem festgefühten Rahmen anzupassen. Es war nicht zu vermeiden, dass das englische Recht in der Folge durch überalterte Begriffe und rechtliche Fiktionen belastet wurde. Der ganze Ablauf eines Falles konnte von dem Erlass abhängen, auf Grund dessen er begonnen hatte; denn jeder Erlass hatte seine besondere Prozedur, seine eigene Prozessordnung und seine eigenen Rechtsmittel. Auf diese Weise lebte der Geist des sächsischen Formalismus weiter. Heinrich II. hatte die primitiven Methoden der früheren Gerichte nur dadurch beseitigen können, dass er dem Recht eine Verfahrensart beigab, die nicht weniger starr werden sollte. Dennoch verlieh das System der Erlasse, so schwerfällig es auch war, dem englischen Recht einen konservativen Geist, der sich von jener Zeit an in ungebrochener Folge bewahrt und behauptet hat.

Es ist eine Maxime des englischen Rechts, dass das legale Denken mit der Thronbesteigung Richards I. im Jahr 1189 beginnt. Aus technischen Gründen wurde dieses Datum durch ein Statut Eduards I. festgelegt. Es hätte kaum passender gewählt werden können; denn mit dem Ende der Regierungszeit Heinrichs II. befinden wir uns an der Schwelle einer neuen Epoche in der Geschichte des englischen Rechts. Mit der Einführung eines Systems königlicher Gerichte, die dem ganzen Land das gleiche Recht gaben, wurde die alte Verschiedenheit der örtlichen Rechtsprechung rasch beseitigt, und an deren Stelle trat ein Recht, das dem ganzen Land und allen Menschen gemein war. Ein moderner Rechtsgelehrter, der in das England von Heinrichs Vorgängern versetzt würde, befände sich in einer fremden Umgebung; in dem System, das Heinrich seinem Sohn hinterliess, würde er sich beinahe zu Hause fühlen. Daran können wir die Leistung dieses grossen Königs ermessen. Er hat die Fundamente des englischen Common Law gelegt, auf denen die nachfolgenden Generationen weiter aufbauen sollten. Das Muster sollte sich ändern, aber die Hauptumrisse blieben unverrückbar.

In jenen schicksalsvollen und grundlegenden Jahren begannen die englischsprechenden Völker, Methoden der Prozessordnung festzulegen, die im Wesentlichen bis heute erhalten geblieben sind. Ein Mensch kann nur eines zivilen

oder strafrechtlichen Vergehens oder Verbrechens angeklagt werden, das im Gesetz formuliert und dem Gesetz bekannt ist. Der Richter ist ein Schiedsrichter. Er richtet nach dem Beweis, den die Parteien zu erbringen versuchen. Zeugen müssen öffentlich und unter Eid aussagen. Sie werden nicht vom Gerichtshof oder vom Richter, sondern von den Prozessführenden selbst oder deren rechtlich ermächtigten und privat verpflichteten Vertretern befragt und ins Kreuzverhör genommen. Die Wahrheit ihrer Aussagen wird nicht vom Gericht, sondern von den zwölf braven und ehrenwerten Männern gewogen. Und erst wenn diese Geschworenen den Sachverhalt geklärt haben, ist das Gericht oder der Richter ermächtigt, ein Urteil, eine Strafe oder eine Busse entsprechend dem Gesetz auszusprechen. Dies alles scheint auf der Hand zu liegen, ja sogar banal zu sein, solange man das andere System ausser Acht lässt, das immer noch in einem grossen Teil der Welt herrscht. Unter dem römischen Recht und den davon abgeleiteten Rechtssystemen ist ein Gerichtsverfahren in jenen unruhigen Jahrhunderten, ja in manchen Ländern noch heute, oft eine Inquisition. Der Richter oder das Gericht stellen ihre eigenen Untersuchungen hinsichtlich des zivilen Vergehens oder des öffentlichen Verbrechens an, und derartige Untersuchungen finden weitgehend ohne Kontrolle statt. Der Verdächtige kann unter Ausschluss der Öffentlichkeit verhört werden. Er muss alle an ihn gestellten Fragen beantworten. Sein Anspruch auf einen Rechtsbeistand ist begrenzt. Die gegnerischen Zeugen können geheim und in seiner Abwesenheit gegen ihn aussagen. Und erst wenn diese Vorgänge abgeschlossen sind, wird die Anklage oder Beschuldigung formuliert und veröffentlicht. Dadurch kommt es häufig zu geheimer Einschüchterung, erzwungenen Geständnissen, Folterung und erpressten Schuldbekennnissen. Diese düsteren Gefahren hat das englische Common Law vor mehr als sechshundert Jahren beseitigt. Bis zum Tode Eduards I., Heinrichs II. Urenkel, hatten die englische Straf- und Zivilprozessordnung eine Form und Tradition angenommen, die in grossen Zügen noch heute die englischsprechenden Völker beherrschen. Ob es sich um die Weideländer des Mittelwestens, die Ölfelder Kaliforniens, die Schafpferche und Goldminen Australiens oder die territorialen Rechte der Maori handelte – die Regeln, nach denen bei all diesen Ansprüchen und Streitigkeiten verfahren wurde, entsprechen zumindest in der Theorie der Gesetzgebung und der Rechtsprechung, die das englische Common Law entwickelt hat.

Dies beschränkt sich nicht nur auf die Art der Verfahrensordnung. Das Recht, das auf so viele verschiedenartige Probleme angewandt wurde – manche vertraut, andere neuartig – war im Wesentlichen das Common Law Englands. Die Gesetze, die sich auf Mord, Diebstahl, Landbesitz und die persönliche Freiheit beziehen, wurden alle mit so viel anderem in die Neue Welt gebracht und sind, obwohl oft den Verhältnissen und dem Charakter der Jahrhunderte entsprechend abgeändert, in ungebrochener Folge die Nachkömmlinge jenes Rechts, welches das Leben und das Wohl der Engländer des 12. Jahrhunderts regelte.

Das meiste davon war damals nicht schriftlich niedergelegt, und das ist vieles in England auch heute noch nicht. Das schriftlich niedergelegte Recht zum Beispiel enthält heute noch keine Tatbestandsdefinition des Mordverbrechens; diese stützte sich auf das ungeschriebene Gesetz des Landes, wie es von den Einwohnern verstanden und von den Richtern interpretiert, entwickelt und angewandt wurde. Rechtsgelehrte könnten es nur durch das Studium von Protokollen und Akten alter Entscheidungen festlegen. Dafür hatten sie schon in jenem frühen Zeitalter ihre eigenen Vorkehrungen getroffen. Ein Jahrhundert nach Heinrichs Tod begannen sie sich in London zu Berufsgemeinschaften zusammenzuschliessen, in die *Inns of Court*, die halb Colleges, halb Rechtsschulen waren. Diese hatten vorwiegend weltlichen Charakter; denn die Anwesenheit von Klerikern, die in den Gesetzen Roms und im kanonischen Recht der römischen Kirche bewandert waren, wurde nicht gerne gesehen. In den *Inns of Court* legte man die jährlichen Rechtsprotokolle oder «Jahrbücher» an, wie sie später hiessen, deren Gültigkeit von den Richtern anerkannt wurde und die in fast ununterbrochener Folge nahezu Jahrhunderte hindurch fortgeführt wurden. In dieser ganzen Zeit versuchte jedoch nur ein Mann, eine allgemeine und verständliche Festlegung des englischen Common Law vorzunehmen. Um 1250 brachte ein Schwurgerichtsrichter namens Henry von Bracton ein fast neunhundert Seiten starkes Buch unter dem Titel «A Tract on the Laws and Customs of England» [Traktat über das geschriebene und ungeschriebene englische Recht] heraus. Mehrere Jahrhunderte hindurch sollte es einzig dastehen. Aber Bractons Unterfangen wurde zum Vorbild, das man seither in der ganzen englischsprechenden Welt befolgt, nicht so sehr bei der Festlegung des Common Law als vielmehr bei seiner Erläuterung und Kommentierung. So wurde es zu

einer grossen Hilfe für die Rechtsgelehrten und Richter, die es später weiterführten und ausbauten. Digesten und Codes, wie sie seitens eines omnipotenten Staates in der römischen Manier einem unmündigen Volk vorgeschrieben werden, waren dem Geist und der Tradition Englands fremd. In den Gewohnheitsrechten des Landes war das Recht schon vorhanden, und es ergab sich lediglich die Frage, es durch fleissiges Studium und durch den Vergleich mit aktenkundigen Entscheidungen in früheren Fällen herauszufinden und es auf den jeweiligen Streitfall anzu wenden. Im Laufe der Jahrhunderte wandelte sich das Common Law. Rechtsgelehrte zu Heinrichs II. Zeiten lasen aus den Darlegungen ihrer Vorgänger des 10. Jahrhunderts Meinungen und Grundsätze heraus, die ihre Verfasser niemals im Sinn gehabt hatten, und wandten sie auf die neuen Bedingungen und Probleme ihrer Zeit an. Man zerbrach sich nicht den Kopf, sondern nahm den Präzedenzfall her. Konnte man einem Richter beweisen, dass ein Gewohnheitsrecht oder etwas Ähnliches anerkannt und in einem früheren und ähnlich gelagerten Fall angewandt worden war, so war er, wenn es mit seinem eigenen Rechtsgefühl und mit dem der Gemeinde übereinstimmte, umso eher bereit, ihm in dem ihm vorliegenden Falle zu folgen. Dieses allmähliche, aber beständige Wachsen dessen, was man volkstümlich «Case Law» nennt, führte schliesslich zu genau den gleichen Freiheiten und Rechten für das Individuum, wie sie in anderen Ländern schriftlich niedergelegt wurden, wie etwa in der Erklärung der Menschenrechte und den umfassenden und ergänzenden Bestimmungen der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und den verfassungsmässigen Garantien der bürgerlichen Rechte. Aber die englische Justiz ging sehr vorsichtig vor. Selbst die Verfasser der Magna Charta versuchten nicht, neues Recht festzusetzen oder irgendwelche grossen allgemeinen Grundsätze zu verkünden. Das kam daher, dass der Souverän wie das Volk praktisch an das Common Law gebunden waren. Und die Freiheiten der Engländer beruhten nicht auf irgendeinem Staatsakt, sondern auf seit unvordenklichen Zeiten langsam gewachsenem Brauch, der von Geschworenengerichten aus freien Männern erklärt wurde, die ihre Urteile Fall für Fall in öffentlichen Gerichtsverfahren sprachen.

KAPITEL VI

RICHARD LÖWENHERZ

Das in Jerusalem nach dem ersten Kreuzzug gegründete christliche Königreich hatte ein Jahrhundert lang unter dem Schutz der Ritterorden der Johanniter und der Templer seine gefährdete Stellung gehalten. Die Fortdauer seiner Existenz verdankte es in der Hauptsache der Uneinigkeit, die in den benachbarten mohammedanischen Ländern herrschte. Aber schliesslich einigte ein grosser nationaler Führer der Türken oder Sarazenen die mohammedanischen Mächte. 1169 wurde Saladin der Wesir von Ägypten. Kurz darauf liess er sich zum Sultan proklamieren. Seiner Herkunft nach war er ein Kurde, kulturell aber ein Damaszener. Seine Macht erstreckte sich bald bis nach Syrien und legte einen Ring um die Fürstentümer der Kreuzritter an der levantinischen Küste. 1174 eroberte er Damaskus und 1183 Aleppo. Die christliche Gemeinde in Jerusalem und ihr König, Guido von Lusignan, boten aus Angst vor der immer näherkommenden Gefahr die Krone Jerusalems zuerst Philipp von Frankreich, dann Heinrich II. an, und ihre Hilferufe liessen das ganze Abendland aufhorchen. Aber die Streitereien der abendländischen Fürsten machten rechtzeitige wirksame Massnahmen unmöglich. 1186 rief Saladin seinerseits zu einem Heiligen Krieg auf. Er versprach seinen kriegerischen Horden Beute und Abenteuer im Diesseits und ewige Seligkeit im Jenseits und marschierte auf Jerusalem los. Die christliche Besatzungsarmee, die in einer Stärke von etwa 10'000 Mann gegen ihn Aufstellung nahm, erlag bei Hattin der ausgedorrten Wüste und der zahlenmässigen Übermacht der Feinde. Der König, der Grossmeister der Tempelritter und viele der Edelsten wurden gefangengenommen. Im Oktober 1187 ergab sich Jerusalem, und daraufhin fiel ganz Palästina und Syrien mit Ausnahme von Tyrus, Antiochia und Tripolis wieder in die Hände der Mohammedaner.

Das Entsetzen über diese Geschehnisse fand überall in Europa seinen Widerhall. Der Papst teilte die allgemeine Panik des christlichen Abendlandes. Seine

Gesandten reisten von Hof zu Hof und forderten zum Frieden unter den Christen und zum Krieg gegen die Ungläubigen auf. Die Souveräne der drei grössten abendländischen Nationen folgten diesem Ruf, und eine gewaltige Bewegung rüttelte die Ritterschaft Englands, Frankreichs und Deutschlands auf. Man zeigte Bilder vom Heiligen Grab, vor dem die Pferde der sarazenischen Reitertruppen defilierten. Nicht nur die Oberschicht, sondern in gewissem Ausmass auch die anderen Klassen waren zutiefst berührt. Wie die Literatur jener Zeit beweist, verliessen viele der jungen Kreuzfahrer nicht ohne Bedauern ihr Heim und ihre Lieben und begaben sich auf die Reise in die Gefahren der Ferne und Fremde. Die Anziehungskraft des Krieges und des Abenteuers vermischte sich mit einem tiefempfundenen Gefühl für Opfer und Mystik und taucht jene Epoche und ihre Ziele in das reizvolle Licht echter Romantik. Der Reichstag von Mainz «vereidigte den Auszug» ins Heilige Land. Die Könige von Frankreich und England beschlossen einen gemeinsamen Kreuzzug durchzuführen, ohne deshalb jedoch von ihrer bestehenden Fehde abzulassen. Zu dem religiösen Nimbus kam noch der Ansporn der Steuereinnehmer. Alle, die nicht am Kreuzzug teilnahmen, mussten den «Saladin-Zehnten» entrichten. Andererseits wurde allen Kreuzfahrern die Steuer erlassen und ihre Schulden wurden gestundet. Die mächtigsten Heere, die je in den Osten entsandt worden waren, wurden nun aufgestellt. Deutschland versammelte ein gewaltiges Aufgebot um die Standarte Friedrich Barbarossas. Eine skandinavische Flotte trug 12'000 Norweger durch die Strasse von Gibraltar. So brach das bewaffnete Europa über Asien herein. Inzwischen belagerte der erste der Helfer, Konrad von Montferrat, der von Konstantinopel herbeigeeilt war und Tyrus gerettet hatte, bereits Akkon.

Inmitten dieser gewaltigen Erhebungen starb Heinrich II. in Leid und Elend. Er hatte es unterlassen, seinen Nachfolger selbst zu bestimmen, und somit ging die Krone folgerichtig an Richard. Der neue König bekundete nur wenig Kummer über den Tod seines Vaters, gegen den er gekämpft hatte. Er kniete kaum länger als ein Vaterunser lang an der Bahre und begab sich dann unverzüglich an seine Regierungsgeschäfte. Trotz solcher rauhen Charaktereigenschaften bewies er eine Grosszügigkeit, die ihm in den Augen der Menschen über seinen militärischen Ruhm hinaus Glanz verliehen hat. Zu Beginn seiner Regierung gab er ein überragendes Beispiel. Während seines Aufstands gegen seinen Va-

ter hatte er bei Le Mans in der vordersten Reihe der Kavallerie, ohne auch nur eine Rüstung zu tragen, dem Trupp Heinrichs II. hart zugesetzt. In der Nachhut der geschlagenen Armee befand sich Heinrichs getreuer Kämpfer Wilhelm der Marschall. Er stellte Richard, der ihm in dieser Situation ausgeliefert war. «Verschont mich!» schrie Richard in seiner Not; da richtete der Marschall seine Lanze gegen das Pferd des Prinzen, tötete es und sprach verächtlich: «Idi werde Euch nicht töten. Euch mag der Teufel holen.» Dies war eine Demütigung und eine Beleidigung, schlimmer als der Tod. Der Marschall und seine Freunde erwarteten daher nicht ohne Sorge, welche Behandlung ihnen von dem Herrscher, auf den sie nun ihre Treue übertragen mussten, zuteil werden würde. Aber König Richard stand sofort über der Vergangenheit. Er sprach mit Würde und Gelassenheit von dem bitteren, grimmigen Zwischenfall, der noch so frisch und schmerzlich in seiner Erinnerung brannte. Er bestätigte den treuen Diener seines Vaters in all seinen Ämtern und Würden und entsandte ihn nach England, damit er dort in seinem Namen handle. Er vermählte ihm die reiche Kronerbin von Pembroke, und mit einem Schlag wurde der Marschall zu einem der mächtigsten englischen Barone. Man bemerkte in der Tat, dass Richards Gunst auch jenen galt, die sich auf der Seite seines Vaters gegen ihn gestellt hatten, sogar zum Schaden derer, die seine eigenen Mitrebellen gewesen waren.

Richard ist mit allen seinen Tugenden und Fehlern, die sich zu einem heroischen Gesamtbild runden, eine der faszinierendsten Gestalten des Mittelalters. Man hat ihn das Geschöpf und die Verkörperung des ritterlichen Zeitalters genannt. Zu jener Zeit wurde der Löwe als Wappentier sehr bewundert, und mehr als ein König trachtete danach, mit ihm verglichen zu werden. Als Richards Zeitgenossen ihn «Coeur de Lion» nannten, setzten sie dem König der Tiere ein ewiges Denkmal. Das englische Volk verdankt ihm wenig und musste für seine Abenteuer schwer bezahlen. Während seiner zehnjährigen Regierungszeit war er nur zweimal für wenige Monate in England; dennoch hat die Erinnerung an ihn die Herzen der Engländer stets bewegt, und Jahrhunderte hindurch scheint er das Vorbild eines Kriegers gewesen zu sein. Richard glänzte sowohl in allen kühnen Unternehmungen wie auch in grosszügigen Kriegsvorhaben. Er war hochgewachsen und schlank, geschmeidig und muskulös und von grosser

Waffengewandtheit. Er liebte persönliche Fehden und hegte keinen Groll gegen seine Widersacher, in denen er die für seinen Ruhm notwendigen Gegenspieler sah. Er liebte den Krieg, weniger um des Ruhmes oder um politischer Ziele willen, sondern so, wie andere Männer die Wissenschaft oder die Poesie lieben, wegen der Aufregung des Kampfes und wegen des Siegesrausches. Diese Einstellung bestimmte sein ganzes Temperament; und im Verein mit den höchsten Qualitäten des militärischen Befehlshabers beanspruchte sie alle Kräfte seines Geistes und seines Körpers.

Obwohl vollblütig und gewalttätig, war Richard doch zu ungestüm, um hinterhältig oder von Grund auf grausam zu sein. Er war ebenso rasch bereit, zu vergeben wie zu verletzen; er war grossmütig und freigebig bis zum Überschwang; im Krieg unsichtig im Planen und geschickt in der Ausführung. In politischen Dingen war er wie ein Kind, dem Fingerspitzengefühl und Erfahrung fehlt. Seine politischen Bündnisse basierten auf seinen Vorlieben und Abneigungen; sein politisches Planen besass weder Einheit noch Klarheit der Absicht. Die Vorteile, die ihm sein militärisches Genie errang, wurden durch seine diplomatische Unfähigkeit zunichte gemacht. Als er auf der Reise nach Osten Messina allein durch die Gewalt seiner Waffen gewann, liess er sich müheelos überreden, es mit seinem aalglatten, treulosen Verbündeten Philipp Augustus zu teilen. So vergab er eine Frucht des Sieges, die in weiseren Händen des französischen Königs schlaue Intrigen wohl hätte vereiteln können. Das reiche und leicht zu haltende Cypern gab er noch leichter wieder hin, als er es errungen hatte. Sein Leben war eine einzige glanzvolle Parade, an deren Ende nur ein leeres Feld zurückblieb.

Der König war Feuer und Flamme für den neuen Kreuzzug. Das war eine Aufgabe, die für ihn gemacht schien. Sie appellierte an seine ganze Natur. Das Heilige Land von der Verseuchung durch die Ungläubigen zu retten, als König an der Spitze ritterlicher Schwadronen für eine Sache, die sowohl ruhmreich für die Menschen wie insbesondere gottgefällig war, schien ihm eine höchst befriedigende Vorstellung. Die Engländer hätten es gern gesehen, wenn sich ihr König um ihre Angelegenheiten gekümmert, ihnen Friede und Ordnung geschenkt, ihren wachsenden Wohlstand erweitert und im ganzen Land Recht gesprochen hätte. Aber sie begriffen, dass der Kreuzzug ein grosses und geheiligtes Unternehmen war, und die Kirche lehrte sie, dass er ihnen auf unsichtbare Weise Segen bringen werde.

Richard wurde mit besonderem Pomp gekrönt, in einer Zeremonie, die die ältesten Formen und Überlieferungen der Inselmonarchie noch überbot und die im Wesentlichen noch heute eingehalten wird. Danach versteigerte der König um des Heiligen Grabes willen buchstäblich sein Reich. Für seinen Feldzug im fernen Palästina musste er um jeden Preis Geld aufbringen. Er verkaufte und verschacherte jedes Amt im Staate, er stellte neue und übertrieben hohe Steuerforderungen. Er verlangte «Lehnsdienstgeld» und führte später die «Carucage» wieder ein, eine Steuererhebung für je hundert Morgen Land. So füllte er seine Schatztruhe für den Heiligen Krieg.

Unter der Oberaufsicht des einzig vertrauenswürdigen Mitgliedes seiner Familie, seiner Mutter, der alten Königin Eleonore von Aquitanien, vertraute er die Regierung zwei Justitiaren an, William Longchamp, dem Bischof von Ely, und Hugh de Puiset, dem Bischof von Durham. Dann zog er im Sommer 1190 in den Krieg. Er hatte Philipp von Frankreich versprochen, dessen Schwester Alice zu heiraten, der man ausser ihrer Schönheit nicht allzuviel Gutes nachsagte. Philipp behauptete, Richard habe versucht, sie zu verführen, und die beiden Monarchen waren nicht gut aufeinander zu sprechen. Wie immer dem auch gewesen sein mag – nachdem Richard durch Frankreich marschiert und nach Sizilien abgesegelt war, wo er sein Winterlager aufschlug, brachte ihm seine Mutter dorthin Berengaria, die Tochter des Königs von Navarra, die er gekannt und bewundert hatte und die zu heiraten er nun beschloss. Es passte zu «Löwenherz», dass er aus Liebe und nicht aus politischen Gründen heiratete, aber die Zurückweisung Alices verhinderte eine Bindung zwischen den Königen von Frankreich und England, die für ihre Kameradschaft während des Kreuzzuges von wesentlicher Bedeutung gewesen wäre. Die Entschädigung von 10'000 Mark war nur ein unzulängliches Pflaster auf Philipps Wunde. So leicht konnten die Streitigkeiten zwischen England und Frankreich nicht beseitigt werden, und Eifersüchteleien und Hader trübten den Winteraufenthalt der beiden Verbündeten in Sizilien.

Inzwischen hatte Friedrich Barbarossa im Mai 1189 seine deutschen Truppen von Regensburg durch Ungarn nach Konstantinopel geführt. Sobald er an die Grenzen des Byzantinischen Reiches gelangt war, begannen die Schwierigkeiten. Die Nachfolger Konstantins herrschten noch immer über ein ausgedehntes Reich auf dem europäischen Balkan und in Kleinasien. Der Kaiser Isaak II. hatte sich zu jener Zeit mit Saladin verbündet, und nur unter Androhung eines

Kreuzzuges gegen die griechischen Schismatiker erreichten die Deutschen, dass man ihnen Ende März 1190 freies Geleit über den Bosphorus zur asiatischen Küste gewährte. Barbarossa marschierte durch Kleinasien und erreichte Kilikien. Hier erkrankte dieser Veteran des zweiten, vierzig Jahre zurückliegenden Kreuzzugs im Kallykadnus, entweder weil sein Pferd in der Furt ausglitt oder weil er die Unvorsichtigkeit begangen hatte, nach dem Essen zu baden. Ein Teil seiner Truppen kehrte wieder um, viele starben in Antiochia an der Pest, und kaum tausend Mann seiner grossen Armee, der Blüte Deutschlands, erreichten unter Führung seines Sohnes im Oktober 1190 das Lager der Kreuzfahrer vor Akkon. Aber sie hielten ihre Verabredung ein. Die anglo-französischen Armeen verliessen Sizilien erst im Frühjahr 1191. Philipp segelte direkt nach Akkon, Richard machte in Cypern halt. Er stritt sich mit dem dortigen griechischen Herrscher, behauptete, man habe seine Braut beleidigt, eroberte die Insel und heiratete dort Berengaria. Erst am 8. Juni 1191 kam er mit einem mächtigen Heer in Akkon an.

Der Glanz der Ritterlichkeit vergoldet die Geschichte des dritten Kreuzzuges. Die dem Untergang geweihte Festung Saladins wurde nun von allen grossen Fürsten Europas umzingelt, die einander an Kühnheit und Ehrgeiz überboten. Die Heiligkeit ihrer Sache war kein Hindernis für ihre Streitigkeiten und Intrigen. König Richard beherrschte die Szene. Wenn er auch stets an den gefährlichsten Stellen kämpfte und die mächtigsten Feinde schlug, so verhandelte er doch während der ganzen Zeit mit Saladin. Tatsächlich wurde fast ein Übereinkommen erzielt. Um seine Garnisonen zu retten, erbot sich Saladin, seine christlichen Gefangenen auszuliefern, eine hohe Entschädigungssumme zu zahlen und das Kreuz herauszugeben, das er in Jerusalem erbeutet und an dem – obwohl dies nach zwölfhundert Jahren nicht mit Gewissheit zu sagen war – Christus gelitten hatte. Aber die Verhandlungen zerschlugen sich, und in seiner Wut massakrierte Richard kaltblütig die zweitausend türkischen Geiseln, die man ihm zum Unterpfand gegeben hatte. Fünf Wochen nach seiner Ankunft hatte er die zweijährige Belagerung erfolgreich beendet.

Als Akkon fiel, war König Richards Kriegeruhm und auch sein Geschick als Heerführer das Gespräch aller Völker. Aber die Streitigkeiten der Verbündeten hemmten den Feldzug. Guido von Lusignan, der verbannte König von Jerusalem, zankte sich mit Konrad von Montferrat um die Krone. Richard ergriff die

Partei des einen, Philipp die des anderen. Man einigte sich auf einen Kompromiss, aber sofort darauf eilte der französische König nach Hause zurück, um seine Ziele in Flandern weiterzuverfolgen und mit Johann gegen den abwesenden König von England zu intrigieren. Auch Herzog Leopold von Österreich, den Richard persönlich beleidigt hatte, trat die Heimreise an. Unter diesen Umständen erreichte das Kreuzfahrerheer, das Richard so geschickt befehligt hatte, trotz des Sieges von Arsuf, bei dem viele tausend Ungläubige niedergemacht wurden, lediglich eine Anhöhe, von der aus in der Ferne die Heilige Stadt zu erblicken war. Der König bedeckte die Augen, da er den Anblick der Stadt, die zu betreten ihm verwehrt war, nicht ertragen konnte. Im folgenden Jahr, 1192, eroberte er Jaffa. Wiederum belohnte nur ein ferner Blick auf Jerusalem die Mühen der Kreuzfahrer, und wiederum mussten sie unverrichteter Sache abziehen.

Aber jetzt waren die Nachrichten aus England derart alarmierend, dass der König seine Heimkehr für dringend notwendig erachtete. Er nahm die Verhandlungen mit Saladin wieder auf, ja er bot seine Schwester Johanna sogar Saladins Bruder als Gemahlin an, um einen dauernden Frieden zu sichern. Die Sarazenen hatten sich während der harten Kämpfe die Achtung ihrer kriegerischen Feinde errungen. Schliesslich gelang es, einen Frieden oder einen dreijährigen Waffenstillstand zu erwirken, bei dem die Küstenstädte geteilt wurden und das Heilige Grab kleinen Abordnungen von Kreuzfahrern als Pilgerstätte offenstand. Nur als Touristen erreichten sie ihr Ziel. Der zähe Kampf zwischen Guido und Konrad um das Königreich Jerusalem regelte sich von selbst; denn in dem Augenblick, da Konrads Ansprüche endlich von Richard anerkannt worden waren, wurde er von Mördern, die zu einer mohammedanischen Sekte unter Führung des «Alten Mannes vom Berg» gehörten, umgebracht, und Guido, der sein Erbe als hoffnungslos verloren betrachtete, kaufte dem englischen König Cypern ab. Dort liess er sich nieder und gründete eine Dynastie, die sich mit Hilfe der militärischen Ritterorden beinahe vierhundert Jahre lang gegen die Türken behauptete.

Zu Beginn des Jahres 1193 trat der König die Heimreise an. In der Adria erlitt er Schiffbruch, und er versuchte in Verkleidung durch Deutschland zu reisen. Bald aber war sein Feind, der Herzog von Österreich, auf seiner Fährte. Er wurde verhaftet und in einem Schloss gefangengehalten.

Eine so wertvolle Beute durfte nicht in der Hand des Herzogs verbleiben. Der Kaiser selbst forderte den berühmten Häftling. Monatlang war sein Aufenthalt ein Geheimnis des kaiserlichen Hofes, aber, so erzählt uns eine anmutige Legende, Blondel, Richards getreuer Minnesänger, zog von Schloss zu Schloss; auf seinen Saiten ertönten des Königs Lieblingsmelodien, bis ihn schliesslich die antwortenden Klänge von Richards eigener Harfe für seine Treue belohnten.

William Longchamp, Bischof von Ely, und, um die prunkende Vielzahl seiner Titel zu vervollständigen, päpstlicher Legat, Kanzler und Justitiar, hatte sich treu und pflichteifrig der Aufgabe gewidmet, die ihm Richard im Jahre 1189 anvertraut hatte: England zu regieren. Mit dem Glanz eines Monarchen wetteifernd, reiste er mit pompösem Gefolge im Lande umher und zog sich bald den Neid und Hass des gesamten Adels zu. Dem treuen Diener des Königs blieb nicht verborgen, dass die Hauptgefahr in der übermächtigen Position des Prinzen Johann lag. Richards Grossmut hatte seinem Bruder gestattet, einen Staat im Staate zu errichten. Johann war Herr über die Grafschaften Derby, Nottingham, Somerset, Dorset, Devon und Cornwall, über die Grafschaft Gloucester mit grossen Besitzungen in Südwestwales und über die Herrschaften Lancaster, Wallingford, Eye und Peveler. Johann gab dem Schatzamt über die Einkünfte, die er aus diesen Ländern bezog, keinerlei Rechenschaft. Die Sheriffs waren nur ihm verantwortlich; die Rechtsgeschäfte wurden von seinen Untergebenen vorgenommen, die Erlasse durch sein Kanzleramt und in seinem Namen verkündet. Die königlichen Beamten und Diener wagten es nicht, Johanns Grafschaften zu betreten. Bischof Longchamp war entschlossen, dieser Nebenregierung Widerpart zu bieten. Seine Prahlerei und Arroganz hatten seine Schwierigkeiten bereits vervielfacht. Von niederer Herkunft und ein geborener Ausländer, zog er sich die Feindschaft der übrigen Mitglieder des Rates zu und provozierte sie, sich auf Johanns Seite zu stellen. Dieser war unbemerkt wieder auf die Insel zurückgekehrt und wusste dies alles zu seinem Vorteil zu wenden.

Im Sommer des Jahres 1191 kam es zwischen den beiden Parteien zu offenem Streit, und Longchamp ging gegen einen Aufstand von Johanns Anhängern in den nördlichen Midlands vor. Dies war eine ernste Krise.

Glücklicherweise hatte jedoch der König, der fernab in der Levante weilte, Walter de Coutances, den Erzbischof von Rouen, nach England entsandt, damit er dort die königlichen Interessen wahre. Der Erzbischof gründete eine dritte Partei aus Königstreuen, die von Longchamp beleidigt worden, aber nicht gewillt waren, Johann zu unterstützen; und als Longchamp im Oktober aus England floh, wurde er dessen Nachfolger. Die Rückkehr Philipp Augustus' vom Kreuzzug im gleichen Herbst bot Johanns ehrgeizigen Zielen neue Möglichkeiten. In Richards Abwesenheit erblickte der französische König die Gelegenheit, die Macht der Angevin zu brechen und die Engländer aus Frankreich zu vertreiben. In Johann fand er ein williges Werkzeug. Man einigte sich, dass Philipp Augustus die Normandie angreifen sollte, während Johann in England eine Revolte anzettelte.

Im Frühjahr 1193, in einer Stunde höchster Gefahr, erreichte England die ernste Kunde, dass der König «irgendwo in Deutschland» gefangen sei. Unter den Getreuen seiner Untertanen herrschte eine allgemeine und berechtigte Verwirrung. Johann erklärte, Richard sei tot; er erschien mit Waffengewalt und beanspruchte die Krone. Dass England Richard während seiner langen Abwesenheit gegen alle diese starken und geschickten Mächte erhalten blieb, beweist die hohen Treuebegriffe des feudalen Zeitalters. Ein tiefes Gefühl für seinen heroischen Charakter und seine heilige Mission beherrschte die Lehnstreue einer grossen Anzahl entschlossener und unabhängiger Menschen, deren Namen der Geschichte nicht bekannt sind. Die Kirche wankte keinen Augenblick; Walter de Coutances von Rouen blieb unerschütterlich; die Königinmutter hielt mit der Kraft der Siebzigjährigen zu ihrem ältesten Sohn; das waren die Mächte, die den Rat beherrschten, und der Rat beherrschte das Land. Die Küsten wurden gegen eine drohende französische Invasion geschützt. Johanns Kräfte schmolzen dahin. Im April löste sich die Spannung durch das Eintreffen einer beglaubigten Nachricht, dass Richard am Leben sei. Prinz Johann wahrte sein Gesicht, so gut er konnte, und verzog sich nach Frankreich.

Der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches forderte die ungeheuerliche Summe von 150'000 Mark, die dem doppelten jährlichen Einkommen der englischen Krone entsprach. 100'000 Mark sollten in London hinterlegt sein, ehe

man den König auf freien Fuss setzte. Richard willigte ein, und der englische Rat stimmte zu. Inzwischen waren Philipp und Johann auf der anderen Seite des Kanals nicht untätig. Sie boten ihrerseits dem Kaiser 80'000 Mark, wenn er den englischen König bis zum Michaelstag des Jahres 1194 hinter Schloss und Riegel hielte, oder 1'500 Mark für jeden Monat, den er gefangen bliebe, oder 150'000 Mark, falls er ihnen ausgeliefert würde. Der Kaiser hatte jedoch das Gefühl, seine Erpresserehre bände ihn an Richard, mit dem er, vielleicht überstürzt, die Summe festgelegt hatte. Sobald Philipp wusste, dass der Kaiser von seinem Handel nicht ablassen würde, schickte er Johann die berühmte Botschaft: «Habt acht, der Teufel ist losgelassen.»

Nun musste man das Lösegeld eintreiben. Diese Auflage war ein schwerer Schlag für das Königreich. Dennoch war nichts heiliger als die feudale Verpflichtung, den Lehnscherrn auszulösen, zumal er sich auch der Unverletzlichkeit eines Kreuzfahrers erfreute. Der Justitiar, die Erzbischöfe und Königin Eleonore machten sich an ihre schwere Aufgabe. Die Kirche war sich ihrer Pflicht bewusst. Es entsprach dem Gesetz, auch die heiligsten Kleinodien der Kathedralen zu opfern, um einen im Heiligen Krieg verlorengegangenen Christen freizukaufen. In allen Ländern wurden neue Lehnsdienstgelder erhoben. Alle Laien mussten ein Viertel ihres beweglichen Besitzes abgeben. Der kirchliche Grundbesitz trug ähnliche Lasten; die Kirche gab ihr Gold und ihre Schätze, und drei Mönchsorden gaben ohne Widerstand die Wollschur eines Jahres heraus. Natürlich war Prinz Johann bei der Einziehung dieser Steuern in seinen Grafschaften besonders eifrig. Seine Agenten predigten nachdrücklich die heilige Pflicht aller, zu zahlen, und er behielt den Erlös aus ihrem Glauben und ihrer Treue für sich. Man unternahm drei verschiedene Versuche, das Geld zusammenzubekommen, und obgleich England und die Normandie – bis zum äussersten besteuert – die geforderten 150'000 Mark nicht zusammenkratzen konnten, beschloss der Kaiser, der einsah, dass nicht mehr zu holen war, seinem Gefangenen die Freiheit zu geben.

Bis zum Ende des Jahres 1193 war die geforderte erste Rate gezahlt, und Anfang Februar 1194 wurde Richard Löwenherz aus seiner Haft entlassen. Wir können sicher sein, dass er seine Reiseroute durch Europa mit grösster Vorsicht wählte und seine französischen Besitzungen mied. Am 16. März kam er wieder in London bei seinen verarmten Untertanen an, die sich aber dennoch freuten,

ihn zu sehen, und auf seinen Ruhm stolz waren. Wieder fand er Johann in offener Rebellion. Mit französischer Hilfe hatte er Burgen in Besitz genommen und Streitkräfte ausgehoben. Der neue Justitiar und der Rat trafen bereits Massnahmen gegen den Verräterprinzen, und Richard verlieh sowohl durch seinen erlauchten Namen wie durch seinen starken rechten Arm der Niederwerfung der Revolte Nachdruck. Wiederum floh Johann nach Frankreich. Der König wurde in London mit womöglich noch grösserer Feierlichkeit abermals gekrönt. Nun stand er in offenem Krieg mit Philipp Augustus, und seine erste und letzte und einzige Regierungsmassnahme war, Geld einzuziehen und Ritter um sich zu versammeln. Nachdem diese Aktion ins Rollen gekommen war, überquerte er den Kanal, um seine französischen Besitzungen zu verteidigen. Er betrat nie wieder den Boden Englands. Aber die Inselbewohner trugen ihm nichts nach. Alles, was geschehen war, hielten sie für richtig und Rechtens.

Die blossе Tatsache der Ankunft des mächtigen Kriegers in Frankreich genügte, um die Grenzen wiederherzustellen und König Philipp und sein Heer in eine fast kriecherische Defensivhaltung zu drängen. Johann bat seinen Bruder und Lehnsherrn, dem er so übel mitgespielt hatte, um Verzeihung. Er tat es nicht vergebens. Im vollen Bewusstsein, dass er immer noch ein Gefangener in einem deutschen Schloss, entthront oder bestenfalls tot sein könnte, wenn Johann seinen Willen durchgesetzt hätte – im vollen Bewusstsein der jahrelangen Perfidie und der unglaublichen Bosheit verzieh Löwenherz Johann, umarmte ihn in brüderlicher Liebe und gab ihm ausser gewissen Burgen, die für sich zurückzuhalten ihn die reine Vernunft zwang, seine Besitzungen wieder. Die ganze Christenheit, ob weltlich oder geistlich, bewunderte diese Geste wegen ihrer Grossmütigkeit, wohl aber nicht wegen ihrer Weisheit.

Richard verbrachte seine letzten fünf Regierungsjahre damit, seine französischen Besitzungen zu verteidigen und das dafür notwendige Geld in England eintreiben zu lassen. Wiederum wurde das Land durch einen Stellvertreter regiert, diesmal von Hubert Walter, einem Mann, der in der Tradition der Hofbeamenschaft Heinrichs II. zur rechten Hand von Ranulf de Glanville erzogen worden war, keinem feudalen Dilettanten, sondern einem professionellen Verwaltungsbeamten durch Erziehung und Erfahrung; Hubert Walter war jetzt Erz-

bischof von Canterbury und Richards Justitiar. Er sollte König Johanns Kanzler werden. So war er zehn Jahre hindurch der erste Minister des Königreiches. Er war Richard während des Kreuzzugs, auf dem er ihn begleitet hatte, ausserordentlich nützlich gewesen und hatte bei der Eintreibung des Lösegeldes eine hervorragende Rolle gespielt. Mit Entschlossenheit, Sachkenntnis und Tatkraft entwickelte er das System einer starken zentralen Regierung, wie sie Heinrich II. angestrebt hatte. Hubert Walter ist einer der überragenden mittelalterlichen Verwaltungsbeamten. Im Norden wurde die königliche Autorität wieder neu gefestigt. Untersuchungsausschüsse befassten sich mit unregelmässigen rechtlichen und finanziellen Angelegenheiten; andere Kommissionen führten mit Hilfe der örtlichen Schwurgerichte umfangreiche Untersuchungen bezüglich der königlichen Rechte und der Gerichtsbarkeit durch. Man entwarf ein neues System zur Erhaltung des Friedens, auf das die Ursprünge der Friedensrichter zurückgeführt werden können, und zum erstenmal lässt sich nun auch deutlich die Institution des staatlichen Untersuchungsrichters erkennen. Walter de Coutances, der Erzbischof von Rouen, versuchte als Schatzkanzler die Steuergesetzgebung und das bestehende militärische System zu revidieren. Neue Steuerveranlagungen für Grundbesitz traten in Kraft, die Gewichte und Masse wurden geeicht und die Betrügereien der Tuchmacher und Händler abgestellt. London und die grossen Städte erhielten neue Konzessionen, darunter vor allem das unschätzbare Privileg der örtlichen Selbstverwaltung. Im ganzen Land wurde die Regierungsmaschinerie auf ruhiges und reibungsloses Arbeiten eingestellt. Murrte man über die Steuern, so wagte man es nicht laut zu tun. «Wilhelm der Bärtige», ein Demagoge, erlaubte sich Äusserungen, die unter gleichen Verhältnissen einem modernen Politiker ohne Weiteres in den Sinn kommen würden. Er wurde gehängt.

In Frankreich nahm der Krieg mit Philipp auf seltsame Weise seinen Fortgang. Die Verhandlungen dauerten unabsehbar lange. Jedes Jahr wurde ein Friedensvertrag geschlossen, der dann, wie es gerade das Wetter und die allgemeinen Umstände erlaubten, wieder gebrochen wurde. Richard, der die strategischen Verteidigungsmöglichkeiten der Normandie untersuchte, erkannte in einem hohen Felsvorsprung, der sich am Knie der Seine bei Andelys erhebt, den Schlüssel zu Rouen. Obwohl ihm der Friedensvertrag verbot, diesen Felsen zu

befestigen, und ohne sich um ein Interdikt, mit dem ihn der Bischof der Diözese belegt hatte, zu kümmern, machte sich der König während des Jahres 1196 daran, die vollkommenste Festung zu errichten, die ihn seine Erfahrung ersinnen liess. Er nannte sie Chateau Gaillard oder die «Kecke Burg» und «Mein schönes Kind». Und als sie sich mit all ihren Vorbauten, Brücken und Wassergräben zu dem riesenhaften, von drei Wällen umgebenen Steinbau erhob, der noch heute über den Dächern von Andelys droht, verkündete er triumphierend, dass sie zweifellos die stärkste Festung der Welt sei. «Und wenn ihre Mauern aus Eisen wären», sagte Philipp in seinem Zorn, «so würde ich sie einnehmen.» «Und wenn sie aus Butter wären», entgegnete Richard, «so würde ich sie halten.» Aber das Schicksal sollte Philipp recht geben.

1197 wurde das Geplänkel und Palavern, das Friedenmachen und das Friedenbrechen, das allmählich zur Gewohnheit geworden war, durch ein schwerwiegendes Ereignis beendet. Man schlug so etwas wie eine Schlacht, und Richard trieb den König von Frankreich und seine Armee in zügelloser Auflösung durch die Strassen von Gisors, wo kaum zehn Jahre zuvor der feierliche Eid auf den dritten Kreuzzug von den Königen von Frankreich und England geschworen worden war. Obwohl der abwesende König mit seinen Streitereien und bei all seinen Tugenden sich als eine Belastung und Enttäuschung für seine Untertanen erwies, hatte das Reich weniger gelitten, als man annehmen sollte. Die Intrigen des Adels und die Verrätereien des Prinzen Johann waren durch eine überpersönliche Regierung, die mit der Macht und im Namen hoher und auch wohlfundierter Prinzipien regierte, in Grenzen gehalten worden. Das Verwaltungssystem Heinrichs II. – der Staatsdienst, wie wir es nennen können – hatte die Probe bestanden und sich, ungestört durch königliche Intervention, zum allgemeinen Vorteil und Wohl gefestigt. Es hatte sich erwiesen, dass der König, dem alle Lehnstreue entgegengebracht worden war, nicht mehr länger die einzige Garantie für Gesetz und Ordnung darstellte. Es gab andere Sicherheiten, auf die sich das englische Volk zusätzlich verlassen konnte.

1199, als die Schwierigkeiten, Gelder für die endlosen Kriege einzutreiben, ihren Höhepunkt erreicht hatten, brachte man König Richard gute Nachrichten. Man berichtete ihm, es sei nahe der Burg von Chaluz, auf dem Grund eines seiner Vasallen, ein Schatz von ungewöhnlichem Wert ausgegraben worden: eine Gruppe goldener Standbilder eines Kaisers, seiner Frau, seiner Söhne und Töchter, die um einen ebenfalls goldenen Tisch gruppiert waren. Der König

beanspruchte diesen Schatz als oberster Herrscher für sich. Der Herr von Chauluz widersetzte sich diesem Befehl, und der König belagerte seine kleine schwache Burg. Als er am dritten Tag wagemutig, auf sein oft erprobtes Glück vertrauend, zu nahe an die Mauer ritt, traf ihn der Bolzen einer Armbrust in die Halsbeuge. Die an sich schon tiefe Wunde wurde dadurch noch gefährlicher, dass man die Pfeilspitze herausschneiden musste. Der Wundbrand setzte ein, und Löwenherz wusste, dass ihn das Soldatenlos ereilt hatte. Gefasst und ruhig bereitete er sich auf den Tod vor, in Übereinstimmung mit den Grundsätzen, denen er sein Leben lang gefolgt war. Er ordnete seine Angelegenheiten, verteilte seinen persönlichen Besitz unter seine Freunde und bestimmte Vermächtnisse zu wohltätigen Zwecken. Er liess seine Mutter, die gestrenge Eleonore, die sich in der Nähe aufhielt, kommen. Er erklärte Johann zu seinem Erben und liess alle Anwesenden den Treuschwur auf ihn leisten. Er befahl, dass man ihm den Schützen, der den tödlichen Schuss abgegeben hatte und der nun sein Gefangener war, vorführe. Er verzieh ihm und machte ihm ein Geldgeschenk. Seit sieben Jahren hatte er nicht mehr gebeichtet, aus Angst, man könnte ihm auferlegen, sich mit Philipp zu versöhnen. Nun aber empfing er die Sakramente der Kirche mit echter und vorbildlicher Frömmigkeit und starb am 6. April 1199 im zweiundvierzigsten Lebensjahr, nach Ansicht aller Menschen würdig, zusammen mit König Artus und Roland und anderen Helden kriegerischer Romanzen an irgendeiner himmlischen Tafelrunde zu sitzen, die bereitzustellen der Schöpfer des Universums in seiner verständnisvollen Güte gewiss nicht versäumt haben wird.

Dem Bogenschützen wurde bei lebendigem Leib die Haut abgezogen.

KAPITEL VII

MAGNA CHARTA

Der Charakter des Prinzen, der nun den Thron Englands bestieg und Herr über die Normandie, über Anjou, die Touraine und Maine, Anwärter auf die Bretagne und Erbe von Königin Eleonores Aquitanien wurde, war bereits wohlbekannt. Richard hatte alle Tugenden, die der Mensch am Löwen bewundert, in sich verkörpert; aber es gibt kein Tier der Schöpfung, das die widerspruchsvollen Eigenschaften Johans in sich vereint. Er besass sowohl die Grausamkeit eines abgehärteten Kriegers wie die Schläue und Geschmeidigkeit eines Machiavelli. Obgleich er sich von Zeit zu Zeit zu furchtbaren Wutanfällen hinreissen liess, bei denen «seine Augen Feuer sprühten und sein Gesicht fahl wurde», plante und verübte er seine Grausamkeiten mit einer kalten, unmenschlichen Intelligenz. Die Mönchschronisten haben seine Unbeherrschtheit, seine Gier, seine Bosheit, seine Falschheit und seine Wollust hervorgehoben. Aber andere Aufzeichnungen besagen, dass er oft einsichtsvoll, jeder Situation gewachsen und manchmal sogar grossmütig war. Er besass eine originelle und forschende Denkungsart, und bis zum Ende seines Lebens hat er sich eingehend mit seiner grossen Bibliothek beschäftigt. In ihm steigerte sich die ruhelose Energie der Plantagenets zu zügelloser Unbeständigkeit. Ein französischer Schriftsteller¹ hat zwar versucht, den düsteren Mantel der Geisteskrankheit über seine moralische Entartung zu breiten; aber ein gründliches Studium seiner Taten zeigt, dass Johann grossen Scharfsinn besass, der ihn nie verliess, dass er beharrlich und listig und unbeirrbar entschlossen war, sich bis zum letzten Atemzug auf dem Thron zu behaupten, was ihm denn auch gelang. Die Schwierigkeiten, die er im grossen und ganzen mit erstaunlichem Erfolg meisterte, verdienen eine nüchterne und gründliche Betrachtung. Und zieht man schliesslich die Bilanz, so stellt sich heraus, dass die britische Nation und die englischsprechende Welt

¹ Taine.

den Lasten Johans weit mehr verdankt als den Bemühungen tugendhafter Herrscher. Denn das Zusammenspiel vieler Mächte gegen ihn führte tatsächlich zur Errichtung des berühmtesten Meilensteins unserer Rechte und Freiheiten.

Obwohl Richard Johann zum König bestimmt hatte, gab es zweierlei Ansichten bezüglich der Nachfolge. Geoffrey, sein älterer Bruder, hatte einen Sohn hinterlassen, Prinz Arthur von der Bretagne. Es liess sich bereits damals behaupten, dieser Enkel Heinrichs II. aus einer älteren Linie habe, wie es dem heutigen Primogeniturgesetz entspricht, Johann gegenüber die Priorität. Wilhelm der Marschall erörterte diese Frage mit dem Erzbischof von Canterbury; aber dann entschieden sie beide, dass Johann im Recht sei. Königin Eleonore hielt zu ihrem Sohn gegen den Enkel, dessen Mutter sie nie gemocht hatte. Johann wurde in England widerspruchslos anerkannt. In den französischen Provinzen herrschte jedoch die gegenteilige Ansicht vor. Insbesondere die Bretagne war für Arthur. Der König von Frankreich und alle französischen Grundherren hielten eine umstrittene Thronfolge und die Wahrung der Rechte eines Minderjährigen für zweckdienlich. Jene, die Richard gegen seinen Vater und Johann gegen Richard unterstützt hatten, fanden es nun logisch, Arthur gegen Johann Beistand zu leisten. Überdies fühlte sich die Kirche durch Johans Unehrebarkeit bei hohen Staatsanlässen beleidigt. Seine Leichtfertigkeit trug ihm sofort ein böses Omen ein. Als man ihm in Rouen die symbolische Lanze der Herzöge der Normandie überreichte, wandte er sich zu seinen Höflingen um und machte eine spöttische Bemerkung, wobei ihm die Lanze aus der Hand fiel.

Mit Johans Thronbesteigung beginnt in den nördlichen französischen Provinzen sich deutlich ein Zusammengehörigkeitsgefühl untereinander und mit dem französischen Königtum zu entwickeln. Gleichzeitig neigten auf der anderen Seite des Kanals die englischen Barone immer mehr zu insularen, ja sogar nationalistischen Vorstellungen. Die Bindung an den Kontinent wurde durch die allmähliche Aufteilung der Würden und Apanagen in England und in der Normandie unter verschiedene Zweige der anglo-normannischen Familien immer schwächer. Ausserdem war der zunehmende Glanz des französischen Hofes und der französischen Macht im späten 12. Jahrhundert ein mächtiger Magnet, der den Adel des Festlandes sich nach Paris orientieren liess. König

Johann sah sich daher gezwungen, unter noch schwierigeren Umständen um seine Besitzungen auf dem Kontinent zu kämpfen, und traf auch in England auf wachsenden Widerstand, zu diesen Zwecken Steuern zu entrichten. Es heisst, der Erzbischof habe in seiner Krönungspredigt erwähnt, die englische Monarchie sei im Wesenskern eher eine Wahlmonarchie als eine erbliche Monarchie. Wenn aber auch, wie allgemein üblich, die Kontinuität mit Eduard dem Bekenner und den angelsächsischen Königen respektiert wurde, so konnten doch viele bedeutende Vorgänger, darunter Alfred der Grosse, für diese Doktrin zitiert werden. Zweifellos hielt der Erzbischof seine Predigt mit Johanns voller Billigung. Aber das Prinzip des Wählens und Aussuchens unter den königlichen Personen schwächte in keiner Weise die Ansprüche Arthurs in den Gebieten, in denen seine Herrschaft erwünscht war.

Johann fürchtete Arthur von Anfang an. Als ihn die Nachricht von Richards Tod erreichte, hielt er sich an Arthurs Hof in der Bretagne auf. Er beeilte sich, aus einer so gefährlichen Zone herauszukommen. Arthur wurde in Le Mans begeistert empfangen. Er leistete Philipp das Treuegelöbnis für Anjou, Maine und die Touraine. Johann konnte sich nur auf Aquitanien und die Normandie stützen. Der Krieg und die Verhandlungen zogen sich in der sprunghaften Art der vorhergegangenen Regierung hin, aber ohne dass die englische Krone das Prestige eines Löwenherz auf ihrer Seite hatte. Im Jahre 1202 erliess Philipp als Johanns Oberherr hinsichtlich gewisser Territorien einen Befehl, durch den er Johann vor seinen Hof zitierte, damit dieser sich gegen Anklagen rechtfertige, welche die Barone von Poitou gegen ihn erhoben. Johann erwiderte, dass er sich einer solchen Prozedur nicht zu unterziehen brauche. Philipp antwortete, dass er in seiner Eigenschaft als Graf von Poitou beordert werde. Johann erklärte, der König von England könne sich einem solchen Verhör nicht unterziehen; Philipp entgegnete, der König von Frankreich könne nicht auf die Rechte gegenüber einem Vasallen verzichten, weil dieser Vasall zufällig eine andere Würde angenommen habe. Nachdem alle legalen Handhaben erschöpft waren, weigerte sich Johann, dem man nicht einmal sicheres Geleit für seinen Rückweg versprochen hatte, der Verhandlung beizuwohnen, und wurde zur Strafe dafür, dass er seinem Oberherrn den Dienst verweigerte, all seiner französischen Besitzungen für verlustig erklärt. Philipp, nun im Besitz eines legalen, von den Juristen der damaligen Zeit anerkannten Rechts, fiel im Sommer 1202

in die Normandie ein und eroberte beinahe unbehindert viele Städte. Der französische König schlug Arthur zum Ritter, belieh ihn mit Ausnahme der Normandie und Guienne mit allen Lehen, deren Johann verlustig gegangen war, und vermählte ihn seiner Tochter Marie. Arthur war jetzt sechzehn.

Wenn wir bedenken, dass die französischen Provinzen den Plantagenetkönigen genau soviel bedeuteten wie das ganze Englische Reich, dann wird uns klar, dass auch ein tugendhafterer Mann als Johann über solche Behandlung und ihre Folgen in Wut geraten wäre. Seine angestauten Gefühle weckten in ihm eine Energie, die seine Feinde nicht erwartet hatten.

Als Arthur erfuhr, dass seine Grossmutter Eleonore sich mit einer dürftigen Eskorte im Schloss Mirabeau in Poitou aufhielt, umzingelte er das Schloss, stürmte die Aussenwerke und war im Begriff, diese wichtige und feindlich gesinnte alte Königin in seine Gewalt zu bekommen. In letzter Minute konnte Eleonore Johann benachrichtigen, der sich in Le Mans aufhielt. Ihr Sohn legte die achtzig Meilen, die ihn von ihr trennten, mit einer starken Streitmacht in achtundvierzig Stunden zurück, überraschte Arthur und die Belagerer bei Tagesanbruch und nahm die ganze Gesellschaft, wie er sich ausdrückte, «durch die Gunst Gottes» gefangen. Arthur und alle, die zu ihm hielten, Hugo von Lusignan und eine Anzahl Barone, die revoltiert hatten, mehr als 200 Ritter, fielen mit einem Streich in Johanns Hände, und seine Mutter war aus ihrer Bedrängnis befreit.

Arthur wurde in Falaise und später in Rouen gefangengehalten. Niemand zweifelte daran, dass er in Todesgefahr schwebte. Alle jene Barone der Bretagne, die Johann noch ergeben waren, baten um die Freilassung des Prinzen, und als Johann diese verweigerte, rebellierten sie unverzüglich. Johann spürte, dass er niemals sicher sein würde, solange Arthur lebte. Dies war gewiss wahr. Die Verwüstungen, unter denen alle französischen Provinzen zu leiden hatten, weil der französische König Arthur als eine Schachfigur benutzte, wären einem besseren Mann als Johann sicherlich zugute gekommen. Arthur, der im offenen Kampf gefangengenommen worden war, als er seine eigene Grossmutter belagerte, war ein Kriegsgefangener. Das furchtbare Verbrechen des Mordes ist oft aus Staatsgründen begangen worden; doch nur selten war die Versuchung dazu so gross wie jetzt, da sie diesen ungewöhnlich jähzornigen König überkam. Niemand vermag zu sagen, was mit Arthur geschah. Ein undurchdringlicher Schleier liegt über der Tragödie von Rouen. Der Festungskommandant, ein ge-

wisser Hubert de Burgh, von dem wir später Besseres hören werden, liess durchblicken, er habe auf Befehl des Königs seinen Gefangenen Ostern 1203 Boten ausgeliefert, die Johann geschickt hatte, damit sie jenen kastrierten; und Arthur sei an jenem Schock gestorben. Diese Erklärung beschwichtigte in keiner Weise die Empörung, die in der Bretagne und andernorts herrschte. Daraufhin erklärte Hubert, Arthur sei noch am Leben, und Johann verkündete, er sei froh, dass man seinen Befehlen nicht gehorcht habe. Wie dem auch gewesen sein mag – Arthur ward nie wieder gesehen. Dass er auf Johanns Befehl ermordet wurde, bezweifelte man weder damals noch später, wenn auch die Frage, ob er vorher verstümmelt oder geblendet worden ist, unbeantwortet blieb.

Obwohl zu jenen Zeiten hohe Adelige und Gemeine in grosser Zahl ohne Verurteilung und aus Gründen der Rache oder der Politik getötet wurden, bestätigt der Mord, den ein König an einem Ebenbürtigen beging, den schlechten Eindruck, den alle Welt von Johann gewonnen hatte. Überdies konnte das abscheuliche Verbrechen den Verlust der Normandie nicht verhindern, sondern beschleunigte ihn eher noch.

Arthur war beseitigt worden; aber Johann hatte keinen Gewinn von seinem Verbrechen; denn Arthur war lediglich ein Werkzeug Philipp Augustus' gewesen, und sein Verschwinden änderte nichts an den unerschütterlichen Vorsätzen des französischen Königs. Richard hatte sich gegen diese Zähigkeit auf die Verehrung der Menschen stützen können, aber Johanns Natur begeisterte niemanden. Die Bretagne und die mittleren Provinzen des angevinischen Reiches erhoben sich. Philipp hatte sich mit jeder dieser Provinzen einigen können und Ostern 1203 eine Reise entlang der Loire nach Saumur unternommen. Zwischen die nördliche und südliche Hälfte von Johanns kontinentalen Besitzungen war bereits ein tiefer Keil getrieben worden. Nachdem Philipp die Normandie eingekreist hatte, bereitete er einen Angriff auf das Bollwerk der angevinischen Macht vor. Johann, der die Gefahr erkannte, schaffte gewaltige Mengen von Geld und Vorräten heran, um seine Verteidigung zu stärken. Die militärische Lage war noch nicht verzweifelt, und hätte Johann nicht Ende des Jahres 1203 nach einer Reihe wilder, aber ergebnisloser Überfälle die Normandie voreilig verlassen, so wäre es ihm wohl möglich gewesen, mit Hilfe von Nachschub aus England das Herzogtum eine unbegrenzte Zeit lang zu halten. Als aber Philipp

in der mittleren Normandie eine Festung nach der anderen nahm, verlor er die Nerven, und die Normannen, die nicht ungerne nach einem Grund für ihre Kapitulation suchten, rechtfertigten sich mit der englischen Gleichgültigkeit. Im März 1204 fiel Richards «Schönes Kind», das drohende Chateau Gaillard, und der Weg nach Rouen war frei. Drei Monate später wurde auch die Hauptstadt eingenommen, und die Normandie wurde endlich französisch.

England hätte über diesen Verlust keine Träne zu vergiessen brauchen. Dem angevinischen Reich fehlte auf seinem Höhepunkt die wahre Einigkeit. Zeit und Geographie waren auf Seiten der Franzosen. Die Trennung sollte sich für England so gut wie für Frankreich als günstig erweisen. Als die Insel von dieser gefährlichen und kostspieligen Ablenkung befreit war, konnte sie ihre Gedanken und Kräfte wieder auf ihre eigenen Angelegenheiten lenken und vor allem sich von einer Herrscherkaste trennen, die fremden Ursprungs war und deren Interessen und Neigungen unenglisch oder zumindest nicht insular waren. Dieser Trost dämmerte jedoch Johanns Zeitgenossen nicht; sie sahen nur die furchtbare und demütigende Niederlage und machten einem König Vorwürfe, dem das Volk bereits misstraute und der mit dem Adel in Zwist lebte.

Heinrichs II. überaus erfolgreiche Wiederherstellung der Ordnung, die von ihm geschaffene, ungemein fähige Zentralverwaltung, sollten jenen, die nach ihm kamen, neue Schwierigkeiten bereiten. Heinrich II. hatte ein so machtvolles Instrument hinterlassen, dass seine Bedienung grosser Sorgfalt bedurfte. Er hatte die Ordnung auf Kosten der Privilegien wiederhergestellt. Seine fiskalischen Einrichtungen waren originell und in ihrer Gründlichkeit drastisch. Sein Werk hatte die feudalen Gewohnheitsrechte in vieler Hinsicht verletzt. Dies alles war wegen des taktvollen Vorgehens des Königs und als Reaktion auf die Anarchie hingenommen worden. Auch Richard I. hatte England in den Händen fähiger Verwaltungsbeamter zurückgelassen. Das Odium ihrer strengen Herrschaft und finanziellen Begabung fiel auf sie und nicht auf den König, den der Glorienschein des Kreuzfahrers umgab und der das Glück hatte, nie dazusein. Johann jedoch war da und musste die Anwürfe hinnehmen.

Wie Wilhelm Rufus trieb auch Johann die Tendenzen seines Vaters bis zu den äussersten Grenzen der Logik. Aus Richards Regierungszeit gab es noch

Rückstände von Lehnsgeldzahlungen, und man benötigte weitere Gelder, um gegen den französischen König Philipp Augustus zu kämpfen. Aber unter den Baronen war es zu einer Spaltung gekommen. Die englischen Barone unter Johann hatten den Kontakt mit ihren normannischen Vasallen verloren, und nur noch wenige Familien besaßen auf beiden Seiten des Kanals Land. Sogar König Richard hatte von seinen englischen Edlen Absagen erhalten, im Ausland zu kämpfen. Die Streitigkeiten wegen des Kriegsdienstes auf fremdem Boden und wegen der Zahlung von Lehnsdienstgeldern waren der Grund dieses Verhaltens der Barone. Durch den systematischen Missbrauch seiner feudalen Vorrangstellung trieb Johann die Barone zu heftigem Widerstand. Die englische Gesellschaft nahm zusehends Form an. Die Klasseninteressen unterschieden sich nun deutlicher. Viele Barone betrachteten den Hofdienst eher als eine Gelegenheit, Einfluss auszuüben, denn als pflichtschuldige Leistung. Im Klerus wuchs das Gefühl für die Einheit der Kirche, und in den Stadtgemeinden entwickelte sich der Gemeinschaftsgeist. Die neue zentralisierte Regierung bedurfte der Unterstützung all dieser Klassen; aber Johann zog es vor, die unerbittlicheren Seiten der königlichen Macht zu betonen.

Das Jahr 1205 brachte eine Krise. Dem Verlust der Normandie folgte der Tod von Johanns Mutter Eleonore, deren Einfluss er seine Position auf dem Festland zum grossen Teil verdankte. Der Tod von Hubert Walter, der während der letzten zehn Jahre den ganzen Verwaltungsapparat beherrscht hatte, beraubte ihn des einzigen Staatsmanns, auf dessen Rat er hörte und dessen Autorität zwischen der Krone und der Nation stand. Huberts Tod warf ausserdem wieder die dornige Frage auf, wer den Erzbischof von Canterbury berufen dürfe.

Zu dieser Zeit sass auf dem Päpstlichen Stuhl Innozenz III., einer der bedeutendsten Päpste des Mittelalters, wegen seiner Staatskunst und Diplomatie berühmt und entschlossen, die weltliche Macht der Kirche zu höchsten Höhen zu führen. Der Streit zwischen Johann und dem Kloster von Canterbury wegen der Wahl des Erzbischofs bot Innozenz die Chance, die er suchte, um die päpstliche Macht in England zu festigen. Unter Ausserachtlassung der Kandidaten der Krone und des Klerus von Canterbury veranlasste er, dass Stephan Langton im Dezember 1206 mit grossem Gepränge und in aller Feierlichkeit in Rom gewählt wurde. König Johann, der sich darauf verliess, dass sein Einfluss am

päpstlichen Hof gross genug sei, um die Wahl seines Kandidaten zu sichern, hatte leichtsinnigerweise die Gültigkeit der päpstlichen Entscheidung im Voraus anerkannt. Mit begreiflichem Ärger erfuhr er, wie geschickt Innozenz einen dritten und erfolgreichen Kandidaten aufgestellt hatte, an dessen Qualifikation nicht zu deuteln war: Stephan Langton war ein englischer Kardinal von höchsten Tugenden und einer der berühmtesten Doktoren der Pariser Schulen. In seinem Zorn und ohne die Stärke seiner Gegner zu erwägen, begann der König mit der Kirche einen kalten Krieg. Innozenz III. und Stephan Langton waren nicht die Männer, die sich niederknüppeln liessen, und in einem Zeitalter des Glaubens standen ihnen wirksamere Waffen zur Verfügung als einem weltlichen Monarchen. Als Johann anfang, den Klerus zu verfolgen und der Kirche den Grundbesitz abzunehmen, schlug der Papst zurück, indem er ganz England mit dem Bann belegte. Länger als sechs Jahre schwiegen die Glocken, standen die Frommen vor verschlossenen Kirchentüren, mussten die Toten in ungeweihter Erde und ohne letzte Ölung bestattet werden. Allein aus diesem Grund erwartete viele von Johanns Untertanen und deren Lieben die ewige Verdammnis.

Als Johann sein Herz gegen das Interdikt verhärtete und seine Attacken auf den Besitz der Kirche verdoppelte, griff der Papst zum äussersten Mittel, zur Exkommunikation. Des Königs Untertanen waren damit ihres Treueids entbunden. Seine Feinde erhielten den Segen der Kirche und wurden zu Gottesstreitern geweiht. Aber Johann blieb starrköpfig und unverfroren. Interdikt und Exkommunikation liessen seine Seele nicht erzittern. In der Tat steigerten sie die Heftigkeit seiner Massnahmen bis zu einem Grad, den seine Zeitgenossen nur noch mit geistiger Umnachtung erklären konnten. Die königliche Verwaltung, die nie tüchtiger gewesen war, hatte wenig Mühe, mit den fiskalischen und rechtlichen Problemen, denen sie gegenübergestellt wurde, fertig zu werden oder Ordnung zu halten. Wenn das Interdikt auch eine Gefahr war, so bot es doch Johanns Plänen auch eine günstige Gelegenheit. Der kirchliche Besitz von Geistlichen, die ins Ausland geflohen waren, wurde von der Krone als verfallenes Gut eingezogen; immer mehr Bistümer und Abteien verwaisten und mussten ihre Einkünfte an die königlichen Hüter abführen; auf diese Weise war das Schatzamt übervoll von Beute. Wäre dieser Kirchenstreit nicht zusätzlich durch weltliche Politik belastet worden, so hätte die Krone eine Stellung erringen können, die erst in den Tagen Heinrichs VIII. erreicht wurde.

Nach dem Verlust der Normandie hatte sich Johann mit einer Folge grandioser Pläne für eine kontinentale Allianz gegen Philipp Augustus beschäftigt. In Kaiser Otto IV. und den Grafen von Toulouse und Flandern fand er Verbündete. Aber sein Zerwürfnis mit der Kirche beschleunigte eine weit mächtigere Verbindung zwischen dem König von Frankreich und dem Papsttum. 1213 musste Johann zwischen Unterwerfung und einer französischen Invasion wählen, die mit allen weltlichen und geistlichen Mitteln, die Innozenz III. mobilisieren konnte, betrieben wurde. Des Königs unsichere Stellung in seinem eigenen Land zwang ihn, sich dieser Drohung zu beugen; und Innozenz erfreute sich eines Sieges, dessen Bedingungen er diktieren konnte.

Johann war jedoch noch nicht am Ende seiner Möglichkeiten. Und durch eine schlaue Entscheidung, die man einen politischen Geniestreich nennen kann, verwandelte er seine Niederlage in etwas, das einem Triumph gleichkam. Wenn er nicht herrschen konnte, wollte er sich unterwerfen. Wenn er sich unterwarf, wollte er bereuen. Wenn er bereute, sollte seine Reue keine Grenzen kennen. Den immer enger werdenden Kreis seiner Feinde musste er um jeden Preis sprengen. Er warf Innozenz III. den Köder weltlicher Souveränität hin, von dem er wusste, dass der Papst ihm nicht widerstehen konnte. Er bot dem Papsttum England als Lehen an und erklärte sich bereit, dem Papst als seinem Feudalherrn den Treueid zu leisten. Innozenz griff begierig nach dieser Mehrung seiner weltlichen Würden. Er vergab dem reuigen König und nahm ihn und das Englische Reich unter seinen besonderen Schutz. Aus Johanns Händen empfing er die Oberhoheit über England und gab sie ihm als seinem Vasallen mit seinem Segen wieder zurück.

Das machte Johanns weltlichen Feinden einen Strich durch die Rechnung. Nun war er der Liebling der Kirche. Philipp Augustus, der unter schweren finanziellen Opfern Armeen gesammelt hatte, um als Kreuzfahrer in eigener Sache in England einzufallen, fühlte sich durch die plötzliche Sinnesänderung seines geistlichen Verbündeten missbraucht. Er war empört und durchaus nicht gewillt, die Beute, nach der er so lange getrachtet hatte, fahrenzulassen. Auch die Barone fanden in dieser Wandlung der Dinge nur spärlichen Trost. Ihre Kümernisse wurden nicht behoben, ihr Zorn wurde nicht beschwichtigt. Sogar innerhalb der englischen Kirche bestand eine scharfe Trennung. Das engli-

sche Episkopat sah sich nun in einer Weise Rom unterstellt, die weit über das hinausging, was Frömmigkeit oder seine Interessen verlangten, und die in völligem Gegensatz zu der Tradition stand, in der es gross geworden war. Gehorsam gegenüber dem Pontifex maximus war eine heilige Pflicht; aber sie konnte auch zu weit getrieben werden. Stephan Langton selbst, der Erwählte des Papstes, war ein ebenso guter Engländer wie Kirchenmann. Er sah die ungezügelte Ausbeutung der englischen Kirche durch Rom und den Ausverkauf ihrer Pfründen durch italienische Bevollmächtigte voraus. Er wurde fast augenblicklich zum Gegenspieler des Papstes. König Johann, der zitternd, aber rechnend in Dover lauerte, mag sich ins Fäustchen gelacht haben, während er an all diesen Fäden zog und seine Feinde in Verwirrung brachte.

Sowohl Johann wie Innozenz verharrten in ihrer neuen Partnerschaft, und die unzufriedenen Barone schlossen sich unter der Führung Stephan Langtons zusammen. Der Krieg mit dem französischen König nahm seinen Fortgang, und Johanns Geld- und Dienstforderungen liessen den Zorn der Barone weiterkochen. 1214 scheiterte eine englische Expedition, die Johann nach Poitou geführt hatte. Im Norden wurde eine Armee, die unter der Führung seines Neffen, Otto von Sachsen, und des Grafen von Salisbury stand, von König Philipp bei Bouvines geschlagen. Diese Schlacht zerstörte an einem einzigen Tag den ganzen kontinentalen Plan, auf den Johann seine Hoffnungen baute. Hier zeigte sich wieder eine Gelegenheit für die Feinde Johanns im eigenen Land. Sie heckten Pläne aus, um die Herrschaft eines despotischen und geschlagenen Königs einzuschränken, und drohten öffentlich mit einem Aufstand, falls ihre Bedingungen nicht angenommen würden. Sich selbst überlassen, hätten sie vielleicht ihre Sache durch zänkische Opposition und selbstsüchtige Forderungen zunichte gemacht. Aber Erzbischof Langton, der sich um einen gerechten Frieden bemühte, übte einen mässigenden Einfluss auf sie aus. Auch konnte Johann als päpstlicher Vasall den Rat Langtons nicht öffentlich missachten.

Aber Johann verfügte noch über ein letztes Mittel. Vom Papst ermutigt, leistete er das Gelübde eines Kreuzfahrers und forderte die Strafe der Exkommunikation für seine Gegner. Dies wurde ihm nicht verweigert. Die Verhältnisse von 1213 waren nun völlig umgekehrt. Die Barone, die einen Kreuzzug gegen einen exkommunizierten König zu führen geglaubt hatten, waren nun selbst mit dem Bann belegt. Aber dieser wendige Gebrauch der päpstlichen Strafmittel hatte deren Wirksamkeit als Abschreckungsmassnahme geschwächt. Die Baro-

ne, durch die Niederlagen des Königs im Ausland ermutigt, beharrten trotz der päpstlichen Bulle auf ihren Ansprüchen. Ein grosser Teil der Kirche stand auf ihrer Seite. Vergebens manövrierte Johann mit dem Angebot, der Kirche Wahlfreiheit zuzugestehen, um dadurch den Klerus von den Baronen zu trennen. Ein bewaffneter Aufstand schien die einzige Lösung. Obwohl der Erzbischof sich in der Schlusszene dieses Kampfes nicht gewillt zeigte, bis zum Extrem eines Bürgerkrieges zu gehen, war er es, der die Barone beschwor, ihre Ansprüche auf den Respekt vor alten Bräuchen und Rechten zu gründen, und der ihnen neben ihren eigenen Klasseninteressen einen weiteren Anlass zum Kämpfen gab. Die Männer, die jetzt Johann gegenüberstanden, hatten nach vierzigjähriger Erfahrung mit dem Verwaltungssystem, das Heinrich II. eingerichtet hatte, die Grossen der Zeit König Stephans überflügelt. Sie hatten gelernt, intelligent und konstruktiv zu denken. An Stelle des unumschränkten Despotismus des Königs schlugen sie ein neues System vor, das sich nicht an die veraltete Anarchie des feudalen Separatismus anlehnte, sondern durch Kontrolle und Ausgleich der Monarchie die nötige Stärke zugestand und zugleich verhinderte, dass sie durch einen Tyrannen oder einen Narren missbraucht werden konnte. 1215 tasteten sich die führenden Persönlichkeiten unter den Baronen allmählich zu einem Grundprinzip durch. Die Regierung sollte von nun an etwas anderes bedeuten als die willkürliche Herrschaft irgendeines Menschen, und Brauch und Recht mussten noch über dem König stehen. Vielleicht war es dieser noch undeutlich gefasste Gedanke, welcher der Opposition der Barone Einigkeit und Stärke, und der Charta, die sie nun forderten, dauernde Gültigkeit verlieh.

An einem Montagmorgen im Juni kamen die Barone und Kirchenmänner auf der grossen Wiese von Runnymede zwischen Staines und Windsor zusammen. Eine kaum unterdrückte Erregung lastete auf der Versammlung. Viele hatten die Verabredung nicht eingehalten; und die wenigen Kühnen, die gekommen waren, wussten, dass der König ihnen diese Demütigung niemals verzeihen würde. Er würde sie zur Strecke bringen, wenn er könnte; und zumindest die Laien setzten ihr Leben für die Sache ein, der sie sich verschrieben hatten. Für den König waren ein kleiner Thron und ein Zelt bereitgestellt. Der kleine Haufe entschlossener Männer hatte wohl eine kurze Urkunde auf Pergament vorberei-

tet. Ihre Lehnsleute und die Reiter-Schwadronen in grauem Stahl hielten sich in einiger Entfernung im Hintergrund. Denn war ein bewaffneter Aufstand gegen die Krone nicht das schwerste Feudalverbrechen? Dann überstürzten sich die Ereignisse. Von Windsor her tauchte eine kleine Kavalkade auf. Allmählich erkannte man die Gesichter des Königs, des päpstlichen Legaten, des Erzbischofs von Canterbury und mehrerer Bischöfe. Sie sassen ohne jedes Zeremoniell ab. Irgendjemand, wahrscheinlich der Erzbischof, verlas kurz die vorgeschlagenen Bedingungen. Der König erklärte sofort seine Zustimmung; Einzelheiten sollten unverzüglich in seinem Kanzleigericht festgelegt werden. Die ursprünglichen «Artikel der Barone», auf der die Magna Charta basiert, befinden sich heute im Britischen Museum. Sie wurden am 15. Juli 1215 in einer kurzen, ruhigen Szene, die zu einer der berühmtesten unserer ganzen Geschichte geworden ist, unterzeichnet. Danach kehrte der König nach Windsor zurück. Vier Tage später wurde vermutlich die Charta selbst zum Gesetz erhoben. In kommenden Tagen sollte sie die Grundlage von Prinzipien und Regierungssystemen werden, die sich weder König Johann noch seine Edlen erträumt hatten.

Zu Beginn des Jahres 1216 sah es noch ganz so aus, als könne Johann die Opposition der Barone brechen und die Demütigung von Runnymede tilgen. Aber noch ehe der Sommer zur Neige ging, war der König tot, und die Charta überlebte die Ungültigkeitserklärung des Papstes und konnte der drohenden kriegerischen Entscheidung entgehen. Während der folgenden hundert Jahre wurde sie achtunddreissigmal bestätigt; anfänglich mit ein paar einschneidenden Änderungen versehen, behielt sie doch ihre ursprünglichen Wesenszüge bei. Bis zum 17. Jahrhundert blieb es dann still um die Charta. Nach mehr als 200 Jahren entdeckte eine parlamentarische Opposition, die verzweifelt den Angriffen der Stuarts auf die Freiheit der Untertanen Einhalt zu gebieten versuchte, dieses Dokument von Neuem und erhob es zum Fanal gegen die Unterdrückung. Auf diese Weise wurde es zu der glorreichen «Charta von den Freiheiten eines Engländer». Sehen wir von den rhetorischen Lobpreisungen ab, die so reichlich an die Charta verschwendet wurden, und studieren das Dokument selbst, so finden wir es eine höchst erstaunliche Lektüre. In seiner Form ähnelt es einem Rechtsvertrag, und es besteht aus etwa 60 Paragraphen, deren jeder sich mit Einzelhei-

ten der feudalen Verwaltung und des feudalen Gewohnheitsrechts beschäftigt oder mit ausgeklügelten Zusätzen zur nachdrücklichen Sicherung der Versprechen, die sie enthält. Jede eingehende Festlegung der Prinzipien einer demokratischen Regierung oder der Menschenrechte fehlen gänzlich. Sie ist nicht die Erklärung einer Verfassungsdoktrin, sondern ein brauchbares Instrument zur Behebung laufender Missstände im feudalen System. Im Vordergrund stehen Fragen der Lehnsdienstgelder, der feudalen Lehnzahlungen und der Vormundschaft. Das Wort «freier Mann» war ein feudaler Terminus technicus, und es ist fraglich, ob er auch nur für die reicheren Kaufleute galt, geschweige denn für die Leibeigenen der niederen Stände, die das Gros einer Nation ausmachen. Die Charta verpflichtet den König, in Zukunft gerecht zu regieren; aber die Termini des Versprechens beschränkten sich auf die Wahrung der überlieferten Privilegien und Interessen des Adels. Die Barone ihrerseits wurden verpflichtet, ihren Lehnsleuten eine gewisse Fürsorge angedeihen zu lassen, wobei die Johann auferlegten Einschränkungen mehr oder weniger ausdrücklich auch für die Lehns Herren galten. Aber sie taten geradesoviel, wie Sicherheit und Anstand ihnen gebot. Die Leibeigenen, soweit sie überhaupt geschützt waren, genossen das Mass an Fürsorge, das man wertvollem Zubehör zum Herrenhaus entgegenbrachte, nicht aber das von freien Bürgern des Reiches.

Das 13. Jahrhundert sollte das grosse Zeitalter der parlamentarischen Entwicklungen und Versuche werden. Dennoch erwähnt die Magna Charta mit keinem Wort das Parlament noch eine andere Klasse als die der Barone. Die grossen Schlagworte der Zukunft finden hier keinen Platz. Die eigentliche Charta ist eine Abhilfe gegen feudale Beschwerden, die eine unzufriedene, auf ihren Privilegien bestehende Herrscherkaste von einem unwilligen König erpresst hat, und sie versäumt es, einige der wichtigsten Fragen zu regeln, die zwischen dem König und den Baronen noch offenstanden, wie etwa die Bedingungen der Kriegsdienstpflicht.

Man darf jedoch die Magna Charta nicht mit den Worten eines modernen Schriftstellers leichtfertig als «ein Denkmal des Standesegoismus» abtun. Selbst in jenen Tagen waren Männer aus allen Ständen, soweit sie einem höheren Stand als dem des Leibeigenen angehörten, daran interessiert, den Landbesitz gegen willkürliche Übergriffe zu sichern. Überdies konnten auch dem grössten Grundbesitzer neben seinem Haupteigentum Grundstücke unter den verschie-

denartigsten Lehnbedingungen gehören, und er besass sie meist auch, sei es durch Ritterdienst, durch die Privilegien der «socage», der nicht zum Ritterdienst verpflichteten Lehnleistung, oder als Pächter, dem der Eigentümer nach Belieben kündigen kann. Indem sie ihre eigenen Rechte sicherten, legten die Barone von Runnymede deshalb tatsächlich die Rechte aller grossen und kleinen Grundbesitzerklassen fest – der einfachen Ritter mit 200 Morgen Land und der Bauern oder kleinen Gutsbesitzer mit 60 Morgen. Und wir haben Beweise dafür, dass ihr Vorgehen auch vom ganzen Land so aufgefasst wurde. 1218 unternahm es ein Beamter, ein Urteil des Landgerichts von Lincolnshire schriftlich anzufechten. Das Opfer war ein grosser Grundbesitzer; aber die ganze Grafschaft stellte sich hinter ihn und hinter die «beeidigte und zugesicherte Freiheit», und erklärte in ihrem Protest, dass sie «mit ihm, für ihn, für uns selbst und für das ganze Reich» stünden.

Wenn auch die grossen Herren des 13. Jahrhunderts von den Freiheiten des Volkes oder der parlamentarischen Demokratie wenig wussten und sich schon gar nicht den Kopf darüber zerbrachen, so hatten sie doch den Grundstein zu einem Prinzip gelegt, das für die künftige Entwicklung der englischen Gesellschaft und der englischen Institutionen von wesentlichster Bedeutung werden sollte. In dem ganzen Dokument kommt zum Ausdruck, dass es sich hier um ein Gesetz handelt, das über dem König steht und das selbst er nicht verletzen darf. Die grosse Leistung der Magna Charta ist die Festlegung eines obersten Gesetzes und dessen Verkündung in einer allgemeingültigen Urkunde; und dies allein rechtfertigt die Achtung, welche die Menschen ihr entgegenbringen. Die Regierung Heinrichs II. legte, den Ansichten der angesehensten Autoritäten zufolge, die Rechtsregeln fest. Aber noch war das Werk unvollständig: noch stand die Krone über dem Gesetz. Das Rechtssystem, das Heinrich geschaffen hatte, konnte, wie Johann bewies, zum Instrument der Unterdrückung werden.

Nun ist zum erstenmal der König selbst an das Gesetz gebunden. Das Grundprinzip sollte die Jahrhunderte überdauern und zu höchster Höhe gelangen, nachdem der feudale Hintergrund des Jahres 1215 längst im Dunkel der Vergangenheit verschwunden war. Im Laufe der Zeit wurde die Charta zu einem bleibenden Zeugen dafür, dass die Macht der Krone nicht absolut war.

Die in ihr niedergelegten Tatsachen und die Umstände, die zu ihrem Entstehen führten, fielen der Vergessenheit anheim oder wurden missverstanden. Der

Grundgedanke von der Souveränität des Gesetzes, der im feudalen Gewohnheitsrecht schon lange bestand, wurde durch sie zu einer Doktrin des Nationalstaates erhoben. Und wenn in folgenden Jahrhunderten der von seiner eigenen Autorität aufgeblasene Staat versucht hat, die Rechte und Freiheiten der Untertanen rücksichtslos zu überrennen, so war es diese Doktrin, auf die man sich immer und immer wieder berufen hat, und bislang niemals ohne Erfolg.

KAPITEL VIII

AUF DEM AMBOSS

König Johann starb in den Sielen, aber er starb als ein gestelltes Wild. Die Misswirtschaft seiner Regierung hatte eine Machtkonstellation gegen ihn aufgebracht, die überwältigend zu sein schien. Er lag in Fehde mit den englischen Baronen, die ihn gezwungen hatten, die Charta zu bestätigen. Sie hatten Ludwig, den Sohn des unversöhnlichen Königs Philipp von Frankreich, in ihr Land eingeladen, damit er ihr Lehnsherr werde; und mit ihm kamen fremdländische Truppen und verwegene Abenteurer. Die aufständischen Barone nördlich des Humber besaßen die Unterstützung des Königs von Schottland; im Westen förderte Llewellyn, der mächtige Fürst von Nordwales, die Rebellion. Auch die meisten Städte stellten sich gegen den König; London nahm eine höchst feindliche Haltung ein. Die Cinque Ports waren in Feindeshand. Winchester, Worcester und Carlisle, zu jenen Zeiten räumlich weit getrennt, vereinigten sich in der Opposition gegen die Krone.

Andererseits hatte der verzagte König den Status des Reiches um der unerschütterlichen Hilfe des Papsttums willen geopfert. Ein starkes Söldnerheer, die einzigen regulären Truppen des Königreichs, stand in Johanns Sold. Einige Grosse der adeligen Kriegerkaste, der verehrungswürdige Wilhelm der Marschall und der berühmte romantische Ranulf, der Graf von Chester, hielten mit einer zahlreichen adeligen Anhängerschaft zum König. Die Masse des Volkes, durch diesen neuen Streit ihrer Herren verwirrt, war im grossen und ganzen für den König und gegen die Barone und jedenfalls gegen die eindringenden Ausländer. Seine Rolle bestand lediglich darin, unter beiden Parteien zu leiden. So waren die Kräfte gleichmässig verteilt; alles deutete drohend auf einen langen, zähen Bürgerkrieg hin und auf einen Rückfall in die Anarchie, die unter Maud und Stephan geherrscht hatte. Johann selbst zeigte sich nach einem Leben, das aus Täuschung und Doppelzüngigkeit, aus gesetzwidrigen Unternehmungen

und einer heftigen unerwarteten Hinwendung zu einer gottesfürchtigen Politik bestanden hatte, in den letzten Monaten seines Lebens plötzlich von einer kriegerischen Energie und Widerstandskraft besessen, die Freund und Feind in Erstaunen versetzte. In diesem Augenblick starb er an Ruhr, die durch Erschöpfung und übermässiges Essen und Trinken verschlimmert wurde. Shakespeare hat seinen Todeskampf so festgehalten:

Und keiner will den Winter kommen heissen,
 Die eis'ge Hand mir in den Leib zu stecken ...
 -----Wenig bitt' ich,
 Nur kalten Trost; und doch seid ihr so karg
 Und undankbar, dass ihr mir dies versagt.

Der Tod des Königs inmitten dieses schwelenden Aufruhrs änderte die Voraussetzungen des Konflikts, ohne ihn zu beenden. Die herrschenden rivalisierenden Interessen richteten sich auf viele über eine bessere Regierung Englands hinausgehenden Ziele. Ludwig war auf der Insel und führte Krieg. Viele hatten ihm eine Treue gelobt, die bereits einmal gebrochen worden war. Die aufständischen Lords hatten sich mit ihren schottischen und waliser Verbündeten sehr weitgehend eingelassen. Keinem stand der Sinn nach Friede. Doch der einzige Grund und die einzige Rechtfertigung der Revolte war mit Johanns Tod dahingeschwunden. Heinrich, ein neunjähriges Kind, war der unbestrittene Erbe aller Rechte und Lehen von seines Grossvaters ausgedehntem Reich. Er war der rechtmässige König von England. Mit welchem Grund konnte man die Schreckensherrschaft des Vaters den unschuldigen Sohn entgelten lassen? Ein Blatt der Geschichte war heftig gewendet worden, das neue Pergament noch unbeschrieben. Alle Parteien waren sich dieser Umstände zutiefst bewusst. Dennoch trauerten jene, die sich mit Leib und Gut der nationalen Sache verschworen hatten, im Augenblick noch Johann nach. Wilhelm der Marschall handelte aufrecht und entschlossen. Hätte er in seiner Pflicht der Krone gegenüber versagt, so wäre die starke zentralisierte Monarchie, die Heinrich II. geschaffen hatte und von der die zunehmende Zivilisation des Reiches abhing, zu einer Siebenmänner-Herrschaft feudaler Fürsten oder zu noch Schlimmerem entartet. Der päpstliche Legat, welcher der unveränderlichen Politik Roms sicher war, unterstützte Wilhelm den Marschall. Der König, noch im Knabenalter, wurde zu Gloucester gekrönt und begann am 28. Oktober 1216 seine sechsendenfzig

Jahre währende Regierung. Er wurde vom Legaten gesalbt, und an Stelle des Diadems, das Johann beim Überqueren des Wash verloren hatte, setzte man ihm einen einfachen Goldreif aufs Haupt. Dies sollte sich als ein recht angemessenes Symbol seiner Herrschaft erweisen.

Wilhelm der Marschall, nun siebzig Jahre alt, nahm nur zögernd das Amt auf sich, das wir heute eine Regentschaft nennen würden. An seine Seite berief er den Grafen von Chester, der wohl sein Rivale hätte sein können, seine Ansprüche jedoch zurückstellte, und Hubert de Burgh, Johanns getreuen Diener. Die Weisheit und die Schwäche der neuen Regierung zeigten sich gleichermassen in der abermaligen Bestätigung der Charta, die vom Papst 1215 voreilig für ungültig erklärt worden war. In der Königspartei waren die religiösen Aspekte vorherrschend geworden. Die Royalisten trugen weisse Kreuze, die Kirche predigte einen wirkungsvollen Kreuzzug, und die Führer der opponierenden Parteien wurden exkommuniziert. «Zu einer Zeit», sagte Heinrich später zu Bischof Grosseteste, «als Wir Waise und minderjährig waren, als Unsere Untertanen Uns nicht nur entfremdet waren, sondern auch gegen Uns geführt wurden, da war es Unsere Mutter, die Römische Kirche, die dieses Reich wieder Unserer Herrschaft zuführte, die Uns zum König weihte, Uns krönte und auf den Thron erhob.»

Es war eine Regierung der Unruhen und des Unglücks; und dennoch bahnte sich der Fortschritt zielstrebig seinen Weg. Glühendes Eisen wurde auf den Amboss gelegt, und die Hammerschläge schmiedeten ein Metall, das härter war als alles, was man bisher gekannt hatte. In dieser Epoche stöhnte das Volk mit seiner angelsächsischen Tradition von altem Recht und Gesetz, die bis in die graue Vorzeit zurückreichte, unter dem eisernen Absatz des Adels und der königlichen Söldner, die ihre Verstärkungen hauptsächlich durch die Macht der Kirche erhielten. Aber die Herren des Volkes waren uneins. Nicht nur, dass ihre Eifersucht, ihr Ehrgeiz und ihre Lust am Krieg ihre Streitigkeiten schürten, sie waren auch untereinander gespalten, in verschiedene Lager aufgeteilt; ein starker Nationalismus riss sie unmerklich auseinander. Es war ein Zeitalter der Impulse und Experimente, die durch keine allgemeinverbindliche politische Theorie gelenkt wurden.

Der konfuse und monotone Krieg der Barone – gegeneinander, gegen den Kö-

nig, manchmal mit der Kirche, öfter gegen die Kirche – hat viele Leser der Geschichte abgestossen. Tatsache ist aber, dass König Heinrich III. alle diese Schwierigkeiten überstand und England im Genuss eines Wohlstands und eines Friedens zurückliess, die zu seiner Kinderzeit niemand gekannt hatte. Der grausame Krieg und die Anarchie spielten sich nur auf der Oberfläche ab. Unformuliert und von den schwerbedrängten Akteuren weitgehend unerkannt, verliefen darunter all jene Ströme, die fünfhundert Jahre später in Europa fliessen sollten; und fast alle grossen Entscheidungen, die der modernen Welt abgefordert werden, waren in jener mittelalterlichen Gesellschaft bereits akut. Aus diesem Konflikt erheben sich die Gestalten von Helden, Kriegern wie Staatsmännern, von deren Drangsalen uns Jahrhunderte trennen, deren Werke und deren Ansichten uns aber so lebhaft mit ihnen verbinden, als würden wir ihre Taten und Worte beim Frühstück in der Zeitung lesen.

Wir müssen uns einige dieser Gestalten näher betrachten. Stephan Langton, der grosse Erzbischof, war der unbezähmbare, unermüdlige Wahrer der Rechte des englischen Volkes gegenüber königlichen, adligen, ja sogar gegenüber kirchlichen Ansprüchen. Er bot König Johann die Stirn, er bot dem Papst die Stirn. Zuzeiten erregte er den tiefsten Unwillen der beiden und entging nur knapp dem Tod. Hier sehen wir einen Mann, der für die Einigkeit der Christenheit durch die katholische Kirche, aber auch im Interesse Englands gegen das Papsttum arbeitete. Hier sehen wir einen treuen Diener der Krone, aber auch einen Verfechter der Charta und all dessen, was sie bedeutete und heute noch bedeutet. Eine beherrschende Zentralfigur, praktisch, findig, unter dem Druck der Missgeschicke wendig die Seiten wechselnd, aber unbeirrt und unbeirrbar in seinem weisen, grosszügigen, tapferen, nüchternen, freiheitlichen Vorhaben. Hier sehen wir, wenn nicht den Baumeister unserer Verfassung, so doch zumindest einen exakten und zuverlässigen Bauführer.

Die zweite Persönlichkeit, die aus der unruhigen Szene hervorsticht, ist Hubert de Burgh. Shakespeare, dessen Zauberfinger nacheinander die meisten Gipfel der englischen Geschichte berührt hat und ihnen Glanz und Licht verlieh, damit sie, für alle sichtbar, über das Gebirge der Unordnung hinausragen, hat Hubert in unser Blickfeld gerückt. Hier sehen wir einen Soldaten und Politiker, dem die Lebensklugheit eignet, welche die Vertrautheit mit Höfen und

Feldlagern, mit kirchlichen und waffentragenden Würdenträgern dem Verhalten eines Mannes, ja sogar seiner Natur, verleiht. Johanns Justitiar, den man mit den Verbrechen und den Torheiten dieser Regierung identifiziert, war dennoch allen als ihr ewiger, entschlossener Gegner bekannt. Unter dem Marschall, der selbst ein Stern des europäischen Rittertums war, war Hubert ein ungewöhnlicher Führer des Widerstands gegen alle, die wider die Monarchie rebellierten. Und gleichzeitig stand er über allen Streitigkeiten als ein unbeirrbarer Streiter für die Rechte Englands. Die Insel sollte nicht von gierigen Adligen ausgesogen noch von fremden Abenteurern geplündert noch unbillig für die erlauchten Interessen des Papsttums, die so häufig die Interessen der Christenheit selbst waren, verheert werden.

Die Rebellion der Barone wurde durch Kämpfe zu Land und zu Wasser erstickt. In Lincoln hatte die Königspartei einen phantastischen, aber deshalb nicht weniger entscheidenden Sieg davongetragen. Es wird uns berichtet, dass einen ganzen Tag lang über vierhundert königliche Ritter sechshundert Männer der Adelspartei umherjagten und verprügelten. Nur drei wurden im Kampf getötet. Die zeitgenössische Meinung lehnte es ab, diese Rauferei als eine Schlacht zu bezeichnen; man nannte sie den «Jahrmart zu Lincoln». Man kann sich nur schwer ein Bild von den Geschehnissen machen. Es ist anzunehmen, dass jeder der Ritter mindestens acht bis zehn handfeste Gefolgsmänner hinter sich hatte, und dass diese beinahe unverletzbaren, kettengepanzerten Ungeheuer sich durchs Getümmel wälzten, das unbewaffnete Volk vor sich her trieben oder abschlachteten und sich, wenn sie einander begegneten, hart, wenn auch vielleicht nicht allzu hart, niederboxten. Auf dieser Basis gab es komplizierte Manöver: Flankendrehungen, Überfälle aus dem Hinterhalt, Einlass durch geheime Pforten mittels der Ortskundigen, Verrat, seltsame Begegnungen, kurz alle möglichen Taktiken. Aber die Royalisten übertölpelten und verprügelten zu guter Letzt die Insurgenten. In den bestorganisierten Tumultszenen kann ein Missgeschick unterlaufen; und einer der adeligen Rebellenführer, Graf Thomas von Perche, hatte das Pech, durch einen Schwerthieb getötet zu werden, der durch sein Visier tief ins Gehirn drang. Aber für beinahe den ganzen übrigen bewaffneten Haufen war es ein vergnügliches Abenteuer. Die Rache der Sieger richtete sich in der Hauptsache gegen die Lehnsleute ihrer Gegner und gegen die Zivilbevölkerung, die ausgeplündert und in beträchtlicher Anzahl niedergemacht wurde.

Der «Jahrmarkt von Lincoln» schenkte dem Kind Heinrich III. einen Sieg zu Land. Der Seesieg, den de Burgh vor Dover gegen die französische Verstärkung für Ludwig errang, trennte die Revolte von ihrer kontinentalen Wurzel. Während all dieser Unruhen gingen die Verhandlungen unentwegt weiter. Die Auseinandersetzungen zogen sich lange hin, und inzwischen verwüstete jede Partei die Besitzungen der Gegner und brachte furchtbares Elend über die Bevölkerung. Von Erzbischof Langton und dem päpstlichen Gesandten unterstützt, hielt Hubert unbeirrt an der Charta fest, obwohl gerade sie es war, die seine Gegner miteinander verband. Es gab unvermeidliche Spannungen zwischen den frommen englischen Royalisten und den Interessen der Weltkirche, wie der Papst sie interpretierte. Diese Spannungen nahmen jedoch keine tätlichen Formen an. Man kam zu Kompromissen nicht nur zwischen Krone und Baronen, sondern auch in der kirchlichen Sphäre zwischen England und Rom.

Nach einem Jahr des Kampfes sah sich Ludwig von Frankreich 1217 gezwungen, das Land zu verlassen. Seine Hoffnungen waren völlig zerstört. Zum Beweis, dass die Regierung es mit ihren Versprechungen ernst meinte, bestätigte man die Grosse Charta nun zum zweitenmal. 1219 starb der siegreiche alte Marschall, und zwölf Jahre lang regierte Hubert das Land. Er war ein strenger Regent. Als Fawkes de Breauté, der während aller vergangenen Tumulte Johanns und Wilhelms des Marschalls erster Söldner gewesen war, zu mächtig wurde und den neubegründeten Frieden des Landes zu stören versuchte, beschloss Hubert, ihn auszuweisen. 1224 nahm Hubert nach zweimonatiger Belagerung Fawkes Festung Bedford Castle ein und hängte die vierundzwanzig überlebenden Ritter, die die Besatzung befehligt hatten, vor den Mauern auf. Als Zeichen der Befriedung wurde im folgenden Jahr die Grosse Charta abermals bestätigt und erhielt ihre im Wesentlichen endgültige Form. Somit wurde sie zu einem unantastbaren Teil des englischen Rechts und der englischen Tradition. Hätte es die turbulenten Jahre von Heinrichs III. Minderjährigkeit nicht gegeben, so wäre sie vielleicht in den Archiven der Geschichte als ein Partisandokument verschimmelt.

Keine langwährende Verwaltung ist gegen Irrtümer gefeit, und jeder Staatsmann muss von Zeit zu Zeit Konzessionen an unbelehrbare überlegene Mächte machen. Aber während seiner ganzen Regentschaft verfolgte Hubert die Taktik, möglichst wenig zur Rückgewinnung der französischen Besitzungen des Kö-

nigs zu unternehmen. Das tat er nicht nur durch seinen Rat, sondern auch, indem er alle Tätlichkeiten unterband und sogar schmäbliche Flucht vor dem Feind organisierte, wenn eine Schlacht auf andere Weise nicht zu vermeiden war. Er hemmte die Vorbereitungen zu einem neuen Krieg, er verhinderte standhaft die Einmischung fremder Günstlinge und Abenteurer. Er widersetzte sich dem Papsttum bei dessen Anstrengungen, unter allen Umständen Geld für seine weitgesteckten europäischen Vorhaben aus England herauszuholen. Er wahrte die Ordnung, und als der König heranwuchs, hielt er die Hofpartei davon ab, die Charta zu verletzen. Sein Standpunkt war ganz der englische.

1229 hatten sich schliesslich sein Ansehen und sein Glück erschöpft, und das Schicksal wandte sich gegen ihn. Der nun zweiundzwanzigjährige, gekrönte und regierende König kam mit einem grossen Heer, das er unter Aufbietung seiner ganzen feudalen Macht ausgehoben hatte, in Portsmouth an, um diejenigen französischen Besitzungen zu verteidigen, die nach dem Verlust der Normandie immer noch zur englischen Krone gehörten. Hubert hatte hierauf keinen Einfluss, aber der Transport des Expeditionsheeres fiel augenscheinlich in seinen Aufgabenbereich. Der König fand keine oder doch nur wenige Schiffe vor; es gab keine Vorräte, kein Geld für sein überseeisches Unternehmen. Er geriet in Wut. Obwohl im Allgemeinen milde, umgänglich, ein Gelehrter und Künstler, zog er sein Schwert und stürzte sich auf den Justitiar, dem er vorwarf, er habe sein Vertrauen missbraucht und sei von Frankreich bestochen. Das war gewiss eine unerfreuliche und peinliche Situation – hier die Armee, die jenseits des Kanals kämpfen wollte, dort die Marine und das Schatzamt, die ausserstande oder nicht willens waren, sie dorthin zu bringen. Der Streit wurde beigelegt; der König beruhigte sich wieder. Das Expeditionsheer segelte im folgenden Jahr, und Hubert kehrte wieder in seine Stellung zurück. Aber nicht für lange. 1232 beraubte ihn eine kleine Hofkamarilla seiner Macht. Am Leben bedroht, suchte er Zuflucht in Brentwood. Man zerrte ihn aus diesem Asyl, aber der einfache, grobe Schmied, dem man befohlen hatte, er solle ihm Fesseln anlegen, erklärte, lieber sterben als diesen Befehl ausführen zu wollen. Und man schreibt ihm jene Worte zu, von denen die Historiker erklärt haben, sie seien das wahre Denkmal Hubert de Burghs: «Ist er denn nicht jener treueste Hubert, der England so oft vor fremdländischer Verwüstung errettet und England den Engländern wiedergegeben hat?»

Während Johans Regierung hatte sich in Südfrankreich eine der grausamsten Tragödien der Weltgeschichte abgespielt. Auf den Besitzungen Raymonds, des sechsten Grafen von Toulouse, hatte sich mehrere Generationen hindurch eine Häresie entwickelt, die in ihren Theorien düster und streng, im Grunde genommen aber genial war. Die Albigenser oder Katharer, die «Gereinigten», wie sie genannt wurden, verwarfen die Vorstellung von der Auferstehung des Fleisches, vom Fegefeuer und von der Hölle. Ihrer Ansicht nach war das fleischliche Erdendasein das Werk Satans. Diese materielle Übergangszeit würde rasch vergehen, und die Seele, von ihrer verfluchten Hülle befreit, in ewiger Seligkeit wieder in den Geist Gottes aufgenommen werden. Die «Vollkommenen» dieses Kultes übten Keuschheit und Abstinenz und waren vor allem von einer echten Todessehnsucht erfüllt. Aber die Masse der Bevölkerung, nun vom Druck einer übernatürlichen Angst befreit, entwickelte, wie man uns versichert, eine leichtfertige Moral und Ausgelassenheit. Über die Wechselfälle dieser Welt erhaben und gleichzeitig von den Drohungen der nächsten befreit, erfreuten sich alle Bevölkerungsschichten jener milden Gegend grosser Glückseligkeit, aus der verfeinerte Sitten und eine eifernde Überzeugung entsprangen. Diese Loslösung von allen geistlichen Fesseln war dem Papsttum natürlich höchst unerwünscht. Der ganze moralische Aufbau des Abendlandes basierte, wenn auch etwas unsicher, auf der Erbsünde, der Erlösung durch die Gnade und einer Hölle ewiger Qual und immerwährender Verdammnis, denen man nur durch den Beistand der Kirche entgehen konnte. Es dauerte einige Zeit, ehe das Papsttum die tödliche Gefahr und die Ungeheuerlichkeit der neuartigen Sünde erkannte, die im heutigen Südfrankreich um sich griff. Sobald man aber den Ernst der Gefahr erfasst hatte, stellte diese selbst die Rettung des Heiligen Grabes vor den Ungläubigen in den Schatten. 1209 rief man zu einem Kreuzzug auf, dessen Ziel diesmal nicht Jerusalem war. Alle weltlichen Streitkräfte, die Rom zur Verfügung hatte, wurden unter Führung Philipps II. von Frankreich gegen die Albigenser geschickt. Zu dieser Zeit erhielt die in Frankreich hin und wieder vorgekommene Verbrennung von Ketzern und anderer unerwünschter Elemente die formale Sanktionierung durch das Gesetz. Der Prozess der Ausrottung dieser neuen Ketzerei durch die fürchterlichsten Grausamkeiten, die der menschliche Geist ersinnen kann, währte nahezu eine Generation. Die Ketzer

unter der Führung der «Vollkommenen» kämpften wie die Löwen, betrachteten sie doch den Tod als die Erlösung vom Fluch des Körpers. Man leistete gründliche Arbeit. Die albigensische Ketzerei wurde auf dem Scheiterhaufen ausgeglüht. Nur das arme, hungrige Volk in den Wäldern und Bergen, die in jener Gegend glücklicherweise im Überfluss vorhanden sind, hegte noch Zweifel an der bevorstehenden Verdammnis, von der so viel für die Disziplin und Verantwortung menschlicher Wesen und für die Autorität und das Bestehen der Kirche abhing. Von allen Führern in diesem Kreuzzug übertraf keiner einen gewissen Simon de Montfort, «einen kleineren Herrn aus der Gegend von Paris». Er brachte es in diesem Krieg zu einem Kommando und wurde als der eigentliche Führer anerkannt. Man machte ihn zum Vicomte von Béziers und Carcassonne «in Gegenwart der Barone von Gottes Armee, der Legaten und der Priester». Dieser fähige, unbarmherzige Mann führte die blutige Aufgabe durch. Als er bei der Belagerung von Toulouse fiel, hinterliess er einen Sohn, der seinen Namen trug, unter dem Adel jener Epoche zu einer hohen Stellung emporstieg und eine Idee verkörpern sollte, die ihn für immer berühmt machte.

De Burghs Verhalten war alles andere als tadellos gewesen. Aber sein Sturz war von Männern geplant worden, deren Ziel nicht eine Verwaltungsreform, sondern Machtgewinn war. Anführer dieser Intrige war sein früherer Rivale Peter des Roches, der Bischof von Winchester. Des Roches selbst hielt sich im Hintergrund; aber auf dem Weihnachtskonzil von 1232 wurde fast jeder wichtige Posten in der Verwaltung an seine Freunde vergeben, die meist wie er aus Poitou stammten. Die Niederlage de Burghs bedeutete mehr als nur den Triumph des Roches' und seiner Partei. De Burgh war der letzte der grossen Justitiare, die über Vollmacht und manchmal sogar über souveräne Macht geboten. Von nun an begannen die Hofämter wie die «Wardrobe», die in der Hauptsache von der königlichen Gunst und Laune abhingen, die grossen «nationalen» Ämter wie die Justitiarschaft, die adelige Grundbesitzer innehatten, in den Schatten zu stellen. Als nun diese Ämter in zunehmendem Mass mit fremden Eindringlingen wie Poitevins, Savoyarden und Provençalern besetzt wurden, bäumte sich das Nationalgefühl des Adels feindselig auf. Unter der Führung von Richard dem Marschall, einem zweiten Sohn des grossen Wilhelm, fingen

die Barone an, gegen die Fremdlinge aufzubegehren. Des Roches erwiderte, der König bedürfe der Fremdlinge, um sich vor dem Verrat seiner eigenen Untertanen zu schützen; und eine grosse Anzahl von Söldlingen aus Poitou und der Bretagne wurden herübergebracht, um dieser Auffassung Nachdruck zu verleihen. Doch der Kampf dauerte nicht lange. Im Bündnis mit Prinz Llewellyn trieb der junge Marschall den König in die Waliser Sümpfe, brandschatzte Shrewsbury und verwüstete des Roches' Besitzungen. Im Frühjahr 1234 sah sich Heinrich gezwungen, die Bedingungen anzunehmen; und obwohl der Marschall im April getötet wurde, bestand der neue Erzbischof Edmund Rich auf Erfüllung des Vertrages. Die Beamten aus Poitou wurden entlassen, des Roches fand es ratsam, nach Italien zu reisen, und de Burgh erhielt seine Länder und Besitzungen in allen Ehren wieder zurück.

Die Poitevins waren die ersten in der langen Folge fremder Günstlinge, die Heinrich III. in den mittleren Jahren seiner Regierung um sich versammelte. Das Grundthema der Opposition der Barone war der Hass auf die Fremden, die den König beherrschten, die Ämter monopolisierten und aus einem Land, dessen nationale Interessen ihnen völlig gleichgültig waren, schändlichen Profit schlugen. Die Zuneigung des Königs galt jenen, die seiner Eitelkeit schmeichelten und seinen Launen willfährig waren. Er entwickelte eine Vorliebe für extravagante Prachtentfaltung und zog die glänzenden Abenteurer aus Poitou und der Provence natürlich seinen düsteren Baronen vor. Die Kultur der mittelalterlichen Provence, der Heimat der Troubadoure und Wiege des Rittertums, faszinierte Heinrich. 1236 heiratete er Eleonore, die Tochter Raymonds von der Provence. Mit Eleonore kam auch ihre zahlreiche und bedürftige Sippe, vor allem ihre vier Oheime. Eine neue Welle von Fremden brach über die einträglichen Vormundschaften, Heiraten, Heimfallgüter und Benefizien herein, welche die angekelten Barone als ihr Eigentum betrachteten. Der König überschüttete seine reizenden Verwandten mit Geschenken, und man schob ihnen die Verantwortung für alle Missstände seiner Regierung zu. Die Ironie der Geschichte will es, dass einer der Unpopulärsten jener Simon de Montfort war, der Sohn des Unterdrückers der Albigenser.

Eine womöglich noch ergiebiger Quelle der Unzufriedenheit in England war der Einfluss des Papsttums auf den dankbaren und frommen König. Papst Gregor IX., der mit Friedrich II., dem Kaiser des Heiligen Römischen Reichs,

in heftiger Fehde lag, stellte immer höhere Geldforderungen. Sein Legat Otto war an der englischen Kirchenreform beteiligt; als Otto 1240 ein Fünftel der Einkünfte aus den Mieten und beweglichen Gütern verlangte, brach ein Sturm der Entrüstung los. Die Pfarrerherren von Berkshire veröffentlichten ein Manifest, in dem sie Rom das Recht absprachen, die englische Kirche zu besteuern, und vom Papst verlangten, er solle wie andere Bischöfe «von seinen eigenen Einkünften leben». Trotzdem kehrte Otto 1241 mit beträchtlichen Geldmitteln nach Rom zurück. Der Papst belohnte die Loyalität der italienischen Geistlichen, indem er ihnen die nächsten dreihundert freiwerdenden englischen Benefizien zusprach. Die Wahl Innozenz' IV. im Jahr 1243 führte zu neuen Forderungen. In diesem Jahr untersagten die päpstlichen Gesandten den englischen Bischöfen, Benefiziaten zu ernennen, ehe nicht die lange Liste der päpstlichen Anwärter erledigt war. Robert Grosseteste, Gelehrter, Wissenschaftler und Heiliger, ehemaliger Lehrer an den Schulen zu Oxford und seit 1235 Bischof von Lincoln, war der Anführer der englischen Geistlichkeit, welche die päpstliche Forderung umging oder verweigerte. Er wurde ihr Vorkämpfer. Obwohl er immer noch glaubte, dass der Papst absolut sei, nahm er die Angriffe vorweg, die Wyclif mehr als ein Jahrhundert später auf die Korruption und die ungebührlichen Forderungen des Römischen Stuhls unternahm.

Die Kirche, die unter dem päpstlichen Druck stöhnte, und der Adel, der sich durch die Übergriffe des Hofes beleidigt fühlte, fanden sich im Hass gegen die Fremdlinge. Als 1244 eine Kommission von Baronen ernannt wurde, welche die Bedingungen einer Geldanleihe für den König festlegen sollte, brach die Krise aus. Die Barone bestanden darauf, dass der Justitiar, der Kanzler und der Schatzkämmerer sowie gewisse Richter vom Grossen Rat, in dem sie stark vertreten waren, gewählt werden sollten. Ebenso sollten vier Männer aus dem Rat des Königs gewählt werden, die das Recht hatten, den Grossen Rat einzuberufen. In seiner Verzweiflung wandte sich der König an die bereits mit einer Geldbusse belegte Kirche; aber seine Bitte wurde durch den Einfluss von Grosseteste abgelehnt. 1247 ermutigten die unersättlichen Poitevins den König in seinen despotischen Vorstellungen. Zu ihrer Unersättlichkeit kam nun auch noch die der drei Stiefbrüder des Königs, der Lusignans, der Söhne von Johannis Gemahlin Isabella aus zweiter Ehe. Heinrich befehlissigte sich nun einer neuen Tonart.

«Bedienstete üben keine Kritik an ihren Herren», sagte er 1248. «Vasallen richten nicht über ihren Fürsten, noch binden sie ihn durch Verpflichtungen. Sie sollten sich ihm zur Verfügung halten und sich seinem Willen beugen.» Solche Redeweise schaffte kein Geld herbei; und Geld tat not. Heinrich sah sich gezwungen, Gold und Juwelen zu verkaufen und denjenigen, die dafür zahlen konnten, neue Privilegien oder Konzessionen auf alte Rechte zu gewähren. Es wurden keine Gehälter mehr gezahlt, und man erpresste Geschenke; in den königlichen Forsten wurde Raubbau getrieben; Erpressung war an der Tagesordnung. 1252 forderte der König unter dem Vorwand eines Kreuzzugs den Zehnten aus den kirchlichen Einkünften für die Dauer von drei Jahren. Auf Grossestes Rat hin verweigerte der Klerus diese Zahlung, weil der König seinerseits die Magna Charta nicht bestätigen wollte. Im folgenden Jahr starb Grosseteste, bis zum letzten unerbittlich gegen die päpstliche und königliche Willkür ankämpfend.

Inzwischen war Heinrich insgeheim grössere Verpflichtungen auf dem Kontinent eingegangen. Der Tod des Kaisers im Jahr 1250 liess in Rom den alten Plan wieder aufleben, Sizilien, über das Friedrich geherrscht hatte, den päpstlichen Ländern einzuverleiben. 1254 nahm Heinrich III. für seinen jüngeren Sohn Edmund die Krone Siziliens entgegen, die der Papst ihm angetragen hatte. Dies war an sich schon ein törichter Schritt; aber die Bedingungen, die an das Geschenk geknüpft waren, machten ihn zum Gipfel der Torheit. Der englische König sollte eine Armee bereitstellen und für päpstliche Schulden geradestehen, die sich auf die für jene Zeiten ungeheuerliche Summe von 90.000 £ – etwa eine Million Franken – beliefen. Als im Oktober 1255 bekannt wurde, dass der König das päpstliche Angebot akzeptiert hatte, brach ein Sturm der Entrüstung gegen ihn los. Sowohl der Grosse Rat wie der Klerus verweigerten finanzielle Unterstützung. Als wäre dies noch nicht genug, kandidierte bei der Kaiserwahl von 1257 der Bruder des Königs, Richard von Cornwall, als Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, und Heinrich gab reichlich Gelder aus, um seine Wahl zu sichern. Der letzte Schlag war das völlige Versagen des Königs, den Erfolgen Llewellyns Einhalt zu gebieten, der 1256 die Engländer aus Wales verjagt hatte und nun Ränke spann, um die englische Partei in Schottland zu stürzen. So stand der verachtete, diskreditierte und verängstigte König ohne Geld und ohne Gefolge einer zornigen und mächtigen Opposition gegenüber.

Grosseteste hatte während seiner letzten Lebensjahre grosse Hoffnungen auf seinen Freund Simon de Montfort gesetzt. Simon hatte des Königs Schwester geheiratet und die Grafschaft Leicester geerbt. Vier Jahre lang war er Gouverneur der englischen Besitzungen in der Gascogne gewesen. Kraftvoll und energisch, hatte er die Eifersucht und die Opposition der königlichen Günstlinge erweckt. Und das Ergebnis ihrer Intrigen war, dass er 1252 vor Gericht erscheinen musste. Die Kommission sprach ihn frei. Aber er erklärte sich gegen eine Geldsumme, die ihm der König bezahlte, widerwillig bereit, sein Amt zur Verfügung zu stellen. Die Freundschaft zwischen ihm und dem König war zu Ende. Auf der einen Seite bestand Verachtung, auf der anderen Misstrauen. Auf diese Weise tauchte von dort, wo man es nicht erwartet hatte, der Führer auf, der der adligen und nationalen Opposition so lange gefehlt hatte.

Viele englische Notabein standen höher als er; und seine Verwandtschaft mit dem König war durch den Vorwurf belastet, dass er seine Braut vor der Hochzeit verführt hätte. Aber da stand er, der fremdländische Führer mit seinen fünf resoluten Söhnen, der der Kopf und die treibende Kraft der englischen Aristokratie werden sollte. Hinter ihn stellten sich allmählich fast alle grossen Feudalherren, die ganze Macht Londons als eine geschlossene Einheit, der gesamte niedere Klerus und das Wohlwollen der Nation. Es ist uns der Brief eines Hofbeamten bewahrt geblieben, der im Juli 1258 geschrieben wurde. Darin steht, der König habe der Übermacht nachgegeben. Man stellte eine Kommission auf, welche die Regierung reformieren sollte; man kam überein, dass «öffentliche Ämter von nun an nur noch mit Engländern besetzt werden sollten» und dass «die Emissäre Roms und die ausländischen Kaufleute und Bankiers in ihren Schranken gehalten werden sollten». Man regelte die Belehnung von Ausländern, die Stellung des königlichen Hofstaats, die Verwaltung der Festungen. «Die Barone», schreibt unser Beamter, «haben eine grosse und schwierige Aufgabe, die weder leicht noch rasch bewältigt werden kann. Sie machen Fortschritte ... *ferociter*. Mögen sie gute Ergebnisse zeitigen!»

KAPITEL IX

DIE MUTTER DER PARLAMENTE

Die späteren Jahre der unruhigen Regierung Heinrichs III. waren folgenschwer – in ihren Auswirkungen auf das Wachstum englischer Institutionen. Man könnte sie als die Zeit der Saat unseres parlamentarischen Systems bezeichnen, obwohl nur wenige der an der Aussaat Beteiligten die Resultate vorausgesehen haben können, die schliesslich erreicht werden sollten. Die adlige Kommission machte sich mit grossem Ernst an ihre Aufgabe, und 1258 wurden ihre Vorschläge in die Verordnungen von Oxford aufgenommen und 1259 durch die Verordnungen von Westminster ergänzt und erweitert. In diesem Vorgehen des Adels drückte sich mehr aus als die Abneigung gegen fremde Ratgeber; denn die beiden Verordnungen ergeben zusammen eine wesentliche Interessenverlagerung gegenüber der Magna Charta. Die Grosse Charta befasste sich in der Hauptsache mit der Definierung verschiedener Rechtsstandpunkte, während die Verordnungen von Oxford sich mit der umwälzenden Frage befassten, auf wessen Veranlassung und von welchen Beamten die königliche Verwaltung durchgeführt werden sollte. Überdies stellen viele Klauseln der Verordnungen von Westminster eher eine Begrenzung der adeligen Rechtsprechung als der königlichen dar. Hier zeichnen sich wesentliche Fortschritte ab. Jetzt konnte man die Früchte von Heinrichs II. Werk erkennen; die Nation wurde stärker, selbstbewusster und gewann grösseres Selbstvertrauen. Die bemerkenswerte Zunahme der richterlichen Tätigkeit im ganzen Land, die häufigeren Inspektionsreisen der Richter und Beamten – die alle auf die Zusammenarbeit mit den örtlichen Behörden angewiesen waren – erzogen den Landadel zu politischer und administrativer Verantwortung. Dieser Prozess, der die Zukunft der englischen Institutionen bestimmte, zeigte seine ersten Auswirkungen im 13. Jahrhundert.

Die Forderungen der Barone zielten darauf ab, dass der König in Zukunft durch einen Rat der Fünfzehn regieren solle, der von vier Persönlichkeiten zu

wählen war, von denen zwei der adligen, zwei der königlichen Partei angehörten. Es ist bedeutsam, dass die Proklamation des Königs, welche das Einverständnis mit diesem Vorschlag sowohl in englischer wie in französischer Sprache enthielt, die erste öffentliche Urkunde seit Wilhelms des Eroberers Zeiten ist, die in beiden Sprachen veröffentlicht wurde. Eine kurze Zeit über regierte dieser Rat, der von Simon de Montfort angeregt und gelenkt wurde, das Land. Man kontrollierte sich gegenseitig, teilte sich in die wesentlichen Ämter der Exekutive und vertraute die eigentliche Verwaltung «geringeren Männern» an, was zu jener Zeit allgemein als erstrebenswert angesehen wurde. Sobald die Grossen ihre eigenen Klasseninteressen gewahrt und ihre Rechte – es waren bis zu einem gewissen Grad auch die Rechte der Nation – gesichert hatten, wünschten sie nicht, die Hebel der Macht einem aus ihren eigenen Reihen auszuliefern. Dieser Gedanke eines aus dem Patriziat gewählten Kabinetts von Politikern, das sorgfältig ausgebildete Funktionäre ohne politische Richtung für sich arbeiten liess, besass eine lange Lebensdauer und sollte noch häufig wieder auftauchen.

Etwa um diese Zeit kam das Wort «Parlement» – Parlament – in Umlauf. 1086 pflog Wilhelm der Eroberer «eingehende Zwiesprache» mit seinen Weisen, ehe er die Reichsgrundbuchfassung begann. Im Lateinischen hätte man das ein *Colloquium* genannt; und «colloquy» ist die im 12. Jahrhundert für Beratungen zwischen dem König und seinen Grossen übliche Bezeichnung. Das hin und wieder stattfindende Kolloquium «über wichtige Angelegenheiten des Königreichs» kann zu dieser Zeit als Parlament bezeichnet werden. Häufiger aber meint man damit den ständig tagenden Rat aus Beamten und Richtern, der in Westminster sass, um Petitionen entgegenzunehmen, Streitigkeiten zu schlichten und das geltende Recht aufrechtzuerhalten. Im 13. Jahrhundert galt die Bezeichnung Parlament für zwei völlig verschiedene, wenn auch miteinander verbundene Institutionen.

Wollen wir ihre Funktionen in heutigen Begriffen ausdrücken, so liesse sich sagen, dass die erste dieser Versammlungen sich mit Politik, die zweite mit Gesetzgebung und Verwaltung befasst. Die Aussprache über die Adresse zu Beginn einer Sitzungsperiode ähnelt sehr einem Kolloquium, während die Vorgänge im «Parlament» ihre Analogie in der Ausschussberatung über einen Ge-

sententwurf finden. Unter der Regierung Heinrichs III. und selbst noch Eduards I. stand es noch keineswegs fest, dass die beiden Versammlungen miteinander verschmelzen würden. Es sah vielmehr so aus, als ob die englische Verfassung sich ähnlich entwickeln würde wie die französische, in der die wirkliche Regierung aus einem König im Rat bestand, die Grossen nur noch die Nobilität vertraten und das «Parlement» lediglich rechtliche Angelegenheiten klärte. Unsere Geschichte nahm einen anderen Verlauf. Zunächst gelang es den Grossen in den folgenden Jahrhunderten, den Rat zu beherrschen und ihre Interessen mit ihm zu identifizieren. Zum zweiten besaßen die englischen Grafschaften ein Eigenleben, und ihre Abgeordneten in Westminster sollten einen immer stärker werdenden Einfluss ausüben. Aber ohne den machtvollen Anstoss Simon de Montforts hätten sich diese Gewalten vielleicht nicht zu einer dauerhaften gesetzgebenden Versammlung vereinigt.

Der König, die Hofpartei und die mächtigen ausländischen Interessen, die mit ihnen verknüpft waren, hatten nicht die Absicht, sich den Verordnungen auf unabsehbare Zeit zu unterwerfen. Man setzte alles daran, den verlorenen Boden zurückzugewinnen. 1259 kehrte der König mit der Hoffnung auf fremde Hilfe aus Paris zurück, wo er sich zur Unterzeichnung eines Friedensvertrages mit den Franzosen aufgehalten hatte. Sein Sohn Eduard galt bei allen, die eine starke Monarchie wünschten, bereits als der aufsteigende Stern. In London und in den übrigen Städten unterstützten die Armen und die aufrührerischen Elemente diesen Kurs. Der Begeisterung der Revolution – denn es war nichts Geringeres – hatte der Sieg der Barone nicht Genüge getan. Ideen, die nicht so leicht zu beschwichtigen waren, kursierten im Lande. Es ist Simon de Montforts Verdienst, dass er sich nicht mit einem Sieg der Barone über die Krone zufrieden gab. Er wandte sich sofort gegen die Barone selbst. Schränkte man die Rechte des Königs ein, so sollten auch die Barone in ihrer Sphäre die Interessen der Allgemeinheit respektieren. Unter diesen Bedingungen konnten die Ansprüche des Mittelstandes, der wesentlich dazu beigetragen hatte, den Baronen ihre Vorrangstellung zu ermöglichen, nicht ausser Acht gelassen werden. Die aufsteigende Klasse des niederen Adels, die sogenannten Bachelors, die als Sprachrohr des Landadels betrachtet werden konnten, bildeten eine kraftvolle eigene Vereinigung, die sich «die Gemeinschaft der Bachelors» von

England nannte. Simon de Montfort wurde ihr Vorkämpfer. Schon bald begann er, grosse Herren wegen des Missbrauchs ihrer Privilegien zu tadeln. Er wünschte die Reformen, die bereits in der königlichen Verwaltung durchgeführt worden waren, auch auf die adligen Besitzungen auszudehnen. Insbesondere wandte er sich an den Grafen Richard von Gloucester, der ausgedehnte Besitzungen im Südwesten und in Südwestwales besass. Er erreichte eine Verfügung des Rates, in der deutlich zum Ausdruck gebracht wurde, dass die grossen Herren der königlichen Macht unterstanden, die wiederum – obwohl er dies nicht überbetonte – dem Rat unterstand. Hier sehen wir eine neue Form der Diktatur. Es war eine Diktatur des *Commonwealth*, die aber, wie solch kühne Ideen oft, sich unvermeidlich in einem Mann und einem Führer verkörperte. Diese Entwicklung der Dinge verursachte eine Spaltung, die mitten durch die Adelspartei ging; und der König und sein mutiger Sohn Eduard, die mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln zum Schlag gegen die uneinigen Opponenten ausholten, glaubten es nun auf eine Machtprobe ankommen lassen zu können.

Ostern 1261 entliess Heinrich, den der Papst seines Eides, die Verordnungen von Oxford und Westminster anzunehmen, entbunden hatte, die von den Baronen ernannten Beamten und Geistlichen. Nun gab es zwei Regierungen, die einander ins Gehege kamen. Die Barone beriefen die Repräsentanten der Grafschaften zu einem Treffen in St. Albans ein; der König befahl sie nach Windsor. Beide Parteien bewarben sich um die Unterstützung der Öffentlichkeit. Die Barone erfreuten sich im Land grösserer Sympathie, und nur die Opposition Gloucesters gegen de Montfort hielt sie von drastischen Massnahmen zurück. Nach dem Tode Gloucesters im Juli 1262 schloss sich die Adelspartei de Montforts scharfem Vorgehen an. Der Bürgerkrieg brach aus, Simon und seine Söhne, die alle eine aktive Rolle spielten, ein Teil der Barone, der Mittelstand – soweit er sich herausgebildet hatte – und machtvolle Verbündete in Wales stellten sich gemeinsam in einer bedrohlichen Front gegen die Herausforderung der Krone.

Simon de Montfort war nicht nur Politiker, sondern auch Heerführer. Weder seine Erziehung, noch die Umstände konnten die Haltung, die er nun einnahm, ahnen lassen. Man unterstellt ihm undankbarerweise, dass er sich über die letzte Bedeutung seines Handelns nicht recht im Klaren gewesen sei. Gewiss ist, dass er mehr Glück als Verstand hatte. Im September 1263 machte sich eine

Reaktion gegen ihn bemerkbar. Er war allzu erfolgreich gewesen. Eduard verliess sich auf die Unzufriedenheit der Barone, appellierte an ihre feudalen und selbstsüchtigen Interessen, schürte ihre Eifersucht auf de Montfort und errichtete auf diese Weise eine starke Königspartei. Am Ende des Jahres musste de Montfort sich einem schiedsrichterlichen Spruch des französischen Königs Ludwig IX. unterwerfen. Das Urteil entschied gegen ihn. Der seiner monarchischen Stellung treue König von Frankreich verteidigte die Prärogative des Königs von England und erklärte die Verordnungen für ungesetzlich. Da Ludwig schon zu seinen Lebzeiten als ein Heiliger verehrt wurde, war dies eine ernstzunehmende Entscheidung. Die rivalisierenden Parteien hatten jedoch bereits zu den Waffen gegriffen. In dem nun folgenden Bürgerkrieg unterstützte die feudale Partei mehr oder weniger den König. Das Volk, insbesondere die Städte, und die Partei der kirchlichen Reform, vor allem die Franziskaner, scharten sich um de Montfort. In vielen Städten improvisierte man neue Kontrollorgane, welche die royalistischen Sympathien der städtischen Oligarchien zerstören sollten. Im Sommer 1264 kam de Montfort wiederum in den Süden, um den Cinque Ports zu helfen, auf die Heinrich und Eduard einen starken Druck ausübten.

Der König und Prinz Eduard traten ihm mit einer überlegenen Streitmacht in Sussex entgegen. Bei Lewes kam es zu einer wilden Schlacht, die in gewisser Hinsicht eine Parallele zu Edgehill war. Wie Rupert vierhundert Jahre später überwand auch Eduard alle, die sich ihm in den Weg stellten, setzte dem Feind unverzüglich nach und kehrte dann auf das Schlachtfeld zurück, um festzustellen, dass alles verloren war. Simon hatte ihm mit viel Schläue und Kriegserfahrung eine Falle gestellt, für welche die besondere Bodenbeschaffenheit sich sehr eignete: nachdem sein Zentrum zerschlagen war, fielen die beiden Flügel gepanzerter Kavallerie von beiden Seiten über die Hauptmacht des königlichen Heeres her und erstickten jeden Widerstand. Simon begleitete zu dieser Zeit, nach einem Sturz vom Pferd, das Heer in einer luxuriösen und prächtig geschmückten Sänfte, die der Kutsche eines Generals des achtzehnten Jahrhunderts entsprach. In diese setzte er, um ihrer grösseren Sicherheit willen, zwei oder drei Geiseln, und stellte sie, zusammen mit vielen Bannern und Emblemen, die seine Anwesenheit kennzeichneten, zwischen die Waliser, die den Kern seines Heeres bildeten. Prinz Eduard erbeutete bei seinem Angriff diese

Trophäe und tötete die unglücklichen Geiseln seiner eigenen Partei, die sich darin befanden. Aber inzwischen waren der König, sein ganzer Hofstaat und seine wichtigsten Anhänger Gefangene de Montforts; und der energische Prinz kehrte nur zurück, um ihr Schicksal zu teilen.

Simon de Montfort war nun in jeder Hinsicht Herr über England; und hätte er sich der brutalen Methoden der Neuzeit bedient und alle, die in seiner Gewalt waren, rücksichtslos niedergemacht, so hätte er seine Stellung lange halten können. In jener Zeit ging man jedoch, trotz aller Grausamkeit in allen Einzelfällen, nie bis zum Äussersten. Die Machtmittel der Männer, die unter Lebensgefahr um ihre Stellung rangen, waren keineswegs nur brutale. Spielte Gewalt auch eine grosse Rolle, so war sie doch nicht das Wichtigste. Simon schloss mit dem gefangenen König und der unterlegenen Partei einen Waffenstillstand, durch den die Rechte der Krone theoretisch gewahrt wurden, wenngleich der König und sein Sohn sich praktisch einer strikten Kontrolle zu beugen hatten. Das Gleichgewicht des Reiches blieb gewahrt; und aus Simons Handlung geht deutlich hervor, dass er sich nicht nur der Macht seiner Gegner bewusst war, sondern auch beabsichtigte, sie letztlich zu einigen. Er begriff, dass er, wenn er den König in seiner Gewalt hatte, die Autorität der Krone dazu benutzen konnte, den Adel zu kontrollieren und das weitgreifendere und bessere politische System zu schaffen, das, ob er es wollte oder nicht, ein unmittelbares Resultat seines Erfolges werden musste. So regierte er mit Hilfe des schwachen Königs und des stolzen Prinzen Eduard, die seine Gefangenen waren, das Land. Er stand nun am Beginn der dritten und letzten Phase seiner Laufbahn.

Alle Barone, ganz gleich, auf welche Seite sie sich geschlagen hatten, sahen sich einer noch grösseren Bedrohung gegenüber als jener, deren sie sich mit Simons Hilfe hatten entledigen wollen. Die Kombination von Simons Genie und Energie mit der angestammten Macht einer Plantagenet-Monarchie, unterstützt vom bereits erschreckend starken Mittelstand, bedeutete eine Bedrohung ihrer Klassenprivilegien, die wesentlich einschneidender und heftiger war als die Missregierung Johanns oder die ausländischen Verpflichtungen Heinrichs III. In all diesen bedeutungsschweren Kämpfen verloren die englischen Barone

nie ihre eigenen Interessen aus dem Auge. Bei Runnymede hatten sie der Freiheit der Nation einen Dienst erwiesen, als sie ihre eigenen Vorrechte zu verteidigen glaubten. Sie zweifelten nicht daran, dass Simon deren Feind war. Er war gewiss ein Despot, der den König in seiner Tasche und die Kräfte einer sozialen Revolution im Rücken hatte. Die Barone schlossen sich zu einem Trutzbündnis zusammen und schmiedeten Tag und Nacht mit allen Persönlichkeiten des Hofes, die nicht in Simons Hand waren, Pläne zu seinem Sturz. Im Augenblick begnügte de Montfort sich damit, dass ein Rat von Neun, der die Ausgaben kontrollierte und die Beamten ernannte, die notwendigen Schritte unternahm. Alle langfristigen Regelungen konnten bis zum Parlament warten, das er für 1265 einberufen hatte. Die autokratische Stellung des Grafen war nicht populär; aber das Land befand sich in einer solchen Verwirrung, dass die Umstände sie zu rechtfertigen schienen. Im Norden und an den waliser Grenzen war der Widerstand immer noch zäh und heftig. In Frankreich intrigierten die Königin, Hugo Bigod und Warenne; das Papsttum stärkte dem König den Rücken. De Montfort beherrschte den Kanal, indem er eine Flotte in den Cinque Ports aufstellte und ganz offen zur Kaperei aufforderte. Im Westen jedoch ging er der Hilfe Gilberts de Clare verlustig, des Grafen von Gloucester und Sohnes seines früheren Rivalen Richard de Clare. Ohne sich öffentlich zu den Royalisten zu bekennen, konspirierte Clare mit ihnen und liess den Streit seines Vaters mit de Montfort wieder aufleben. Auf die Aufforderung, 1265 im Parlament zu erscheinen, antwortete er mit einer Anklage gegen den Grafen, dieser habe Revenuen der Krone für sich und seine Söhne einbehalten und den Besitz der gegnerischen Adelligen konfisziert. An diesen Anschuldigungen war etwas Wahres, aber Clares hauptsächlicher Vorwurf schien der zu sein, dass er an der Beute keinen Anteil hatte.

Im Januar 1265 trat in London ein Parlament zusammen, zu dem Simon sowohl die Abgeordneten der Grafschaften wie die der Städte einberufen hatte. Es sollte den revolutionären Abmachungen den Anschein der Legalität geben, und unter Führung von de Montfort begab es sich auch daran, dies zu tun. Jedoch lag seine Bedeutung mehr in seiner Eigenschaft als repräsentative Versammlung als in der Arbeit, die es leistete. Die heutige Ansicht trägt der konstitutionellen Bedeutung, die ihm einmal als dem ersten repräsentativen Parlament un-

serer Geschichte angehangen hatte, nicht genügend Rechnung. Der praktische Grund, das starke populäre Element zusammenzuberufen, war de Montforts Wunsch, im Parlament durch möglichst viele seiner eigenen Leute das Übergewicht zu erhalten. Von den Grossen bekamen nur fünf Grafen und achtzehn Barone die Aufforderung zur Teilnahme. Wieder griff er auf die Unterstützung des Landadels und der Bürger gegen die Feindseligkeit oder Gleichgültigkeit der Grossen zurück. Diese Taktik entsprach seiner Absicht.

Das Parlament stimmte de Montforts Handlungen pflichtgemäss bei und akzeptierte seine in den Verordnungen verkörperten Regelungen. Aber die Tatsache, dass Clare sich nach Westen abgesetzt hatte, konnte nur einen neuen Krieg bedeuten. König Heinrich III. verharrte gefügig unter Simons Kontrolle und wurde die ganze Zeit über mit grösster persönlicher Achtung behandelt. Prinz Eduard genoss eine Freiheit, die nur auf seinem Ehrenwort, nicht zu entfliehen, gegründet sein konnte. Als sich jedoch der adlige Sturm zusammenbraute und es innerhalb der Partei Simons viele Spaltungen gab und alle Regierungsschwierigkeiten unvermeidlich zu Unpopularität führten, begab er sich eines Tages mit einigen Freunden auf die Jagd und vergass die ehrenwörtlich zugesicherte Rückkehr. Er galoppierte durch den Wald von dannen, zuerst um einen Hirsch zu verfolgen, dann aber auf der Suche nach einem grösseren Wild. Er wurde sofort zum führenden Kopf der mächtigsten Elemente im englischen Leben, denen allen die Vernichtung Simon de Montforts und seiner unglaublichen Neuerungen das wichtigste Ziel geworden war. Durch das Versprechen, die Chartas aufrechtzuerhalten, begangenes Unrecht wiedergutzumachen und die Fremden auszuweisen, gelang es Eduard, die Adelspartei zu einigen und Montfort den Boden unter den Füssen wegzuziehen. Nun war der Graf nichts weiter als der Führer seiner eigenen Partei, und sein Bündnis mit Llewellyn, dem Enkel von Llewellyn dem Grossen, durch das er die Gebietsansprüche und die Unabhängigkeit des waliser Prinzen anerkannte, kompromittierte seinen Ruf. Von Eduard politisch an die Wand gespielt, hatte er sich auch in eine ernste militärische Misslage gebracht. Während Eduard und die Grenzbarone, wie man sie nannte, das Severntal hielten, wurde de Montfort umzingelt; man schnitt ihm den Rückzug ab, und seine Streitkräfte wurden nach Südwales abgedrängt. Anfang August unternahm er einen neuerlichen Versuch, den Fluss zu überqueren und sich mit den

Streitkräften, die sein Sohn Simon von Südosten heranbrachte, zu vereinigen. Es gelang ihm, über eine Furt in der Nähe von Worcester überzusetzen. Aber die Streitkräfte seines Sohnes gingen bei Kenilworth in Eduards Falle und wurden aufgerieben. Der Graf, der von dieser Katastrophe nichts wusste, wurde seinerseits bei Evesham gestellt. Und hier fand am vierten August die letzte Schlacht statt.

Sie wurde im Regen und im Zwielficht eines plötzlichen Gewitters ausgetragen. Der waliser Angriff zerschellte an Eduards schwerer Kavallerie, und die kleine Gruppe um de Montfort kämpfte verzweifelt, bis die Überzahl sie überwältigt hatte. De Montfort starb den Heldentod. Die Grenzler massakrierten eine grosse Anzahl Flüchtlinge und Gefangene und verstümmelten die Leichen. Der alte König, eine tragische Figur, den der Graf auf all seinen Irrfahrten gestützt hatte, wurde von den Anhängern seines Sohnes verwundet und entging dem Tod nur, weil er sich durch den Schrei zu erkennen gab: «Tötet mich nicht! Ich bin Heinrich von Winchester, euer König.»

Der grosse Graf war tot, aber sein Einfluss lebte nachhaltig im ganzen Volk weiter. Die rücksichtslose willkürliche Rückforderung der konfiszierten Besitzungen nach Evesham erregte die bittere Opposition der Enterbten. An isolierten Punkten, in Kenilworth, Axholme und Ely, hielten die Anhänger de Montforts aus und plünderten in dumpfer Verzweiflung die Gegend. Die Regierung war zu schwach, um ihrer Herr zu werden. Das ganze Land litt unter Verwirrung und Unruhen. Das gewöhnliche Volk verbarg seine Sympathien für de Montforts Sache nicht, und die Wälder wimmelten von Rebellen und Vogelfreien. Man untersagte ausländischen Kaufleuten im Namen des Königs, nach England zu kommen, weil man nicht für ihre Sicherheit einstehen konnte. Ein Rückfall in die feudale Unabhängigkeit und die damit verbundene Anarchie schien unaufhaltbar zu sein. Papst Clemens IV. und sein Legat Ottoboni forderten Mässigung; und nach einer sechsmonatigen erfolglosen Belagerung von Kenilworth sah Eduard ein, dass dies die einzige Taktik war. Von jenen, die durch die Konfiskation profitiert hatten, kam eine starke Opposition. Der Graf von Gloucester war bitter enttäuscht, weil Eduard seine versprochene Reform nicht wahr gemacht hatte. Zu Beginn des Jahres 1267 forderte er, dass man die Fremden aus-

weisen und die Verordnungen neu bestätigen solle. Um seinen Forderungen Nachdruck zu verleihen, begab er sich unter allgemeiner Billigung nach London. Seine Handlungsweise und der Einfluss des Legaten sicherten den Enterbten Pardon und gute Bedingungen auf der Kompromissbasis «keine Enterbung, sondern Rückkauf». Ende des Jahres 1267 entsandte man Richter ins ganze Land, um diese Bestimmungen gleichmässig durchzuführen. Die Berichte bestätigen die weitverbreiteten Unruhen und die Tatsache, dass der Aufstand sich örtlich gegen die Beamten gerichtet hatte, vom niederen Klerus und einer nicht geringen Zahl von Äbten und Prioren unterstützt worden war, und dass eine Anzahl Landadeliger, die nicht durch feudale Bindungen den Baronen verpflichtet waren, de Montfort unterstützt hatten.

Nachdem de Montfort tot war und Eduard sich auf einem Kreuzzug befand, erfreute sich der kränkliche König während seiner letzten Lebensjahre eines relativen Friedens. Vor mehr als einem halben Jahrhundert hatte er, neunjährig, inmitten eines Bürgerkriegs das bedrohte Erbe seines Vaters angetreten. Zuzeiten hatte es den Anschein gehabt, als werde er auch inmitten eines Bürgerkriegs sterben. Endlich jedoch waren die Stürme vorüber: er konnte sich wieder den schönen Dingen zuwenden, die ihn weit mehr interessierten als politische Kämpfe. Die neue Abtei von Westminster, ein Meisterwerk der gotischen Baukunst, wurde nun geweiht. Ihre Konsekration war lange Zeit das teuerste Anliegen in Heinrichs III. Leben gewesen; und hier wurde er auch in den letzten Wochen des Jahres 1272 beigesetzt. Die Ruhe dieser letzten paar Jahre darf uns nicht zu der Annahme verleiten, de Montforts Kampf und der Bürgerkrieg seien vergebens gewesen. Das gemeine Volk verehrte ihn jahrelang als einen Heiligen, und an seinem Grab vollzogen sich Wunder. Bei Evesham hatte die Unterstützung der breiten Masse ihm nicht nützen können; aber er war ihr Freund gewesen und hatte die Hoffnung erweckt, er könne das Leid und die Unterdrückung der Armen beenden oder lindern; und dessen erinnerten sie sich noch, als sie seine Fehler schon längst vergessen hatten. War er auch ein Fürst unter den Verwaltungsbeamten, so litt er als Politiker unter allzu grossem Vertrauen und Ungeduld. Er trampelte auf begründete Interessen, brach alle Traditionen, vergewaltigte alle Formen und weckte grundlos Verdacht und Misstrauen. Dennoch hat de Montfort eine Flamme entzündet, die in der englischen Geschichte nie erlöschen sollte. Bereits im Jahr 1267 hat das Statut von Marlborough die

wesentlichsten der Verordnungen von Westminster neu bestätigt. Nicht weniger bedeutend war sein Einfluss auf seinen Neffen Eduard, den neuen König, der viel von den Gedanken des Mannes, den er getötet hatte, übernehmen sollte. Auf diese Weise überlebten de Montforts Absichten sowohl das Schlachtfeld von Ewesham wie die darauffolgende Reaktion, und in Eduard I. fand der grosse Graf seinen wahren Erben.

KAPITEL X

KÖNIG EDUARD I.

Als Eduard I. im Alter von dreiunddreissig Jahren seinem Vater auf den Thron folgte, hatte er in der Kunst des Regierens eine Unterweisung genossen, wie sie so sorgfältig nur wenigen Prinzen zuteil wird. Er war ein erfahrener Führer und ein geschickter General. Er war die Stütze seines Vaters gewesen. Er hatte sich mit Simon de Montfort herumgeschlagen und diesen vernichtet, wenn er auch viele seiner Ansichten teilte. Die Bitternis der Niederlage hatte ihn die Kriegskunst gelehrt. Obwohl er in Heinrichs III. letzten Jahren jederzeit die Regierung hätte übernehmen können, hatte er Sohnes- und Verfassungstreue bewahrt, was umso bemerkenswerter ist, als sein Ordnungssinn und sein Wunsch nach Reformen in starkem Gegensatz zu der Indolenz und Unfähigkeit seines Vaters und zu der allgemeinen Missregierung des Reiches standen.

Elegant und hochgewachsen, einen Kopf über alle anderen emporragend, mit üppigem Haar, das vom Hellblond der Kinderzeit zum Schwarz seiner reifen Jahre und zum schneeigen Weiss seines Alters wechselte und dadurch die Stufen seines Lebens kennzeichnete, war der einzige Makel seiner kühnen und ebenmässigen Züge das hängende linke Augenlid, wie es auch sein Vater gehabt hatte. Obwohl er stotterte, war er doch redegewandt. Über seine Gliedmassen wurde viel gesprochen. Seine sehnigen, muskulösen Arme waren die eines Schwertkämpfers; seine langen Beine verliehen ihm festen Halt im Sattel und den Spitznamen «Langbein». Der Dominikaner-Chronist Nicholas Trivet, dem wir diese Mitteilungen verdanken, erzählt uns, der König habe Krieg und Turniere geliebt und besonders die Falknerei und die Jagd. Wenn er den Hirsch jagte, überliess er die Beute nicht der Meute, ja nicht einmal dem Jagdspieß; er hetzte in halsbrecherischem Galopp hinter dem unglücklichen Tier her, um es selbst niederzumachen. All dies war bezeichnend für seine Regierung. Er besitzt Eigenschaften, die eine Mischung aus den administrativen Fähigkeiten

Heinrichs II. und dem persönlichen Mut und der Grosszügigkeit von Richard Löwenherz sind. Kein englischer König handelte mehr nach der Devise, die er sich gewählt hatte: «Jedem das Seine.» Ein leidenschaftliches Gefühl für Gerechtigkeit und Gesetz, so wie er sie auffasste, und für die Rechte aller Klassen beseelte ihn. Unrecht und Feindseligkeit erregten bei ihm bis zu seiner letzten Stunde eine flammende Empörung. Aber Ergebenheit oder eine grossherzige Tat führte oft zu Freundschaft.

Eduard befand sich beim Tod seines Vaters in Sizilien. Aber noch ehe der Deckel über der Gruft Heinrichs III. sich geschlossen hatte, proklamierten ihn die Grössten des Reiches mit der Zustimmung des ganzen Volkes zum König. Es dauerte zwei Jahre, ehe er zu seiner Krönung nach England kam. Bei seiner Thronbesteigung gingen die Prinzipien des Erbkönigtums und des Wahlkönigtums Hand in Hand, ohne dass man hätte sagen können, welche die stärkeren waren. Seine Konflikte mit Simon de Montfort und den Baronen hatten ihn die Notwendigkeit einer fest fundierten Monarchie gelehrt. Wenn Simon in seiner Verzweiflung den Mittelstand zur Hilfe gegen die Krone und den arroganten Adel aufgerufen hatte, so würde der neue König von sich aus und von Anfang an diese Macht am richtigen Platz einsetzen. Das Gefühl für das richtige Verhältnis bestimmte seine besten Jahre. In dem stolzen und aufrührerischen Adel und in einer habgierigen Kirche sah er Hindernisse für seine königliche Autorität; er sah in ihnen aber auch die Unterdrücker der Mehrheit seiner Untertanen; und indem er den Interessen des Mittelstandes und den Bedürfnissen des Volkes mehr und umfassender Rechnung trug, als es je zuvor der Fall gewesen war, gelang es ihm, eine breite und geordnete Basis zu schaffen, auf der eine lebendige Monarchie zum allgemeinen Wohl arbeiten konnte. Aus diesen Erwägungen erstrebte er ein nationales Königtum, eine Ausweitung seines Einflusses auf die gesamten Britischen Inseln und eine einflussreiche Stellung in den Räten Europas.

Seine administrativen Reformen in England waren weniger geeignet, die starken Mächte zu befriedigen, als allen gerecht zu werden. Wenn der König die Fesseln, die seinem Grossvater durch die Charta auferlegt worden waren, als drückend empfand, wenn er die zunehmende Üppigkeit und die Ansprüche der Kirche in Schach zu halten wünschte, so tat er dies nicht, um sich diese Rechte für seine Person zurückzuerobern, sondern um einer grösseren Sache willen. Wenn er während der jüngst vergangenen Konflikte die Kirche und den

Adel erworbener Rechte beraubte, so handelte er anerkanntermassen immer im Interesse der gesamten Nation. Durch seine ganze Gesetzgebung, so verschiedenartig auch die einzelnen Probleme sein mögen, zieht sich ein roter Faden: «Wir müssen herausfinden, was uns gehört und was uns zusteht, und die anderen, was ihnen gehört und ihnen zusteht.»

Dies war eine Zeit des Ordens. Die Regierung Eduards I. zeichnete sich nicht durch die Errichtung neuer wichtiger Grenzen aus, sondern weil sie das, was an drei vorangegangenen Regierungen gut gewesen war, aus Irrtümern und Verwirrung herauschälte und zu einer neuen und dauerhaften Struktur zusammenfügte und festigte. Umriss und Regierungsmethoden der werdenden Nation, deren wandlungsreiche Entwicklung wir verfolgt haben, begannen nun eine feste Form anzunehmen, die den Schwarzen Tod, den Hundertjährigen Krieg mit Frankreich und die Kriege der Rosen bis zum ausgehenden Mittelalter und teilweise noch länger überdauerte. Während dieser Epoche löste eine ritterliche und bürgerliche Gesellschaftsordnung immer mehr den reinen Feudalismus ab. Die Regierung, das Lehnswesen, das militärische und das Finanzsystem, die Beziehungen zwischen Kirche und Staat bildeten sich in einer Weise, die fast bis zur Tudorzeit gültig blieb.

Die ersten achtzehn Regierungsjahre brachten einen Ausbruch legislativer Aktivität, die in Jahrhunderten nicht ihresgleichen fand. Beinahe jedes Jahr ist durch ein wichtiges Statut gekennzeichnet. Nur wenige waren originell, die meisten konservativ abgefasst, aber der Endeffekt war revolutionär. Eduard stützte sich auf seinen Kanzler, Robert Burnell, Bischof von Bath und Wells, einen Mann bescheidener Herkunft, der über das königliche Kanzleigericht und den Hofstaat zu seinem Bischofssitz gelangt war und bis zu seinem Tod im Jahre 1292 des Königs wichtigster Ratgeber blieb. Burnell hatte sein ganzes Leben im Dienst der Krone verbracht; seine ganze Politik trachtete nach einer Steigerung ihrer Macht und nach Erweiterung der feudalen Privilegien und des feudalen Einflusses. Als Eduard 1274 nach England zurückkehrte, war er noch keine drei Wochen Kanzler gewesen, und schon wurde mit einer gründlichen Überprüfung der örtlichen Verwaltungen begonnen. Mit einer Liste bewaffnet,

die vierzig Fragen enthielt, entsandte man Bevollmächtigte ins ganze Land, die Rechte und Besitztümer des Königs feststellten und untersuchten, inwieweit diese missachtet worden waren, welche Beamten nachlässig oder korrupt waren, welche Sheriffs «um Bitten, Geld oder Gunst» Felonie bemäntelten, ihre Pflicht versäumten, ungerecht oder bestechlich waren. Schon früher hatten ähnliche Untersuchungen stattgefunden; aber keine war so gründlich oder so ergiebig gewesen. «Autoritär, aber nicht tyrannisch», lautete des Königs Devise. Er wollte das Recht geachtet und jede Anmassung im Keim erstickt wissen.

Das Erste Statut von Westminster des Parlaments von 1275 befasste sich mit den administrativen Missbräuchen, welche die Kommissionen aufgedeckt hatten. Das Statut von Gloucester im Jahre 1278 beauftragte die Richter durch *Quo Warranto-Er lasse*, die Rechte der Feudalherren hinsichtlich der Rechtsanwendung seitens ihrer eigenen Richter und Beamten innerhalb ihrer eigenen Gebiete zu untersuchen und diese Rechte genauestens festzulegen. Der grösste Nutzen dieser Untersuchung war, dass sie die Feudalherren nicht nur an ihre Rechte, sondern auch an ihre Pflichten erinnerte. 1279 untersagte das Statut *De Religiosis* von Mortmain Landgeschenke an die Kirche, es sei denn, der König gebe seine Einwilligung. 1285 wandte sich das Statut von Winchester gegen örtliche Missstände, und im gleichen Jahr wurde das Zweite Statut von Westminster *De Donis Conditionalibus* verabschiedet, welches das System des Fideikommissbesitzes stärkte. Das Dritte Statut von Westminster, *Quia Emptores*, befasste sich mit Landbesitz in freier Pacht, mit dem keine Verpflichtungen verbunden waren. Über derartigen Landbesitz konnte frei verfügt werden. Aber von nun an musste der Käufer seinen Kauf mit dem Herrn des Verkäufers und nicht mit diesem selber tätigen und die gleichen Feudaldienste und Verpflichtungen übernehmen, die vor dem Verkauf auf dem Land gelegen hatten. Dies gebot der zunehmenden Unter-Belehnung Einhalt und war sehr zum Vorteil der Krone, die als der Oberherr nun über eine wachsende Anzahl von Pächtern verfügte.

Das Ziel dieser berühmten Reihe von Gesetzen war im Wesenskern konservativ, und eine Zeitlang war ihre erzwungene Durchführung wirkungsvoll. Aber wirtschaftlicher Druck verursachte im englischen Grundbesitz Verheerungen, die kaum weniger einschneidend waren als jene, die politische Geschehnisse auslösten. Allmählich hörte der Grundbesitz auf, die moralische

Bindung zu sein, auf der die nationale Gesellschaft und Verteidigung basierte. Er wurde nach und nach zu einer Handelsware, die im Prinzip wie Wolle oder Hammel gekauft oder verkauft werden und die unter gewissen einschränkenden Bedingungen entweder durch Schenkung oder Testament auf neue Kräfte übergehen konnte, die der Grundstock einer neuen Aristokratie werden sollten.

Natürlich kam nur ein verhältnismässig kleiner Teil des englischen Bodens auf diesen lebhaften, wenn auch rüden Markt; aber ein genügend grosser Teil eines bislang unveräusserlichen Besitzes war nun flüssig genug, um eine Umwälzung herbeizuführen. In jenen Zeiten, da die grossen Fürsten unter bejammernswerter Geldknappheit litten, floss in England bereits eine kleine Kreditquelle. Unbemerkt und geräuschlos hatten sich die Juden in das soziale Gefüge jenes gewalttätigen Zeitalters eingenistet. Sie waren da und dennoch nicht sichtbar; und von Zeit zu Zeit konnten sie hochgestellten Persönlichkeiten, die sich in einer finanziellen Zwangslage befanden, von ausserordentlichem Nutzen sein; und keinem mehr als einem König, der nicht den geringsten Wunsch hatte, das Parlament um Geld anzugehen. Die Aussicht auf Land, das bei seltenen, aber bestimmten Gelegenheiten von jedem, der Geld hatte, erworben werden konnte, verführte die englischen Juden dazu, eine erschreckend gefährliche Richtung einzuschlagen. Immer mehr Boden ging in die Hände Israels über, entweder durch direkten Verkauf oder häufiger durch Hypothekenbelastung. Es wurde genug Land angeboten, um beide Möglichkeiten aussichtsreich zu machen. Nach ein paar Jahrzehnten wurden sich die damaligen Feudalherren bewusst, dass sie um eines vergänglichen Gewinns willen sich für immer eines so grossen Teils englischen Bodens begeben hatten, dass es nicht mehr verborgen bleiben konnte.

Schon seit geraumer Zeit gährte eine empörte Reaktion. Kleine Landeigentümer, die unter den Hypothekenlasten litten, und verschwenderische Adlige, die schlechte Geschäfte gemacht hatten, fanden sich in ihren Klagen zusammen. Italienische Geldleiher kamen nun ins Land, die in Zeiten der Not dem König ebenso nützlich sein konnten wie die Juden. Eduard sah sich in der Lage, einflussreiche Elemente zu beschwichtigen und sich peinlicher Schulden zu entledigen, indem er in den simplen und ausgetretenen Pfad des Antisemitismus einschwenkte. Unter allgemeinem Beifall griff man sofort auf die Lügenpropagan-

da der Ritualmorde und anderer finsterner Geschichten zurück. Die Juden, dem allgemeinen Hass ausgeliefert, wurden geplündert und misshandelt und schliesslich des Landes verwiesen. Gewisse Ärzte, ohne deren Kunst wichtige Persönlichkeiten vielleicht nicht genügend Pflege gehabt hätten, wurden ausgenommen. Wieder einmal musste diese leidgeprüfte, unbehauste Rasse, bis auf die Haut ausgeplündert, Obdach suchen und von vorne anfangen. Der trostlose Zug, dessen Bild uns heute so vertraut ist, musste bis Spanien und Nordafrika wandern. Vier Jahrhunderte sollten vergehen, ehe Oliver Cromwell, auf Grund geheimer Abkommen mit einem begüterten Israeliten, der jüdischen Rasse die Häfen Englands öffnete. Es blieb einem calvinistischen Diktator überlassen, den Bann aufzuheben, den ein katholischer König ausgesprochen hatte. Die Bankiers von Florenz und Siena sollten ihrerseits unter dem Enkel Eduards I. eine Kostprobe von der Gerechtigkeit des Christentums erhalten.

Neben den grossen Leistungen seiner Regierung liess der König eine nicht abreissende administrative Reform weitergehen. Unermüdlich unternahm er persönliche Inspektionsreisen. Er bereiste immer wieder sein Reich, führte überall strenge Untersuchungen aller möglichen Missstände durch und korrigierte die Ausschreitungen der örtlichen Grossen mit scharfer Feder und starker Hand. Das Gesetz, das oft allzu pedantisch ausgelegt wurde, war eine Waffe, die ihm stets zur Verfügung stand. In unermüdlicher Zähigkeit säuberte er die innere Verwaltung des Reiches und vertrieb Privatinteressen aus Sphären, die nicht nur seine eigenen, sondern auch die seines Volkes waren. Eduard I. zeichnete sich durch die Bedeutung, die er dem Verwaltungsdienst und einer guten Regierung beimass, unter den mittelalterlichen Königen aus. Es war daher natürlich, dass er sich mehr auf die Hilfe von Fachleuten verliess als auf das, was man so hübsch «die dilettantische Unterstützung durch grosse Feudalherren, die unter dem Gewicht ihrer eigenen Würde stolpern» genannt hat. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts arbeiteten bereits drei Abteilungen spezialisierter Verwaltungsbehörden. Die eine war das in Westminster errichtete Schatzamt, in welches der grösste Teil der Revenuen floss und das die Abrechnungen durchführte; die zweite war das Kanzleigericht, ein allgemeines Sekretariat, das für

die Ausstellung der unzähligen königlichen Verordnungen, Erlasse und Schriftstücke verantwortlich war; die dritte war die Wardrobe mit ihrem eigenen Sekretariat und dem Geheimsiegel, die dem stets umherziehenden Hofstaat angeschlossen war und finanzielle und Sekretariatsfunktionen miteinander verband, die sich von der Finanzierung eines kontinentalen Krieges bis zum Einkauf von Pfeffer für zehn Rappen für den königlichen Koch erstreckten. Burnell war ein typischer Vertreter der im Entstehen begriffenen inneren Verwaltung. Nach seinem Tod nahm ein Beamter des Schatzamts, der Schatzmeister Walter Langton, seine Stellung ein. Wie Burnell sah auch er in seinem Bischofssitz Lichfield mehr eine Belohnung für gute Dienste als ein geistliches Amt.

Aber selbst der orthodoxeste aller Kirchenmänner, Eduard I., konnte einem Konflikt mit der Kirche nicht aus dem Wege gehen. War er auch bemüht, Gott zu geben, was Gottes ist, so hatte er doch ein weit ausgeprägteres Gefühl als sein Vater für das, was des Kaisers ist; und mehr als einmal zwangen ihn die Umstände, Protest zu erheben. Der Führer der Kirchenpartei war John Pecham, ein Franziskanermönch, der von 1279 bis 1292 Erzbischof von Canterbury war. Pecham verteidigte mit grossem Mut und Geschick das, was er als die Rechte der Kirche ansah, sowie ihre Unabhängigkeit gegenüber der Krone. Bei dem Provinzialkonzil, das 1279 zu Reading abgehalten wurde, erliess er eine Reihe von Verordnungen, die den König erzürnten. Eine davon war ein Kanon gegen das Innehaben mehrerer kirchlicher Ämter, der sich gegen eine prinzipielle königliche Methode wandte, die Beamten der immer umfangreicher werdenden inneren Verwaltung zu belohnen. Eine weitere war der Befehl, dass in jeder Kathedrale und Stiftskirche Englands eine Abschrift der Charta, die zu achten Eduard geschworen hatte, öffentlich angeschlagen werden sollte. All denjenigen, die königliche Erlasse vorwiesen, um die Verhandlungen von bei Kirchen-gerichten anhängigen Fällen aufzuhalten, und denjenigen, welche die Magna Charta verletzten, wurde mit der Exkommunikation gedroht.

Pecham beugte sich Eduards Zorn und wartete auf seine Stunde. Als 1281 ein weiteres Provinzialkonzil in Lambeth einberufen wurde, erliess der König, der Unheil witterte, Verordnungen, die den Teilnehmern verboten, «Beschlüsse über Angelegenheiten, die Unsere Krone, Unsere Person, Unseren Staat oder den Staat, in dem Unser Konzil stattfindet, angehen, zu fassen». Pecham liess

sich nicht beirren. Fast wörtlich erneuerte er die wesentlichen Prinzipien des Konzils von Reading, denen er eine ausdrückliche Bestätigung der kirchlichen Freiheit vorausschickte, und einen Monat später schrieb er dem König einen bemerkenswerten Brief, worin er seine Handlungsweise verteidigte. «Durch keine menschliche Verfassung», schrieb er, «nicht einmal durch einen Eid können wir Gesetze missachten, die zweifellos auf göttlicher Autorität beruhen.» «Ein grossartiger Brief», war die Randbemerkung des Schreibers, der ihn in das Register des Erzbischofs übertrug.

Pechams Handlungsweise hätte sehr wohl eine Krise heraufbeschwören können, die mit dem Streit zwischen Becket und Heinrich II. vergleichbar gewesen wäre. Aber Eduard scheint die Herausforderung stillschweigend übergangen zu haben. Weitere königliche Verbotsschreiben wurden erlassen. Man wahrte jedoch Mässigung, und 1286 befahl Eduard seinen umherreisenden Richtern weise durch einen berühmten Erlass, sie möchten in Angelegenheiten der kirchlichen Rechtsprechung Umsicht walten lassen; und er zählte die Fälle auf, die den Kirchengewichten überlassen bleiben sollten. Der somit verschobene Streit sollte Erzbischof wie König überleben.

Zu Beginn dieser Regierungsepoche waren die Beziehungen zwischen England und Frankreich durch den Frieden von Paris festgelegt, den die Adelpartei im Jahre 1259 geschlossen hatte. Länger als dreissig Jahre herrschte zwischen den beiden Ländern Friede, wenn er auch häufig, wie in den siebziger Jahren des 13. Jahrhunderts, einen feindseligen Unterton hatte. Die Auseinandersetzungen über die Vertragserfüllung und die Streitereien zwischen englischen, gascognischen und französischen Matrosen im Kanal, die 1293 in der grossen Seeschlacht von Saint-Mathieu gipfelten, hätten nie zu einem neuen Krieg führen müssen, wäre nicht die Anwesenheit der Engländer in Südfrankreich eine ständige Herausforderung des französischen Stolzes und eine Verletzung der französischen nationalen Integrität gewesen. Selbst als der französische König Philipp der Schöne nach Möglichkeiten suchte, um Eduard zu provozieren, bemühte sich dieser langmütig und geduldig um einen Kompromiss. Schliesslich jedoch erklärte ihm das Parlament von Paris des Herzogtums Gascogne für verlustig. Philipp forderte die geschlossene Übergabe der wichtigsten Festungen als Anerkennung seiner rechtmässigen Oberhoheit. Eduard entsprach dieser Aufforderung. Sobald aber Philipp im Besitz der Festungen war, weigerte er

sich, sie wieder herauszugeben. Eduard begriff nun, dass er entweder kämpfen oder seine französischen Besitzungen verlieren musste.

1294 besass der grosse König nur noch wenig von der Spannkraft seiner frühen Mannesjahre. Nach den stürmischen Zeiten, in denen er seinen Vater unterstützt hatte, war er nun selbst schon fast ein Vierteljahrhundert lang Herrscher. Inzwischen hatte sich die Welt um ihn verändert; er hatte seine geliebte Frau, Eleonore von Kastilien, seine Mutter, Eleonore von der Provence, und seine beiden älteren unmündigen Söhne verloren. Burnell war 1292 gestorben. Wales und Schottland gaben grosse Probleme auf; die Opposition fing an, sich bemerkbar zu machen. Allein, verwirrt und alternd, sah sich der König unendlichen Schwierigkeiten gegenüber.

Im Juni 1294 erläuterte er die Gründe für den Streit mit den Franzosen in London vor einer Versammlung von Grossen, die man damals bereits ein «Parlament» nannte. Seinem Entschluss, den Krieg zu erklären, wurde zugestimmt, so wie es in geregelten konstituierten Versammlungen häufig der Fall war.

Der Krieg selbst wies keine besonderen Einzelheiten auf. Es fanden Feldzüge in der Gascogne statt, eine grosse Menge von Überfällen an der Kanalküste und eine ausgedehnte Belagerung von Bordeaux durch die Engländer. Der anfänglich vorhandene Enthusiasmus schwand rasch unter der unvermeidlichen Steuererhöhung. Alle Woll- und Lederwaren, die wesentlichsten englischen Ausführartikel, wurden zollpflichtig und konnten nur gegen Zahlung einer Gebühr von 40 Schilling pro Ballen statt der vom Parlament 1275 festgesetzten Gebühr von einer halben Mark (6 s 8 d) ausgelöst werden. Im September wurde dem Klerus zu dessen grösster Entrüstung auferlegt, die Hälfte seiner Einkünfte zu versteuern. Der Dechant der St. Pauls-Kathedrale, der die Proteste der Kirche in der furchteinflössenden Gegenwart des Königs in Worte zu fassen versuchte, bekam einen Anfall und starb. Im November verabschiedete das Parlament ein Gesetz zur hohen Besteuerung aller beweglichen Habe. Im Verlauf der Einziehungen verbreitete sich in allen Schichten eine bittere und schwelende Unzufriedenheit. Im Winter 1294 revoltierten die Waliser. Nach ihrer Unterwerfung stellte der zurückkehrende König fest, dass Schottland sich mit Frankreich verbündet hatte. Von 1296 an flackerte der Krieg mit Schottland immer wieder mehr oder weniger heftig auf.

Vom Oktober 1297 an schleppte sich der französische Krieg in einer Folge

von Waffenstillständen hin, die bis 1303 dauerten. Solche Zustände verursachten kaum weniger Kosten als tatsächliche Kampfhandlungen. Dies waren Jahre der schwersten Belastung sowohl im Inland wie im Ausland und ganz besonders, was Schottland anbetraf. Obwohl der König nicht versäumte, immer wieder Parlamente nach Westminster einzuberufen, um ihnen die Lage zu erklären, erhielt er nicht die Unterstützung, deren er bedurfte. Das Parlament lehnte es ab, die von ihm geforderten neuen Steuern zu bewilligen.

Die Lage des Klerus wurde dadurch erschwert, dass 1296 die päpstliche Bulle *Clericis Laicos* veröffentlicht wurde, die jede Zahlung aussergewöhnlicher Steuern ohne päpstliche Autorisation untersagte. Während des Herbstparlaments zu Bury St. Edmunds stellte der Klerus unter der Führung von Robert Winchelsea, des neuen Primas, nach einigem Zögern fest, dass er nicht in der Lage sei, irgendwelche Abgaben zu leisten. In seinem Zorn erklärte Eduard sie für geächtet und ihre Laien-Lehngüter für gepfändet. Der Erzbischof schlug zurück, indem er jedem, der der päpstlichen Bulle den Gehorsam verweigerte, mit Exkommunikation drohte. Eine Zeitlang gingen die Wellen der Leidenschaft hoch; doch allmählich beruhigte man sich wieder. Bis zum Sommer 1297 war der Streit geschlichtet, und der Papst hatte seine Ansprüche in einer neuen Bulle *Etsi de Statu* gemildert.

Eduard war umso eher bereit, sich mit der Kirche zu einigen, als sich bereits von einer anderen Seite her Widerstand erhoben hatte. Im Februar 1297 schlug er den Baronen von Salisbury vor, dass eine Anzahl von ihnen in der Gascogne dienen sollte, während er einen Feldzug in Flandern führte. Dies wurde übel aufgenommen. Humphrey de Bohun, Graf von Hereford und Konnetabel von England, und der Marschall Roger Bigod, Graf von Norfolk, erklärten gemeinsam, dass sie ihre erblichen Ämter nur in Gesellschaft des Königs ausüben könnten. Derartige Entschuldigungen täuschten niemanden. Beide Grafen hegten persönlichen Groll gegen den König und – dies war wichtiger – verliessen der Verärgerung einer grossen Anzahl von Baronen Ausdruck, die während der vergangenen zwanzig Jahre hatten zusehen müssen, wie die Macht der Krone ihre eigenen Rechte immer mehr schmälerte. Die Zeit war reif für eine Erneuerung der adeligen Opposition, die eine Generation früher Eduards Vater die Stirn geboten hatte.

Vorerst ignorierte der König die Herausforderung. Er trieb seine Kriegsvorbereitungen voran, bestimmte Stellvertreter für Hereford und Norfolk und segelte am 24. August 1297 nach Flandern. Die Opposition sah in seiner Abwesenheit die langerwartete Gelegenheit. Sie verlangte die Bestätigung der beiden Instrumente, der Magna Charta und ihrer Erweiterung, der «Charter of the Forest», welche die endgültige Fassung der Johann abgerungenen Rechte war. Hinzu kamen sechs Zusatzparagrafen. Ihnen zufolge durften in Zukunft kein Zoll und keine Anleihe ohne Zustimmung des gesamten Reiches erhoben und auf erlegt werden; Getreide, Wolle und dergleichen durften gegen den Willen der Eigentümer nicht mit Zöllen belastet werden; der Klerus und die Laien des Reiches sollten ihre alten Freiheiten zurückerhalten; die beiden Grafen und ihre Helfer sollten wegen ihrer Weigerung, in der Gascogne Dienst zu leisten, nicht bestraft werden; die Prälaten sollten die Charta laut in den Kathedralen verlesen und alle, die sie missachteten, exkommunizieren. Im Herbst erschienen die beiden Grafen, unterstützt von bewaffneten Streitkräften, in London und verlangten die Annahme dieser Vorschläge. Der Regentschaftsrat, ausserstande sich ihnen zu widersetzen, gab nach. Am 10. Oktober wurden die Artikel bestätigt, und am 5. November ratifizierte der König sie in Gent, wobei er sich allerdings gewisse finanzielle Rechte für die Krone vorbehielt.

Dies waren schwerwiegende und überraschende Konzessionen. Sowohl der König wie die Opposition massen ihnen grosse Bedeutung bei, und man verdächtigte den König, vielleicht mit Recht, des Versuchs, die bereits gegebenen Versprechen wieder zurückzuziehen. Mehrmals machte die Adelspartei vor dem Parlament öffentlich auf diese Versprechen aufmerksam, und schliesslich sah sich der König durch die Drohungen und die Argumentation eines Parlaments zu Lincoln im Februar 1301 gezwungen, beide Chartas und gewisse weitere Artikel in feierlicher Form abermals zu bestätigen.

Jene Krise und die Art ihrer Lösung hatten zwei Prinzipien festgelegt, die bedeutende Konsequenzen haben sollten. Das eine bestand darin, dass der König nicht das Recht hatte, seine Feudalherren nach seinem Willen herumzuschicken. Diese Einschränkung war das Totengeläut für das Feudalheer und führte im folgenden Jahrhundert unvermeidlich zur Entstehung von Söldnerheeren. Das zweite nunmehr anerkannte Prinzip war, dass der König nicht mehr

ohne Zustimmung «dringende Notwendigkeit» als Grund für Steuererhebungen angeben konnte. Bis ins 17. Jahrhundert unternahmen andere englische Monarchen immer wieder den Versuch dazu; aber Eduards Niederlage hatte einen Präzedenzfall geschaffen. Man war hinsichtlich der Abhängigkeit der Krone von der parlamentarischen Zustimmung ein gutes Stück vorangekommen.

In weit grösserem Masse als irgendeiner seiner Vorgänger hatte Eduard sich bereit gezeigt, im nationalen Interesse zu regieren und in gewisser Hinsicht die verfassungsmässige Form zu achten. So war es bittere Ironie und musste den König bedrücken, dass er nun die Prinzipien, die er hochgehalten hatte, gegen sich selbst angewendet sah. Die Adelspartei hatte nicht zu einem Krieg ihre Zuflucht genommen; sie hatte mit Hilfe der Verfassungsapparatur gehandelt, die der König selbst unter so grosser Mühe geschaffen hatte. Dadurch hatten die Barone ihre Stellung gewechselt; sie sprachen nicht mehr als Vertreter der feudalen Aristokratie, sondern als Führer einer nationalen Opposition. Wieder einmal war die Krone also feierlich und in aller Öffentlichkeit an die Prinzipien der Magna Charta gebunden. Und diese Konzession wurde umso wertvoller, als zu der ursprünglichen Charta eine Wiedergutmachung von Missbräuchen königlicher Vorrechte aus jüngster Zeit hinzugefügt worden war. Hier handelte es sich wirklich um einen verfassungsmässigen Fortschritt.

Auf Grund der fatalen Inanspruchnahme durch ihre französischen Besitzungen hatten die englischen Könige es versäumt, ihre Herrschaft innerhalb der britischen Insel auszudehnen. Wohl hatte man hin und wieder in Wales und Schottland versucht, Ordnung zu schaffen, aber die Aufgabe, die Grenzen zu sichern, lastete hauptsächlich auf den Schultern der örtlichen Grundherren. Sobald jedoch der Friede von Paris eine kurze Erholung von den kontinentalen Abenteuern ermöglichte, konnte man sich den drängenden Problemen der inneren Sicherheit zuwenden. Eduard I. war der erste englische König, der das ganze Gewicht des Kronvermögens hinter die Bemühungen um eine nationale Expansion im Westen und im Norden stellte. Ihm verdanken wir die Eroberung der unabhängigen Gebiete von Wales und die Sicherung der Westgrenze. Er tat den ersten wesentlichen Schritt zu einer Einigung der Insel. Er versuchte zu erobern,

wo es den Römern, den Sachsen und den Normannen nicht gelungen war. In den Bergfesten von Wales hauste ein hartes, unbesiegt Volk, das unter dem Enkel des grossen Llewellyn in der vorangegangenen Regierungsepoche starken Einfluss auf die Politik Englands gehabt hatte. Eduard hatte als Stellvertreter seines Vaters seine Erfahrungen mit den Walisern gemacht. Er war ihnen mit zweifelhaftem Erfolg auf dem Schlachtfeld begegnet. Gleichzeitig hatte er missbilligend die Grausamkeit der Barone an der waliser Grenze – der Mortimers, der Bohuns, und im Süden der Clares auf den Gloucester-Besitzungen – gesehen, die ihre militärischen Privilegien gleichermassen gegen die Interessen des walisischen wie des englischen Volkes ausnutzten. Jede Zusicherung der waliser Unabhängigkeit musste ihn beunruhigen. Aber ein System des englischen Grenzschutzes durch einen Verband von Raubrittern, die mehr als einmal die Macht der Krone herausgefordert hatten, schien kaum weniger unangenehm. Im Namen des Rechts und des Fortschritts beschloss er, die schier unüberwindliche Zuflucht kleiner Fürsten und wilder Bergbewohner, die seit Urzeiten in barbarischer Freiheit hausten, zu unterwerfen und gleichzeitig die Privilegien dieser Grenzherren zu beschneiden.

Indem Eduard I. sich aller örtlichen Hilfsquellen bediente, welche sich die Barone an der waliser Grenze auf den ewigen Raubzügen vieler Generationen eingerichtet hatten, eroberte er Wales in mehreren Jahren eines zähen, nüchtern und umsichtig geplanten Kriegs zu Lande und zu Wasser. Seine Streitkräfte bestanden vornehmlich aus waliser Söldnern, die von regulären Truppen aus der Gascogne und einem der letzten Kontingente des Feudalheers unterstützt waren; aber vor allem brach er die Macht der kühnen alten Briten durch die Schrecken der Winterfeldzüge. Mit Eduards Statut von Wales fand das unabhängige Fürstentum sein Ende. Das Land von Llewellyns Wales wurde den königlichen Besitzungen vollständig einverleibt und in die Grafschaften Anglesey, Carnarvon, Merioneth, Cardigan und Carmarthen eingeteilt. Des Königs Sohn Eduard, der in Carnarvon zur Welt kam, wurde zum ersten englischen Prinzen von Wales proklamiert.

Eduards waliser Kriege enthüllen uns den Vorgang, durch den das Militärsystem Englands vom jahrhundertealten sächsischen und feudalen System, das auf dem zeitweiligen Heeresdienst basierte, in das einer regulären besoldeten Truppe verwandelt wurde. Wir haben gesehen, wie Alfred der Grosse immer

wieder darunter zu leiden hatte, dass die Zeit, während der das «fyrd» unter Waffen gehalten werden konnte, abgelaufen war. Inzwischen waren 400 Jahre vergangen, und der normannische Feudalismus hielt noch immer an diesem Grundprinzip fest. Wie aber konnte man unter solchen Bedingungen den Sommer wie den Winter über Feldzüge von manchmal 15 Monaten Dauer durchführen? Wie konnte man überseeische Heere aufstellen und ausschicken? Mehrere Regierungsepochen hindurch war das Prinzip der Lehnsdienstgelder sowohl den Baronen, die nicht dienen wollten, wie den Souveränen, die Bargeld für das Anwerben von Berufssoldaten vorzogen, angenehm gewesen. Während der waliser Kriege bedient man sich gleichzeitig beider Systeme, aber das alte ist im Schwinden. Statt Lehnsdienstleistungen beanspruchten die Regierungen jetzt vertrauenswürdige Söldner und zu diesem Zwecke flüssiges Geld.

Gleichzeitig bahnte sich in der Kräfteverteilung der Kriegführung eine Gegenrevolution an. Die Tage der geharnischten Kavallerie, die seit dem 5. Jahrhundert das Fussvolk verdrängt hatte, waren gezählt. Ein neuer Infanterietyp, den das gemeine Volk stellte, begann seine überragenden Eigenschaften zu beweisen. Diese Infanterie bediente sich weder der Keule noch des Schwerts oder des Kampfspeers, ja nicht einmal handgeschleuderter Wurfgeschosse, sondern einer Bogenkunst, die nach einer langen, vor dem übrigen Europa geheimgehaltenen Entwicklung, schon bald ein verblüffendes Debut auf dem militärischen Schauplatz geben und eine dramatische Vormachtstellung auf den Schlachtfeldern des Kontinents erringen sollte. Diese Bogenkunst hatten die Eroberer von den Besiegten übernommen. In Südwalles hatte die Kunst der Langbogenführung bereits eine erstaunliche Höhe erreicht, von der uns einer der Grenzherren ein Zeugnis überliefert hat. Einer seiner Ritter war von einem Pfeil getroffen worden, der nicht nur den Saum seines Kettenhemdes, sondern auch seine gepanzerten Hosen, seinen Schenkel und das Holz seines Sattels durchdrang und sich schliesslich tief in die Flanke seines Pferdes bohrte. Die Bogenkunst war ein neuer Faktor in der Geschichte des Krieges, die auch ein Teil der Geschichte unserer Zivilisation ist, und verdient ebenso Erwähnung wie der Sieg der Bronze über den Feuerstein und der des Eisens über die Bronze. Zum erstenmal verfügte die Infanterie über eine Waffe, welche die Rüstung des klirrenden Zeitalters durchdringen konnte und an Wirkungskraft und Schnelligkeit jeder bisher angewandten Methode überlegen war, ja jeder, die

bis zum Auftreten des modernen Gewehrs verwendet werden sollte. Das Kriegsministerium besitzt unter seinen Aufzeichnungen eine Abhandlung, die nach Waterloo von einem Generalstäbler geschrieben wurde, der auf eine lange Erfahrung in den Napoleonischen Kriegen zurückblicken konnte. Er empfiehlt darin, man solle die Muskete zugunsten des Langbogens wegen seiner überlegenen Akkuratess, raschen Abschussmöglichkeit und grossen Fernwirkung aufgeben. So zerstörte der Waliser Krieg von zwei ganz verschiedenen Ausgangspunkten her die materielle Basis des Feudalismus, die vom Ideellen her gesehen durch die erweiterte und vervollkommnete Verwaltung bereits überholt und veraltet war. Selbst nach dem Sieg über die Waliser waren zu ihrer Niederhaltung Methoden notwendig, welche die Möglichkeiten der feudalen Barone überstiegen. Steinernen Burgen mit all ihrem Zubehör hatten in der Tat schon lange eine hervorragende Rolle im geharnischten Zeitalter gespielt; nun aber musste man die Ausmasse der Mauern mit ihren Festungstürmen vergrössern. Sie hatten nicht nur eine zahlreichere Besatzung zu fassen, sondern auch den grossen Belagerungsmaschinen wie den in jüngster Zeit wesentlich verbesserten Katapulten standzuhalten. Es musste verhindert werden, dass Angreifer bis zum Fuss der Innenmauern vordringen konnten. Nun sollten nicht nur stahlgepanzerte Krieger durch das Land sprengen und überall Schrecken verbreiten; hinzu kamen disziplinierte Infanterie-Einheiten, die über ein neues Machtmittel mit grossem Wirkungskreis verfügten und von Berufsoffizieren nach einer Art Generalstabsplan in den Krieg geführt wurden.

Die grosse Auseinandersetzung, die in Eduards Regierungszeit fiel, war die mit Schottland. Jahrelang hatten die beiden Königreiche freundschaftlich nebeneinander bestanden. Im Jahre 1286 stürzte Alexander III. von Schottland in der Dunkelheit mit seinem Pferd über eine Klippe und hinterliess seine Enkelin Margarete, die als «Jungfrau von Norwegen» bekannt war, als Erbin. Man hatte die schottischen Grossen überredet, diese vierzehnjährige Prinzessin als Thronfolgerin anzuerkennen. Nun tauchte der kluge Plan auf, die Jungfrau von Norwegen solle den Thron Schottlands besteigen und Eduard, des Königs Sohn, heiraten. Auf diese Weise wollte man eine Vereinigung der königlichen Fami-

lien erreichen, die der Feindschaft zwischen England und Schottland ein Ende setzte. Wir können das gesunde Urteil dieses Jahrhunderts daran ermessen, dass dieser Plan allgemeine Zustimmung fand. Fast alle herrschenden Kräfte in England und Schottland bejahten ihn; aber er war ein Traum und sollte wie ein Traum vergehen. Die Jungfrau von Norwegen bestieg 1290 ein Schiff, geriet in einen Sturm und starb auf hoher See. Für Schottland blieb das Problem einer umstrittenen Nachfolge, bei dessen Lösung die englischen Interessen schwer ins Gewicht fielen. Der schottische Adel war der englischen Königsfamilie vielfach verwandtschaftlich verbunden, und unter einem Dutzend Thronanwärtern, von denen einige Bastarde waren, standen zwei Männer deutlich in der vordersten Reihe: John Balliol und Robert Bruce. Für Bruce sprach die nahe Verwandtschaft seines betagten Vaters mit einem Vorfahren des Königs; Balliol, ein entfernterer Nachkomme, hatte die Rechte der Primogenitur für sich. Beide verfügten über eine Anhängerschaft von gleicher Stärke.

Seit den Tagen Heinrichs II. hatte die englische Monarchie immer wieder eine Oberhoheit über Schottland beansprucht, die auf der noch früheren Anerkennung der sächsischen Oberhoheit durch die schottischen Könige basierte. König Eduard, der für seine Begabung in rechtlichen Dingen berühmt war, hatte bereits einen ähnlichen Streit zwischen Aragon und Anjou geschlichtet. Nun warf er sich unter grosser allgemeiner Zustimmung zum Schiedsrichter in der schottischen Thronfolge auf. Da entweder die Spaltung Schottlands in zwei rivalisierende Königreiche oder ein Bürgerkrieg drohte, mussten die Schotten Eduards Schiedsspruch erbitten, und er, der immer den Weg strikter Loyalität ging, erklärte sich bereit, die Aufgabe zu übernehmen, jedoch nur unter der Bedingung, dass seine Oberhoheit neu bestätigt und durch die Übergabe gewisser schottischer Schlösser bekräftigt würde. Der englische König entledigte sich seiner Aufgabe als Schiedsrichter mit äusserster Gewissenhaftigkeit. Die Einheit Schottlands zu zerstören, eine Versuchung, die sich ihm durch Intrigen des schottischen Adels bot, wies er von sich. 1292 sprach er sich zugunsten von John Balliol aus. Spätere Beurteilungen haben die Richtigkeit seiner Entscheidung in keiner Weise angefochten. Aber angesichts der tiefen Spaltung Schottlands und der starken Anhängerschaft von Robert Bruce musste unweigerlich nicht nur seine Wahl auf John Balliol fallen, sondern Balliol musste zu seiner Marionette werden. So dachte König Eduard I. und machte aus einer gerechten

und gleichzeitig höchst einträglichen Entscheidung das Beste. Er hatte seine Oberhoheit über Schottland gefestigt. Er hatte Schottlands König ernannt, der in seinem eigenen Land eine unsichere Stellung einnahm. Aber hinter den Barrieren, die sein Schiedsspruch errichtet hatte, brodelte das schottische Nationalgefühl. Die schottischen Barone nahmen in ihrer Verzweiflung Eduards Entscheidung an; sie gaben aber dem neuen König Johann einen autoritativen Rat von zwölf grossen Herren bei, die ihn beherrschen und die Rechte Schottlands wahren sollten. So musste König Eduard zu seinem Missvergnügen gewahr werden, dass er trotz seines scheinbar schönen Erfolgs immer noch dem Problem der Integrität der schottischen Nation, einer unabhängigen statt einer abhängigen Regierung und einer feindlichen statt einer gefügigen Nation gegenüberstand.

Gerade in diesem Augenblick bedrängte ihn der schreckliche französische König Philipp IV. in der gleichen Frage der Oberhoheit. In diesem Fall war Eduard der Vasall, der seine feudalen Interessen stolz verteidigte, und der französische Oberherr befand sich rechtlich im Vorteil. Und wenn England auch stärker war als Schottland, so war Frankreich England an Waffenstärke überlegen. Dieser Doppelkonflikt belastete die finanziellen und militärischen Mittel der englischen Monarchie in einem Ausmass, dem sie nicht gerecht werden konnte. Eduards letzte Regierungsjahre füllte ein zwiefacher Kampf gegen Norden und Süden aus, um dessentwillen er seine Untertanen über das Mass des Erträglichen hinaus besteuern musste. Unermüdlich reiste er zwischen Flandern und den schottischen Lowlands hin und her. Er durchkämmte das Land auf der Suche nach Geld. Alles andere war unwichtig; und das im Entstehen begriffene parlamentarische System profitierte weitestgehend von den vielfachen Konzessionen, die Eduard in der Hoffnung, seine Zustimmung zu finden, machte. Er bestätigte die meisten der Reformen, die man Johann abgerungen hatte. Mit einigen Ausnahmen unter den grossen Herren stand die Nation ihm bei seinen auswärtigen Bemühungen zur Seite. Kam man auch immer wieder seinen Forderungen nach, so stöhnte man doch unter der erdrückenden Last. Wir sehen den weisen Gesetzgeber, den sparsamen Verwalter der englischen Finanzen, den Verwaltungsreformer in der Zwangslage, sein Volk über dessen Kraft zu beanspruchen und durch dieses Vorgehen eine Opposition zu erwecken, die sein Leben verdüsterte und seinen Ruhm verdunkelte.

Um sich Eduard zu widersetzen, verbündeten sich die Schotten mit den Fran-

zosen. Da sich Eduard mit Frankreich im Krieg befand, betrachtete er dies als einen feindseligen Akt. Er ersuchte Balliol, sich mit ihm in Berwick zu treffen. Die schottischen Adeligen liessen ihren König nicht gehen, und in diesem Augenblick begann der Krieg. Eduard schlug mit grausamer Strenge zu. Er marschierte auf Berwick los. Die Stadt, damals das grösste nördliche Handelszentrum, konnte nach einem hundertjährigen Frieden einem solchen Angriff keinen Widerstand bieten. Man errichtete eilig Palisaden; die Bürger ergriffen jede Waffe, die gerade zur Hand war. Die englische Armee trampelte diese improvisierte Verteidigung ohne nennenswerte Verluste nieder, und Berwick war einer Brandschatzung und einem Blutbad ausgeliefert, das selbst jene barbarischen Zeiten erschütterte. Tausende wurden niedergemacht. Der entschlossenste Widerstand kam von 30 flämischen Kaufleuten, die ihr Lager, die Rote Halle, so lange hielten, bis es in Flammen aufgegangen war. In wenigen Stunden sank Berwick von einem der wichtigsten europäischen Handelszentren zu dem kleinen Seehafen herab, der es heute noch ist.

Diese Schreckenstat erstickte den Widerstand der herrschenden Klasse in Schottland. Perth, Stirling und Edinburgh ergaben sich dem König. Hier sehen wir, in welchem Ausmass Eduard I. die Lehre des Machiavelli vorweggenommen hat. Denn auf die Schreckenstat von Berwick folgten eine Gnade und eine Verzeihung, die jegliche Unterwerfung leicht und angenehm machten. Balliol stellte seinen Thron zur Verfügung, und Schottland fiel unter englische Verwaltung. Aber wie in Wales führte auch hier der Eroberer nicht nur eine fremde Herrschaft, sondern Gesetz und Ordnung ein, die gleichermassen unpopulär waren. Die herrschende Klasse Schottlands hatte offensichtlich versagt, und Eduard mochte sich schmeicheln, dass nun alles vorüber war. Doch es war nur ein Anfang. Man hat oft behauptet, Jeanne d'Arc habe als erste das Banner des Nationalismus in der westlichen Welt entrollt. Aber ein Jahrhundert zuvor hat ein geächteter Ritter, William Wallace, der aus den Schlupfwinkeln des südwestlichen Schottlands auftauchte, in denen er Zuflucht gesucht hatte, die schottische Nation in sich verkörpert, sie befehligt und zum Siege geführt. Eduard, der mit wechselndem Glück in Frankreich Krieg führte, musste Berichte von unentwegten Überfällen und Angriffen auf seinen königlichen Frieden in Schottland, der bislang so sicher gewesen zu sein schien, entgegennehmen. Hinter Wallace stand der Geist eines Volkes, das so ernst und entschlossen war

wie nur irgendeines. Zu diesen Charakterzügen kam nun noch Wallaces ausserordentliche militärische Begabung. Aus einem Haufen ungebändigter kühner Kämpfer schmiedete er trotz bitterster Armut und primitivster Verwaltung eine zähe, unbezwingbare Armee, die bereit war, unter allen Umständen zu kämpfen und der Niederlage zu trotzen. Der Aufbau dieser Armee ist seltsam. Je vier Mann hatten einen fünften zum Führer, je neun einen zehnten, je neunzehn einen zwanzigsten usw. bis zu je tausend Mann. Und es war ausgemacht, dass auf Ungehorsam gegen den Führer einer Einheit die Todesstrafe stand. So steht unbesiegbar die Freiheit wieder auf.

Warenne, Graf von Surrey, war Eduards Befehlshaber im Norden. Als die Verheerungen durch die schottischen Rebellen unerträglich wurden, marschierte er an der Spitze einer starken Streitmacht auf Stirling los. Bei Stirling Bridge in der Nähe der Abtei Cambuskenneth fand er sich im September 1297 der Armee von Wallace gegenüber. Viele Schotten standen in englischen Diensten. Einer dieser Schotten warnte ihn vor den Gefahren, die ihm drohten, wenn er über die lange, schmale Brücke und den Damm, die über den Fluss führten, vorzudringen versuchte. Dieser Ritter äusserte Ansichten, die eines modernen Stabsoffiziers würdig waren. Es würde elf Stunden dauern, bis die Armee über die Brücke war; und was geschähe, so fragte er, wenn die Vorhut angegriffen würde, ehe der Übergang abgeschlossen war? Er sprach von einer Furt weiter oben, bei der wenigstens ein Flügel übersetzen könne. Aber Graf Warenne wollte nichts davon wissen. Wallace beobachtete mit wachsamem Auge die englischen Truppen, die sich über die Brücke wälzten, und warf sich im richtigen Augenblick mit seiner ganzen Streitmacht auf sie, nahm den Brückenkopf und machte die Vorhut von 5'000 Mann nieder. Warenne evakuierte den grösseren Teil Schottlands. Seine Festungsgarnisonen wurden eine nach der anderen zurückgezogen. Die Engländer konnten kaum die Stellung am Tweed halten.

Es überstieg König Eduards Möglichkeiten, gleichzeitig Krieg mit Frankreich zu führen und in furchtbarem Kampf mit Schottland zu stehen. Er versuchte sich um jeden Preis auf die Gefahr zu konzentrieren, die seiner Heimat am nächsten war. Er trat in langwierige Verhandlungen mit dem französischen König ein, bei denen es zu mehrfach erneuerten Waffenstillständen kam, und erreichte schliesslich im Jahre 1303 einen endgültigen Frieden von Paris. Wenn

auch der formelle Friedensschluss einige Jahre hinausgezögert wurde, so fand er doch 1294 durch die Abmachung über eine Heirat zwischen Eduard und Philipps Schwester, der jungen Prinzessin Margarete, sowie durch die Vermählung von Eduards Sohn und Erben, Eduard von Carnarvon, mit Philipps Tochter Isabella seine Besiegelung. Diese doppelte Blutsverbindung brachte den französischen Krieg 1297 zu einem endgültigen Abschluss, obschon wegen Komplikationen von Seiten des Papstes weder der Friede noch des Königs Heirat vor 1299 in aller Form bestätigt wurden. Diese diplomatische Regelung ermöglichte es Eduard, vom Ende des Jahres 1297 an seine ganze Kraft auf die Schotten zu konzentrieren.

Nun war Wallace Herrscher über Schottland, und der Krieg wurde ohne Waffenpause und Pardon fortgesetzt. Ein verhasster englischer Beamter, ein Steuereinnnehmer, war auf der Brücke gefallen. Seine in passende Streifen geschnittene Haut bedeckte von nun an Wallaces Schwertgurt. Eduard, der sich gezwungen sah, seinen französischen Feldzug aufzugeben, eilte auf den Schauplatz des Schreckens und marschierte mit dem gesamten englischen Feudalheer gegen die Schotten. Die Schlacht von Falkirk im Jahr 1298, die er persönlich lenkte, bildet einen scharfen Kontrast zu Stirling Bridge. Wallace, nun an der Spitze stärkerer Kampfseinheiten, nahm in einer zurückgezogenen Defensivstellung die Schlacht an. Er besass kaum Kavallerie und nur wenige Bogenschützen, aber er vertraute auf die soliden «Schiltrons» [oder Kreise] von Speerwerfern, die nicht zu schlagen waren, solange man sie nicht regelrecht erschlug. Die gepanzerte Kavallerie der englischen Vorhut musste mit schweren Verlusten vor den Speerspitzen zurückweichen. Doch Eduard stellte seine waliser Bogenschützen in die Zwischenräume zwischen den Reitern der zweiten Linie und belegte bestimmte Punkte in den schottischen Schiltrons mit einem Pfeilhagel, der an diesen Stellen mehr Tote und Verwundete als lebende Männer zurückliess. Durch diese Breschen erzwang sich Englands Ritterschaft über die Leichname hinweg ihren Weg. Nachdem die schottischen Reihen einmal durchbrochen waren, wurden die Speerwerfer rasch niedergemetzelt. Das Blutbad endete erst in den Tiefen der Wälder, und Wallace und das schottische Heer waren wiederum Flüchtlinge, gejagte Rebellen, die hungern und die furchtbarsten menschlichen Entbehrungen erdulden mussten; aber sie waren noch immer bewaffnet.

Die Schotten waren unbesiegbare Feinde. Erst 1305 wurde Wallace gefan-

gengenommen, in Westminster Hall in einem feierlichen Zeremoniell abgeteilt und in Tyburn erhängt, geschleift und gevierteilt. Aber der schottische Krieg spielte sich, wie ein Chronist sagt, so ab, dass «jeder Winter das Werk jedes Sommers wieder zunichte machte». Wallace sollte die Fackel an Robert Bruce weitergeben.

Eduard erscheint in seinen letzten Lebensjahren als ein einsamer und zorniger alter Mann. Um ihn herum war eine neue Generation aufgewachsen, für die er nur wenig Interesse und noch weniger Sympathie bekundete. Königin Margarete war jung genug, dass sie seine Tochter hätte sein können, und stellte sich oft auf die Seite ihrer Stiefkinder gegen deren Vater. Nur wenige wagten es, dem alten König zu widersprechen; aber in seiner Familie genoss er nur wenig Liebe oder Achtung.

Unter Robert Bruce, dem Enkel des Thronanwärters von 1290, der seine Stellung teils durch Geburtsrecht, teils aber auch durch energisches Vorgehen erungen hatte, begann der Krieg in Schottland wieder aufzuflammen. Robert traf den obersten der Schotten, der die englischen Interessen vertrat, im geweihten Heiligtum der Kirche von Dumfries, einer Grenzstadt. Die beiden Führer schlossen sich zusammen ein. Kurz darauf erschien Bruce allein wieder und sagte zu seinen Begleitern: «Ich glaube, ich habe den Roten Comyn getötet.» Worauf sein erster Schildträger murmelte: «Ich werde mich dessen versichern», und das geheiligte Gebäude wieder betrat. So erschien wiederum ein neuer Held dieses grossen nordischen Volkes in Waffen. König Eduard war alt, aber seine Willenskraft war ungebrochen. Als die Nachricht, dass Bruce in Scone zum König gekrönt worden war, nach Winchester drang, wo er Hof hielt, kannte sein Zorn keine Grenzen mehr. Im Sommer 1306 begann er einen Feldzug, in dem Bruce besiegt wurde, so dass er Zuflucht auf der Insel Rathlin vor der Küste von Antrim suchen musste. Der Legende zufolge schöpfte Bruce hier wieder Mut, indem er die Anstrengungen der berühmtesten Spinne, die der Geschichte bekannt ist, beobachtete. Im folgenden Frühjahr kehrte er nach Schottland zurück. Eduard war jetzt zu krank, um zu marschieren oder zu reiten. Wie Kaiser Severus tausend Jahre früher, liess er sich in einer Sänfte gegen dieses unnachgiebige Volk tragen, und wie er starb er auf dem Marsch. Seine letzten Gedanken

galten Schottland und dem Heiligen Land. Er beschwor seinen Sohn, seine Gebeine in der Vorhut jenes Heeres mitzutragen, das Schottland endlich unterwerfen sollte, und sein Herz einem Trupp von hundert Rittern mit nach Palästina zu geben, damit es helfe, die Heilige Stadt zurückzuerobern. Sein dünnblütiger und unwürdiger Erbe erfüllte keinen dieser Wünsche.

Eduard I. war die letzte grosse Figur in der Gründungszeit des englischen Rechts. Seine Statuten, die Fragen der öffentlichen Ordnung regelten, den seigneurialen Gerichtshöfen Machtgrenzen setzten und das zunehmende und üppige Wachstum richterlicher Gesetze beschnitten, legten Prinzipien fest, die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts für das Besitzrecht von fundamentaler Bedeutung waren. Durch jene grossen Verordnungen wurden der Freiheit des Common Law notwendige Grenzen gesetzt, die, ohne mit seinen Grundprinzipien in Konflikt zu kommen oder mit der Vergangenheit zu brechen, seine endgültige Form festlegten.

In der konstitutionellen Sphäre war das Werk Eduards I. nicht weniger dauerhaft. Er hatte das Parlament – das heisst gewisse ausgewählte Grosse und Repräsentanten der Grafschaften und Stadtbezirke – an Stelle des alten Hofes der grossen Lehnsherren zum Verbündeten der Krone gemacht. Am Ende seiner Regierung war dieser Begriff zu einer festen Einrichtung geworden. Zuerst mangelte ihm Substanz; allmählich aber nahm er Fleisch und Blut an. Zwischen dem Beginn und dem Ende von Eduards Regierung empfing er den entscheidenden Impuls. Anfänglich konnten die Versuche, welche die unruhige Zeit seines Vaters angestellt hatte, zu allem oder zu nichts führen. Am Ende hatte es sich im Gewohnheitsrecht und in den Traditionen Englands einigermassen durchgesetzt, dass «Souveränität» – um sich eines Terminus zu bedienen, den Eduard kaum verstanden haben würde – künftig nicht in der Krone allein, noch in der Krone und dem Rat der Barone, sondern in der Krone im Parlament beschlossen lag.

Dunkle Verfassungsprobleme drohten am Horizont. Die Grenzen zwischen der Macht des Parlaments und jener der Krone waren erst unbestimmt vorgezeichnet. Ein Statut, so begriff man rasch, war ein Gesetz, das der König im Parlament verabschiedete und das nur mit Zustimmung des Parlaments selbst wieder aufgehoben werden konnte. Aber das Parlament steckte noch in den

Kinderschuhens. Die Initiative bei der Regierungsarbeit verblieb immer noch dem König, der sich notwendigerweise viele Machtbefugnisse, deren Grenzen nicht festlagen, vorbehielt. Hatten königliche Verordnungen, die, auf der alleinigen Autorität des Königs basierend, im Geheimen Rat abgefasst wurden, die Gültigkeit des Gesetzes? Konnte der König in bestimmten Fällen ein Statut unter dem Vorwand des öffentlichen oder königlichen Interesses über den Haufen werfen? Wer sollte bei einem Zusammenstoss zwischen König und Parlament entscheiden, auf wessen Seite das Recht war? Als das Parlament sich immer mehr entwickelte, sollten diese Fragen unvermeidlich aufgeworfen werden; auf ihre endgültige Beantwortung mussten sie aber warten, bis die Stuart-Könige auf dem englischen Thron sassens.

Immerhin war der Grundstein einer starken nationalen Monarchie in einem vereinigten Königreich und einer parlamentarischen Verfassung gelegt worden. Die weitere Entwicklung und der weitere Erfolg hingen von des Königs unmittelbaren Nachfolgern ab. Müssige Schwächlinge, Träumer und abenteuererungrige Knaben zerrissen die im Entstehen begriffene Einheit der Insel. Lange Jahre des Bürgerkriegs und Despotismus als eine Reaktion auf die Anarchie zerstörten und verzögerten die Entwicklung ihrer Einrichtungen. Betrachtet aber der Reisende in Westminster das schlichte Marmorgrab mit der Inschrift: «Hier ruht Eduard I., der Zerhämmerer der Schotten. Haltet ihm die Treue!», so steht er vor der Ruhestätte eines Meisterbauherrn britischen Lebens, Charakters und Ruhms.

KAPITEL XI

BANNOCKBURN

Nlan könnte die Regierung Eduards II. sehr wohl als ein trauriges Anhängsel an die seines Vaters und als eine Ouvertüre zu der seines Sohnes betrachten. Die Macht und der Ruhm, die sich Eduard I. in seiner Jugend und in seinen frühen Mannesjahren erworben hatte, breiteten einen Mantel über den Verfall seiner späteren Jahre. Wir haben ihn in voller Kraft gesehen; wir müssen ihn auch in seiner Schwäche sehen. Der Mensch lebt nicht ewig, und der kühne Krieger, der Montfort bezwungen hatte, der sich die Waliser gefügig gemacht, ja ihnen sogar Zucht und Ordnung aufgezungen, der die Schotten geschlagen, den Grundstein des Parlaments gelegt und sich durch seine Gesetzgebung den stolzen Titel «der englische Justinian» erworben hatte, kämpfte in seinen letzten Lebensjahren einen aussichtslosen Kampf gegen einen engstirnigen, verbitterten und immer mehr klassenbewussten Adel. Alter und Tod zwangen ihn, die Fortführung dieses Kampfes seinem den Schwierigkeiten nicht gewachsenen Sohn zu überlassen, der bewies, dass er ihn nicht gewinnen konnte.

Ein starker, fähiger König hatte diese Last nur mit Anstrengung getragen. Sein Nachfolger war ein perverser Schwächling, von dem uns einige lebenswerte Züge überliefert sind. In Marlowes Tragödie spricht er im Augenblick seines Todes die schönen Worte:

Sagt Isabell, der Königin, so war ich nicht,
Als ich um ihretwillen in Frankreich meine Lanze führte
Und dort den Herzog von Clermont vom Pferde warf.

Die Geschichte hat dem unglücklichen König diese Tat nicht abgesprochen. Aber die uns zugänglichen Aufzeichnungen berichten wenig über Krieg oder Turniere, sondern verweilen vielmehr bei Eduards Interesse am Flechten und Gräbenziehen und anderen nützlichen Fertigkeiten. Rudern, Schwimmen und

Baden liebte er leidenschaftlich. Die Freundschaften mit seinen Ratgebern überschritten Anstand und Würde. Dies war eine Regierung, die letzten Endes durch ihre Schwäche zur Stärkung Englands beitrug. Der Herrscher war fort, der Stab war zerbrochen, und die Kräfte der englischen Nation, die schon unter dem alten König lebendig und wach gewesen waren, gingen nun noch rascher und entschlossener vor. Mangels einer beherrschenden parlamentarischen Institution schien, wie wir gesehen haben, die Curia Regis das Zentrum zu sein, von dem aus die Regierungsgeschäfte gelenkt wurden. Beim Tod Eduards I. gelang es den Baronen, die Kontrolle über diese aus mächtigen Grossen und fähigen Hofbeamten bestehende Versammlung zu erhalten. Sie stellten ein Komitee, die «Ordainers», auf, das die adligen und kirchlichen Interessen des Staates vertrat.

Schottland und Frankreich blieben weiterhin die auswärtigen Probleme dieser neuen Regierungsherren, aber zuerst richtete sich ihr Zorn auf den Günstling des Königs. Piers Gaveston, ein junger, hübscher Gascogner, genoss sein volles Vertrauen. Seine Entscheidungen waren ausschlaggebend. Man konnte sich zwar die Herrschaft eines Königs gefallen lassen, nicht aber die Präentionen seiner Busenfreunde. Die Adelspartei griff Piers Gaveston an. Eduard und sein Günstling versuchten der Gegenströmung zu wehren, indem sie gegen die Schotten ins Feld zogen. Dies war ein Fehlschlag, und Gaveston wurde 1311 nach Flandern verbannt. Er war unklug genug, trotz des Verbots der «Ordainers» von dort zurückzukehren. Sie zwangen ihn, nach dem Norden zu fliehen, und verfolgten ihn nicht so sehr mit kriegerischen Mitteln wie durch die allmähliche Festigung ihrer Autorität, durch die Einnahme von Burgen, die Kontrolle über die Gerichtshöfe und dadurch, dass sie sich die Unterstützung der Streitkräfte erwarben. Als Gaveston in der Burg von Scarborough belagert wurde, trat er in Verhandlungen mit seinen Feinden ein; sein Leben sollte verschont bleiben. Und unter dieser Bedingung nahmen sie ihn unter Bewachung. Aber andere Adelige, die an dem Abkommen von Scarborough nicht beteiligt gewesen waren, verletzten unter der Führung des Grafen von Warwick, eines der obersten «Ordainer», diese Bedingungen, überwältigten die Eskorte, nahmen den Günstling bei Deddington in Oxfordshire gefangen und enthaupteten ihn auf dem Blacklow-Hügel bei Warwick.

Trotz diesen Erfolgen der «Ordainers» blieb die königliche Macht ungewöhnlich stark. Noch hatte Eduard die Regierungsgewalt in Händen, wenn er

auch nicht allein entscheiden konnte. Unruhen in Frankreich und Krieg in Schottland standen ihm bevor. Um die Scharten, die er zu Hause erlitten hatte, auszuwetzen, entschloss er sich zu einem Eroberungsfeldzug gegen das nördliche Königreich. Man bot die ganze verfügbare englische Armee auf, um die Schotten zu schlagen. Im Sommer 1314 setzte ein grosses Heer über den Tweed. 25'000 Mann, die in jenen Zeiten schwer zusammenzubringen und noch schwerer zu verpflegen waren, marschierten mit mindestens 3'000 gepanzerten Rittern und Geharnischten unter dem nominalen, deshalb aber nicht weniger verwirrungstiftenden Befehl Eduards II. gegen den schottischen Feind. Der neue Held Schottlands, Robert Bruce, sah sich nun den englischen Rächern gegenüber. Die etwa 10'000 Mann starke schottische Armee setzte sich, wie bei Falkirk, in der Hauptsache aus jenen harten, unnachgiebigen Speerwerfern zusammen, die vor nichts zurückschreckten und die nur der Tod zur Aufgabe ihrer Stellung zwingen konnte. Aber Bruce hatte eingehend über die Wehrlosigkeit der Pikeniers nachgedacht, deren ganze Treue nichts nützte, wenn sie teils dem Pfeilhagel, teils gepanzertem Angriff ausgesetzt waren. Deshalb ergriff er mit einer Voraussicht und Geschicklichkeit, die seine militärische Begabung bewiesen, drei Vorsichtsmassnahmen. Zuerst wählte er eine Stellung, in der seine Flanken durch undurchdringliche Wälder gesichert waren; zum zweiten grub er vor seiner Frontlinie eine grosse Anzahl kleiner, runder Löcher oder «pottes», wie sie später die Bogenschützen von Crécy nachahmen sollten, und bedeckte diese Fallgruben für die angreifende Kavallerie mit Zweigen und Rasenstücken; sodann behielt er seine kleine, hervorragend ausgebildete Streitmacht berittener Ritter unter seinem persönlichen Kommando, um mit ihrer Hilfe jeden Versuch zu verhindern, Bogenschützen auf seine Flanken zu konzentrieren und seine Schiltrons zu zersprengen. Nachdem er diese Anordnungen getroffen hatte, erwartete er den englischen Ansturm. Die englische Armee war so gross, dass sie drei Tage brauchte, um sich zu sammeln. Das zur Verfügung stehende Aufmarschgelände war nirgends breiter als 2'000 Yards. Während sich die Engländer gegenüber der schottischen Stellung sammelten, ereignete sich ein Zwischenfall. Ein englischer Ritter, Henry de Bohun, zwängte sich an der Spitze einer waliser Infanterieeinheit nach vorne und versuchte, im Überraschungsangriff die Besatzung von Stirling Castle, das sich in englischer Hand befand, abzulösen. Bruce kam gerade noch zurecht, um sich und einige

seiner Männer zwischen Bohun und die Mauern der Burg zu werfen. Bohun forderte ihn zum Einzelkampf. Obgleich Bruce nicht auf seinem Schlachtross sass, erwartete er den Angriff auf einer gut ausgebildeten Mähre, schleuderte die englische Lanze mit seiner Streitaxt beiseite und erschlug Bohun vor aller Augen mit einem einzigen Streich.

Am Morgen des 24. Juni griffen die Engländer an. Eine dichte Woge stahlgepanzelter Reiter wälzte sich den Abhang hinunter, watete mühsam durch den Bannock Burn und galoppierte hügelaufwärts gegen die Schiltrons an. Obgleich die Engländer durch die «pottes» in grosse Unordnung gerieten, kam es doch zwischen ihnen und den schottischen Lanzenträgern zu einem erbitterten Gefecht. «Und als die beiden Feinde so zusammenkamen und die grossen Schlachtrosse der Ritter in die schottischen Pikeniere preschten wie in einen dichten Wald, da erhob sich ein gewaltig und furchtbar Krachen von splitternden Lanzen und verröchelnden Pferden, und da standen sie eine Weile ineinander verkeilt.» Da sich keine der beiden Seiten zurückziehen wollte, wurde der Kampf fortgesetzt und dehnte sich über die ganze Front aus. Die starken Bogenschützenkorps konnten nichts ausrichten. Als sie wie Wilhelm bei Hastings ihre Pfeile in die Luft schossen, richteten sie in den eigenen Reihen mehr Verheerungen an als unter der schottischen Infanterie. Schliesslich gelang es, eine Abteilung von Bogenschützen an die linke schottische Flanke heranzubringen. Aber auch für diesen Fall hatte Bruce wirksame Vorkehrungen getroffen. Seine kleine Kavallerie griff sie mit äusserster Schnelligkeit an und trieb sie in die grosse, auf Einsatz wartende Masse zurück, die nun bereits Zeichen von Auflösung zeigte. Ein ununterbrochener Strom von Verstärkungen drängte gegen die englische Kampflinie vor. Die Verwirrung nahm ständig zu. Schliesslich genügte es, dass die Marketender der Bruceschen Armee, fahnenschwingend und laute Schreie ausstossend, auf dem Hügel zur Rechten der Engländer erschienen, um einen allgemeinen Rückzug auszulösen, den der König selbst mit seiner zahlreichen persönlichen Begleitung nicht ohne Hast anführte. Der Rückzug wurde rasch zu einer regellosen Flucht. Die schottischen Schiltrons jagten die Hänge hinunter und richteten unter den Engländern ein furchtbares Blutbad an, noch ehe diese sich wieder über den Bannock Burn zurückziehen konnten. Und niemals mehr wurden an einem einzigen Tag so viele englische Ritter niedergemacht. Selbst Towton in den Kriegen der Rosen war nicht so schrecklich. Die

Schotten behaupten, 30'000 Mann getötet oder gefangengenommen zu haben. Das sind mehr, als die ganze englische Armee zählte; aber die Tatsache, dass es ihnen gelungen ist, ein Heer von Kavallerie und Bogenschützen in der Hauptsache mit Hilfe von Lanzenträgern zu vernichten, muss dennoch als eine grosse kriegerische Leistung anerkannt werden.

In der langen Geschichte einer Nation können wir häufig beobachten, dass fähige Herrscher durch ihre Tugend den Samen künftigen Unheils säen, während schwache oder degenerierte Fürsten den Weg zum Fortschritt erschliessen. Zur damaligen Zeit war der nicht endende Machtkampf in eine neue Phase eingetreten. Wir konnten den ständig zunehmenden Einfluss und zuzeiten auch die Macht verfolgen, welche die sserufsbeamten des königlichen Hofstaats ausübten. Dies wurde noch deutlicher und deshalb auch gefährlicher, sobald der Herrscher offenkundig in ihrer Hand oder unfähig war, ihre Politik oder sie selbst in Schach zu halten. Der Feudaladel hatte sich erfolgreich gegen die Könige durchgesetzt. Jetzt erblickte er in den königlichen Beamten Persönlichkeiten, die ihm im Weg standen, gleichzeitig aber für die sich immer mehr weitenden Aspekte des nationalen Lebens unentbehrlich waren. Er konnte ebensowenig auf die Abschaffung dieser Beamten abzielen wie der Adel früherer Zeiten auf die Vernichtung der Monarchie. Zu jener Zeit gingen also all seine Bemühungen darauf hinaus, die Kontrolle über eine Apparatur von unschätzbarem Wert in die Hand zu bekommen. Er versuchte im 14. Jahrhundert jene Macht zu erhalten, die ihm gestattete, die Besetzung der Schlüsselpositionen des Hofstaates zu bestimmen oder zumindest zu überwachen, wie es den Whigs unter dem Haus Hannover tatsächlich gelang.

Wie wir wissen, besaßen die «Ordainers» die Kontrolle über die Curia Regis. Sie stellten aber bald fest, dass viele der wesentlichen Machtmittel immer noch ihrem Zugriff entzogen waren. Zu dieser Zeit erwartete man vom König, dass er nicht nur herrsche, sondern auch regiere. Des Königs Handschreiben, das Siegel, das einem Dokument anhing, eine Verordnung oder eine Verfügung, die durch einen bestimmten Beamten erlassen wurde, waren die Fakten, auf Grund deren die Gerichte ihr Urteil sprachen, Soldaten marschierten und Scharfrichter ihr Amt ausübten. Der Hauptvorwurf, den man gegen Eduard II. bei seiner Entthronung vorbrachte, war der, dass er seiner Regierungsaufgabe

gegenüber versagt habe. Von Beginn seiner Regierung an hatte er zuviel seinen Hofbeamten überlassen. Den «Ordainers» schien es, dass sich die oberste Regierungskontrolle von der Curia Regis in eine unzugängliche Zitadelle zurückgezogen hatte, nämlich in «des Königs Wardrobe». Dort sass der König mit seinen Günstlingen und unentbehrlichen Funktionären und regelte eine Vielzahl von Angelegenheiten, die sich vom Einkauf der königlichen Gewänder bis zum Anstiften eines kontinentalen Krieges erstreckten. Diesen erwählten abgeschlossenen Zirkel umkreisten finster die rauhen, anmassenden und kraftvollen Barone. Es war zum Verzweifeln. Es war, als ob man einen Berg bestiege und immer wieder neue Gipfel vor sich auftauchen sähe. Wir dürfen auch nicht glauben, dass solche Erfahrungen nur jenes ferne Zeitalter machte. Es liegt in der Natur der höchsten Exekutivgewalt, sich in den engstmöglichen Kreis zurückzuziehen; und ohne eine solche Konzentration gibt es keine Exekutivgewalt. Wenn dieses Vorgehen hinter geschlossenen Türen aber durch widernatürliche Laster und schändliche Niederlage auf dem Schlachtfeld besudelt war, dann wurde ganz offensichtlich zu Recht an diesen Türen gerüttelt, zumal viele der «Ordainers» sich weise von dem Bannockburn-Feldzug distanziert hatten und daher dem König die ganze Schuld an dem katastrophalen Ausgang zuschieben konnten.

Die Kräfte waren nicht ungleich verteilt. Der geheiligten Person des Königs Gewalt anzutun, war ein furchtbares Verbrechen. Die Kirche hing in ihrem ganzen Aufbau und ihrer Überlieferung von ihm ab. Eine hochmütige und egozentrische Aristokratie durfte nicht ausser Acht lassen, dass in den meisten Teilen des Landes das einfache Volk, aus dem sich die Pikeniere und Bogenschützen rekrutierten, seit den Tagen des Eroberers in der Krone den Schirmherrn gegen die adeligen Unterdrücker sah. Überdies galten Recht und Sitte in allen Schichten, reich oder arm, sehr viel, wenn jeder Distrikt seine eigenen Gesetze hatte und nach Sonnenuntergang nur wenige Lichter brannten. Die Barone mochten noch so schwerwiegende Vorwürfe gegen den König in Westminster vorbringen – sobald er in Shropshire oder Westmorland mit seiner Garde und den königlichen Insignien erschien, konnte er seine eigene Version geltend machen, und Ritter wie Bogenschützen scharten sich um ihn.

Dieses Gleichgewicht liess das Parlament für die streitenden Interessengruppen von grosser Bedeutung werden. Hier schliesslich war der einzige Ort, wo

eine Entscheidung für oder gegen die Führung der zentralen Exekutive vor einer Versammlung ausgetragen werden konnte, die, wenn auch unzulänglich, die Nation vertrat. So sehen wir während dieser unter einem schlechten Stern stehenden Regierung beide Seiten im Parlament und durch das Parlament operieren und somit dessen Macht stärken. Das Parlament ist unter König Eduard II. nicht weniger als fünfundzwanzigmal einberufen worden. Es hatte an der Festlegung oder Kontrolle der Politik keinen Anteil. Natürlich wurde es durch königliche und Adelsintrigen verwirrt. Viele seiner Ritter und Deputierten waren nur die Kreaturen der einen oder der anderen Partei. Nichtsdestoweniger konnte es von Zeit zu Zeit entscheidend eingreifen. Diese Epoche begünstigte sehr das Wachstum von Kräften innerhalb des Reiches, die sich von Grund auf sowohl von der Krone wie von den Baronen unterschieden.

Thomas von Lancaster, der Neffe Eduards I., führte die Opposition der Barone an. Wir wissen wenig Gutes von ihm. Er war lange in verräterische Machenschaften mit den Schotten verstrickt gewesen. Als Führer der Barone hatte er Gaveston bis in den Tod verfolgt. Und wenn er auch für den Treubruch, der zu dessen Hinrichtung führte, nicht direkt verantwortlich war, so galt ihm doch seither der tiefste Hass, dessen Eduard II. fähig war. Die Katastrophe von Bannockburn hatte Eduard nun Thomas und seinen Mit-»Ordainers« ausgeliefert, und für eine Weile wurde Thomas zum wichtigsten Mann des Landes. Innerhalb weniger Jahre jedoch zeigten sich die Gemässigten unter den «Ordainers» über Lancasters Unfähigkeit und die Verfallserscheinungen in der Verwaltung so unzufrieden, dass sie sich mit den Royalisten verbanden, um ihm die Macht zu entreissen. Der Sieg dieser Mittelpartei, an deren Spitze der Graf von Pembroke stand, war dem König unangenehm. In der Absicht, erfolgreicher zu sein als Lancaster, suchten Pembroke und seine Freunde die «Ordainers» mit grösserem Nachdruck zu unterstützen und führten eine grosse Reform des königlichen Hofstaats durch.

Eduard seinerseits begann mit der Bildung einer royalistischen Partei, an deren Spitze sich die Despensers, Vater und Sohn, die beide den Namen Hugh führten, befanden. Sie gehörten dem Hochadel an und hatten ihre Besitzungen an der waliser Grenze. Durch eine vorteilhafte eheliche Verbindung mit dem vornehmen Haus Clare und durch die Gunst des Königs gelangten sie, gegen

die Eifersucht der englischen Barone nur von ihm gestützt, zu den einflussreichsten Stellungen. Ihre Selbstsucht und des Königs Vernarrtheit in den jüngeren Mann machten sie beide verhasst. Besonders unbeliebt waren sie bei den Grenzlords, die über ihre hemmungslosen Ambitionen in Südwaies beunruhigt waren. 1321 schlossen sich die waliser Grenzlords und die Lancaster-Partei in der Absicht zusammen, die Verbannung der Despensers zu erreichen. Eduard rief jene unverzüglich zur Ordnung und zeigte plötzlich Energie und Entschlossenheit. In raschem Vorgehen besiegte er zuerst die Grenzlords und im folgenden Jahr bei Boroughbridge in Yorkshire die nördlichen Barone unter Lancaster. Der König liess Lancaster enthaupten. Aber das Volk behauptete, an seinem Grab vollzögen sich Wunder, und viele seiner Zeitgenossen verliehen seiner Hinrichtung einen Nimbus, der ihn zum Märtyrer königlicher Unterdrückung werden liess.

Die Despensers und der König schienen nun die Höhe ihrer Macht erreicht zu haben. Aber eine Tragödie, die alle Züge klassischer Grausamkeit zeigt, sollte nun folgen. Es gelang einem der wichtigsten Grenzlords, Roger Mortimer, aus der Gefangenschaft des Königs nach Frankreich zu entfliehen. 1324 machte sich Karl IV. von Frankreich einen Streit innerhalb der Gascogne zu Nutzen und eroberte das Herzogtum bis auf einen Küstenstreifen. Eduards Gemahlin Isabella, «die Wölfin von Frankreich», angewidert durch seine Leidenschaft für Hugh Despenser, erbot sich, nach Frankreich zu fahren und mit ihrem Bruder Karl über die Rückgabe der Gascogne zu verhandeln. Dort wurde sie die Geliebte und Verbündete des verbannten Mortimer. Sie veranlasste nun unverzüglich, dass ihr Sohn, Prinz Eduard, von England herüberschickt wurde, um den Treueid auf die Gascogne zu leisten. Sobald der vierzehnjährige Prinz, der als Thronerbe dazu benutzt werden konnte, die Opposition gegen König Eduard zu legitimieren, in ihrer Macht war, zettelten Mortimer und sie einen Einfall in England an und stellten sich an die Spitze eines grossen Verbands von Landesverwiesenen.

Eduards Regierung war so unpopulär und stand auf so schwachen Füßen, dass Isabellas Triumph rasch und vollständig war; sie und Mortimer konnten sich erkühnen, den König zu entthronen. Das Ende kam wie ein Wirbelsturm. Die Despensers wurden in der furchtbaren Empörung, die damals allen, die das

Szepter über England schwangen, ein blutiges Schicksal bereitete, gefangen-genommen und aufgehängt. Dem König blieb ein weit grauenhafterer Tod vorbehalten. Er wurde in Berkely Castle gefangengehalten und dort auf entsetzliche Weise, die auf seiner Haut keine Spuren hinterliess, umgebracht. Die Schreie, die er ausstiess, als man ihm rotglühende Eisen in den Leib stiess, um seine Gedärme auszubrennen, drangen durch die Mauern seines Gefängnisses und erweckten ein grimmiges Echo, das noch lange forttönen sollte.

KAPITEL XII

SCHOTTLAND UND IRLAND

Das Versagen Eduards II. als Regent sollte für die Einigkeit der Britischen Inseln dauernde Folgen haben. Bannockburn machte eine gewaltsame Vereinigung Englands und Schottlands unter einer Krone endgültig unmöglich. Jenseits der Irischen See erwies sich auch der Traum eines gefestigten anglo-normannischen Irlands als nicht realisierbar. Jahrhunderte konnten kaum die Barriere einreißen, welche die grausamen schottischen Kriege zwischen dem nördlichen und dem südlichen Britenreich errichtet hatten. Seit Eduards I. Überfall auf Berwick im Jahre 1296 hatte die bewaffnete Fehde siebenundzwanzig Jahre lang getobt. Erst 1323 brachte es Robert Bruce fertig, dass Eduard II. sich auf Verhandlungen einliess. Selbst dann aber wurde Bruce nicht offiziell als König der Schotten anerkannt. Diesen Titel und die volle Unabhängigkeit für sein Land errang er erst durch den Frieden von Northampton, der 1328 nach Eduards Ermordung unterzeichnet wurde. Ein Jahr später war der Befreier Schottlands tot.

Eine der berühmtesten Geschichten des mittelalterlichen Rittertums schildert, wie Sir James, der «schwarze» Douglas, der zwanzig Jahre lang Bruces rechte Hand gewesen war, das Herz seines Herrn in das Heilige Land bringen wollte, und wie er beim Anlegen in einem spanischen Hafen, einem plötzlichen Appell an seine Ritterlichkeit folgend, den schwerbedrängten Christen im Kampf mit den Mauren zu Hilfe eilte. Beim Angriff auf den heidnischen Feind schleuderte er die silberne Urne, die das Herz Bruces enthielt, in das Getümmel. «Vorwärts, tapferes Herz, in deinem Sinn! Douglas wird dir folgen oder sterben!» Im Augenblick des Sieges wurde er getötet. So erzählt uns Froissart die Geschichte in Prosa, und Aytoun berichtet sie in bewegenden Versen, und die schottischen Kinder aller Zeiten erbeben beim Anhören der Geschichte vom «guten Herrn James».

Zu Bruces Lebzeiten dienten sein grosses Prestige und die Loyalität seiner Statthalter als Ersatz für die Institutionen und Traditionen, die England zusammenhielten. Sein Tod machte den Thron für seinen Sohn David II., ein sechs-jähriges Kind, frei. Es begann eine jener katastrophalen Regierungen Minder-jähriger, die der Fluch Schottlands waren. Die Autorität der schottischen Könige war oft durch die grossen Herren der Lowlands und die Häuptlinge der Highlands herausgefordert worden. Doch dies blieb nicht die einzige schwache Stelle. Die Sippe des «roten» Comyn, welche dessen Ermordung durch Bruce niemals verzieh, war stets bereit, bei Bürgerkriegen mitzumachen. Und die Barone, die Balliols Sache unterstützt und ihre schottischen Besitzungen an die Anhänger Bruces verloren hatten, träumten davon, diese mit englischer Hilfe zurückzugewinnen. David II. regierte 42 Jahre lang, aber nicht weniger als 18 davon verbrachte er ausserhalb seines Königreiches. Während der Kriege, die sein Statthalter mit den Balliolanhängern führte, lebte er lange Zeit als Flüchtling in Frankreich. Bei seiner Rückkehr zeigte er keines der Talente seines Vaters. Die Treue zu Frankreich veranlasste ihn zu einem Einfall in England. 1346, im Jahr von Crécy, wurde er besiegt und bei Nevilles Cross in der Grafschaft Durham gefangengenommen. Es folgten 11 Jahre der Gefangenschaft, ehe man ihn gegen ein Lösegeld, das Schottland empfindlich besteuerte, wieder freiließ.

Auf David II. folgte sein Neffe Robert, der High Steward (Grosshofmeister) und der erste König eines Geschlechts, das zu tragischem Ruhm vorbestimmt war. Generationenlang hatten die Stuarts, wie sie sich später wohl lautend nennen sollten, das erbliche Amt innegehabt, von dem sie ihren Namen ableiteten. Ihr Thronanspruch war legitim; aber es gelang ihnen nicht, sich der ungeteilten Loyalität der Schotten zu versichern. Die beiden ersten Stuarts, Robert II. und Robert III., waren ältere Männer, die keine besonderen Charakterzüge aufwiesen. Die Angelegenheiten des Königreiches ruhten in der Hauptsache in den Händen der Grossen, ob sie nun in des Königs Rat versammelt waren oder auf ihren weitverstreuten Besitzungen weilten. Während des restlichen 14. und des grössten Teils des 15. Jahrhunderts war Schottland innerlich zu zerrissen, um eine Bedrohung Englands darzustellen oder seinem alten Verbündeten Frankreich viel zu nutzen. Ein geeinigtes England ohne die Belastung durch französische Kriege hätte aus dieser Situation Vorteile ziehen können; aber um die

Mitte des 15. Jahrhunderts war England selbst durch die Kriege der Rosen zerrissen.

Eine Vereinigung der Throne war die naheliegende und natürliche Lösung. Nachdem aber die sich über mehrere Regierungsepochen erstreckenden Versuche der Engländer, die Vereinigung mit Gewalt zu erzwingen, fehlgeschlagen waren, bot der neubelebte Stolz Schottlands ein unüberwindliches Hindernis. Hass gegen die Engländer war das Kennzeichen eines guten Schotten. Wenn auch unzufriedene Adlige englische Hilfe und englisches Geld annehmen mochten, so beharrte das einfache Volk doch auf seiner Ablehnung, sich einer englischen Herrschaft, ganz gleich in welcher Form, zu beugen. Die Erinnerung an Bannockburn hinderte es, Verzweiflung oder den Gedanken an Kapitulation gross werden zu lassen.

Es scheint angebracht, die schottische Geschichte zu diesem Zeitpunkt weiterzuverfolgen. Im Verlauf der Dinge zeigte sich, dass das Schicksal dem Haus Stuart abhold war. Widrige Umstände hinderten es daran, dauerhafte Einrichtungen zu schaffen, die jenen zu vergleichen wären, mit deren Hilfe die grossen Plantagenets den englischen Feudalismus zähmten. König Robert III. schickte seinen Sohn, den späteren Jakob I., zur Ausbildung nach Frankreich. 1406 wurde dieser vor Flamborough Head von den Engländern gefangen und nach London gebracht. Im folgenden Monat starb König Robert, und Schottland war 18 Jahre lang ohne Monarchen. Schliesslich bequeme sich die englische Regierung, König Jakob I. gegen ein Lösegeld freizugeben und ihm die Rückkehr in sein Land zu gewähren. Die Gefangenschaft hatte Jakob nicht gebrochen. Er hatte die Stellung und Macht des englischen Monarchen mit Recht bewundern gelernt, und bei seiner Ankunft in Schottland festigte er seine Souveränität mit Nachdruck. Während der dreizehn Jahre seiner erfolgreichen Regierung nahm er den schottischen Adel rücksichtslos an die Kandare. Diese Behandlung fand wenig Anklang. Jakob duckte seine Vettern aus dem Hause Albany, deren Familie während seiner Abwesenheit regiert hatte. Er erstickte die Unabhängigkeitsansprüche des mächtigen «Lord of the Isles», der den grössten nördlichen Teil des Festlands wie auch die Hebriden beherrschte. All dies war von Exekutionen und von Konfiskationen der grossen Besitzungen in allen Teilen des Landes begleitet. Endlich fassten einige der erzürnten Herren den Entschluss,

sich zur Wehr zu setzen; 1437 nutzten sie die Gelegenheit und töteten Jakob mit dem Schwert. Mit ihm starb, noch ehe er seine Aufgabe erfüllt hatte, einer der kraftvollsten schottischen Könige.

Wiederum ging der Thron auf ein Kind über, auf den siebenjährigen Jakob II. Nach den unvermeidlichen Unruhen während seiner Minderjährigkeit wuchs der Knabe zu einem populären und starken Herrscher heran. Er hatte seine Fähigkeiten auch nötig; denn die «schwarzen» Douglas, die Nachkömmlinge von Bruces getreuem Ritter, waren nun zu übermächtigen Untertanen geworden und bildeten eine heftige Bedrohung der Krone. Die Besitztümer, die sie den Anhängern Balliols abgenommen hatten, machten sie zu Herren über Südwestschottland. Grosse Gebiete im Osten standen unter der Botmässigkeit ihrer Verwandten, der «roten» Douglas; überdies machten sie geschickten Gebrauch von ihren Allianzen mit den Familien und Mächtigkeitsgruppen des Nordens. Ausserdem hatten sie in den Augen mancher Menschen selbst einen Anspruch auf den Thron.

Länger als ein Jahrhundert lang waren die Douglas die berühmtesten Helden Schottlands gewesen; einer von ihnen war der Heros der Schlacht von Otterburn, die in der Ballade von Chevy Chase gefeiert wird. Ihre andauernden Intrigen zu Hause und am englischen Hof, mit dem sie in Verbindung standen, entflamten die Wut des jungen, temperamentvollen Königs. 1452, kurz nach Vollendung seines 22. Lebensjahres, lud Jakob den «schwarzen» Douglas nach Stirling ein. Auf das Zugeständnis sicheren Geleits hin kam dieser; dort aber stach ihn der König in seiner Rage eigenhändig nieder. Des Königs Begleiter gaben ihm den Gnadenstoss. Aber die Ermordung des Chefs des Hauses Douglas bedeutete noch nicht, dass die Familie ausgerottet war. Jakob sah sich nun aufs Heftigste durch den jüngeren Bruder Douglas' und seine Sippe bedroht. Erst 1455 gelang es ihm endlich, die führenden Douglas aus dem Land zu vertreiben, indem er ihre Schlösser niederbrannte und ihre Besitzungen verwüstete. Sie lebten noch viele Jahre lang in England und bereiteten dem Haus Stuart Schwierigkeiten durch Ränke und Verschwörungen, die von der englischen Krone unterstützt wurden.

Jakob II. stand nun auf der Höhe seiner Macht; aber das Glück begünstigte das Haus Stuart nur selten auf längere Zeit. 1460 nutzte Jakob den Vorteil der englischen Bürgerkriege, um die Burg Roxburgh zu belagern, eine Festung, die noch in englischem Besitz war. Sein besonderes Interesse galt Kanonen und an-

deren Feuerwaffen. Bei der Besichtigung einer seiner primitivsten Belagerungskanonen explodierte diese, und er wurde durch einen umherfliegenden Splitter getötet. Jakob II. war damals 30 Jahre alt.

Zum viertenmal in kaum weniger als einem Jahrhundert erbte ein Minderjähriger die schottische Krone. Jakob III. war ein neunjähriger Knabe. Als er gross wurde, zeigte er einige liebenswerte Eigenschaften; er war musikalisch und interessierte sich für Architektur. Aber er hatte nicht die Fähigkeit zum Herrschen geerbt, die seine beiden Vorgänger gezeigt hatten. Seine Regierung, die sich bis in die Zeit der Tudors erstreckte, war durch Bürgerkriege und Unruhen belastet, und seine bemerkenswerteste Leistung war die Abrundung der schottischen Territorien durch die Erwerbung der Orkney- und der Shetland-Inseln, die ihm der König von Dänemark, dessen Tochter Jakob heiratete, statt einer Mitgift gab.

Die Uneinigkeit des Königreichs, die von der englischen Politik genährt wurde und durch die Tragödien, welche die schottischen Herrscher heimsuchten, kein Ende nahm, war nicht der einzige Grund für Schottlands Schwäche. Das Land war rassenmässig sowie in Sprache und Kultur gespalten. Die Kluft zwischen den Highlands und den Lowlands war mehr als eine geographische Unterscheidung. Die Lowlands waren ein Teil der feudalen Welt, und mit Ausnahme von Galloway im Südwesten wurde überall englisch gesprochen. Die Highlands bewahrten eine soziale Ordnung, die weit älter als der Feudalismus war. In den Lowlands war der König der Schotten ein Feudalherr; in den Highlands war er der Häuptling einer losen Vereinigung von Sippen. Jakob III. hatte zugegebenmassen den bemerkenswerten Vorteil, sowohl mit dem neuen anglo-normannischen Adel wie auch mit den alten keltischen Königen blutsverwandt zu sein. Zweifellos waren die Bruces Abkömmlinge des ersten Königs von Schottland im 9. Jahrhundert, Kenneth Mac Alpin, und Alfreds des Grossen; die Stuarts behaupteten recht plausibel, die Nachkommen von Banquo, dem Zeitgenossen Macbeths, zu sein. Der Glanz der Götterzeit umwob die Fürsten, deren Stammbäume bis ins keltische Zwielflicht irischer Heldensagen zurückreichten. Für alle Schotten, ob aus dem Lowland oder dem Highland, besass das königliche Haus eine Heiligkeit, die auch in Epochen, denen Gehorsam, ja so-

gar Treue mangelte, Ehrfurcht erheischte; und jenen, in deren Adern königliches Blut floss, verzieh man viel.

Aber Ehrfurcht war kein wirkungsvolles Instrument für einen Regenten. Die schottischen Stände schufen nicht das Mittel zur Einigung der Klassen, wie es das englische Parlament darstellte. Dem Buchstaben nach wie in Wirklichkeit war die feudale Macht weit stärker als in England. Des Königs Gerichtsbarkeit war von einem grossen Teil des schottischen Lebens ausgeschlossen, und viele seiner Richter standen in erfolglosem Wettstreit mit dem Feudalsystem. Es gab kein Äquivalent für den Friedensrichter oder für die umherreisenden Richter der Plantagenets.

Im grössten Teil des Königreiches lag die feudale Gerichtsbarkeit auch in einem ungewissen Kampf mit den weit älteren Sippengesetzen. Die Highland-Häuptlinge mochten zwar formal ihre Länder und ihre Macht der Krone verdanken und als feudale Lehnsherren gelten; aber ihre eigentliche Macht beruhte auf der Treue ihrer Sippe. Einige Sippenhäuptlinge in den Highlands, wie zum Beispiel jene aus dem grossen Haus der Gordon, waren gleichzeitig Feudalherren in den benachbarten Lowlands. Im Westen spielte das aufsteigende Haus Campbell immer die Rolle, die ihm gerade passte. Es sollte in den folgenden Jahren grossen Einfluss ausüben.

Inzwischen begründeten die schottischen Bauern und die fleissigen Bürger während dieser zweihundertjährigen politischen Fehden auf ihre Weise und ohne sich um die zahlreichen Streitereien zwischen ihren Herren und Meistern zu kümmern, die wahre Kraft des Landes. Die Kirche widmete sich ihrer Heilsmission, und viele gute Bischöfe und Kirchenlehrer zieren die Annalen des mittelalterlichen Schottlands. Im 15. Jahrhundert wurden drei schottische Universitäten gegründet: St. Andrew, Glasgow und Aberdeen – eine mehr, als England bis zum 19. Jahrhundert besass.

Das mittelalterliche Irland war den Historikern der englischsprechenden Völker stets ein Rätsel. Hier, auf der westlichsten der Britischen Inseln, lebte eine der ältesten christlichen Gemeinden Europas. Irland zeichnete sich bereits durch Missionsbemühungen und mönchische Gelehrsamkeit aus, als England noch das Schlachtfeld für die heidnischen germanischen Invasoren war. Bis zum 12. Jahrhundert hatte Irland jedoch keine der bindenden staatlichen Feudalinstitu-

tionen entwickelt, die sich allmählich überall sonst entwickelten. Eine lose Vereinigung ländlicher Fürstentümer, in denen man gälisch sprach, wurde von einer kleinen Gruppe von Stammespatrarchen beherrscht, die sich selbst «Könige» nannten. Über ihnen schwebte die schattenhafte Autorität des Hohen Königs von Tara. Tara war keine Hauptstadt, sondern ein heiliger Berg, den Erdbauten aus grauer Vorzeit umgaben. Bis etwa zum Jahre 1'000 gehörte der Hohe König gewöhnlich der mächtigen Familie O'Neill aus dem Norden an. Die Hohen Könige übten keine wirkliche Zentralautorität; sie waren lediglich die letzte Instanz für genealogische Streitigkeiten, und es gab keine Stätte irischer Gründung, von der eine Regierungsmacht hätte ausstrahlen können.

Als die lange, leidvolle Geschichte der englischen Einmischung in Irland begann, hatte das Land bereits den Schrecken und die Pein einer skandinavischen Invasion erlitten. Das durch die Verwüstungen der Norweger verarmte und seines eigenständigen Ordnungsgefüges beraubte Irland erhielt ein neues Gesicht. Es waren die Norweger, die die ersten Städte gründeten – Dublin, Waterford, Limerick und Cork.

Seit der grosse Brian Boru – in Liedern viel beklagt – die Thronfolge der O'Neills zerstört hatte und dann bei seinem Sieg über die Dänen bei Clontarf im Jahre 1014 selbst getötet wurde, war das Hochkönigtum erschüttert. Anderthalb Jahrhunderte später flüchtete einer von Borus streitbaren Nachfolgern, der König von Leinster, an den Hof Heinrichs II. nach Aquitanien. Er erlangte die Erlaubnis, unter Heinrichs anglo-normannischen Rittern um Hilfe für seine Sache zu werben. Das war eine folgenschwere Entscheidung für Irland. 1169 erschienen die ersten Nachkommen der anglo-normannischen Emporkömmlinge im Land.

Diese Invasoren unter der Führung von Richard de Clare, des Grafen von Pembroke, der unter dem Namen «Starkbogen» bekannt war, waren zu gleichen Teilen Waliser und Normannen; und mit ihren französischsprechenden Führern kamen die Waliser in Scharen ins Land. Noch heute lassen einige der gewöhnlichsten irischen Namen an eine walisische Herkunft denken. Andere Führer waren flämischen Ursprungs. Aber alle verkörperten die grosse feudale Gesellschaft, die über Westeuropa herrschte und deren Eroberungen von Wales bis Syrien reichten. Die irischen Kampfmethoden waren denen der Neankömmlinge nicht gewachsen, und «Starkbogen» hätte durch die Heirat mit der Tochter

des Königs von Leinster vielleicht ein neues feudales Königreich in Irland errichten können, wie es Wilhelm der Eroberer in England, Roger in Sizilien und die Anführer der Kreuzfahrer in der Levante errichtet hatten. Aber «Starkbogen» hegte Zweifel sowohl an seiner eigenen Kraft wie an der Einstellung seines wachsamem Oberherrn, Heinrichs II. So brachte man dem König die Eroberungen dar, und Heinrich visitierte 1171 kurz diesen neuen Zuwachs seiner Besitzungen, um die Treuebezeugungen seiner neuen Vasallen entgegenzunehmen. Die wiedererstandene päpstliche Macht hatte schon seit Langem an der traditionellen Unabhängigkeit der irischen Kirche Anstoss genommen. 1155 war dem englischen König durch eine päpstliche Bulle die Oberherrschaft über Irland zugesprochen worden. Papst war zu jener Zeit Hadrian IV., ein Engländer, und der einzige Engländer, der jemals Papst werden sollte. Hier lagen sowohl geistige wie praktische Beweggründe vor; aber der Herr über England und den grössten Teil Frankreichs hatte nur wenig Zeit für irische Probleme. Er überliess die Angelegenheiten der Insel den normannischen Abenteurern, den Konquistadoren, wie sie genannt wurden. Nach diesem Muster sollte noch oft gehandelt werden.

In dem Jahrhundert, das auf Heinrichs Besichtigung folgte, erreichte die anglo-normannische Expansion ihren Höhepunkt. Über die Hälfte des Landes unterstand nun unmittelbar den eingedrungenen Rittern. Unter ihnen befand sich auch Gerald von Windsor, der Urahn des Hauses Fitzgerald, dessen Zweige, als Grafen von Kildare und Herren vieler anderer Länder, lange Zeit grosse Gebiete des südlichen und mittleren Irlands beherrschten. Da war auch William de Burgh, der Bruder des grossen englischen Justitiars und Ahnherr der Grafen von Ulster; und Theobald Walter, der Butler König Johanns und Gründer der mächtigen Familie Butler von Ormond, die ihren Namen von seiner offiziellen Stellung ableitete. Es gab aber keine organisierte Kolonisation oder Besiedlung. Die englische Macht wurde in den norwegischen Städten und an der Süd- und Ostküste anerkannt, und des Königs Erlasse galten auch für ein grösseres Gebiet um Dublin. Dieses Hinterland der Hauptstadt wurde bezeichnenderweise «the Pale» genannt, was soviel heisst wie verteidigter, umfriedeter Privatbesitz. Unmittelbar daran stiessen die grossen Feudalherrschaften, und dahinter erstreckte sich der «wilde», nicht eroberte irische Westen. Zwei Völker lebten in unausgewogenem Nebeneinander. Die Kluft vertiefte sich noch, als sich gegen Ende

des 13. Jahrhunderts ein irisches Parlament entwickelte. Gebürtige Iren schloss man davon aus; es war ein rein englisches Parlament in Irland.

Wenige Generationen nach der Ankunft der anglo-normannischen Kräfte begannen die irischen Häuptlinge jedoch, sich von dem Schrecken zu erholen, den die neuartigen Methoden der Kriegführung ihnen eingejagt hatten. Sie mieteten sich zu ihrer Unterstützung Söldner, die sich ursprünglich grösstenteils aus der norwegisch-keltischen Bevölkerung der schottischen Westinseln rekrutierten. Es waren die furchtbaren «Galloglasses»; die irische Bezeichnung heisst soviel wie «fremde Knappen». Von diesen wüsten Axtschwingern unterstützt, eroberten die Sippenhäuptlinge grosse Gebiete Irlands für die gälischsprechende Bevölkerung zurück; und sie hätten noch mehr gewonnen, wären sie nicht ununterbrochen miteinander in Streit gelegen.

Inzwischen hatten viele der anglo-normannischen und irischen Barone ihren Sinn geändert. Die unabhängige Rolle der gälischen Sippenhäuptlinge war den grossen Feudalherren, die gern selbst eine solche gespielt hätten, ein ewiger Dorn im Auge. Sie konnten gleichzeitig Untertanen des englischen Königs und, wie ihre neuen keltischen Verbündeten, mit denen sie häufig durch Heirat verwandt waren, selbst kleine Könige sein. Ihre Zahl wurde nur selten durch Engländer vermehrt, es sei denn durch englische Lords, die irische Erbbinnen heirateten und dann zu Grundbesitzern in absentia wurden. Allmählich wuchs eine Gruppe anglo-irischer Adliger heran, die weitgehend von ihrem Adoptivland assimiliert wurden und einer Londoner Regierung genau so widerwillig gegenüberstanden wie ihre gälischen Bauern.

Wenn die englischen Könige Irland regelmässig besucht oder königliche Prinzen zu Statthaltern ernannt hätten, wäre es möglich gewesen, die Bande zwischen den beiden Ländern eng und ehrenhaft zu verknüpfen. So aber setzten sich die englischen Gesetze im Allgemeinen immer nur dann durch, wenn der englische König stark war; im gegenteiligen Falle herrschte eine ungeordnete keltische Anarchie. König Johann ging in seiner sprunghaften Energie zweimal nach Irland, und zweimal brachte er die streitsüchtigen normannischen Barone und irischen Häuptlinge unter seine Oberhoheit.

Obwohl Eduard I. Irlands Boden nie betreten hat, festigte sich unter seiner Regierung die englische Macht. Danach gewannen die Galen wieder die Oberhand. Das leuchtende Vorbild Schottlands blieb nicht unbeachtet. Auf Grund seiner Verwandtschaft mit irischen Häuptlingen rief man den Bruder des Siegers von Bannockburn, Eduard Bruce, mit einer Armee schottischer Veteranen herbei. 1316 wurde er zum König von Irland gekrönt; aber nach kurzem Triumph und trotz der Hilfe seines Bruders wurde er in Dundalk besiegt und getötet.

So konnte sich Irland auch unter einer schottischen Dynastie nicht vom Joch der englischen Krone befreien und seine Freiheit gewinnen. Aber der Sieg englischer Waffen bedeutete noch nicht den Sieg englischen Rechts, Brauchtums oder englischer Sprache. Der gälische Widerstand sammelte Kraft. Die O'Neills in Ulster gewannen allmählich die Macht über Tyrone. Als das Geschlecht der de Burghs, der Grafen von Ulster, 1333 ausstarb und nur noch ein Mädchen übrigblieb, liess man es dem feudalen Leichenbegängnis gegenüber am nötigen Respekt fehlen. Dem Feudalgesetz nach trat sie die gesamte Erbschaft an und wurde des Königs Mündel, das er nach seiner Wahl verheiraten konnte. Tatsächlich wurde sie Eduards III. zweitem Sohn Lionel von Clarence vermählt. Aber nach keltischem Gesetz konnten Frauen die Häuptlingswürde nicht erben. Die führenden männlichen Mitglieder der Seitenlinie der Familie de Burgh wurden folglich zu «Eingeborenen», errafften von dem Erbe, was sie konnten, und legten sich den Sippennamen Burke zu oder den Namen des Gründers, Mac-William. Sie trotzten offen der Regierung in Ulster und Connaught. In den Westprovinzen wurde sowohl Französisch wie Irisch, aber kein Englisch gesprochen, und die englische Macht in diesen Randbezirken schwand.

Um den englischen Charakter des «Pale» und der ihn umgebenden anglo-normannischen Herrschaft zu bewahren, wurde in der Mitte des 14. Jahrhunderts ein Parlament einberufen. Es sollte verhindern, dass die Engländer zu «Eingeborenen» wurden, und sollte Angehörige des irischen Volkes in den englisch besetzten Teilen Irlands zur englischen Lebensweise bekehren. Aber seine Gesetze hatten nur geringe Wirkung. Im «Pale» hielten die alten normannischen Siedler an ihrer privilegierten Stellung fest und widersetzten sich allen Versuchen, die die Vertreter der Krone unternahmen, um die «lediglich Irischen» unter den Schutz englischer Gesetze und Institutionen zu bringen. Der grösste Teil

Irlands ausserhalb des «Pale» wurde nun entweder durch bodenständige Häuptlinge, die praktisch nichts mit den Vertretern der englischen Krone zu tun hatten, oder durch normannische Herrschergeschlechter, wie zum Beispiel durch die Fitzgeralds, kontrolliert, die entweder Grafen oder Sippenhäuptlinge waren, je nachdem, wie es ihnen gerade passte. Die englische Macht erstickte jede Möglichkeit, entweder eine eingeborene oder eine «normannische» Zentralmacht zu schaffen, und der abwesende «Lord of Ireland» in London konnte keinen Ersatz stellen, ja nicht einmal verhindern, dass sich seine eigenen Kolonisatoren mit der Bevölkerung vermischten.

Als die Tudor-Zeit anbrach, stand das anarchische Irland der Rückeroberung offen, und zu der Versuchung, die englische königliche Macht wieder zur Geltung zu bringen, kam noch, durch die Reformation Heinrichs VIII., die folgenreichere Glaubensspaltung.

KAPITEL XIII

DER LANGBOGEN

Das kraftvolle Blut Eduards I. schien in seinem entarteten Sohn nur geschlummert zu haben; denn in Eduard III. fand England wiederum einen Führer, der seiner ständig wachsenden Macht entsprach. Hinter der bröckelnden Fassade der Regierung Eduards II. hatten nationale Macht und nationaler Wohlstand dennoch Fortschritte gemacht. Die Fehden und Zwiste des Adels und die gekenhaften Laster eines schwächlichen Königs waren auf einen sehr kleinen Kreis beschränkt gewesen. Das englische Volk verfügte zu jener Zeit über eine mächtige Waffe, deren Wirkungskraft man im Ausland nicht ahnen konnte. Der Langbogen, den die glänzend ausgebildeten Bogenschützen benutzten, brachte einen Soldatentyp hervor, der mit keinem des Kontinents zu vergleichen war. Die englische Armee stützte sich nun gleichermassen auf das bewaffnete Rittersertum wie auf die Bogenschützen.

Die Kraft des Langbogens und die Geschicklichkeit der Bogenschützen waren bis zu einem Punkt entwickelt worden, wo selbst die beste Rüstung keinen sicheren Schutz mehr bot. Der Pfeilregen hatte bis zu einer Reichweite von 250 Yards eine Wirkung, die bis zum amerikanischen Bürgerkrieg von keinem Infanteriegeschoss mehr erreicht wurde. Der gewandte Bogenschütze war ein Berufssoldat, der einen hohen Sold erhielt und auch verdiente. Er zog häufig auf einem Pony in den Krieg; aber immer mit einem beachtlichen Train für sein Wohlergehen und seine Pfeile. Er führte einen schweren Pfahl mit eiserner Spitze mit sich, der, in den Boden gerammt, ein tödliches Hindernis für angreifende Pferde war. Hinter diesem Schutz konnte eine Kompanie von Bogenschützen in loser Schlachtordnung einen derart rasanten, unaufhörlichen und alles durchdringenden Pfeilregen loslassen, dass Kavallerieangriffe darunter zusammenbrachen. Darüber hinaus erledigte der ausgebildete Bogenschütze seinen Gegner bei allen Zusammenstößen und Patrouillengängen auf eine Ent-

fernung, die nie zuvor in der Kriegsgeschichte als gefährlich gegolten hatte. Von alledem hatten der Kontinent und insbesondere Frankreich, unser nächster Nachbar, keine Ahnung. In Frankreich hatten sich der bewaffnete Ritter und seine Gefolgsleute lange Zeit einer Vorrangstellung im Krieg erfreut. Die FuSSsoldaten, die ihre Heere begleiteten, wurden als die niedrigste Klasse der Hilfstruppen angesehen. Auf Grund körperlicher und technischer Fertigkeiten beherrschte die Gesellschaft eine Militärkaste, deren Stellung das Auftauchen des Langbogens erschüttern sollte. Die sich hinausziehenden Kriege der beiden Eduards in den Gebirgen von Wales und Schottland hatten den Engländern manch harte Lektion erteilt; und obwohl gelegentlich europäische Krieger an diesen Kämpfen teilnahmen, hatten sie das Geheimnis der neuen Armee doch weder begriffen noch weitergegeben. Zu Ende des ersten Viertels des 14. Jahrhunderts sahen die Engländer mit einem unermesslichen Überlegenheitsgefühl auf Europa herab.

Die Regierung König Eduards III. gliedert sich in mehrere deutlich zu unterscheidende Phasen. Während der ersten war er ein Minderjähriger, und das Land wurde von seiner Mutter und deren Liebhaber, Roger Mortimer, regiert. Diese auf einem widernatürlichen Mord gegründete Regierung, die nur von einem Teil des Adels unterstützt wurde, war im Inland wie dem Ausland gegenüber zu einer schwachen Stellung verdammt. Während ihrer fast vierjährigen Dauer zeichnete sie sich durch Konzessionen und Niederlagen in Frankreich wie in Schottland aus. Man könnte für eine derartige Politik viele plausible Entschuldigungen, wie Friedensliebe und Klugheit, vorbringen. Das schuldige Paar bezahlte seine Stellung mit der allmählichen Preisgabe englischer Interessen. Ein im März 1327 mit Frankreich geschlossener Vertrag verurteilte die Engländer zur Zahlung einer Kriegsentschädigung und beschränkte die englischen Besitzungen auf einen Streifen Land, der von Saintes in Saintonge und von Bordeaux bis Bayonne und zu einer unbefestigten Enklave im Inneren der Gascogne verlief. Im Mai 1328 erkannte der «Schandfriede von Northampton», wie er damals genannt wurde, Bruce als König nördlich des Tweed an und bestätigte damit die Preisgabe aller Ansprüche Eduards I. in Schottland.

Der Zorn, den diese Geschehnisse erregten, zog weite Kreise. Dennoch würde sich das Regime noch einige Zeit gehalten haben, hätte Mortimer sich nicht mit den Baronen überworfen. Nach dem Sturz der Despensers hatte Mortimer umsichtig danach getrachtet, sich die vorteilhafte Stellung zu sichern, die

jene an der waliser Grenze innegehabt hatten; denn von dort aus konnte er die besondere Regierungsgewalt ausüben, die auf die Grenzlage zugeschnitten war. Dies und seine ungewöhnliche Machtbefugnis zogen ihm die Eifersucht der Barone zu, deren Führer er noch vor Kurzem gewesen war. Sein Wunsch nach einer dauerhaften Festigung seiner Stellung veranlasste ihn, bei einem im Oktober in Salisbury zusammengetretenen Parlament um den Titel «Earl of March» anzusuchen, zusätzlich zu dem Amt eines lebenslänglichen Richters von Wales, das er bereits innehatte. Mortimer wohnte, nachdrücklich unterstützt durch die Anwesenheit seiner bewaffneten Lehnsleute, dieser Sitzung bei. Es sollte sich aber herausstellen, dass viele der führenden Adligen fehlten, unter ihnen Graf Heinrich von Lancaster, ein Sohn des hingerichteten Thomas und des Königs Vetter, der in London eine Gegenversammlung abhielt. 1328 brach Mortimer unter Mitnahme des jungen Königs in Salisbury auf, um Lancasters Besitzungen zu verwüsten. Es gelang ihm, während der darauffolgenden Unruhen den Aufstand niederzuschlagen.

Ganz offensichtlich waren die Barone selbst untereinander zu sehr uneins, um eine odieuse, rücksichtslose Regierung zu stürzen. Aber Mortimer beging einen Kardinalfehler. 1330 redete man dem Onkel des Königs, dem Grafen von Kent, ein, Eduard II. sei noch am Leben. Kent unternahm einen missglückten Versuch, ihn zu befreien, und wurde im März des gleichen Jahres hingerichtet. Dieses Ereignis überzeugte Heinrich von Lancaster und andere Grosse, dass Mortimer auch ihnen nach dem Leben trachtete. Sie beschlossen, dem zuvorzukommen, indem sie sich auf die Seite Eduards III. schlugen. Aller Augen richteten sich nun auf den jungen König. 1329 war er als Siebzehnjähriger mit Philippa, der Prinzessin des Hennegaus, vermählt worden. Im Juni 1330 wurde ihm ein Sohn geboren. Nun fühlte er sich als erwachsener Mann, der seine Pflicht gegenüber dem Reich zu erfüllen hatte. Aber die eigentliche Regierungsgewalt besaßen immer noch die Königinmutter und Mortimer. Im Oktober tagte das Parlament in Nottingham. Mortimer und Isabella wurden unter starker Bewachung im Schloss festgehalten. Es zeigt sich deutlich, dass die Pläne, durch die der König zu seinen Rechten kommen sollte, gründlich überlegt und sorgfältig vorbereitet waren. Gelang ihm sein Vorhaben, so wäre das Parlament zur Stelle, um ihn zu proklamieren. Mortimer und Isabella waren die Geheimnisse des Schlosses unbekannt. Ein unterirdischer Gang führte in sein

Inneres. Durch diesen drang in einer Oktobernacht eine kleine Schar entschlossener Männer ein, überraschte Mortimer in seinem Schlafzimmer, das sich, wie üblich, neben dem der Königin befand, zerrten beide durch den unterirdischen Gang und lieferten sie den Offizieren des Königs aus. Man brachte Mortimer nach London vor die Peers und klagte ihn des Mordes von Berkeley Castle und anderer Verbrechen an. Nach seiner Verurteilung durch die Lords wurde er am 29. November gehenkt, Isabella durch ihren Sohn zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt. Für ihren Unterhalt in Rising Castle in Norfolk wurden 3'000 Pfund jährlich bewilligt; und Eduard machte es sich zur Pflicht, sie in regelmässigen Abständen zu besuchen. Sie starb fast dreissig Jahre später.

Unter diesen grausigen Präliminarien begann die lange und berühmte Regierungszeit.

Die Leitgedanken des neuen Königs waren die Wiederbelebung der Politik, die Festigung seiner Ansprüche und das Nacheifern der Ruhmestaten seines Grossvaters. Der Kampf mit Schottland wurde wieder aufgenommen. Seit Bannockburn hatte Robert Bruce im Norden ungehindert regiert. Seinem Triumph waren unvermeidlich der Ruin und die Vertreibung der Anhänger der gegnerischen schottischen Partei gefolgt. Eduard, der Sohn von John Balliol, den Eduard I. ausersehen hatte, lebte als Flüchtling am englischen Hof, der damals die gleiche Art von Schutz gewährte, den später Ludwig XIV. den verbannten Jakobitern zukommen liess. Ein Schisma von der Heftigkeit, wie es zwischen Bruce und Balliol bestand, musste unweigerlich erbitterte Intrigen zur Folge haben. Weitverzweigte Interessengruppen in Schottland hofften nach Bruces Tod im Jahre 1329 auf eine Schicksalswende. Die Verbannten oder «Enterbten», wie sie genannt wurden, schürten eine unaufhörliche Intrige in ihrem eigenen Land und übten einen dauernden Druck auf die englische Regierung aus. 1332 wurde ein Versuch zur Rückeroberung Schottlands unternommen. Eduard Balliol scharte seine Anhänger um sich und segelte mit der geheimen Unterstützung Eduards III. von Ravenspur nach Kinghorn in Fife. Beim Vormarsch auf Perth traf er bei Dupplin Moor auf den Regenten des minderjährigen David und besiegte ihn. Viele schottische Grosse leisteten Balliol den Treuschwur, und er wurde in Scone gekrönt.

Von nun an verliess ihn das Glück. Innerhalb von zwei Monaten wurden er und seine Anhänger nach England zurückgetrieben. Jetzt konnte Eduard III. dem besiegten Balliol seine Bedingungen diktieren. Balliol erkannte ihn als Oberherrn an und versprach ihm Stadt und Grafschaft Berwick. Eduard III. schritt daher 1333 zur Belagerung von Berwick und schlug die Schotten bei Halidon Hill. Diese Schlacht unterschied sich wesentlich von Bannockburn. Die Macht der Bogenschützen kam zur vollen Geltung. Die Schiltrons wurden gesprengt, und die verbannte Partei festigte für eine Weile wieder ihre Autorität in ihrer Heimat. Aber es blieb ein Preis zu bezahlen. Wie wir wissen, musste Balliol dem englischen König das gesamte östliche Schottland zusprechen. Mit der Erpressung dieses Zugeständnisses war Eduard III. zu weit gegangen; er hatte Balliols Ansehen in den Augen aller Schotten geschädigt. Inzwischen flüchteten die Abkömmlinge und Anhänger Robert Bruces nach Frankreich. Die Beziehungen zwischen Schottland und Frankreich und die dauernde Hilfe, die der französische Hof den schottischen Feinden Englands gewährte, erweckten einen starken Antagonismus. Der Krieg in Schottland wies somit den Weg nach Flandern.

Hier bildeten neue Schwierigkeiten einen wohlbegründeten Anlass zu einem Streit. Seit den Tagen Johannis hatte man zwangsläufig den Verlust aller französischen Besitzungen mit Ausnahme der Gascogne und die dauernden Plänkelleien an deren Grenzen erdulden müssen. Ein englischer König nach dem anderen hatte in Paris den Treueid für Besitzungen geleistet, deren man seit Langem zum grössten Teil beraubt worden war. Aber 1328 gab der Tod Karls IV., der ohne direkten Erben war, der Angelegenheit eine neue Wendung. Philipp von Valois masste sich die königliche Macht an und verlangte von Eduard den Treuschwur. Dieser machte Schwierigkeiten. König Eduard III. besass mütterlicherseits – liess man die weibliche Linie gelten – einen entfernten Anspruch auf den französischen Thron. Diesen Anspruch sollte er später zur Unterstützung seiner Feldzüge mit Billigung und auf Anraten der geistlichen und weltlichen Lords und des englischen Volkes geltend machen.

Den jugendlichen Eduard zog es weniger zur Innenpolitik als zu auswärtigen Abenteuern und zur Jagd. Ausserdem war er sich von Anfang an über den Vorteil im Klaren, der zu gewinnen war, wenn die ruhelose Energie seiner Edlen von internen Intrigen und Zwistigkeiten auf das einigende Ziel eines auswärtigen

gen Krieges gelenkt werden konnte. Dies stand auch im Einklang mit der Natur seines Volkes. Die Kriege Johanns und Heinrichs III. auf dem Festland enthüllten einen ewigen Kampf zwischen dem König und seinem Adel und seinen Untertanen, um Männer und Geld zu beschaffen. Europäische Kriegsabenteuer hatte man bisher in der Hauptsache als das Interesse eines Fürsten angesehen, der sich um seine ausländischen Besitzungen oder Ansprüche kümmerte. Nun sehen wir, wie die Stände ihrerseits ein heftiges Verlangen nach auswärtigen Eroberungen erfasste. Eduard III. brauchte sein Parlament nicht lange um Unterstützung für seinen französischen Feldzug zu bitten. Im Gegenteil – Adel, Kaufleute und Bürger wetteiferten miteinander, die Krone zur Tat zu drängen.

Die dynastischen und territorialen Streitigkeiten erhielten weiteren Auftrieb durch einen zwar weniger sentimental, aber deshalb doch nicht weniger überzeugenden Gedanken, der viele Mitglieder des Parlaments begeisterte. Der Wollhandel mit den Niederlanden war die Stütze des englischen Exports und beinahe der einzige Faktor, der noch die Einkünfte aus der Landwirtschaft übertraf. Die flämischen Städte hatten einen grossen wirtschaftlichen Aufschwung durch die Kunst der Tuchweberei erfahren, die sie zu beachtenswerter Vollkommenheit entwickelt hatten. Ihr Wohlstand hing von der Wollzufuhr aus England ab. Aber die Aristokratie unter den Grafen von Flandern sympathisierte mit den Franzosen und kümmerte sich nur wenig um das materielle Wohlergehen der Bürger, die sie als eine gefährliche und subversive Gesellschaft betrachteten, deren zunehmender Wohlstand und wachsende Macht die feudale Vorherrschaft gefährdeten. Es bestand daher viele Jahre lang eine völlige ökonomische, soziale und politische Divergenz zwischen den flämischen Städten und der niederländischen Aristokratie. Erstere blickten nach England, letztere sah nach Frankreich. Die Grafen von Flandern erlegten dem Wollhandel immer wieder Erschwernisse auf, die jedesmal den Ärger der Betroffenen beiderseits des Kanals erregten. Das merkantile Element im englischen Parlament, das bereits durch die laufenden Seeschlachten mit den Franzosen im Kanal erobert war, forderte nachdrücklich zur Tat auf.

1336 wurde Eduard zu entscheidenden Vergeltungsmassnahmen gezwungen. Er verhängte ein Ausfuhrverbot für englische Wolle und rief dadurch eine schwere Krise in den Niederlanden hervor. Die Städter erhoben sich gegen die

Feudalherren und errangen unter Jacques van Arteveidt, einem kriegerischen Kaufherrn aus Gent, nach schwerem Kampf die Herrschaft über einen grossen Teil des Landes. Die siegreichen Bürger, die sich durch aristokratische und französische Rache bedroht sahen, wandten sich um Hilfe nach England, und ihre Bitten fanden ein herzliches und teilnahmsvolles Echo. So flossen alle Ströme des Profits und des Ehrgeizes in einem Augenblick, da man sich im Vollbesitz seiner militärischen Stärke fühlte, in einen gemeinsamen Kanal; und als Eduard 1337 Philipp VI. den Treueid verweigerte, begann der Hundertjährige Krieg. Er sollte nie beendet werden. Es wurde kein allgemeiner Friedensvertrag unterzeichnet, und erst im Frieden von Amiens im Jahre 1802, als Frankreich eine Republik und der französische Thronerbe ein Flüchtling auf unserer Insel war, verzichtete der englische Herrscher in aller Form auf seine Ansprüche auf den Thron der Valois und der Bourbonen.

Langsam sammelte Eduard das englische Expeditionsheer. Es war kein Lehnsheer, sondern ein Söldnerheer aus ausgesuchten Männern. Das Rückgrat bildeten Landsknechte, die nach dem Willen ihrer Hauptleute angeworben waren. Infolgedessen brauchte man weit weniger als die gesetzliche Quote unzuverlässiger Miliz in den Grafschaften auszuheben. Sowohl Ritter wie Bogenschützen verkörperten die Blüte der Nation, und die Männer, die sich in den Cinque Ports versammelten, stellten eine der gewaltigsten und schlagkräftigsten Invasionsarmeen dar, die die Geschichte je gesehen hatte. Frankreich war sich dieser Vorbereitungen wohl bewusst, und die geballte Kraft der Monarchie wartete darauf, Widerpart zu bieten.

Philipp VI. richtete sein Augenmerk zunächst auf das Meer. Jahrelang war ein Freibeuterkrieg geführt worden, und zwischen den Küstenbewohnern beiderseits des Kanals herrschte bitterer Hass. Man bot alle Mittel der französischen Marine auf, um eine Flotte bereitzustellen; in den französischen Häfen erschienen sogar gemietete genuesische Galeeren. In der Normandie schmiedete man Pläne für eine Gegeninvasion, die eine Wiederholung der Beutezüge Wilhelms des Eroberers sein sollte. Aber Eduard hatte die Seemacht nicht vernachlässigt. Sein Interesse an der Marine hatte ihm zu Beginn seiner Regierung beim Parlament den Titel «König des Meeres» eingetragen. Er vermochte eine

gleich starke Flotte mit einer besser ausgebildeten Besatzung aufzubieten. Um den Transport der englischen Armee nach Frankreich und ihre dortige Versorgung zu ermöglichen, bedurfte es einer grossen Seeschlacht. Im Sommer 1340 trafen sich die feindlichen Geschwader vor Sluys, und ein neunstündiger Kampf begann. «Diese Schlacht», sagt Froissart, «war wild und schrecklich; denn Seeschlachten sind gefährlicher und grausamer als Schlachten zu Land; gibt es doch auf See weder Rückzug noch Flucht. Es bleibt nichts übrig, als zu kämpfen und sich in sein Schicksal zu ergeben.» Den französischen Admiralen hatte man unter Androhung der Todesstrafe befohlen, die Invasion zu verhindern. Und beide Seiten hielten sich tapfer. Aber die französische Flotte wurde entscheidend geschlagen, und die Herrschaft über den Kanal ging in die Hände der Invasionsmacht über. Nachdem nun das Meer frei geworden war, schiffte sich das Heer nach Frankreich ein. Bei Cadzand stiess die Landung auf Widerstand. Grosse Einheiten genuesischer Armbrustschützen und Bewaffneter erwarteten die Ausbootung. Aber die englischen Bogenschützen, die von den Schiffen aus auf weite Entfernung schossen, säuberten den Strand und deckten die Invasionsstruppen.

Eduards Truppenstärke wurde durch die aufständischen Flamen wesentlich vermehrt, und die vereinte Streitmacht, die mehr als 20'000 Mann zählte, machte sich an die erste anglo-flämische Belagerung von Tournai. Die Stadt wurde hartnäckig verteidigt. Als der Hunger der Besatzung immer schrecklicher zusetzte, erlebte man das grauenhafte Schauspiel, wie «die nutzlosen Fresser» in das Niemandsland gejagt wurden, wo sie erbarmungslos dem Hungertod preisgegeben waren. Aber Eduards Geldmittel und sein Nachschub reichten für die Eroberung dieser Festung nicht aus. Die Steinmauern setzten den Bogenschützen eine Grenze; der erste Feldzug eines grossen europäischen Krieges zeitigte keine Ergebnisse. Und es kam zu einem unvermuteten längeren Waffenstillstand. Dieser Waffenstillstand ergab sich zwangsläufig aus dem Geldmangel beider Parteien und führte zu keiner Versöhnung. Man setzte den Streit auf andere Weise fort. Die Franzosen übten ihre Rache an den Bürgern der Niederlande, die sie vollständig unterwarfen, und van Arteveidt kam in einem Volksaufstand in Gent ums Leben. Die Engländer wehrten sich, so gut sie konnten. In der Bretagne stritt man sich um die Erbfolge, und die Engländer schürten diesen Streit mit Nachdruck. Der chronische Krieg an den Grenzen der Gasco-

gne ging weiter. Beide Parteien freuten sich auf eine neue Kraftprobe. Gut ausgebildete und kampflustige Männer gab es im Überfluss; um sie aber ins Feld zu führen, benötigte man jedoch Geldmittel, die uns zwar lächerlich gering erscheinen, ohne die aber alles zum Stillstand kam. Wie waren diese Mittel aufzubringen? Die Juden hatte man 1290 ihrer Habe beraubt und des Landes verwiesen. Die Florentiner Bankiers, die das Geld für die erste Invasion aufgebracht hatten, waren durch die königliche Insolvenz ruiniert worden. Die Hauptanstrengung nicht nur des Hofes, sondern auch des Parlaments bestand in der Sicherstellung der bescheidenen Summe Bargelds, ohne das kein Reiter reiten und kein Bogenschütze die Sehne spannen konnte. Aber eine ergiebige Quelle war vorhanden. Der reichste und bestorganisierte Handelszweig Englands war der Wollhandel, der auf Kriegsgewinn erpicht war. Man gründete ein Monopol der Wollhändler, das gezwungen war, nur über eine bestimmte Stadt zu exportieren, die vom König jeweils nach seinen eigenen Bedürfnissen bestimmt wurde. Dieses System, das man «Staple» nannte, bot dem König eine bequeme und flexible Kontrolle. Indem er die Wollexporte besteuerte, die unter seiner Aufsicht in den Ausfuhrhafen gelangten, sicherte er sich eine wesentliche, vom Parlament unabhängige Einkommensquelle. Darüber hinaus bildeten die Wollhändler, die das Monopol innehatten, eine Körperschaft, die am Krieg interessiert, vom König abhängig und in der Lage war, ihm als Gegenleistung für entgegenkommende Behandlung Geld zu leihen. Diese Entwicklung wurde vom Parlament, in dem die kleineren Wollhändler immer mehr Sitze erhielten, nicht begrüßt. Sie beschwerten sich über die Bevorzugung, die den Monopolisten des Wollsyndikats zuteil wurde, und wiesen überdies auf die Gefahr hin, die der parlamentarischen Macht durch die unabhängigen Einkünfte des Königs drohte.

Im Frühjahr 1346 war das Parlament endlich soweit, dass es sich mit der Notwendigkeit einer Besteuerung zur Finanzierung einer neuen Invasion abgefunden hatte. Eine noch schlagkräftigere Armee als zuvor wurde aufgestellt. Die alten Einheiten erhielten durch sorgfältig ausgewählte neue Truppenkontingente Verstärkung. 20400 Mann Kavallerie, 12'000 Bogenschützen und weitere Infanterieeinheiten stachen in See und landeten in einer einzigen Welle am 12. Juli 1346 ungehindert bei St. Vaast in der Normandie. Diesmal war ihr Ziel

kein geringeres als die Eroberung von Paris durch einen Überraschungsangriff. Das Geheimnis wurde gut gehütet. Sogar die englische Armee selbst glaubte, es gehe in die Gascogne. Die Franzosen konnten längere Zeit nicht genügend Streitkräfte sammeln, um den Vormarsch aufzuhalten. Caën fiel, und Eduard näherte sich, sengend und das Land verwüstend, den Mauern von Paris. Aber inzwischen hatte die französische Monarchie ihre gesamte Streitmacht gegen ihn aufgeboten. In der Umgebung von St. Denis versammelte sich ein gewaltiges Heer, dem das ganze Rittertum Frankreichs angehörte und das vermutlich dreimal so gross war wie Eduards Armee. Gegen solchen Widerstand, zu dem noch die Mauern einer befestigten Stadt kamen, konnte Eduard nicht ankämpfen. König Philipp lud ihn höhnisch ein, sich auszusuchen, auf welchem Seineufer er zur Schlacht antreten wolle.

Der Angriff war ins Wasser gefallen, und die Armee sah sich zum Rückzug gezwungen. Der Herausforderer musste notgedrungen die Arena so schnell verlassen, dass er in vier Tagen 60 Meilen zurücklegte. Das französische Heer zog in einer Parallelbewegung nach Süden und verwehrte den Engländern den Rückzug durch das Seinetal. Nun mussten sie versuchen, die Somme zu erreichen und zwischen Amiens und dem Meer den Fluss zu überqueren. Dieser Teil des Flusses, der durch breite Sümpfe fliesst, die zu jener Zeit nicht entwässert und nur mittels langer Dämme und Brücken passierbar waren, ist unserer Generation wohlvertraut. Alle Dämme und Brücken waren zerstört oder von den Soldaten der Pikardie besetzt. Vier verschiedene Versuche, einen Übergang zu finden, scheiterten. Die Vorhut der französischen Hauptarmee war bereits in Amiens. Eduard und der englische Heerhaufe, die so kühn, ja tollkühn den Sprung versucht hatten, schienen nun in einem Dreieck zwischen der Somme, der Küste und der Masse des französischen Heers eingekesselt. Man hatte keine Möglichkeit gefunden, die Flotte und ihre Ladung in einen passenden Hafen zu bringen. Die Somme an der Mündung zu überqueren, war ein Akt der Verzweiflung. Die Furt war sehr lang, und die heftige und tückische Flut liess den Übergang nur an wenigen gefährlichen Stunden des Tages zu.

Überdies wurde die Furt von starken Streitkräften gehalten, die man allgemein auf 12'000 Mann schätzte. «Der König von England», schreibt Froissart, «hatte in dieser Nacht nicht viel Schlaf. Um Mitternacht stand er auf und liess die Trompete blasen. Sehr schnell war alles bereit. Mit geladenem Gepäck bra-

chen sie bei Tagesanbruch auf und kamen bei Sonnenaufgang an die Furt geritten. Aber die Flut war um diese Zeit so hoch, dass sie nicht übersetzen konnten.» Am Nachmittag, zur Zeit der Ebbe, offenbarte sich die Stärke des Feindes. Da Abwarten den Untergang bedeutet hätte, befahl der König seinen Marschällen, ins Wasser zu springen und sich den Weg ans andere Ufer zu erkämpfen. Der französische Widerstand war heftig. Die Ritter der Pikardie ritten auf die trügerischen Sandbänke in die steigende Flut hinaus und stellten sich den Engländern entgegen. «Es schien, als liebten sie den Kampf im Wasser ebenso sehr wie den Kampf auf dem trockenen Land.» Unter schwerem Ringen, dessen Bedingungen für geharnischte Männer tödlich waren, erzwang man sich den Übergang. Am anderen Ufer verursachten die genuesischen Armbrustschützen Verluste und verzögerten die Aufstellung des Heeres, bis der Langbogen wieder die Szene beherrschte. So entkam König Eduards Armee.

Philipp war ihnen an der Spitze eines etwa 30'000 bis 40'000 Mann starken Heeres hart auf den Fersen. Er hegte die Hoffnung, die unverschämten Inselbewohner noch vor dem Fluss zur Strecke zu bringen oder sie beim Übergang abzufangen. Als er erfuhr, dass sie bereits auf der anderen Seite waren, berief er einen Kriegsrat ein. Seine Generale rieten ihm, da die Flut keine andere Wahl liess, nach Abbéville und dort über die von den Franzosen gehaltene Brücke zu gehen. Sie marschierten also nach Abbeville und schlugen dort über Nacht ihr Lager auf.

Eduard und sein Heer waren fest überzeugt, dass sie knapp entkommen waren. In dieser Nacht feierten sie. Jene Gegend hatte Nahrungsmittel im Überfluss; der König versammelte seine Heerführer zum Abendessen und anschliessend zum Gebet. Aber es stand fest, dass sie die Küste nicht ohne Kampf erreichen würden. Es gab keine andere Möglichkeit, als unter grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der König und der Prinz von Wales, der später als der Schwarze Prinz berühmt werden sollte, empfingen alle Tröstungen der Kirche, und Eduard betete, die bevorstehende Schlacht möge ihn wenigstens nicht seiner Ehre berauben. Bei Tagesanbruch stellte er etwa 11'000 Mann in drei Abteilungen auf. Er sass auf einem kleinen Zelter, einen weissen Kommandostab in der Hand, den prunkvollen Mantel aus Scharlach und Gold über der Rüstung, und ritt die Reihen ab, «das Heer ermutigend und bittend, es möge seine Ehre wahren und sein Recht verteidigen». «Das sagte er so liebevoll und mit einem so fröhlichen Gesicht, dass alle, die niedergeschlagen waren, durch seinen An-

blick und seine Stimme wieder getröstet wurden ... Sie assen und tranken unbekümmert ... setzten sich auf die Erde und legten ihre Helme und Bogen vor sich nieder, um frisch zu sein, wenn der Feind käme.» Ihre Position auf den offenen, welligen Hängen besass nur wenige Vorzüge; aber der Wald von Crécy zu ihren Flanken bot Schutz und die Möglichkeit, eine feste Stellung zu beziehen.

Bei Sonnenaufgang an jenem Samstag, dem 26. August 1346, wohnte König Philipp im Kloster von Abbeville der Messe bei, und sein gesamtes Heer, das für jene Zeiten als gigantisch zu bezeichnen ist, wälzte sich auf seinem Verfolgungsmarsch vorwärts. Man entsandte vier Ritter auf einen Erkundungsritt. Um Mittag empfing der König, der mit grossen Streitmassen etwas weiter oben am Ufer der Somme angekommen war, ihre Meldung. Die Engländer befanden sich in Schlachtordnung und waren zum Kampf entschlossen. Er gab den weisen Rat, den Tag über zu rasten, die Nachhut heranzubringen, die Schlachtordnung zu formieren und am folgenden Morgen anzugreifen. Diese Befehle wurden von berühmten Heerführern an alle Teile der Armee weitergegeben. Aber der Gedanke, von dem verhassten Feind, der auf so vielen Märschen vor der Übermacht geflohen und nun gezwungen war, Farbe zu bekennen, auch nur für einen Tag abzulassen, war der französischen Armee unerträglich. Wer garantierte ihnen, dass morgen ihre Feinde die Zelte nicht abgebrochen hatten und das Feld leer war? Es erwies sich als unmöglich, dem Vormarsch Einhalt zu gebieten. Alle Wege und Pfade von Abbéville bis Crécy waren schwarz und funkelteten von den anmarschierenden Heersäulen. König Philipps Befehle wurden von manchen befolgt, von den meisten aber negiert. Während viele grosse Truppeneinheiten gehorsam stehenblieben, wälzten sich noch grössere Massen vorwärts, erzwangen ihren Weg durch die stehengebliebenen oder zurückgehenden Truppen, und um etwa fünf Uhr nachmittags standen sie dem englischen Heer gegenüber, das sich auf den breiten Hängen von Crécy ihren Blicken darbot. Hier machten sie halt.

Als König Philipp auf dem Schauplatz ankam, wurde er von der Begeisterung der ihn umgebenden Menge mitgerissen. Die Sonne stand schon tief. Trotzdem waren alle zum Angriff entschlossen. Zur Vorhut des Heeres gehörte ein Korps von sechstausend genuesischen Armbrustschützen. Diesen befahl man, sich durch die Massen der Reiter vorzuarbeiten und die feindliche Schlachtordnung mit ihren Geschossen zu sprengen, um die Kavallerieattacke

vorzubereiten. Die Genueser waren achtzehn Meilen in voller Schlachtordnung mit ihren schweren Armbrüsten und ihrer Bolzenmunition marschiert. Erschöpft erklärten sie, sie seien nicht in der Lage, an diesem Tage noch viel zu leisten. Aber der Graf von Alençon, der die gleiche Entfernung zu Pferd zurückgelegt hatte, nahm diese Erklärung sehr unfreundlich auf. «Das hat man davon», rief er aus, «wenn man solche Lumpen einstellt, die versagen, wenn es für sie etwas zu tun gibt! Vorwärts, Genueser!» In diesem Augenblick, als sich die Armbrustschützen unter zornigen Blicken an die Front vorschoben, verdüsterten schwarze Wolken die Sonne, und ein heftiger Platzregen prasselte auf die Heere nieder. Ein Schwarm Krähen flog krächzend als düsteres Omen über die Franzosen hinweg. Nachdem das Gewitter die Bogensehnen der Genueser durchnässt hatte, zog es so rasch vorüber, wie es gekommen war, und die untergehende Sonne schien ihnen grell in die Augen und auf die Rücken der Engländer. Wie die Krähen, so war auch dies ein unheilvolles Zeichen, aber ein diesseitigeres. Die Genueser zogen ihre Schlachtordnung auseinander, stiessen ein lautes Gebrüll aus, gingen einige Schritte vor, brüllten wieder, gingen zum drittenmal vor, «erhoben ein dumpfes Geheul» und schossen ihre Bolzen ab. Bislang hatten die englischen Linien lautlos verharrt. Nun aber traten die Bogenschützen, die regungslos auf beiden Flügeln in «portcullis»-Formation in einer Stärke von sechs- bis siebentausend Mann gestanden hatten, einen Schritt vor, legten die Bogen an und traten in Aktion. Sie «schossen ihre Pfeile mit solcher Gewalt und Schnelligkeit ab», sagt Froissart, «dass es aussah, als schneite es.»

Die Wirkung auf die Genueser war vernichtend. Innerhalb weniger Minuten wurden sie auf eine Entfernung, die sie mit ihren eigenen Waffen nicht erreichen konnten, zu Tausenden getötet. Der Boden war mit gefiederten Leichnamen bedeckt. Vor diesem Hagel vernichtender Geschosse, wie sie noch nie zuvor im Krieg benutzt worden waren, flohen die Überlebenden zuhauf in Richtung auf die begierig wartenden französischen Ritter und Bewaffneten, die sich ausser Reichweite der Pfeile befanden. «Tötet mir diese Halunken», schrie König Philipp zornentbrannt, «denn sie versperren uns ohne Grund den Weg!» Sogleich ritt die Frontlinie der französischen Kavallerie in die zurückdrängenden Genueser und metzelte sie mit ihren Schwertern nieder. Dabei begaben sie sich in die Gefahrenzone. Die Pfeile schlugen ihnen wie ein Schneesturm ent-

gegen, drangen durch ihre Rüstungen und fällten Pferd und Reiter. Kühne Schwadronen preschten von hinten in das Getümmel vor, und alle fielen dem Pfeilhagel zum Opfer, unter dem sich die Pferde aufbäumten und der das Feld mit prächtig gekleideten Kriegern bedeckte. Es herrschte ein furchtbares Durcheinander. Und nun schlüpfen die Männer der waliser und cornwallischen leichten Infanterie durch die buntgewürfelten Reihen der Bogenschützen, zogen ihre langen Messer und «fielen über Grafen, Barone, Ritter und Edle her und töteten viele zur späteren Verzweiflung des Königs von England». Manch kostbare Geisel ging durch diese unkluge Handlungsweise verloren.

Bei diesem Gemetzel fiel auch der blinde König von Böhmen, der seine Ritter bat, seine Zügel mit den ihren zu verknüpfen, damit auch er eigenhändig einen Streich führen könne. So verschlungen, sprengte er ins Gedränge. Mann und Pferd fielen, und am nächsten Tag fand man ihre noch immer miteinander verknüpften Körper. Sein Sohn, Prinz Karl von Luxemburg, der bereits zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches auserkoren war und sich Römischer König nannte, war klüger und zog, als er merkte, wie die Sache stand, mit seinem Gefolge unbemerkt wieder ab. Nun gingen die Franzosen zum Generalangriff über. Der Graf von Alençon und der Graf von Flandern führten schwere Kavallerieangriffe auf die englischen Linien durch. Die Bogenschützen meidend, soweit es möglich war, suchten sie die Bewaffneten zu treffen, und es gelang französischen, deutschen und savoyischen Schwadronen tatsächlich, die Abteilung des Prinzen von Wales zu erreichen. Der Gegner war zahlenmässig so überlegen, dass diejenigen, die in unmittelbarer Nähe des Prinzen kämpften, Boten zu der Windmühle sandten, von der aus König Eduard die Schlacht dirigierte, um Verstärkungen zu erbitten. Aber der König wollte sich nicht von seinen Reserven trennen und sagte: «Lasst den Jungen sich seine Sporen verdienen!» – was dieser denn auch tat.

Noch ein weiterer Zwischenfall fand viel Beachtung. Einer der Ritter von Sir John Hainault, der auf einem schwarzen Pferd sass, welches er an diesem Tag von König Philipp als Geschenk erhalten hatte, entkam den Pfeilen und ritt direkt durch die englischen Linien. Deren Disziplin war so gross, dass kein Mann sich von der Stelle rührte, um Hand an ihn zu legen; und so ritt er um die Nachhut herum und kehrte schliesslich wieder zum französischen Heer zurück. Bis

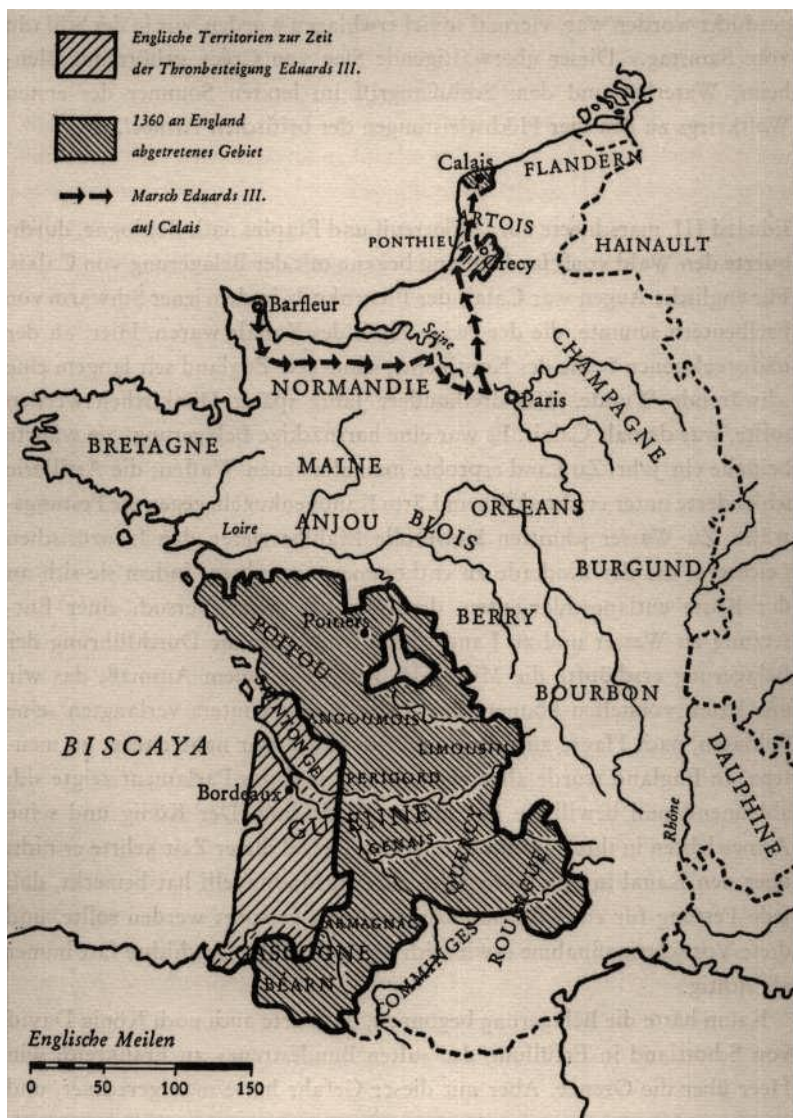
völlige Dunkelheit über dem Schlachtfeld lag, wurde die englische Front ununterbrochen von der Kavallerie angegriffen. Und die ganze Nacht hindurch tasteten sich weitere tapfere Männer, die entschlossen waren, das Schlachtfeld nicht eher zu verlassen, als bis auch sie ihren Streich geführt hatten, in der Finsternis vor. Sie wurden alle niedergemacht; denn «kein Pardon» war das Motto der Engländer, wenn auch keineswegs der Wunsch ihres Königs.

Bei Anbruch der Nacht waren Philipp nur mehr sechzig Ritter verblieben. Ein Pfeil hatte ihn leicht verwundet, ein anderer das Pferd unter ihm getötet. Sir John Hainault setzte ihn wieder auf ein Pferd, ergriff seine Zügel und führte ihn mit Gewalt vom Schlachtfeld, getreu dem wohlbekanntem Grundsatz, den er, laut Froissart, genau durchführte, am Leben zu bleiben, um einen weiteren Tag lang kämpfen zu können. Als der König am nächsten Morgen Amiens erreichte, waren nur noch fünf Barone bei ihm.

«Als die Engländer in jener Samstagnacht kein Heulen oder Schreien mehr hörten, noch Rufe, die bestimmten Herren oder ihren Standarten galten, betrachteten sie das Schlachtfeld als das ihre und ihre Feinde als geschlagen. Sie entzündeten grosse Feuer und Fackeln, um die Dunkelheit der Nacht zu erhellten. König Eduard, der den ganzen Tag den Helm nicht angelegt hatte, kam nun von seinem Posten herunter und näherte sich mit seinem ganzen Bataillon dem Prinzen von Wales, den er in die Arme schloss und küsste, und sprach: «Geliebter Sohn, Gott schenkte dir Beharrlichkeit. Du bist mein Sohn; denn du hast dich heute höchst wacker geschlagen. Du bist würdig, ein Herrscher zu sein.» Der Prinz verneigte sich tief und demütig und erwies dem König, seinem Vater, alle Ehre.»

Am Sonntagmorgen hüllte Nebel das Schlachtfeld ein, und der König sandte eine starke Abteilung von fünfhundert Lanzenreitern und zweitausend Bogenschützen aus, die feststellen sollten, welche Verluste er erlitten hatte. Sie stiessen auf Kolonnen der französischen Nachhut, die immer noch in Unkenntnis der Niederlage auf dem Marsch von Rouen nach Beauvais waren, und fielen über sie her. Nach diesem Zusammenstoss zählte man die Leichen von 1542 Rittern und Herren auf der Walstatt. Später stiess dieselbe Streitmacht auf die Truppen des Erzbischofs von Rouen und des Grosspriors von Frankreich, die sich ebenfalls über die Geschehnisse im Unklaren waren und in einem heftigen Gemetzel ihr Leben lassen mussten. Sie fanden auch eine sehr grosse Anzahl

FRANKREICH IM JAHRE 1360 UND DIE EROBERUNGEN EDUARDS III.



von Schlachtenbummlern und umherirrenden Rittern, und «ihr Schwert schlug alle, die sie trafen». «Man hat mir versichert», sagt Froissart, «dass an jenem Sonntagmorgen von dem Fussvolk, das aus den grossen und kleinen Städten geschickt worden war, viermal soviel erschlagen wurden, wie in der Schlacht vom Samstag.» Dieser überwältigende Sieg von Crécy gehört mit Blenheim, Waterloo und dem Schlussangriff im letzten Sommer des ersten Weltkriegs zu den vier Höchstleistungen der britischen Armee¹.

Eduard III. marschierte über Montreuil und Etaples nach Boulogne, durchquerte den Wald von Hardelet und begann mit der Belagerung von Calais. Für englische Augen war Calais der Bienenkorb, in dem jener Schwarm von Freiheutern summte, die der ewige Fluch des Kanals waren. Hier, an der nächstgelegenen Stelle des Kontinents, schmerzte England seit Langem eine schwächende Wunde. Was dreihundert Jahre später Dünkirchen werden sollte, war damals Calais. Es war eine hartnäckige Belagerung. Sie währte beinahe ein Jahr. Zu Land erprobte man alle neuen Waffen; die Artillerie schleuderte unter erschrecklichem Lärm Kanonenkugeln gegen die Festungswälle. Zu Wasser schnitten kunstvolle Pfahlbarrieren den französischen Leichtern, die der Blockade zu entkommen versuchten, indem sie sich an der Küste entlangschlängelten, den Weg ab. Jeder Versuch einer Entsetzung zu Wasser und zu Land schlug fehl. Aber die Durchführung der Belagerung erschöpfte die Mittel des Königs in einem Ausmass, das wir uns kaum vorstellen können. Bei Anbruch des Winters verlangten seine Soldaten, nach Hause zu gehen, und die Flotte war nahe daran, zu meutern. In England wurde allgemein geklagt, und das Parlament zeigte sich ablehnend und bewilligte nur ungern Nachschub. Der König und seine Armee lebten in ihren Feldhütten, und während dieser Zeit kehrte er nicht über den Kanal in sein Königreich zurück. Machiavelli hat bemerkt, dass jede Festung für ein Jahr mit Lebensmitteln versorgt werden sollte, und diese Vorsichtsmassnahme erwies sich im Verlauf der Geschichte fast immer als richtig.

Kaum hatte die Belagerung begonnen, da führte auch noch König David von Schottland in Erfüllung der «alten Bundes treue» zu Frankreich sein Heer über die Grenze. Aber mit dieser Gefahr hatte man gerechnet, und bei Nevilles Cross

¹ Geschrieben 1939.

westlich der Stadt Durham errangen die Engländer einen harterkämpften Sieg. Der Schottenkönig wurde gefangengenommen und im Tower inhaftiert. Dort blieb er zehn Jahre lang, bis er durch den Vertrag von Berwick gegen ein ungeheures Lösegeld freigelassen wurde. Dieser entscheidende Sieg bannte eine Generation lang die schottische Gefahr; aber mehr als einmal vor und nach Flodden sollte das Bündnis mit Frankreich für die kleine tapfere Nation verhängnisvoll werden.

Calais hielt elf Monate stand. Aber auch das nützte nichts. Der Hunger liess den Belagerten schliesslich keine Wahl. Sie suchten um Verhandlungen nach. Der König war so verbittert, dass er sechs der edelsten Bürger, die ausgemergelt, auf sein Geheiss im Hemd und barfuss, vor ihm erschienen, zu enthaupten befahl. Die Vorhaltungen seiner Ratgeber, dass sein Ruhm vor der Geschichte unter einer solchen grausamen Tat leiden würde, liessen ihn kalt. Aber Königin Philippa, die ihm in den Krieg gefolgt und hochschwanger war, warf sich in einem erhebenden und wahrscheinlich einstudierten lebenden Bild «Die Barmherzigkeit ringt mit der Gerechtigkeit» vor ihm nieder. So wurden die Bürger von Calais, die sich für ihre Mitbürger geopfert hatten, verschont, ja sogar freundlich behandelt. Calais war also die Frucht und bislang die einzige territoriale Frucht der ungeheuerlichen Anstrengungen, die das gesamte England unter Aufbietung all seiner Kräfte im Krieg mit Frankreich gewonnen hatte. Aber Crécy sollte noch weitere Folgen nach sich ziehen.

KAPITEL XIV

DER SCHWARZE TOD

Während Waffengänge und kühne Unternehmungen die Gedanken der Engländer beschäftigten, bewegte sich ein weit schlimmerer Feind verhängnisvoll über die Kontinente auf sie zu. Das Christentum kennt keine Katastrophe, die dem Schwarzen Tod gleichkommt. Man erzählt sich ungewisse Geschichten von furchtbaren Ereignissen in China und von Leichenhaufen, die das Unheil weiterverbreiteten. Die Seuche kam über die Krim nach Europa und raffte im Verlauf von zwanzig Jahren mindestens ein Drittel der Gesamtbevölkerung dahin. Die Entbehrungen, die das Volk durch die endlosen Kriege des Adels und der Dynastien erlitten hatte, machten es zur leichten Beute dieser Krankheit. Die fehlenden Aufzeichnungen in England verraten mehr als die erschreckenden Zahlen, die uns überall begegnen, wo Aufzeichnungen vorhanden sind. Wir lesen von Gerichtsverhandlungen, bei denen alle Beteiligten tot waren, ehe der Fall verhandelt werden konnte; von Klöstern, in denen die Hälfte der Insassen starben; von Diözesen, in denen die überlebenden Geistlichen kaum ihren Schäflein und Brüdern die letzten Tröstungen spenden konnten; von der Goldschmiedezunft, die vier Meister in einem Jahr hatte. Dies sind einzelne Hinweise. Aber weit überzeugender ist die Lücke in den örtlichen Annalen des Landes. Eine ganze Generation versank im Abgrund des Grauens.

Die Pest trat in einer schaudererregenden Form auf. Die Krankheit selbst mit ihren erschreckenden Symptomen – der rasche Befall, die Beulen, die Verhärtung der Drüsen in der Achselhöhle oder in der Leistengegend, jene Schwellungen, die kein heisser Breiumschlag zu lindern vermochte, jene Geschwülste, die auch dann nicht zurückgingen, wenn sie aufgeschnitten wurden; die Unmasse virulenter Karbunkel, die den gefürchteten Vorboten des Todes folgten, das Delirium und der Wahnsinn, die seinen Höhepunkt begleiteten –, die Lücken, die

überall in der menschlichen Gesellschaft klafften, erschütterten und zerstörten auch für einige Zeit das Leben und den Glauben der Welt. Dieser Fluch, der noch zu all den anderen Prüfungen des Mittelalters hinzukam, war mehr, als der menschliche Geist ertragen konnte. Die Kirche, materiell geschlagen wie alle übrigen, war auch in ihrer geistigen Macht schwer getroffen. Wenn wirklich ein Gott der Gnade die Welt regierte, was für eine Regierung war dann dies? Solche zweifelnden Fragen bestürmten die Überlebenden. Seltsame Sekten kamen auf. Die pestverseuchten Städte sahen gruselige Prozessionen von Flagellanten, bei denen jeder seinen Vordermann zu einem trübseligen Klagegesang auspeitschte. Aus den unvollständigen Annalen grinsen uns dämonische Bräuche entgegen. Man glaubte die Todesrassel der Menschheit zu hören.

Aber endlich war die Kraft der Pest gebrochen. Die Geschwülste konnten behandelt werden. Genesungsfälle wurden häufiger. Der menschliche Organismus entwickelte neue Widerstandskräfte. Der Lebenswille triumphierte. Die Geißel ging vorüber. Die zusammengeschrumpfte Bevölkerung Europas – Erben einer zahlenmässig überlegenen Generation – fand Trost in der Gemeinsamkeit des Leides und wandte sich mit unerschütterlicher Hoffnung dem Alltag und der Zukunft zu.

Philosophen könnten der Meinung sein, dass es nicht der vernichtenden Wirkung der Pest bedurft hätte, um den notwendigen Gesinnungswandel der Menschen herbeizuführen. Ein wissenschaftlicheres Mittel war zur Hand. Das Pulver, von dem wir aus zuverlässigen Quellen wissen, dass es bei Eduards dürftigen Bombardements bei Crécy und vor Calais verwendet worden war, sollte sich bald als ein entscheidender Faktor in der Kriegführung und in allen auf dem Krieg beruhenden menschlichen Angelegenheiten erweisen. Wäre die Kanone nicht erfunden worden, so hätte die Macht des englischen Langbogens zu einer noch weitergehenden Beherrschung des Kontinents führen können. Es besteht kein Grund, zu zweifeln, dass der Bogenschütze sehr wohl eine Kaste hätte bilden und eine Stellung hätte einnehmen können, die der des bewaffneten Ritters ähnlich, aber auf weit breiterer Basis errichtet gewesen wäre.

Das frühe 13. Jahrhundert sollte das Ende der Herrschaft der Geharnischten erleben. Panzerungen für Brust und Rücken wurden noch lange als Schutz getragen, aber nicht mehr als Instrument und Symbol der Macht. Das Aussterben der Bogenschützen hatte seinen Grund nicht darin, dass sie des Rittertums

nicht Herr wurden; ein bequemes Mittel, das rasch zum Gemeingut aller Völker wurde, war zur Hand. Unter ohrenbetäubendem Lärm und dicken Rauchwolken, die dem Freund häufig einen grösseren Schrecken einjagten als dem Feind, aber dennoch alles Interesse auf sich zogen, stürzte ein System zusammen, welches das Christentum fünfhundert Jahre lang beherrscht und auch gelenkt hatte, das zu seiner Zeit das Instrument eines ungeheuren Fortschritts in der menschlichen Ordnung gewesen war, und dessen Überreste man nun sorgfältig beiseite schaffte, um etwas Neuem Platz zu machen.

Das Unheil, das über die Menschheit gekommen war, reduzierte sie zahlenmässig und verfinsterte ihr Dasein, ohne jedoch ihren Streitigkeiten viel Abbruch zu tun. Der Krieg zwischen England und Frankreich ging mit Unterbrechungen weiter, und der Schwarze Prinz, der berühmteste Krieger Europas, wurde zum Freibeuter. Für Eduards Invasion in Frankreich im Jahr 1338 hatte man schwerwiegende Staatsgründe angeführt, aber die Überfälle, die der Schwarze Prinz auf Aquitanien unternahm, lassen derartige Ausreden nicht zu. Dennoch führten sie zu einem glanzvollen militärischen Zwischenspiel.

1355 erhielt König Eduard vom Parlament wesentliche Bewilligungen für die Wiederaufnahme des heissen Kriegs. Man hatte ehrgeizige Pläne. Der Schwarze Prinz sollte aus den englischen Territorien Gascogne und Aquitanien nordwärts gegen die Loire vorstossen. Sein jüngerer Bruder John of Gaunt, der Herzog von Lancaster, schlug von der Bretagne aus zu. Die beiden Streitkräfte sollten sich zu einer entscheidenden Schlacht vereinigen. Aber all dies schlug fehl, und der Schwarze Prinz sah sich gezwungen, mit einer auf etwa 4'000 Mann zusammengeschrumpften Streitmacht, die jedoch zur Hälfte aus den gefürchteten Bogenschützen bestand, dem Vormarsch einer 20'000 Mann starken königlichen französischen Armee durch eiligen Rückzug auszuweichen. Er geriet in eine derartige Bedrängnis, dass er vorschlug, man solle ihm und dem Heer so weit entgegenkommen, dass sie sich nach England absetzen könnten. Dieses Ansuchen wurde von den Franzosen zurückgewiesen, die den verhassten Todfeind wieder einmal in ihrer Gewalt zu haben glaubten. Bei Poitiers wurde er gestellt. Noch am Morgen seines Sieges befand sich seine Vorhut be-

reits auf dem Rückzug nach Süden. Aber König Johann von Frankreich war entschlossen, Crécy zu rächen und den Krieg mit einem Streich zu beenden. Gegen alle Vernunft und allen widrigen Umständen zum Trotz stellte man die zermürbte Bande englischer Marodeure, die landauf, landab geplündert und gebrandschatzt hatten, in einer Schlachtordnung auf, die mit beachtlicher vorausschauender Klugheit gewählt worden war. Die Flanken waren durch Wälder abgeschirmt, die Bogenschützen standen an einer Hecke und beherrschten den einzig möglichen Durchgang.

Seit Crécy waren zehn Jahre vergangen, und das französische Rittertum wie die oberste Heerführung hatten immer wieder über die Ungerechtigkeit jenes Geschehens nachgegrübelt. Man hatte sich damit abfinden müssen, dass Pferde einem Pfeilregen nicht standhalten konnten. König Eduard hatte mit einer vollständig unberittenen Armee den Sieg errungen. Die Verwirrung, welche die englischen Bogenschützen unter einem angreifenden Reiterverband anrichten konnten, dessen Pferde zusammenbrachen oder vor Schmerz wahnsinnig wurden, war, das begriffen sie, das Ende der überkommenen Kriegführung. König Johann war überzeugt, dass alle zu Fuss angreifen mussten, und verliess sich dabei auf seine zahlenmässige Überlegenheit. Aber es ist das grosse Verdienst des Schwarzen Prinzen, dass er sich nicht auf die Lehre der Vergangenheit stützte, noch den Triumph einer früheren Schlacht wiederholen wollte. Er begriff, dass er den Massen geharnischten Fussvolks, die nun in solch überwältigender Anzahl gegen ihn vorgingen, nicht so leicht Einhalt gebieten konnte wie den Pferden. Die Bogenkunst allein konnte ihn nicht retten, ganz gleich, wie günstig das Ziel sich ihm auch darbot. Er musste Manöver und Gegenangriff wagen. Deshalb tat er genau das Gegenteil dessen, was militärische Konvention auf Grund der damaligen Erfahrungen gutgeheissen hätte.

Der französische Adel liess seine Pferde bei der Nachhut. Die Ritter des Schwarzen Prinzen waren alle hoch zu Ross. Die Bogenschützen richteten auf der ganzen Front furchtbare Verheerungen an. Die französischen Ritter, durch ihre Rüstungen behindert, stapften mühsam durch Weingärten und Unterholz vor. Viele fielen unter den Pfeilen, aber die Pfeile allein hätten die kritische Lage nicht gemeistert. Es waren die englischen Speere und Äxte, die auf die alte Weise den durch Erschöpfung und Bodenschwierigkeiten aufgelösten Reihen zum Verhängnis wurden. Gleichzeitig schlug in grossartiger Zusammenarbeit eine starke Abteilung berittener Ritter, die den linken französischen Flügel

umgingen, auf die zermürbten und bereits in Auflösung geratenen Angreifer ein. Der Erfolg war ein ebenso grosses Blutbad und ein ebenso grosser Sieg wie bei Crécy, aber mit noch grösserem Gewinn. Die gesamte französische Armee wurde vernichtet; König Johann und die Blüte seines Adels gerieten in Gefangenschaft oder wurden getötet. Die Sieger konnten die Schlachtbeute nicht einheimsen; sie vermochten schon kaum den Raub aus vier Provinzen mit sich zu schleppen. Der Schwarze Prinz, dessen Ruhm durch viele grausame Kriegstaten befleckt ist, zeigte sich als Paladin seines Zeitalters, als er trotz der Erschöpfung und den Belastungen durch diese verzweifelte Schlacht dem gefangenen Monarchen alle ihm gebührenden Ehren erwies, ihn im Zeltlager auf seinen eigenen Stuhl setzte und ihm persönlich das Beste aufsuchte, das er herbeischaffen konnte. So bewies er durch sein Genie, seine Kühnheit und seine Ritterlichkeit eine Haltung, der die Geschichte ihre Achtung nicht versagt hat.

König Johann wurde nach London gebracht. Wie vor ihm König David von Schottland kam auch er in den Tower; und auf Grund dieser persönlichen Trophäe wurde im Mai 1360 der Friede von Brétigny unterzeichnet. Dadurch erwarb England zusätzlich zu seinem alten Besitz, der Gascogne, Heinrichs II. sämtliche Besitzungen in Aquitanien mit allen Hoheitsrechten, Ponthieu, das Erbe Eduards I., und die berühmte Hafenstadt Calais; letztere konnte beinahe zweihundert Jahre lang gehalten werden. Das Lösegeld für König Johann wurde auf drei Millionen Goldkronen festgesetzt, den Gegenwert von 500'000 Pfund Sterling. Dies war das achtfache jährliche Einkommen der englischen Krone in Friedenszeiten.

Bei Crécy war Frankreich zu Pferde geschlagen worden, bei Poitiers wurde es zu Fuss geschlagen. Diese beiden furchtbaren Erlebnisse mit den Engländern frassen sich tief in die Herzen der Franzosen. Den französischen Hof und die Armee überwältigte ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Wie sollte man dieses Volk denn schlagen oder ihm Widerstand leisten? Eine ähnliche Verzweiflung war über Europa ein Jahrhundert früher nach den bedrohlichen Schlachten des Mongolensturms gekommen. Aber, wie man so weise bemerkt hat, die Bäume wachsen nicht in den Himmel. Lange Zeit vermieden die Franzosen jede Schlacht; sie wurden – was den Kampf gegen das England Eduards III. anbetraf – so vorsichtig wie in den Tagen Marlboroughs, als sie es vermieden, gegen das

England der Königin Anna zu kämpfen. Aber in Bertrand du Guesclin erstand Frankreich ein grosser Held, der, wie Fabius Cunctator gegen Hannibal, sich die Zeit zum Verbündeten machte, indem er Schlachten aus dem Wege ging und sich auf Belagerungen und Überraschungsangriffe verlegte. Englands Triumph und Erschöpfung waren gleichermassen vollständig. Es hatte sich erwiesen, dass die französische Armee die englische nicht schlagen, gleichzeitig aber auch, dass England Frankreich nicht erobern konnte. Eduards III. grösste Anstrengung war, obwohl vom Lorbeer des Kriegsruhms gekrönt, ein Fehlschlag gewesen.

Die Jahre des Krieges mit Frankreich sind in der Geschichte des Parlaments von Bedeutung. Der Geldmangel veranlasste die Krone und ihre Beamten, es häufig einzuberufen. Dies führte zu rapiden und wichtigen Entwicklungen. Eine der Hauptfunktionen der Vertreter der Grafschaften und Stadtbezirke bestand darin, sich für die Behebung von örtlichen und nationalen Missständen einzusetzen und die Aufmerksamkeit des Königs und seines Rates auf dringliche Angelegenheiten zu lenken. Die Belastungen durch den Krieg zwangen die Regierung, jenen Petitionen der englischen Volksvertreter Beachtung zu schenken; und während der Regierungszeit Eduards III. machte die Entwicklung der kollektiven Petitionen, die unter Eduard II. ihren Anfang genommen hatte, weitere Fortschritte. Die Tatsache, dass die «Commons» nun geschlossen und in förmlicher Weise Petitionen einbrachten und, wie sie es im Jahr 1327 taten, darum ersuchten, dass diese Petitionen in parlamentarische Gesetze umgewandelt wurden, unterscheidet das Unterhaus vom übrigen Parlament. Unter Eduard I. waren die Commons kein wesentlicher Bestandteil eines Parlaments. Aber unter Eduard III. nahmen sie eine deutlich abgegrenzte, wichtige und dauerhafte Stellung ein. Sie hatten ihren eigenen Schreiber, der ihre Petitionen und ihre Erwidern auf die Antworten der Krone aufsetzte. Jetzt wird die Trennung der Häuser deutlich. Die Lords betrachteten sich nicht mehr ausschliesslich als die naturgemässen Ratgeber der Krone, sondern erfreuten sich auch des Rechts, innerhalb des Parlaments eigene Sitzungen abzuhalten. 1343 trafen sich die Prälaten und die Grossen in der Weissen Kammer zu Westminster, und die Ritter und Bürger versammelten sich in der Gemalten Kammer, um die Tages-

ordnung zu erledigen. In dieser Versammlung tauchte zum erstenmal die Figur des Speakers auf. Er war bei diesem Anlass kein Mitglied des Hauses, und noch längere Zeit machten die Commons im Allgemeinen eine vorherbestimmte Abordnung zu ihrem Sprecher. Als die Regierungszeit zu Ende ging, war der Sprecher eine anerkannte Einrichtung; und die Krone war darauf bedacht, für dieses wichtige und hervorragende Amt eigene Kandidaten zur Verfügung zu haben. Die Konzessionen, die Eduard III. den Commons gegenüber machte, bezeichnen einen entscheidenden Abschnitt. Er erklärte sich damit einverstanden, dass alle Geldmittel nur durch das Parlament bewilligt werden sollten. Er erkannte die formellen Entwürfe der kollektiven Petitionen der Commons als Grundlage für künftige Gesetze an. Und bei seinem Tod war es eine unbestrittene Tatsache, dass die Commons eine führende Rolle bei der Bewilligung von Steuern und beim Einbringen von Anträgen hatten. Natürlich standen die Commons in der Furcht vor der Krone. Sie hatten hinter sich nicht die jahrhundertealte Tradition einer Herrscherkaste. In ihren Köpfen spukte noch immer das königliche Prärogativ aus den Zeiten Eduards I., und von dem Gedanken, sie oder das Parlament in seiner Gesamtheit könnten irgendein Anrecht auf Kontrolle oder Einspruch in Verwaltungs- oder Regierungsangelegenheiten haben, war keine Rede. Sie wurden einberufen, um politische Regelungen, die häufig durch Gewaltakte zustande kamen, zu bestätigen, Gelder zu bewilligen und Beschwerden vorzutragen. Aber die dauernde Anerkennung des Parlaments als eines wesentlichen Teils der Regierungsmaschinerie und die der Commons als ihrer lebenswichtigen Grundlage ist die bleibende Leistung des 14. Jahrhunderts.

Es herrschte eine starke Strömung gegen die päpstlichen Gesandten. Die Interventionen Roms in den Tagen Johanns, die Unterwürfigkeit Heinrichs III. gegenüber der Kirche, die Ausschreitungen der päpstlichen Steuereinzahler und der gewichtige Einfluss der Geistlichkeit am Hof und im Rat trugen dazu bei, dass die englische Kirche in immer stärkerem Mass kritisiert und unbeliebt wurde. Unter der Regierung Eduards III. erreichte diese Stimmung ihren Höhepunkt. Der Krieg mit Frankreich hatte das Nationalgefühl geweckt und aufgebracht, das den Einfluss einer auswärtigen Institution missbilligte, deren grosse Zeit bereits zu Ende ging. Überdies hatte jene wankende Macht zwangsläufig ihren geheiligten, traditionellen Sitz in Rom aufgeben müssen und war

nun unter französischem Einfluss auf feindlichem Boden in Avignon untergebracht. 1350 verabschiedete das Parlament Statuten, die verboten, dass Angelegenheiten, für die die königlichen Gerichte zuständig waren, der päpstlichen Kurie vorgetragen wurden, und die deren Macht beschränkten, Amtseinzetzungen innerhalb der englischen Kirche vorzunehmen. Diese Statuten setzten sich allerdings nur unter Schwierigkeiten durch, da man diplomatische Rücksichten zu nehmen hatte. Aber das durch den Krieg ausgeblutete Land hatte nur noch wenig Geld für Rom übrig, und die päpstlichen Steuereinnehmer kämten es während des grösseren Teils dieser Regierungsepoche ziemlich erfolglos durch.

Als 1369 in Aquitanien wieder ernsthafte Kämpfe aufflackerten, war England erschöpft und ernüchert. Der Klerus beanspruchte, wenn auch nicht immer erfolgreich, Steuerbefreiung und konnte häufig mit seinem Reichtum aus der Armut und aus den wirtschaftlichen Missständen Kapital schlagen. Die Kirchenmänner verdrängten den Adel aus den öffentlichen Ämtern, und im Parlament wuchs die antiklerikale Stimmung. Der König war alt und kränklich, und ein Wiederaufleben der adeligen Macht schien fällig. John of Gaunt machte sich daran, die Waagschale durch einen sorgfältig geplanten Feldzug gegen die Kirche zugunsten der Lords hochschnellen zu lassen. Dabei wurde ihm eine unerwartete Waffe in die Hand gespielt. An der Universität Oxford, dem nationalen Zentrum theologischer Studien und Gelehrsamkeit, wurden Stimmen laut, die päpstliche Ansprüche und päpstliche Macht kritisierten. Die Argumente für eine Reform, die ein hervorragender Gelehrter aus Oxford namens Wyclif vorbrachte, zogen die Aufmerksamkeit auf sich. Wyclif war über die Korruption der Kirche empört und sah in ihrer stolzen Hierarchie und in den eigenmächtigen Ansprüchen eine Verzerrung des wahren Christentums. Er erklärte, nie sei es Sterblichen anheimgegeben worden, über die Seelen der Menschen zu herrschen. Der König als Stellvertreter Gottes in weltlichen Dingen sei durch sein Amt ebenso verpflichtet, die Verschwendungssucht des Klerus zu unterbinden, wie der Klerus verpflichtet sei, das geistliche Leben des Königs zu lenken. Obwohl Papst wie König, jeder in seiner Sphäre, an erster Stelle stünden, sei doch jeder Christ im letzten nicht ihnen, sondern Gott «untertan». Die letzte Entscheidung liege im Himmel und nicht in Rom.

Wyclifs Doktrin konnte nicht die Spekulation eines harmlosen Gelehrten

bleiben. Ihre Anwendung auf die herrschenden Umstände in Kirche und Staat riss tiefe Klüfte auf. Sie forderte die Einschränkung der weltlichen Macht der Kirche zugunsten einer Reinigung ihrer geistlichen Macht. John of Gaunt interessierte sich für ersteres, Wyclif für letzteres. Die Kirche wehrte sich gegen beide. Im Anfang hofften Gaunt wie Wyclif, einer könne den anderen für seine Zwecke benützen. 1377 schlossen sie ein Bündnis. Gaunt beschäftigte sich damit, das neue Parlament zusammenzustellen, und Wyclif lieh seine moralische Unterstützung, indem er «von Kirche zu Kirche eilte und gegen Missstände predigte». Aber es wurden auch Gegenkräfte mobilisiert. Wyclifs Hoffnungen auf eine Kirchenreform waren bald in Klassen- und Parteinururteile verwickelt, und Gaunt zog sich durch sein Bündnis mit dem revolutionären Theologen den Hass des Episkopats zu, das seine althergebrachten Interessen gefährdet wähnte. So litten beide durch ihr Bündnis. Die Bischöfe, die in Wyclif Gaunts gefährlichste Stütze sahen, verhafteten ihn unter der Anklage der Ketzerie in der St.-Pauls-Kathedrale. Gaunt, der ihm zu Hilfe eilte, stiess auf die Feindseligkeit des Londoner Pöbels. Die unglückliche Partnerschaft zerschlug sich, und Wyclif hatte seine Rolle in der hohen Politik ausgespielt.

Zur gleichen Zeit aber begann sich sein bleibender Einfluss geltend zu machen. Er beschloss, an das Volk zu appellieren. Die Missstände innerhalb der Kirche und seine eigenen Reformlehren hatten viele junge Studenten sich um ihn scharen lassen. Er formierte aus seinen Anhängern Verbände armer Wanderprediger, die wie Wesleys Anhänger in einem späteren Jahrhundert die Lehren der Armut und Heiligkeit unter dem Klerus des ganzen Landes verbreiteten. Er schrieb englische Traktate, die von Hand zu Hand gingen und von denen das berühmteste *The Wicket* war. Schliesslich machte er sich gemeinsam mit seinen Studenten an die ungeheuerliche Aufgabe einer englischen Bibelübersetzung.

«Christliche Männer und Frauen, alte und junge, sollten gründlich das Neue Testament studieren; denn es hat volle Gültigkeit und ist dem Verständnis einfacher Menschen zugänglich bis zu dem Punkt, der zur Erlösung am notwendigsten ist... Jede Stelle der Heiligen Schrift lehret offen oder verschleiert Demut und Barmherzigkeit; und deshalb besitzt jener, der Demut und Barmherzigkeit übt, das wahre Verständnis und die Vollkommenheit aller heiligen Gebote ... Darum fürchte sich kein einfacher Mann, der bei Verstand ist, allzusehr,

den Text der Heiligen Schrift zu studieren ... und kein Schreiber sei stolz darauf, die Heilige Schrift nur verstanden zu haben; denn das Verstehen der Heiligen Schrift ohne Barmherzigkeit, die Gottes Gebot gehorcht, bringt dem Menschen ewige Verdammnis ... und der Stolz und die Lüsternheit des Klerus sind der Grund seiner Blindheit und Ketzerei und berauben ihn des wahren Verständnisses für die Heilige Schrift.»

Nun belebte der Geist der frühen Christenheit die englischen Lande nach schwülen Tagen mit einer scharfen, frischen Brise. Aber dieser neue Gesichtspunkt, der sich Reichen wie Armen gleichermassen eröffnete, beunruhigte die untergehende Gesellschaft, auf die er gemünzt war, zutiefst. Kirche und Staat erkannten sehr bald die Gefahren, die ihnen drohten.

Die lange Regierungszeit neigte sich ihrem Ende zu. Der Glanz von Crécy und Poitiers war verblasst. Der kriegerische König, den die Leidenschaft für Macht und Ruhm beherrscht hatte, der willens gewesen war, viele Vorrechte, um die seine Ahnen gekämpft hatten, gegen Geld für auswärtige Abenteuer zu verschachern, hatte nun, im Alter, der Zeit und dem Schicksal seinen Tribut zu zollen. Die Vorwürfe, die man ihm machte, waren hart. Er sah die grossen Eroberungen, die sein und seines Sohnes Schwert in Frankreich gemacht hatten, wie Märzsnee vor der Sonne schmelzen. Nur wenige Küstenstädte zeugten noch vom Glanz der Siege, die in der Erinnerung des Inselvolks noch lange fortleben sollten. Königin Philippa, seine geliebte Gemahlin, war 1369 der Pest zum Opfer gefallen. Noch vor ihrem Tod war der alternde König dem trostreichen Zauber Alice Perrers' verfallen, einer Dame von ungewisser Herkunft, aber mit bemerkenswertem Geist und Charakter, die weder durch Skrupel noch durch Vorsicht gehemmt war. Das Schauspiel des berühmten Königs, der in seinem siebten Jahrzehnt in unerlaubter Liebe entflammte, beleidigte das ungezügelte, aber empfindliche Gefühl des Zeitalters. Hier spielte sich etwas weniger Romantisches ab als die höfische Minne, die 1348 durch die Gründung des Hosenbandordens manifestiert wurde. Weder Adel noch Volk waren gewillt, das verbindliche Motto des Ordens, *Honi soit qui mal y pense*, des Königs Altersmätresse zukommen zu lassen. Alice bereicherte sich nicht nur durch Gunstbezeugungen und schmückte sich nicht nur zumindest mit einem Teil der Juwelen der Köni-

gin Philippa, sondern mischte sich auch mit lebhaftem Interesse in die hohe Politik ein. Sie nahm sogar bei Verhandlungen von Fällern, in die sie selbst verwickelt war, neben den Richtern auf der Richterbank Platz. Daher bildeten Adel wie Commons eine gemeinsame Front gegen sie.

Der durch Krieg, Geschäfte und Vergnügungen längst erschöpfte König verfiel in Senilität. Seine Zeit war abgelaufen. Er feierte sein Regierungsjubiläum. Das letzte Jahrzehnt war seinem Ansehen höchst abträglich. Abgesehen von Alice setzte er alle Hoffnung, die ihm noch verblieben war, auf den Schwarzen Prinzen. Aber dieser grosse, in ganz Europa berühmte Krieger wurde ebenfalls ein Opfer des Krieges; seine Gesundheit schwand immer rascher dahin. 1376 starb der Schwarze Prinz und hinterliess einen noch nicht zehn Jahre alten Sohn als Thronerben. König Eduards III. lang bemessene Lebenszeit näherte sich ihrem Ende. Als gebrochener Greis zog er sich nach Sheen Lodge zurück, wo ihn Alice nach der Mode der Zeit ermutigte, sich den Turnieren, der Jagd und Plänen für das, was er nach seiner Genesung unternehmen wollte, zu widmen. Aber feindselige Chronisten behaupten, sie habe, als die Erstarrung, die dem Tod vorangeht, den König befahl, diesem die Ringe vom Finger gezogen, sich der übrigen beweglichen Habe des Hauses bemächtigt und sich für einige Zeit völlig ins Privatleben zurückgezogen. Wir kennen ihre Geschichte nicht; aber ihr Wiederauftauchen in recht stürmischen Augenblicken während der neuen Regierung scheint zu beweisen, dass sie eine solche zu erzählen hatte. Leider bestätigen alle Berichte, dass König Eduard von allen verlassen starb und dass nur die Barmherzigkeit eines örtlichen Priesters ihm die Tröstungen der Kirche auf seine letzte Reise mitgab.

Man erkannte den Sohn des Schwarzen Prinzen, ohne dass die Frage einer Wahl aufgeworfen wurde, durch allgemeine Zustimmung am Todestag seines Grossvaters als König an, und die Krone Englands ging auf einen Minderjährigen über.

DRITTES BUCH

DAS ENDE DES FEUDALEN ZEITALTERS

KAPITEL I

KÖNIG RICHARD II. UND DIE SOZIALE ERHEBUNG

John of Gaunt, Herzog von Lancaster, der jüngere Bruder des Schwarzen Prinzen und Onkel des Königs, führte den Vorsitz im Regentschaftsrat und regierte das Land. Die Nachwehen des Schwarzen Todes beherrschten die Szene. Die englische Gesellschaft erwachte zu neuem Leben. Der Schmerz einer fast tödlichen Verwundung zitterte noch nach, aber gleichzeitig entdeckte man, dass es mehr Raum für alle gab. Viele verwaiste Stellen waren wieder besetzt worden, und zahlreiche Menschen aller Schichten sahen ungeahnte Möglichkeiten des Aufstiegs und des Sichausbreitenkönnens. Eine Gemeinschaft war in äusserster Unordnung geraten; war auch die Gesamtheit geschwächt worden, so hatte doch der Einzelne oft seine Stellung verbessert. Das englische Volk war von der Unbesiegbarkeit seiner Soldaten und von der Vorrangstellung seiner Waffen fest überzeugt. Das Hochgefühl von Crécy und Poitiers überwog den Verlust alles materiellen Gewinns in Frankreich. Die Gewissheit, den Franzosen und den Schotten auf dem Schlachtfeld jederzeit gewachsen zu sein, war so gross, dass man nicht mehr nach dem Sinn des Krieges fragte. Nur wenige waren sich über den Unterschied zwischen Schlachtensiegen und endgültigen Eroberungen im Klaren. Das junge Parlament war für den Krieg begeistert, hinsichtlich seiner Vorbereitung unbedacht und nicht gewillt, dafür zu bezahlen. Solange der Krieg dauerte, erwartete man von der Krone, dass sie glänzende Erfolge erzielte; und gleichzeitig kritisierte man sie wegen der Steuerbelastung und der Misshelligkeiten für das Reich. Unerbittlich kam ein Friede immer näher, der in keiner Weise im Einklang stand mit der Sensation des überwältigenden Siegesgefühls, in dem sich die Engländer sonnten. Dieser düstere Aspekt war eine schwere Belastung des Erbes, das Richard II. antrat.

In der wirtschaftlichen und sozialen Sphäre entstand eine grosse Unruhe. Der Schwarze Tod hatte eine Welt getroffen, die bereits im Aufruhr war.

Seit dem Augenblick, da die Krone angefangen hatte, sich der Söldner statt des Feudalheers zu bedienen, schwand die Bindung an den Grundbesitz. Weshalb sollte der Adelige oder der Ritter nicht dem Beispiel seines obersten Lehnsherrn folgen? Verträge, durch die ein kleiner Landeigentümer sich einem mächtigeren Nachbarn «ausser gegen den König» für den Kriegsdienst verpflichtete, waren an der Tagesordnung. Nicht immer sollte die Einschränkung beachtet werden. Das alte Band gemeinsamer Loyalität zerriss, und es entstanden Privatarmeen, die gedungenen Verteidiger des Besitzes, die sicheren Vorboten der Anarchie.

Im mittelalterlichen England war der Wohlstand der Grundherren oft auf einem leibeigenen Bauerntum begründet, dessen Status und Pflichten sich im Lauf der Zeit herausgebildet hatten und durch die Gutsgerichte überwacht wurden. Jeder Herrnsitz war der Mittelpunkt einer eng zusammengehörigen und sich selbst erhaltenden Gemeinde. Obwohl im 13. und im frühen 14. Jahrhundert mehr Arbeiter ihre Arbeitsplätze wechselten und mehr Waren ausgetauscht wurden, als man früher angenommen hat, ging die Entwicklung relativ langsam und der Verfall der Dorfgemeinschaft nur allmählich vonstatten. Jetzt war die Zeit gekommen, wo die gehobenen und die niederen Schichten ihre Struktur nicht mehr länger beibehalten konnten. Die Erschütterung durch die Pest hatte diesen tiefen und einschneidenden Prozess sehr beschleunigt. Nachdem fast ein Drittel der Bevölkerung plötzlich ausgerottet war, verwilderte ein grosser Teil des Ackerlandes. Die Überlebenden pflügten nur noch den fruchtbarsten Boden um und weideten ihre Herden nur noch auf den fettesten Wiesen. Viele Landeigentümer liessen den Pflug stehen und trieben ihr Vieh, oft widerrechtlich, auf die besten Weidegründe. Zu jener Zeit, da das Reichwerden leicht schien und sowohl Preise wie Gewinne anstiegen, reduzierten sich die zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte beinahe um die Hälfte. Kleine Güter standen verlassen, und viele Herrnsitze wurden der Bauernschaft beraubt, die ihnen seit undenklichen Zeiten gedient hatte. Die Pflüger und Landarbeiter sahen sich plötzlich hoch im Kurs; von allen Seiten riss man sich um sie. Sie versuchten, sich zu verbessern oder zumindest ihren Verdienst den steigenden Preisen anzupassen. Der Dichter Langland malt uns in *Piers Plowman* ein gefühlloses, aber interessantes Bild:

Landarbeiter ohne Land leben nur von ihrer Hand,
Wollen nicht mehr täglich alte Wurzeln essen;
Nicht mehr Bier um einen Penny oder eine Scheibe Speck,
Sondern frisches Fleisch und Fisch, gut gebraten und gesotten,
Und recht heiss, recht heiss, dass es den kalten Magen wärme.
Und wenn ihr sie nicht hoch bezahlt, so werden sie zanken.

Aber ihre Herren sahen die Sache anders. Sie wiesen die Forderungen nach erhöhten Löhnen schroff zurück; sie beriefen sich auf die alten Rechte der Zwangsarbeit oder Dienstverpflichtung. Man untersuchte die Stammbäume der Dörfler mit einer Genauigkeit, die man bisher nur bei Personen von Stand angewandt hatte. Diejenigen Dörfler, die zu Leibeigenen erklärt waren, konnten zumindest keine neuen Ansprüche stellen. Diese Geltendmachung längst vergessener Rechte, mochten sie nun begründet sein oder nicht, wurde vom Landvolk aufs Entschiedenste abgelehnt. Es bildeten sich Landarbeiter-Unionen, die seine Interessen wahrten. Es gab Fälle, wo die Leibeigenen von den Besitzungen flohen wie die Sklaven in den amerikanischen Südstaaten um 1850. Einige Grundbesitzer versprachen in ihrer Bedrängnis die geforderten günstigeren Arbeitsbedingungen, ja sie gewährten sogar Pachten an Kleinbauern, um sich diese geneigt zu machen. Auf manchen Besitzungen wurde sämtlichen Leibeigenen die Freiheit gegeben, und so entstand eine Klasse von freien Pächtern. Aber dies war selten. Der grösste Grundbesitzer war die Kirche. Im grossen Ganzen hielt sich die geistliche Macht erfolgreich gegen den Angriff jenes Teils ihrer Schäflein. Wurde ein Grundbesitzer dazu getrieben, unbewirtschafteten Landbesitz zu verpachten, wie zum Beispiel der Abt von Battle auf dem Gut Hutton, so tat er dies auf die kürzeste Frist und reduzierte bei der ersten möglichen Gelegenheit den Pachtvertrag auf ein Jahr. Ein ähnlicher Versuch, veraltete Feudalrechte wiederzubeleben, beschwor im Frankreich des 18. Jahrhunderts die Revolution herauf.

Die Umwälzungen, die sich in ganz England vollzogen, berührten den Alltag des Volkes in einem Masse, das unsere Sozialgeschichte nur noch aus der industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts kennt. Hier handelte es sich um einen Fall, in dem ein Parlament, das sich nur aus Angehörigen der besitzenden Klasse zusammensetzte, eine entscheidende Meinung hätte haben können. Wie in Frankreich, so hatte auch in England die Krone mehr als einmal in der Ver-

gangenheit in die örtlichen Lohnbestimmungen hineingeredet, aber das Arbeitergesetz von 1351 war der erste wichtige Versuch, Löhne und Preise für das gesamte Land festzusetzen. Unter den erschwerten Umständen, die auf die Pest folgten, versuchte das Parlament, diese Gesetze bis zur äusserst möglichen Grenze zu verschärfen. «Arbeitsrichter», die aus dem ländlichen Mittelstand hervorgingen und feste Gehälter bezogen, wurden zur Aburteilung von Gesetzesübertretern bestimmt. Zwischen 1351 und 1377 wurden 9'000 Fälle von Kontraktbrüchen vor dem Court of Common Pleas verhandelt. In vielen Fällen wurden die Kommissare, die geschäftig und voreingenommen waren, von den Einwohnern angegriffen. Überall kam es zu schweren Unruhen.

Dennoch genossen die Überlebenden der Pest zweifellos Wohlstand. Froisart meint: «Der Bauernaufstand hatte seine Ursache und seinen Ausbruch in dem grossen Wohlstand und Überfluss, in dem das gemeine Volk in England lebte.» Dem Volk mangelte es nicht an Möglichkeiten, gegen Ungerechtigkeit zu protestieren, noch an Gelegenheit, seine Unzufriedenheit kundzutun. Unter dem niederen Klerus hatte der Schwarze Tod die kleinen Benefiziaten schwer getroffen; in Ostanglia allein waren 800 Priester gestorben. Die Überlebenden mussten feststellen, dass ihre Stipendien in einer Welt der steigenden Preise unverändert blieben und dass dem hohen Klerus das Problem des geistlichen Proletariats vollständig gleichgültig war. Dieser Missstand schrie nach Vergeltung. Die bischöflichen Landsitze waren häufig Zielscheiben für die Wut der Aufständischen. An Markttagen schürten und warben Agitatoren, insbesondere Mönche, unter der Menge. Langland machte sich zum Sprecher für die Empörung der festgefühten Ordnung über diese christlichen Kommunisten:

Sie predigen den Menschen Plato und beweisen diesen durch Seneca,
Dass alle Dinge unter dem Himmel allen zu eigen sein sollen:
Und doch belügen sie, so wahr ich lebe, die Unwissenden,
denen sie dies sagen.

Viele leidenschaftliche Agitatoren, unter denen John Ball der bekannteste ist, ergingen sich in einem Schwall von subversiven Lehren. Das Land wimmelte

von verarmten, demoralisierten Soldaten; und alle kannten den Langbogen und seine Macht, Adlige zu töten, ganz gleich, wie hochstehend und wie gut bewaffnet sie waren. Überall wurden revolutionäre Ideen verbreitet. Eine volkstümliche Ballade drückte die Einstellung der Massen aus:

Als Adam grub und Eva spann,
Wo war da wohl der Edelmann?

Diese Frage war dem 14. Jahrhundert neu und jedem Zeitalter peinlich. Das starre, durch die Zeit gehärtete Gefüge des mittelalterlichen England erzitterte bis in seine Grundfesten.

Diese Verhältnisse beschränkten sich keineswegs nur auf die Insel. Jenseits des Kanals war eine radikale demokratische Bewegung, deren Tenor dem unserer Zeit sehr ähnlich war, im Entstehen begriffen. All dies schwoll in England zu der furchtbaren Rebellion von 1381 an. Es war ein sozialer Aufstand, spontan und umfassend, der in den verschiedensten Teilen des Landes dieselben Ursachen hatte; und gleiche Gefühle führten die Aufständischen zusammen. Dass diese ganze Bewegung eine unmittelbare Folge des Schwarzen Todes war, beweist die Tatsache, dass die Revolte am wildesten gerade in jenen Bezirken von Kent und der östlichen Midlands tobte, in denen es die höchste Todesziffer und die heftigsten Veränderungen gegeben hatte. Es war der Schmerzens- und Zorneschrei einer Generation, die durch Veränderungen ihrer Lebensumstände aus ihrer Unterwürfigkeit aufgerüttelt wurde, und der gleichermassen neue Hoffnung und neue Ungerechtigkeiten zur Folge haben sollte.

Während des ganzen Sommers des Jahres 1381 gährte es allerorten. Diese Gärung war wohlorganisiert. Die Dörfer Mittelenglands wurden von Agenten heimgesucht, die mit einer «Grossen Gesellschaft», die sich angeblich in London traf, in Verbindung standen. Im Mai brachen Aufstände in Essex aus. Der unmittelbare Anlass dazu war der Versuch, eine zweite und noch schärfere Einziehung der Kopfsteuer, die im vorhergehenden Jahr erlassen worden war, durchzuführen. Der Funke sprang auf die aufrührerischen Elemente Londons über, und unter der Führung eines gewissen Thomas Faringdon brach eine Ban-

de auf, um sich mit den Rebellen zu vereinigen. Walworth, der Bürgermeister, sah sich einer starken städtischen Opposition gegenüber, die mit den Aufständischen sympathisierte und in Verbindung stand. In Kent marschierten die Bauern nach einem Angriff auf die Abtei Lesnes durch Rochester und Maidstone und verbrannten auf ihrem Vormarsch Guts- und Steuerakten. In Maidstone befreiten sie den Agitator John Ball aus dem bischöflichen Gefängnis; und ein militärischer Abenteurer mit Führertalent und Erfahrung, Wat Tyler, schloss sich ihnen an.

Der Königliche Rat war verwirrt und zauderte. Anfang Juni bewegte sich das Hauptheer der Rebellen aus Essex und Kent auf London zu. Hier fanden sie Unterstützung. Der Fischhändler John Horn forderte sie auf, in die Stadt zu kommen; der Alderman, der die London Bridge unter sich hatte, unternahm nichts, um diese zu verteidigen, und Aldgate wurde durch Verrat einer Bande von Aufständischen aus Essex geöffnet. Drei Tage lang herrschte in der Stadt allgemeines Durcheinander. Ausländer wurden ermordet; zwei Mitglieder des Rats, Simon Sudbury, Erzbischof von Canterbury und Kanzler, und Sir Robert Hales, der Schatzmeister, wurden aus dem Tower gezerrt und auf Tower Hill enthauptet; den Savoy-Palast des John of Gaunt brannte man nieder, Lambeth und Southwark wurden gebrandschatzt. Nun war der Augenblick gekommen, um alte Rechnungen zu begleichen. Faringdon hatte die Proskriptionslisten aufgestellt, und der erpresserische Finanzier Richard Lyons wurde getötet. Das alles kommt uns sehr bekannt vor. Aber die loyalen Bürger scharten sich um den Bürgermeister, und bei Smithfield trat der König den Rebellenführern entgegen. Es scheint, dass unter den Insurgenten eine allgemeine Loyalität gegenüber dem Souverän geherrscht hat. Ihre Forderungen waren vernünftig, aber beunruhigend. Sie verlangten den Widerruf unerträglicher Gesetze, die Abschaffung der Leibeigenschaft und die Aufteilung des Kirchenbesitzes. Insbesondere bestanden sie darauf, dass kein Mensch versklavt werden oder für einen *seigneur* Tagelöhner *diens te* verrichten dürfe, sondern vielmehr 4 Pence für jeden Morgen seines Landes zahlen solle, und dass niemand mehr gegen seinen Willen, sondern nur noch nach gegenseitigem Übereinkommen dienen solle. Während dieser Verhandlungen wurde Tyler zuerst durch Bürgermeister Walworth verwundet und dann von einem der Edlen des Königs erschlagen. Als der Rebellenführer vor den Augen der ganzen Versammlung tot vom Pferd

fiel, rettete der junge König die Situation, indem er allein vorritt und rief: «Ich will euer Führer sein. Ihr werdet alles, was ihr fordert, von mir bekommen. Aber folgt mir vor die Stadt.» Tylers Tod war der Auftakt zum Rückschlag. Die führerlosen Horden zogen nach Hause, und in den Grafschaften machte sich eine plumpe Gesetzlosigkeit breit. Die alte Ordnung, nun wiederhergestellt, griff durch. Der Rachefeldzug war fehlgeschlagen.

Der Aufstand hatte sich im ganzen Südwesten ausgebreitet. In Bridgewater, Winchester und Salisbury war es zu Tumulten gekommen. In Hertfordshire standen die Bauern gegen den mächtigen und verhassten Abt von St. Albans auf und marschierten unter Jack Straw gegen London. In Cambridgeshire gab es eine allgemeine Revolte, bei der es zu Angriffen auf bischöfliche Landgüter und zur Verbrennung von Urkunden kam. Die Abtei Ramsey in Huntingdonshire wurde angegriffen, obwohl die Bürger von Huntingdon ihre Tore vor den Aufständischen schlossen. In Nprfolk und Suffolk, wo die Bauern reicher und unabhängiger waren, flammte die Empörung wegen der gesetzlichen Leibeigenschaft noch stärker auf. Die Abtei von Bury St. Edmunds war eine bevorzugte Zielscheibe des Hasses, und in Lynn wurden die flämischen Tuchmacher ermordet. Die Revolte zog ihre Kreise im Norden bis Yorkshire und Cheshire und im Westen bis Wiltshire und Somerset.

Aber nach Tylers Tod hatte die herrschende Klasse den Widerstand organisiert. Das Kanzleigericht stellte den königlichen Beamten Schreiben zu, die eine Wiederherstellung der Ordnung befahlen, und die Richter unter dem Obersten Richter Tresilian waren rasch in ihrem Urteil gegen die Insurgenten.

Der König, der Tresilian auf seiner Strafrundreise begleitete, bestand auf Wahrung der gesetzlichen Form bei der Bestrafung der Rebellen. Der kriegerische Bischof Le Despenser von Norwich gebrauchte bei der Verteidigung des kirchlichen Besitzes in den östlichen Grafschaften Waffengewalt, und in Northwalsham kam es zu einer regelrechten Schlacht. Dennoch war die Reaktion, verglichen mit heute, sehr zurückhaltend. Nur 150 Hinrichtungen stehen in den Akten verzeichnet. Das war nichts im Vergleich mit der Barbarei, die wir in unserem Zeitalter in vielen Teilen Europas miterlebt haben. Das wiedergefestigte Gesetz regierte durch das Gesetz. Selbst bei dieser heftigen Klassenerhebung wurde kein Mann gehenkt, der nicht durch ein Geschworenengericht abgeurteilt worden war.

Im Januar 1382 wurde auf Vorschlag des Parlaments eine allgemeine Amnestie verkündet. Aber die besitzende Klasse hatte gesiegt, und es folgte die uneingeschränkte Annullierung aller Zugeständnisse und ein kühner Versuch, das Grundbesitzsystem, das zu Beginn des Jahrhunderts geherrscht hatte, in unveränderter Form wiederherzustellen. Dennoch lebte die Oberschicht generationenlang in der Furcht vor einem Volksaufstand, und die Landarbeiter fuhren fort, sich immer enger zusammenzuschliessen. Die leibeigenen Landarbeiter sollten nun nicht länger das Fundament des Systems sein. Der rechtliche Charakter der Leibeigenschaft wurde unwesentlich, und der Umwandlungsprozess entwickelte sich nach 1349, wenn man so sagen darf, mit Vollgas. Solcherart waren die bleibenden Vermächtnisse des Schwarzen Todes. Die Revolte, die für den Historiker nur ein Blitzlicht ist, das die Zustände unter den ärmeren Schichten im Mittelalter enthüllt, hat die Phantasie der Zeitgenossen in dauernden Schrecken versetzt. Unter den Bauern hinterliess sie einen schmerzlichen Rest von Bitterkeit und rief einen kraftvollen und wachsamem Widerstand gegen die Staatsmacht hervor. Von nun an bestand der starke Wunsch nach Aufteilung des kirchlichen Besitzes. Die Umtriebe der Lollarden nach der Revolte trugen diesen die Feindschaft der eingeschüchterten Sieger ein; die «armen Prediger» Wyclifs litten unter dem Makel, die Unruhen angezettelt zu haben, und ihre Verfolgung war die Rache eines wankenden Systems.

In der unheilswangeren Atmosphäre Englands während der achtziger Jahre des 14. Jahrhunderts fanden die Lehren Wyclifs grossen Widerhall. Aber die englische Gesellschaft war angesichts einer sozialen Revolution nicht in der Stimmung, Kirchenreformen durchzuführen. Alle subversiven Lehren fielen unter die Zensur; und obgleich Wyclif nicht unmittelbar verantwortlich gemacht oder aufrührerischer Predigten beschuldigt wurde, war das Resultat für seine Sache verheerend. Der Landadel gab zur endgültigen Kaltstellung des Priesters durch die Kirche seine stillschweigende Zustimmung. Diese Unterdrückung vollzog sich schnell und wirksam. Wyclifs alter Gegner Courtenay war nach Sudburys Ermordung Erzbischof geworden. Er stellte fest, dass Wyclifs Freunde Oxford beherrschten. Er handelte rasch. Die Lehren des Reformators wurden offiziell verdammt; die Bischöfe erhielten Anweisung, alle nichtautorisierten Prediger zu verhaften, und der Erzbischof selbst wurde rasch

zum Führer eines kirchlichen Aufsichtssystems; dieses System ermöglichte es der Kirche schliesslich mit aktiver Unterstützung des Staates, sich während der Lancasterzeit von den Angriffen der Laien zu erholen. 1382 erschien Courtenay in Oxford und hielt dort, wo heute Christ Church steht, eine Versammlung ab. Die führenden Lollarden wurden schärfstens zum Widerruf ermahnt. Des Kanzlers Protest unter Berufung auf die Vorrechte der Universität tat man achtlos ab. Wyclifs Anhänger mussten sich einer scharfen Zensur unterziehen. Sie wichen dem Druck und beugten sich. Wyclif sah sich allein. Seine Angriffe auf die Lehren der Kirche anstatt auf ihre Privilegien hatten ihn der Unterstützung durch Gaunt beraubt. Seine Volksprediger und die ersten Ansätze von Bibelle-sungen konnten keine wirksame Partei gegen die herrschenden sozialen Mächte aufbauen.

Wyclif, der 1384 starb, appellierte an das Gewissen seines Zeitalters. Behindert, aber nicht zum Schweigen gebracht, rüttelte sein Geist ein fernes, kaum bekanntes England auf, um dann Europa zu beunruhigen. Aus Prag waren Studenten nach Oxford gekommen und hatten Wyclifs Lehren, ja Manuskripte seiner Schriften nach Böhmen mitgenommen. Diese waren der Ursprung der Bewegung, die den Ruhm des Jan Hus den seines englischen Meisters überstrahlen liess und das Nationalbewusstsein des tschechischen Volkes für immer erweckte.

Wyclif hatte durch seinen Frontalangriff auf die absolute Autorität der Kirche über die Menschen des Diesseits, durch seine These von der Oberherrschaft des individuellen Gewissens und durch seinen Angriff gegen das kirchliche Dogma den Blitzstrahl der Unterdrückung auf sich herabbeschworen. Aber sein Protest hatte zur ersten Oxforder Bewegung geführt; die zu seiner Zeit erfolglose Sache löste die Reformation aus. Die Lollarden verschwanden von der Bildfläche. Die durch ein Bündnis mit dem Staat in ihrer weltlichen Position gestärkte Kirche schlug den ersten Angriff eisern zurück; aber ihre geistliche Autorität litt fortan unter den aus diesem Konflikt davongetragenen Wunden und Schwächungen.

Der elisabethanische Schriftsteller Fuller schrieb über Wyclifs Prediger: «Diese Männer waren Wachtposten gegen ein Heer von Feinden, bis Gott Luther sandte, um sie abzulösen.» In Oxford wurde die Wyclif sehe Tradition im Bibelstudium bis zur Reformation gewahrt; sie sollte erst durch die Vorlesungen Colets in den Jahren 1497/98 wieder neue Impulse empfangen. Im Lande

wurde die Lollardie mit politischem Aufruhr identifiziert, obwohl dies keineswegs Wyclifs Lehre entsprach. Seine kirchlichen Gegner waren eifrig darauf bedacht, diese Auffassung aufrechtzuerhalten, und die leidenschaftlichen, manchmal primitiven Schmähreden der Lollardenprediger, die häufig Laien waren, boten dazu reichlich Anlass. Böse Zeiten sollten kommen. Die politische Tradition war dazu bestimmt, durch das Elend ausgemerzt zu werden, das Sir John Oldcastles Rebellion unter Heinrich V. heraufbeschwor. Dennoch hielt sich im englischen Volk ein vitales Element des Widerstands gegen die Bildung einer kriegerischen und triumphierenden Kirche. In die Herzen der Engländer war ein Same gesät worden, der das Schicksal dieses Volkes formen sollte. Zu seiner eigenen Zeit war Wyclifs Niederlage vollständig gewesen, und sein Stern verblasste in der Morgendämmerung der Reformation. «Wyclif», schrieb Milton in *Areopagitica*, «war ein Mann, dem zur Vollendung seiner Lehre nichts weiter fehlte, als in einem glücklicheren Zeitalter geboren zu sein.»

Der unbeirrbare Wunsch nach wirklicher Freiheit lebte ungebrochen in England weiter, und der Status und die Natur des Volkes standen in glücklichem Gegensatz zu der erschöpften Passivität der französischen Bauern, die durch Krieg, Hunger und durch die brutale Unterdrückung der Jacquerie zur Unterwürfigkeit geknüpelt worden waren.

«Es ist Feigheit und der Mangel an Beherztheit und Mut», schrieb Sir John Fortescue, der bedeutende Jurist aus der Regierungszeit Heinrichs VI., «die den Franzosen an der Erhebung hindern, und nicht Armut; der Franzose besitzt keinen Mut, der dem des Engländers zu vergleichen wäre.»

Der König wuchs nun heran. Sein wacher Instinkt und seine frühreifen Begabungen waren durch alles, was er gesehen und erlebt hatte, geschärft und entwickelt worden. Während der Krise des Bauernaufstands waren viele Dinge auf ihn eingestürzt, und er hatte durch sein persönliches Eingreifen bei einer denkwürdigen Gelegenheit die Situation gerettet. Als die feudale Oberschicht die Nerven verlor, waren es der königliche Hof und die königlichen Richter gewesen, welche die Ordnung wiederhergestellt hatten. Dennoch erklärte sich der König mit einer verlängerten Vormundschaft einverstanden. John of Gaunt, Vizekönig von Aquitanien, verließ das Reich, um im Ausland Interessen zu wahren, zu denen unter anderem Ansprüche auf das Königreich Kastilien ge-

hörten. Er liess seinen Sohn Heinrich zurück, einen lebhaften und fähigen Jüngling, der sich um seine englischen Besitzungen und Interessen kümmern sollte.

Erst mit zwanzig beschloss Richard, die vollständige Herrschaft über seinen Rat zu übernehmen und insbesondere, sich der Bevormundung durch seinen Onkel zu entziehen. Noch nie zuvor war ein König derart behandelt worden. Seinem Grossvater hatte man gehorcht, als dieser achtzehn Jahre alt war. Richard hatte mit sechzehn Jahren entscheidenden Einfluss genommen. Sein Hofstaat und der gesamte Hof waren an seiner Machtergreifung sehr interessiert. Dieser Kreis umfasste die führenden Köpfe der Regierung und des hohen Verwaltungsdienstes. Ihre Hauptvertreter waren der Kanzler Michael de la Pole, der Oberste Richter Tresilian und Alexander Neville, der Erzbischof von York. Die treibende Kraft war vermutlich Simon Burley, Richards Lehrer und intimer Freund. Eine Gruppe junger Adelliger hatte sich dem Hof verschworen. Diese standen unter der Führung von Robert de Vere, des Grafen von Oxford, der nun eine Rolle spielte, die der Gavestones unter Eduard II. ähnelte und in gewisser Hinsicht die vorwegnahm, welche Stafford in einer kommenden Generation spielen sollte. Der König, der alle Ehren zu vergeben hatte, teilte seine Gunst unter seine Anhänger aus, und bald wurde de Vere zum Herzog von Irland ernannt. Dies war eine offensichtliche politische Herausforderung der Grossen des Rates. Irland stellte ein Menschenreservoir und ein Arsenal dar, das, der Kontrolle durch das Parlament und durch den Adel entzogen, als Instrument zur Herrschaft über England benutzt werden konnte.

Die Besetzung der Hof- und Regierungsämter durch die Clique um den König und um seinen weibischen Günstling beleidigte die feudale Partei und in gewissem Grad auch das Nationalgefühl. Wie so häufig, fand die Opposition einen Angriffspunkt in den ausländischen Angelegenheiten. Geldmangel, die Furcht vor Geldforderung und vor allem das Fehlen einer militärischen Führung liessen den Hof einen pazifistischen Kurs einhalten. Der Adel war mit dem Parlament einig in seinem Tadel am unkriegerischen Kanzler Pole und am schwelgerischen Hedonismus des Hofes. «Sie waren», so höhnte man, «weit eher die Ritter der Venus als die der Bellona.» Es musste ein Krieg gegen Frankreich geführt werden; und darüber bildete sich 1386 eine geschlossene Fronde gegen die Krone. Das Parlament sollte eine Kommission von fünf Ministern und neun

Lords ernennen, der die früheren Regentschaftsräte vorstanden. Der Hof beugte sich dem Sturm der Anklage gegen Pole. Eine Säuberung der inneren Verwaltung, die man für die Quelle der Irrtümer wie auch der Macht des Königs hielt, wurde durchgeführt; und es sei vermerkt, dass sein Stallmeister Geoffrey Chaucer, der aus anderen Gründen berühmt wurde, seiner Ämter bei der Zollbehörde verlustig ging.

Als die Kommissare den König schliesslich zwangen, seine persönlichen Freunde zu entlassen, zog sich Richard in tiefer Verzweiflung aus London zurück. In Nordwales beriet er sich mit dem neuen Herzog von Irland, in York mit Erzbischof Neville und in Nottingham mit dem Obersten Richter Tresilian. Er versuchte, seine Streitkräfte an genau der gleichen Stelle zu einem Bürgerkrieg zu versammeln, an der Karl I. eines Tages die königliche Standarte entrollen sollte. Irische Rekruten, waliser Lanzenträger und vor allem die Bogenschützen aus seiner eigenen Grafschaft Cheshire formierten eine Armee. Mit dieser Streitmacht im Rücken erklärten Tresilian und vier weitere königliche Richter den Druck, den die Lords Appellant, wie sie nun genannt wurden, und das Parlament auf den König ausübten, für ungesetzlich und im Widerspruch stehend zur englischen Verfassung. Auf diese Erklärung, deren legale Richtigkeit nicht anzuzweifeln ist, folgte eine blutige Erwiderung. Des Königs Onkel Gloucester beschuldigte gemeinsam mit anderen Anführern der adligen Oligarchie den Obersten Richter und diejenigen, die ihm zur Seite standen, einschliesslich de Veres und weiterer königlicher Ratgeber, des Hochverrats. Der König – er war erst zwanzig – hatte sich zu sehr auf seine königliche Autorität verlassen. Noch waren die Herren des Rates in der Lage, die Unterstützung des Parlaments zu erwirken. Sie griffen zu den Waffen. Gloucester näherte sich mit einer bewaffneten Streitmacht London. Richard, der vor ihm ankam, wurde vom Volk willkommen geheissen. Es flaggte seine roten und weissen Farben und zeigte seine Anhänglichkeit an die Person des Königs; aber es war nicht gerüstet, um gegen die anmarschierende Armee der Barone kämpfen zu können. Die drei wichtigsten Lords Appellant, Gloucester, Arundel und Warwick, zwangen mit einer Eskorte von über 300 Berittenen den König in Westminster zum Nachgeben. Er konnte gerade noch seinen Anhängern zur Flucht verhelfen.

De Vere zog sich nach Chester zurück und sammelte eine Streitmacht, welche die königlichen Rechte wahren sollte. Mit dieser marschierte er im Dezem-

ber 1387 gegen London. Aber nun erschienen die Lords Appellant ebenso wie Gaunts Sohn Heinrich in Waffen. Bei Radcot Bridge in Oxfordshire besiegten Heinrich und die Lords de Vere. Der Günstling floh über das Meer. Der König war nun der Gnade dieser stolzen Partei ausgeliefert, welche die Rechte der Monarchie an sich gerissen hatte. Man war sich lange unschlüssig, ob er entthront und getötet werden sollte. Die Älteren waren für den extremen Kurs; die Jüngeren hielten sie davon ab. Man drohte Richard brutal mit dem Schicksal seines Urgrossvaters Eduard II. Die Lage hatte sich so zugespitzt, dass nur zwei Lords Appellant sich herbeiliessen, das Abendbrot mit ihm einzunehmen. Es war Heinrich, der junge, siegreiche Krieger, der um Mässigung bat, vielleicht, weil seines Vaters Ansprüche übergangen worden wären, wenn Gloucester Richards Stelle eingenommen hätte.

Die Lords Appellant, uneins wie sie waren, schrakten vor der Entthronung und Ermordung des Königs zurück; das war aber auch das einzige, wovon sie Abstand nahmen. Sie zwangen ihn, in allen Punkten nachzugeben. Die Rache, die sie an dem emporgewachsenen Adel seines Freundeskreises und an seinen rechtmässigen Anhängern übten, war grausam. Die Ständevertretungen wurden aufgefordert, das neue Regime zu unterstützen. Am festgesetzten Tag betraten die fünf Lords Appellant in goldenen Gewändern, Arm in Arm, Westminster Hall. Das «Gnadenlose Parlament» eröffnete seine erste Sitzung. Die verhasstesten Gegner waren die königlichen Richter, an ihrer Spitze Tresilian. Er hatte zu Nottingham die Doktrin verkündet von der königlichen Oberherrschaft mit ihren Gerichtshöfen und Richtern über die Adligen, die das Parlament in der Hand hatten. Auf diese Verkündung folgte jetzt eine feierliche Antwort, die, obwohl sie, wie schon früher so oft, die feudale Macht bestätigte, auch die Prinzipien einer parlamentarischen Kontrolle proklamierte. Die Tatsache an sich ging in der Turbulenz jener Zeit unter, aber das Prinzip wirkte noch bis in das 17. Jahrhundert nach.

Der Oberste Richter Tresilian und vier weitere Richter, die für die Erklärung von Nottingham verantwortlich waren, wurden in Tyburn gehenkt, geschleift und gevierteilt. Auch der königliche Lehrer Burley blieb nicht verschont. Der Sieg des alten Adels war vollständig. Nur die Person des Königs wurde respektiert, und selbst das mit knapper Not. Richard, der sich nicht nur zum Nachge-

ben gezwungen sah, sondern auch noch der Hinrichtung seiner Freunde zustimmen musste, vergrub sich, so tief er konnte, in die Einsamkeit. Wir dürfen annehmen, dass diese Behandlung einen unauslöschlichen Eindruck bei ihm hinterliess. Nur wenige Sterbliche müssen derartige Prüfungen über sich ergehen lassen. Er grübelte über seine Irrtümer und über die Fehler nach, die er gemacht hatte. In den triumphierenden Lords sah er Männer, die nicht nur den König, sondern auch das Volk tyrannisieren würden. Er schmiedete seine Rachepläne und die Pläne zur Wiederherstellung seiner Rechte mit mehr Schläue als zuvor. Ein Jahr lang herrschte drohendes Schweigen ...

Am 3. Mai 1389 handelte Richard auf eine Weise, die niemand vorausgesehen hatte. Er nahm seinen Sitz im Rat ein und fragte brüsk, wie alt er sei. Als man ihm antwortete, er sei dreiundzwanzig, erklärte er, dass er jedenfalls volljährig sei und sich nicht länger Beschränkungen seiner Rechte zu unterwerfen gedenke, die sich keiner seiner Untertanen gefallen lassen würde. Von nun an werde er das Reich selbst regieren; er werde sich seine eigenen Ratgeber wählen; er werde nun in der Tat König sein. Dieser Schlag war zweifellos mit Schläue und fast perverser Spitzfindigkeit vorbereitet worden, die für viele von Richards Plänen bezeichnend war. Der Erfolg zeigte sich sofort. Bischof Thomas, der Bruder des Grafen von Arundel und spätere Erzbischof von Canterbury, gab auf Richards Verlangen das Grosssiegel heraus. Bischof Gilbert verliess das Schatzamt, und die Anhänger des Königs, William von Wykeham und Thomas Brantingham, wurden wieder in ihre Ämter als Kanzler und Schatzmeister eingesetzt. Ausser jenen Männern, welche die Appellants ernannt hatten, nahmen nun auch solche, die der König bestimmte, ihren Platz auf der Richterbank ein. Königliche Schreiben an die Sheriffs verkündeten, dass er die Regierung übernommen habe, und diese Nachricht fand in der Öffentlichkeit einen überraschend freudigen Beifall.

Richard nutzte seinen Sieg mit Weisheit und Barmherzigkeit. Im Oktober 1389 kehrte John of Gaunt aus Spanien zurück, und sein Sohn Heinrich, der nun eine führende Stellung innehatte, wurde mit dem König ausgesöhnt. Die furchtbare Machtkonstellation von 1388 hatte sich aufgelöst. Die königliche Regierungsmaschinerie, die über jeden Parteienzweist triumphiert hatte, lief

wieder an, und während der folgenden acht Jahre Richard England in der Rolle eines konstitutionellen und volkstümlichen Königs.

Zur damaligen Zeit war das Volk von jeder Macht vollständig ausgeschlossen. Die herrschenden Kasten einschliesslich des neuen Mittelstandes schlossen sich, selbst wenn sie noch so verfeindet waren, immer zusammen, sobald es die anderen zu unterdrücken galt. Richard ist durch die herrschende soziale Schicht, die ihn gestürzt hatte, beurteilt und abgeurteilt worden; der Urteilsspruch kann, was seinen Charakter anbetrifft, nur unter Vorbehalt angenommen werden. Es lässt sich nicht leugnen, dass Richard die verfassungsmässigen Rechte, die durch die Streitigkeiten der Parteien, der Kirche und des Adels unbewusst, aber nachdrücklich gefördert wurden, zu untergraben oder zu annullieren versucht hat; ob er dies aber aus Gründen persönlichen Vorteils tat oder in der Hoffnung, den Schwur zu erfüllen, den er in der Krisis des Bauernaufstandes geleistet hatte – «Ich will euer Führer sein» –, ist eine Frage, die man schwerlich beantworten kann. Es stimmt, dass er einer Abordnung von Aufständischen im Jahr 1381 starren Sinnes gesagt hat: «Noch seid ihr Sklaven, und Sklaven sollt ihr auch bleiben», und hinzufügte, dass Versprechungen, die man unter Druck gemacht habe, ungültig seien. Dennoch befreite er viele Bauern durch Freibriefe aus ihrer feudalen Leibeigenschaft. Er hatte die Abschaffung der Leibeigenschaft feierlich versprochen. Er hatte sie dem Parlament vorgeschlagen. Man hatte ihn überstimmt. Für Beleidigungen hatte er ein gutes Gedächtnis – vielleicht auch für seine Verpflichtungen.

Die Geduld und die Geschicklichkeit, mit der Richard seine Rache übte, sind verblüffend. Acht Jahre lang duldete er die Gegenwart Arundels und Gloucesters, nicht, wie zuvor, als Regenten des Landes, aber immerhin noch in hohen Stellungen. Es gab Augenblicke, wo ihn der Zorn übermannte. Als Arundel 1394 zu spät zur Beerdigung der Königin, Anna von Böhmen, kam und den ganzen Leichenzug aufhielt, riss Richard einem Haushofmeister den Stab aus der Hand und schlug Arundel damit so ins Gesicht, dass Blut floss. Der Klerus erhob ein grosses Geschrei, die Kirche von Westminster sei «entweiht» worden. Man grub eine alte Prophezeiung aus, Gott würde den Mord an Thomas Becket erst dann an der Nation rächen, wenn Blut in diesem heiligen Kirchenschiff vergossen werde. Aber nach wenigen Wochen schien der König mit Arundel wieder ausgesöhnt zu sein, und alles verlief wie bisher hinter einer glitzernden Fassade.

Während die Lords untereinander uneins waren, versuchte der König seine Stellung zu festigen, indem er irische Hilfsquellen erschloss. 1394 begab er sich mit dem ganzen Gepränge eines königlichen Staatsbesuchs nach Irland und schuf zu diesem Zweck ein nur von ihm abhängiges Heer, das ihm später zur Einschüchterung der Opposition in England nützlich sein sollte. Bis zu seiner Rückkehr waren seine Pläne zur Unterjochung des Adels und der Ständevertretungen weit gediehen. Um sich von der Belastung des Krieges zu befreien, der ihn in unmittelbare Abhängigkeit vom Parlament brachte, traf er ein Übereinkommen mit Frankreich. Nach dem Tod seiner ersten Frau Anna hatte er 1396 das Kind Isabella, die Tochter Karls VI. von Frankreich, geheiratet. Auf Grund dieser Heirat wurde ein dreissigjähriger Waffenstillstand oder Freundschafts- und Nichtangriffspakt geschlossen. Er enthielt eine Geheimklausel, dass der König von Frankreich im Falle einer Bedrohung Richards von Seiten irgendwelcher Untertanen künftig zu Hilfe kommen solle. Obwohl die Bedingungen dieses Friedens zu Beschwerden Anlass gaben, gewann der König sehr viel dadurch, dass er sich von der Verpflichtung zu einem Krieg frei machte, den er nur führen konnte, wenn er dem Parlament als Bettler und Knecht gegenüberstand. Die Ständevertretungen hatten der königlichen Macht teils durch ihre Forderungen, teils durch die Unzufriedenheit mit den getroffenen Massnahmen derart hart zugesetzt, dass wir hier das einmalige Schauspiel eines Plantagenet-Königs erleben, der alles hinwirft und sich weigert, den Karren weiter über derart steinige Strassen zu ziehen. Aber der Grund dazu war weder Mangel an kühner Entschlusskraft noch Engstirnigkeit. Es war ein notwendiger Schachzug innerhalb der weitschauenden Pläne des Königs. Ohne Zweifel wünschte er absolute Macht über den Adel und über das Parlament zu gewinnen. Ob er ausserdem vorhatte, diese Diktatur zugunsten der Masse seiner Untertanen zu benutzen, ist eines der Geheimnisse oder ein Teil der Legende, die sich mit seinem Namen verknüpfen. Sein Temperament, das Auf und Nieder seiner Stimmungen, seine plötzlichen Ausbrüche und die beinahe übermenschliche Raffinesse seiner Berechnungen – das alles hat man in ausreichendem Masse als die Gründe für seinen Ruin dargestellt. Aber das einfache Volk sah in ihm einen Freund. Es glaubte, er würde es von der harten Unterdrückung durch seine Herren befreit haben, wenn er nur die Macht dazu besessen hätte. Und es hielt sein Andenken lange hoch.

Die irische Expedition war der erste Schritt gewesen in Richtung auf eine Diktatur hin, das Bündnis mit Frankreich war der zweite. Dann widmete sich der König der Bildung einer festgefügtten, wirksamen Hofpartei. Sowohl Gaunt wie dessen Sohn und Mowbray, Graf von Norfolk, einer der früheren Appellants, schlugen sich nun auf die Seite des Königs, teils aus Loyalität, teils aus Feindschaft gegen Arundel und Gloucester. Im Hofstaat tauchten neue Gesichter auf. Sir John Bushy und Sir Henry Greene vertraten örtliche Grafschaftsinteressen und waren ergebene Diener der Krone. Mitglied jener Klasse, die im Parlament sass, sicherten sie als die Schiedsrichter in den unvermeidlichen Streitigkeiten zwischen Krone und Aristokratie dem König den notwendigen Einfluss für ein Vorgehen gegen die Ständevertretungen. Im Januar 1397 wurden die Ständevertreter nach Westminster befohlen, wo sie unter fähiger und gleichzeitig entschlossener Behandlung die gebotene Unterwürfigkeit bewiesen. Derart gesichert, beschloss Richard, jetzt endlich zum Schlag auszuholen.

Arundel und Gloucester mussten, obwohl nun etwas in den Schatten gestellt, geglaubt haben, die Zeit und der freundschaftliche Verkehr schützten sie vor den Folgen dessen, was sie 1388 getan hatten. Seither hatte sich viel ereignet, und der Oberste Richter Tresilian, der Lehrer Burley und andere Opfer jenes Blutbades schienen nur noch blasse Schemen. Höchst erstaunt sahen die beiden nun den König mit einem kalten, schier unmenschlichen Hass gegen sie vorgehen. Arundel und einige seiner Verbündeten wurden zu Verrätern erklärt, und man gewährte ihnen nur noch das Entgegenkommen einer Enthauptung. Warwick wurde auf die Isle of Man verbannt, Gloucester verhaftet und nach Calais gebracht, wo ihn Richards Beauftragte ermordeten. Diese Tat, die nicht durch eine verfassungsmässige Form gedeckt war, beschwor ihrerseits neue Racheakte herauf. Von nun an haftete dem König ein Makel an, der jenem glich, der Johann nach Arthurs Ermordung gezeichnet hatte. Aber im Augenblick nahm er eine Vorrangstellung ein, die kein englischer König je gehabt hatte; und noch immer war sein Zorn nicht besänftigt.

Das Parlament wurde nur einberufen, damit es diese Geschehnisse legalisiere. Es war so voreingenommen, dass es geschlossen die Interessen des Königs vertrat und wohl alles für ihn getan hätte. Nie hatte es ein solches Parlament gegeben. Mit einer geradezu selbstmörderischen Zähigkeit begab es sich fast aller verfassungsmässigen Rechte und Privilegien, die in den vergangenen

Jahrhunderten erworben worden waren. Es erhob die Monarchie auf ein Piedestal, so dass sie absoluter war als selbst Wilhelm der Eroberer sie als Anführer einer freibeuterischen Ritterschaft je beansprucht hatte. Alles, was die Nation aus Johanns Verbrechen und aus Eduards II. Entartung gewonnen, alles, was durch die beiden grossen Eduards gebilligt oder festgelegt worden war, gab man preis. Und als das Parlament mit destruktiver Gründlichkeit sein Werk vollbracht hatte, ging es auseinander und übergab seine unfertigen Geschäfte der Obhut eines aus 18 Personen bestehenden Komitees. Sobald das Parlament aufgelöst worden war, liess Richard die Protokolle durch Hinzufügungen derart ändern, dass die Arbeit des Komitees ein wesentlich anderes und bedeutungsvolleres Aussehen erhielt. Wenn sein Ziel auch nicht die Abschaffung des Parlaments war, so trachtete er zumindest danach, ihm wieder jene unbedeutende Rolle zuzuweisen, die es in den Regierungsanfängen Eduards I. gespielt hatte, als es sowohl in der Tat wie auch dem Namen nach «des Königs Parlament» gewesen war.

Die Beziehungen zwischen Heinrich, Gaunts Sohn, und seinem Vetter und Zeitgenossen, dem König, waren zuerst dramatisch, dann tragisch. Heinrich glaubte den König während der Krise des Jahres 1388 vor der Entthronung und vor der Ermordung durch Gloucester, Arundel und Warwick gerettet zu haben. Sehr wahrscheinlich stimmte das auch. Seither war er mit Richard auf vertrautem und freundschaftlichem Fuss gestanden; er verkörperte einen Typ, der sich von dem alten Adel unterschied, der die Krone herausgefordert hatte. Diese beiden jungen Männer hatten ihr Leben in guter Freundschaft verbracht; der eine war König, der andere stand als Sohn von John of Gaunt dem Thron nahe und noch näher der Thronfolge.

Zwischen Heinrich und Thomas Mowbray, jetzt Herzog von Norfolk, brach ein Streit aus. Auf einem Ritt von Brentford nach London äusserte Mowbray seine Bedenken. Der König, so sagte er, hätte Radcot Bridge nicht vergessen und der alten Partei der Appellants, der er und sein Begleiter angehört hatten, nie verziehen, und sie wären seine nächsten Opfer. Heinrich beschuldigte Mowbray verräterischer Gedanken. Dem Parlament wurden sich widersprechende Berichte über diese Unterhaltung vorgelegt. Als korrekte Lösung schlug man ein Turnier vor. Das berühmte Schauspiel fand im September 1398 statt. Die Lose wurden gezogen; ganz England versammelte sich; die Kämpfer

stellten sich vor; aber der König legte zur grössten Enttäuschung der Zuschauer aller Stände, die sich voller Erwartung versammelt hatten, um das Duell zu sehen, ein Veto ein, verbot den Kampf und schickte Mowbray auf Lebenszeit und Heinrich für zehn Jahre in die Verbannung. Beide Herren beugten sich dem königlichen Befehl. Mowbray starb bald; aber Heinrich, durch das, was ihm Undank und Ungerechtigkeit schien, zutiefst verletzt, blieb am Leben und spann in Frankreich Intrigen.

Das folgende Jahr war ein Jahr des unverhohlenen Despotismus. Richard, der so geduldig gewartet hatte, bis seine Rachepläne ausgereift waren, zeigte nun in seinen Handlungen Ruhelosigkeit, Verwirrung, Inkonsequenz und Überschwang. Von seinen getreuen Bogenschützen aus Cheshire begleitet, durchjagte er das Königreich, verbrachte die Wochen auf Festen und Turnieren und überliess die Verwaltung kleinen Beamten in Westminster oder Ministern, die das Gefühl hatten, dass man ihnen weder vertraute noch sie befragte. Finanzielle Einschränkungen waren die Folge königlicher Verschwendungssucht, und Zwangsanleihen und hohe Steuern verärgerten die Kaufleute und den Landadel.

Im Verlauf des Jahres 1398 erwachten viele im Volk zu der Erkenntnis, dass ein serviles Parlament in wenigen Wochen die Mehrzahl der fundamentalen Rechte und Freiheiten des Reiches vertan hatte. Bislange hatte es eine Weile keinen Streit mit dem König gegeben. Nun enthüllte er sich als ein Despot. Nicht nur der alte Adel, der in der vorangegangenen Krise eine Niederlage erlitten hatte, sondern die gesamte Oberschicht und auch die Kaufleute erschauerten vor dem Triumph der absoluten Herrschaft. Ihr Zorn gründete sich nicht allein auf Liebe zur Verfassung; vielleicht fürchteten sie aus vielen uns nicht bekannten Gründen, der König, der jetzt Herr der Lage war, könne über ihre Köpfe hinweg regieren und sich dabei auf die unterwürfigen Schultern der breiten Masse stützen. Sie verspürten wieder das Grauen vor der sozialen Erhebung, von der sie während des Bauernaufstands erst vor Kurzem eine Kostprobe erhalten hatten. Eine festgefügte Gemeinschaft der Interessen, der Anschauung und des Willens zur Tat vereinigte alle Klassen, die sich über den

Durchschnitt emporgearbeitet hatten oder emporgearbeitet zu haben glaubten. Hier, so murr-ten sie, war ein jetzt absoluter König, der den Pöbel auf sie loslassen würde.

Im Februar 1399 starb der alte John of Gaunt, «der altehrwürdige Lancaster». Der verbannte Heinrich erbt riesenhafte Besitzungen nicht nur in Lancashire und im Norden, sondern auch im ganzen übrigen England. Richard, der sich in Geldnot befand, konnte trotz seiner Versprechungen nicht widerstehen, die Lancaster-Besitzungen unter technisch legalen Vorwänden an sich zu bringen; er erklärte seinen Vetter für enterbt. Dies war eine Herausforderung und Bedrohung aller Grundbesitzer. Und gleich darauf brach der König, der sich hinsichtlich seiner Stärke und des Ausmasses der Gärung in seinem Land auf das fatalste verschätzte, im Mai zu einer längst fälligen Strafexpedition auf, um in Irland die königliche Macht zu festigen. Er hinterliess eine in Unordnung geratene Verwaltung, die ihrer Truppen beraubt, und ein Land, das aufs Heftigste gegen ihn aufgebracht war. Die Nachricht von der Abreise des Königs erreichte auch Heinrich. Der Augenblick war gekommen: die Luft war rein, und Heinrich zögerte nicht. Im Juli landete Heinrich von Lancaster, wie er nun hiess, in Yorkshire und erklärte, er sei gekommen, um das rechtmässige Erbe seines allseits verehrten Vaters anzutreten. Er sah sich sofort von Anhängern umgeben, besonders von Leuten aus den Lancaster-Besitzungen und von allen mächtigen Lords aus dem Norden, die unter der Führung des Grafen von Northumberland standen. Seine Revolte nahm genau den gleichen Verlauf wie jene von Isabella und Mortimer 72 Jahre zuvor gegen Eduard II. Von York aus marschierte Heinrich unter allgemeinem Beifall quer durch England nach Bristol; und genau so wie Isabella Hugh Despenser an den Bastionen hatte aufhängen lassen, vollzog nun Heinrich von Lancaster die Todesstrafe an William Scrope, Graf von Wiltshire, sowie an Bushy und Greene, König Richards Ministern und Statthaltern.

Es dauerte einige Zeit, ehe die Nachricht von Heinrichs Erscheinen und von den so rasch darauffolgenden Ereignissen König Richard im tiefsten Irland erreichte. Er eilte zurück, wurde aber durch stürmische See aufgehalten. Nachdem er am 27. Juli in England gelandet war, durchquerte er schnell auf einem dreiwöchigen Marsch Nordwales und versuchte Streitkräfte zu sammeln. Was er sah, überzeugte ihn davon, dass alles verloren war. Das ganze Machtgefüge, das er so geduldig und kunstvoll errichtet hatte, war wie durch einen Zauber verschwunden. Die Waliser, die ihm beigestanden hätten, konnten gegenüber einer Macht, die nun aus dem ganzen übrigen England bestand, nichts ausrich-

ten. In Flint Castle ergab er sich Heinrich, der bereits die ganze Verwaltung in Händen hatte. Als Gefangener ritt er in seinem Gefolge durch London. Er wurde im Tower gefangengesetzt. Man erpresste seine Abdankung; sein Tod war unvermeidlich geworden. Der letzte aller englischen Könige, dessen erbliche Rechte unanfechtbar waren, verschwand für immer hinter den Fallgattern der Burg Pontefract. Mit Zustimmung der Ständevertretungen und der geistlichen und weltlichen Lords bestieg Heinrich als Heinrich IV. den englischen Thron und eröffnete damit ein Kapitel der Geschichte, das für den mittelalterlichen Adel verhängnisvoll werden sollte. Obwohl Heinrichs Ahnenreihe und seine eigenen Fähigkeiten Grund genug zur Thronbesteigung waren und die Eigenschaften seines Sohnes diese Entscheidung in noch stärkerem Masse rechtfertigten, schlummerte im Blut des Hauses York ein noch höheres Anrecht. Und daraus sollten dann später die Kriege der Rosen in England entstehen.

Der Charakter Richards II. und seine Stellung innerhalb der Geschichte bleiben rätselhaft. Es ist offensichtlich, dass er, was Planen und Handeln betraf, aussergewöhnliche Befähigung besass. Ebenso sicher ist es, dass er seit frühester Jugend gegen zahllose Schwierigkeiten und gegen ungerechte Unterdrückung anzukämpfen hatte und ankämpfte. Die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, unter denen er durch seinen Onkel Gloucester und durch den Hochadel zu leiden hatte, mögen vielleicht ein Schlüssel zum Verständnis seiner Persönlichkeit sein. Einige Historiker haben vermutet, es sei seine Absicht gewesen, nicht nur parlamentarische und legale Feldzüge gegen die herrschenden Klassen zu führen, sondern dazu vielleicht sogar soziale Kräfte zu benutzen, die damals und noch viele Generationen lang niedergehalten wurden. Jedenfalls hat das Volk lange Zeit derartiges von ihm geglaubt. Dieses unglückliche Volk, das bereits nach Millionen zählte, betrachtete Richard mit Hoffnungen, die sich noch jahrhundertlang nicht erfüllen sollten. Während der gesamten Regierungszeit Heinrichs IV. bewahrte es sich das Idealbild, das es sich von Richard gemacht hatte. Ob zu Recht oder zu Unrecht – er galt als ein Märtyrer für die Sache der Schwachen und Armen. Man verabschiedete sogar ein Gesetz, das Gerüchte, er sei noch am Leben, zum Hochverrat erklärte.

Wir haben nicht das Recht, ihn heute, in unserem Jahrhundert, jenes Sonnenstrahls zu berauben, der sein gequältes und gejagtes Leben gestreift hat. Es ist jedoch zweifellos richtig, dass in seiner Natur phantastische Irrtümer und echte Instinkte mit verblüffender Schnelligkeit wechselten. Er war übermenschlicher Schläue und Geduld, aber auch einer grossen Torheit fähig, die noch einen Narren beschämt hätte. Er trug vier tödliche Duelle mit der aristokratischen Feudalgesellschaft aus. 1386 wurde er besiegt, 1389 war er siegreich, 1397/98 stand er auf dem Gipfel seiner Macht, 1399 wurde er vernichtet.

KAPITEL II

DIE USURPATION HEINRICH BOLINGBROKES

Alle Macht und Gewalt fiel nun an König Heinrich IV., und jene, die ihr Leben riskiert hatten, um ihn auf den Thron zu erheben, schlossen sich zusammen, um sein Recht und ihr eigenes Leben zu sichern. Doch die Opposition hielt sich mit seltsamer Zähigkeit. Der französische Hof sah in ihm einen Usurpator. Solange Richard lebte, galten seine blutsmässigen Ansprüche nicht, ja bei näherer Betrachtung seiner Ahnenreihe nicht einmal nach dessen Tod. Aber es gab andere Rechte. Das Recht des Eroberers, auf das er pochte, gab er auf wohlmeinenden Rat hin wieder auf. Jedoch die Tatsache, dass die in Richards Namen zusammengerufenen Stände ihn anerkannt hatten, bildete gemeinsam mit einem beinahe gültigen Geburtsrecht eine breite, wenn auch angefochtene Grundlage für seine Regierung. Viele liebenswerte Eigenschaften sprachen für ihn. Alle Historiker sind sich einig, dass er männlich, fähig und von angeborener Versöhnlichkeit war. Den Beginn seiner Regierungszeit beunruhigten die Toleranz und Nachsicht, die er der unterlegenen Partei gegenüber zeigte. Er, der von den heftigen Wendungen und Kapriolen jenes Schicksals, das Richard stürzte, am meisten profitiert hatte, war Richards Anhängern gegenüber am wenigsten rachsüchtig. Er hatte alle Spannungen der verflochtenen Regierung aus nächster Nähe gekannt. Ihm hatte man Unrecht getan, er war missbraucht worden; dennoch zeigte er eine starke Abneigung gegen grausame Vergeltungsmassnahmen. Zur Stunde seiner Thronbesteigung war er immer noch der kühne Ritter, der im Erfolg überraschend zurückhaltend, dem Blutvergiessen abhold, auf keimenden Verfassungsgedanken zugetan war und der noch immer davon träumte, sein Leben als Kreuzfahrer zu beschliessen. Aber die turbulente, düstere Entwicklung der Geschehnisse erstickte seine toleranten Neigungen und liess seine grosszügige Natur schliesslich bitter werden.

Von Anfang an machte es Heinrich dem Parlament zur Aufgabe, seinen be-

sudelten Namen wieder reinzuwaschen, und stützte sich mehr auf das einschränkende Prinzip des Wahlkönigtums als auf jenes einer absoluten Monarchie. Er war also von Gesinnung wie aus Bedürfnis ein konstitutioneller König. Bei seiner Thronbesteigung wurden grosse Worte gebraucht. «Dies ehrenwerte englische Reich, der reichste Fleck der ganzen Erde», sagte Erzbischof Arundel, «ist durch den Rat von Kindern und Witwen der Vernichtung anheimgefallen. Nun hat uns Gott einen klugen, besonnenen Mann als Regenten geschickt, der mit Gottes Hilfe von den Weisen und Alten des Reiches gelenkt und beraten sein wird.»

«Die Angelegenheiten des Königreichs obliegen uns», sagte der Erzbischof. Heinrich sollte nicht aus eigenem Willen noch aus «eigenwilligem Zweck oder alleiniger Meinung, sondern auf allgemeinen Rat, Beschluss und allgemeine Weisung» handeln. Hier erkennen wir einen bemerkenswerten Fortschritt. Man darf jedoch das Parlament nicht nur als einen Born der Weisheit und der Tugend betrachten. Das Instrument hatte keine sichere Grundlage. Es konnte aufgelöst oder beeinflusst werden. Viele Parlamente jener Epoche erhielten Beinamen: «Das gute Parlament», «Das verrückte Parlament», «Das unbarmherzige Parlament» waren noch in lebhafter Erinnerung. Überdies ging der Einsatz, um den im Spiel um die Macht unter den grossen Adligen gerungen wurde, weit über das hinaus, was gewöhnliche Sterbliche riskieren wollten. Wer konnte voraussagen, ob nicht ein plötzlicher Aufschwung des Adels die ganze Struktur, auf der dieser basierte, zum Einsturz bringen würde? Da jeder Machtwechsel von grausamen Racheakten an den Besiegten begleitet war, entstand bei den Commons der sehr solide und nachhaltige Wunsch, die grossen Herren sich gegenseitig nach Gutdünken das Genick brechen zu lassen. Deshalb zogen es die Commons, die zwar tatkräftig handelten, auch vor, sich lieber auf Petitionen als auf Resolutionen zu verlassen und damit die Verantwortung endgültig der höchsten Herrscherschicht zuzuschieben.

Um sich weiterhin zu sichern, baten sie den König, keine Rückschlüsse aus ihren Debatten oder aus der Rolle zu ziehen, die einzelne Mitglieder dabei spielten, sondern vielmehr die Entscheidung des gesamten Hauses abzuwarten. Sie versteiften sich hartnäckig auf den Grundsatz: «Zuerst die Beschwerden, dann die Bewilligung von Geldmitteln.» Und obwohl Heinrich sich weigerte, diesen Anspruch anzuerkennen, wurde er finanziell so kurzgehalten, dass er in

der Praxis weitgehende Zugeständnisse machen musste. Somit wurde zu jener Zeit die parlamentarische Macht über die Finanzen erheblich gefestigt. Nicht nur, dass die Stände das Geld durch Festsetzung der Steuern herbeischafften, sie begannen auch die Ausgaben zu kontrollieren und verlangten von den hohen Staatsbeamten Rechenschaftsberichte. Kein König hatte sich je zuvor etwas Ähnliches gefallen lassen müssen. Alle hätten sie das als eine anmassende Einmischung in ihre Prerogative zurückgewiesen. Diese grossen Fortschritte in der englischen Politik waren ein Charakteristikum der Lancaster-Herrschaft und eine natürliche Folge der Notwendigkeit, ihren Anspruch auf den Thron mit Hilfe der öffentlichen Meinung und der verfassungsmässigen Macht zu festigen. Das Parlament scheint in dieser frühen Epoche jedenfalls in einem Ausmass Boden gewonnen zu haben, das es bis zum 17. Jahrhundert nicht wieder erreichen sollte.

Aber obwohl die geistlichen und weltlichen Stände den Herrscher nicht nur gewählt, sondern sogar die Thronfolge vorgeschrieben zu haben schienen und die Geschichte jener Jahre Präzedenzfälle schuf, welche die Rechtsgelehrten der Stuart-Zeit sorgfältig studierten, darf die tatsächliche Macht des Parlaments zu jener Zeit nicht überschätzt werden. Die Usurpation Heinrichs IV., die Gründung eines rivalisierenden Königshauses in der Person Eduards IV., die Absetzung Eduards V. durch seinen Onkel – das alles waren Akte feudaler Willkür und Rebellion, die durch erläuternde Gesetze gedeckt wurden. Das Parlament war weder der Urheber noch die mächtige wirkende Kraft jener Wechsel, sondern nur der empfindsame Seismograph, der diese Folgen kriegerischer und adliger Machtkämpfe registrierte. Es gab keine freien Wahlen: die kleinen Stadtbezirke (Pocket Borough) waren im 15. Jahrhundert ebenso üblich wie im 18., und das Parlament diente nur als Werkzeug und Siegel der Partei, die gerade an der Macht war. Nichtsdestoweniger war, wenn auch auf Heinrichs Betreiben, durch das Parlament verfügt worden, dass die Krone auf den ältesten Sohn des Königs und danach auf dessen männliche Nachkommen übergehen sollte. So wurde der englische Brauch abgeschafft, indem man eine ältere weibliche Linie ausschloss. Zwar untersagte diese Erklärung die weibliche Thronfolge nicht offiziell, aber in der Praxis wurde es lange Zeit so gehalten.

Doch in einem Punkt, der teils soziale, teils religiöse Fragen berührte, stimmten König und Parlament vollkommen überein. Die Forderung der Lollarden

nach einer Kirche, die gereinigt war, weil sie all ihrer weltlichen Güter ledig wurde, konnte nicht die Zustimmung des Klerus finden. Er widersetzte sich erzürnt und nachdrücklich. Die Lehren der Lollarden waren tief in die Gemüter nicht nur der ärmeren Bürger, sondern auch des kleinen Adels im ganzen Land eingedrungen. Im Wesentlichen waren sie zunächst eine Anklage gegen die Kirche, dann aber auch gegen die Reichen. Nun versuchten die Lollarden den weltlichen Adel für sich zu gewinnen, indem sie darauf hinwiesen, wie mühelos man sich aus den ungeheuren Schätzen der Kirche Geldmittel für einen kontinentalen Krieg verschaffen könnte. Aber dieser Vorschlag fand kein Gehör. Die Lords wussten, dass ihre eigenen Besitzungen auf keinen festeren Rechten begründet waren als jene der Kirche. Daher verbündeten sie sich mit dem Klerus in der Verteidigung ihres Besitzes. Gegen die Lollarden wurden nun äusserst strenge Gesetze erlassen. Der König erklärte in vollem Einverständnis mit den Ständen, dass er die Ketzerei mit aller Macht ausrotten wolle. 1401 bestrafte ein furchtbares Gesetz, *De Heretico Comburendo*, rückfällige Ketzer mit dem Tod auf dem Scheiterhaufen und überliess deren Aburteilung ausschliesslich der Kirche, wobei die Sheriffs die Strafe in deren Namen vollziehen mussten, ohne dem Angeklagten zu gestatten, an die Krone zu appellieren. So machten Orthodoxie und Besitz gemeinsame Sache und gingen Hand in Hand.

Aber die Stände waren der Meinung, dass ihre vordringlichste Sicherheitsmassnahme die Ausrottung der unterlegenen Partei sein müsse. Sie waren die hitzigsten Feinde Richards und jener, die ihm die Treue gehalten hatten. Heinrich wäre vielleicht in der Lage gewesen, diese Flut feiger Rachsucht einzudämmen, wäre nicht eine Reihe düsterer Ereignisse eingetreten. Er und die meisten Mitglieder seines Hofes erkrankten schwer nach dem Genuss gewisser Speisen, und man vermutete einen Giftmordversuch. Die bereits unzufriedenen Waliser verfochten unter der Führung von Owen Glendower Richards Interesse. Die langsamen Nachrichtenmittel ermöglichten einer Streitmacht, das Land zu verwüsten, während die andere Seite noch kaum wusste, was geschehen war. Nun trat diese ihrerseits in Aktion. Fünf der sechs früheren Lords Appellant, die sich zurückgesetzt fühlten, schmiedeten gemeinsam mit den Freunden Richards II.

ein Komplott mit dem Ziel, den Thronräuber in Windsor gefangenzunehmen. Heinrich gelang es, nach seiner Genesung von der geheimnisvollen Krankheit, bei einem einsamen Ritt auf gefährlichen Strassen der Falle zu entgehen. Aber in verschiedenen Teilen des Landes kam es zu bewaffneten Aufständen. Die Unerbittlichkeit, mit der diese unterdrückt wurden, erstreckte sich bis in die höchsten Regierungskreise. An manchen Orten verband sich die Bevölkerung mit den Regierungstreitkräften. In Cirencester enthaupteten die Einwohner Lord Lumley und die Grafen von Kent und Salisbury, von denen letzterer ein Lollarde war. Der Verschwörung fehlte es an wirksamer Unterstützung. Heinrichs barmherzige Natur konnte die Vergeltungsmassnahmen seiner Mitstreiter nicht mildern. In der Tat war innerhalb eines Jahres seine Popularität durch seine scheinbare Schwäche gegenüber Rebellion und Mord beinahe verlorengegangen. Dennoch müssen wir uns darüber im Klaren sein, dass er tapferer und stärker war als jene grausamen Persönlichkeiten, die ihm unterstanden.

Die fehlgeschlagene Revolte und der Bürgerkrieg, den man nach Richards Sturz um seinetwillen begann, sollten diesem verhängnisvoll werden. Seine Person war von einer Aura der Unantastbarkeit umgeben, die alles Zeremoniell und die ganze konstitutionelle Prozedur der Thronerhebung seines Nachfolgers nicht zerstören konnten. Der Gefangene in Pontefract Castle war Gegenstand grösster Sympathie seiner Anhänger wie auch der unterdrückten Massen. Und das wurmte und bedrückte die Partei, die an der Macht war. Im Februar des Jahres 1400 wurde Richards Tod bekanntgegeben. Ob man ihn verhungern liess oder ob er, wie die Regierung andeutete, in den Hungerstreik trat, oder ob noch krasere Methoden angewandt wurden, werden wir nie erfahren. Die Mauern von Pontefract haben ihr Geheimnis bewahrt. Aber durch ganz England ging die Mär, er sei entflohen und erwarte im Verborgenen die Stunde, da er dem einfachen Volk seine Rechte verschaffen könne.

All dies stand nun gegen Heinrich Bolingbroke. Immer wieder wurden Mordanschläge gegen ihn unternommen. Die Schwierigkeiten mit den Walisern verschärften sich zu einem nationalen Aufstand. Owen Glendower, ein bemerkenswerter Mann von beachtlicher Bildung, schürte den Krieg, der bis 1409 die englische Szene beherrschte, immer weiter. Ausserdem musste der König unentwegt gegen die Schotten kämpfen. Es heisst, nach sechs Jahren derartiger Zer-

mürbungen sei seine angeborene Grosszügigkeit erschöpft gewesen, und er habe sich die grausame Einstellung seiner Anhänger und seines Parlaments zu eigen gemacht. Es ist wohl möglich, dass dem so war.

Sein ernsthaftester Konflikt war der mit den Percys. Diese Herren an der nördlichen Grenze, der alte Graf von Northumberland und sein feuriger Sohn Heissporn, hatten beinahe drei Jahre lang England allein und fast ausschliesslich auf eigene Kosten gegen die Schotten verteidigt. Ausserdem hielten sie wichtige Gebiete in Nordwales für den König. Sie konnten diese Last nicht länger allein tragen. Nun forderten sie eine Begleichung der Rechnung. Der Graf präsentierte eine Schuldforderung über 60'000 Pfund. Der König, der sich in bitterer Armut befand, konnte nur 40'000 Pfund anbieten. Dem allem liegt eine lange Geschichte zugrunde. Die Percys hatten bei Heinrichs Thronbesteigung eine wesentliche Rolle gespielt; aber Edmund Mortimer, Heisssporns Schwager, hatte sich dem rebellischen Glendower angeschlossen, und die Familie stand nun unter Verdacht. Sie besass eine grosse, unabhängige Macht, und eine feindselige Spannung war wohl unvermeidlich. Heissporn gab das Signal zum Aufstand. Aber am 21. Juli 1403 überwältigte Heinrich ihn bei Shrewsbury und erschlug ihn in einer kurzen, heftigen Schlacht. Der alte Graf, der seinem Sohn zu Hilfe eilte, wurde zur Kapitulation gezwungen, und man gewährte ihm grosszügig Pardon. Das Parlament bemühte sich, ihn von allen Anklagen des Hochverrats und der Rebellion freizusprechen und ihn lediglich des Landfriedensbruchs für schuldig zu erklären. Diese Milde hatte ihren Grund zweifellos in der Notwendigkeit, die Grenze zu schützen, und im Mangel an allen anderen Möglichkeiten, sich gegen die Schotten zu verteidigen. Der Graf wandte sich daher seiner Aufgabe wieder zu, die ihm eine Führerstellung an der Spitze starker Streitmächte sicherte.

Aber zwei Jahre später rebellierte er, die Erinnerung an den Tod seines Sohnes im Herzen, von Neuem, und diesmal zog die Verschwörung weite Kreise. Seine Hauptverbündeten waren Erzbischof Scrope von York und Thomas Mowbray, Graf von Nottingham. Das Ziel des Aufstands war eine Reform, und man stellte alle subjektiven Gründe zurück. Wiederum marschierte Heinrich nordwärts, und wiederum war er erfolgreich. Northumberland wurde über die Grenze gejagt, wo er einige Jahre lang eine Bedrohung darstellte. Scrope und Mowbray fielen in die Hände von Offizieren des Königs, und trotz der Bitten

des Erzbischofs von Canterbury liess Heinrich es zu, dass sie nach einem Schnellverfahren enthauptet wurden. Diese Exekution rief im ganzen Land tiefes Entsetzen hervor, und viele verglichen sie mit dem Mord an Thomas Becket. Um diese Zeit begann der König zu kränkeln. Es heisst, er sei mit Lepra geschlagen gewesen, und man schrieb dies dem göttlichen Zorn zu. Die Diagnose zumindest war falsch. Er hatte eine entstellende Hautkrankheit und ein Herzleiden, das sich in Ohnmachtsanfällen und Trancezuständen äusserte. Körperlich war er ein gebrochener Mann. Von nun war seine Regierung nicht nur ein Kampf mit dem Leben, sondern auch mit dem Tod.

Noch gelang es ihm, im Waliser Krieg zu siegen, und Owen Glendower wurde in seine Berge zurückgedrängt. Aber das Parlament zog grosse Vorteile aus der bedrängten Lage des Königs. Heinrich sah seine Sicherheit nur noch im Nachgeben. Er ordnete sich und seine Regierungslasten mit der konstitutionellen Rücksichtnahme eines heutigen Souveräns den Ständen unter. Sie setzten ihm hart zu und vergällten ihm auf jede Weise das Dasein. Alle Fremden einschliesslich der beiden Töchter der Königin sollten des Landes verwiesen werden. Der König musste einen Rat ernennen, dem auch die parlamentarischen Führer angehörten. Die Abrechnungen der Regierungsausgaben wurden einer Prüfung durch das Parlament unterzogen. Des Königs persönlicher Hofstaat wurde auf wenig freundliche Weise gesiebt und neu zusammengestellt. Der neue Rat forderte sogar noch weitgehendere Machtbefugnisse. Der König verpflichtete sich, nur noch nach dessen Anweisungen zu regieren. Durch dieses Zugeständnis wurde Heinrich der geringste aller Könige; aber er hatte eine erfüllbare Aufgabe auf andere abgewälzt. Diese hatten nun die Vorwürfe und die Mühe zu tragen. Sie sollten sich immer mehr des Vertrauens als unwürdig erweisen.

Nun trat eine neue Figur auf den Schauplatz. Heinrichs ältester Sohn, der Prinz von Wales, zeigte bereits ungewöhnliche Kraft und Fähigkeiten. Er hatte den Angriff gegen Heisssporn bei Shrewsbury geführt. Er hatte in Wales Erfolge errungen. Erst nach Glendowers endgültiger Niederlage konnte sich Prinz Heinrich unbehindert grösseren politischen Intrigen zuwenden. Als seines Vaters Gesundheit dahinschwand, wurde er zu allen Staatsgeschäften hinzugezogen.

Er übernahm alle Pflichten und suchte nach neuen. Seine Anhänger, vor allem seine Stiefonkel, die drei Brüder Beaufort, drängten ihn, die Regierung aus den versagenden Händen eines Kranken zu nehmen; und so forderte er, der König möge zu seinen Gunsten abdanken. Aber Heinrich Bolingbroke wies trotz seiner Gebrechlichkeit dieses Ansinnen empört zurück. 1411 kam es zu einer ersten Unterredung zwischen Vater und Sohn in Westminster. Die Parteigänger des Königs scheinen entweder zahlreicher oder entschlossener gewesen zu sein. Der Prinz zog sich beschämt zurück. Er wurde als Präsident des Rates abgesetzt, und seine Anhänger wurden aus ihren Ämtern entlassen. Er zog sich in ein Versteck zurück. Seine Gegner beschuldigten ihn sogar, die Löhnung der Besatzung von Calais veruntreut zu haben. Er wies dies aufs Entschiedenste zurück. Es besteht aber kein Zweifel daran, dass der sterbende Souverän mit zuckenden Händen noch immer die Zügel der Macht umklammerte. Eine Zeitlang hielten sich Missregierung und Altersschwäche erfolgreich auf dem Thron. 1412, als der König nicht mehr gehen und kaum mehr reiten konnte, hielt ihn der Rat nur mit Mühe davon ab, den Befehl über die Truppen in Aquitanien zu übernehmen. Er kränkelte während des ganzen Winters, sprach von einem Kreuzzug, berief im Februar das Parlament ein, konnte aber keine Verhandlungen mehr führen. Im März erlitt er in der Westminster-Abtei, wo er sein Gebet verrichtete, einen längeren Anfall, von dem er sich kaum erholte. Am 20. März 1413 starb er im Jerusalem-Zimmer.

So zeigen uns Leben und Regierung König Heinrichs IV. wieder, wie eitel aller Ehrgeiz ist und wie bitter der Ruhm, der seinen Erfolg krönt. Er hatte Unrecht zu vergelten und ein Anliegen, für das zu kämpfen sich lohnte. Im Anfang hatte er kaum gewagt, nach der Krone zu trachten; aber er hatte alles aufs Spiel gesetzt, um sie zu erringen. Als er sie besass, merkte er, dass sie drückte. Nicht nur körperlich, auch seelisch ging er unter ihrem Gewicht in die Knie. Die Jahre des Triumphes waren für ihn Jahre des Kummers und der Sorge. Aber niemand kann behaupten, seine Handlungsweise sei unvernünftig oder ungerecht gewesen, oder das Volk habe ihn nicht anerkannt. Bei seinem Tod bestieg eine Persönlichkeit von grossem historischem Massstab, die schon lange nach der Macht getrachtet hatte, widerspruchslos den Thron, von dem aus nicht nur England, sondern sehr bald auch der grösste Teil der ganzen Christenheit regiert werden sollte.

KAPITEL III

DAS REICH HEINRICHS V.

Ein schimmernder Glanz fällt auf die dunkle, unruhige Geschichte des mittelalterlichen England. Mit sechszwanzig Jahren war Heinrich V. König. Er fühlte sich seines Titels so sicher, wie sein Vater es nie getan hatte. Seine Jugend hatte er in Feldlagern und im Rat verbracht; während seines Vaters Verfall hatte er fünf oder sechs Jahre lang mit Unterbrechungen die Regierungsgeschäfte geführt. Die romantischen Geschichten von seiner lärmenden Jugend und von der plötzlichen Wandlung zu Ernst und Tugend, sobald er vor eine hohe Verantwortung gestellt wurde, dürfen wir nicht allzu ernst nehmen. Es ist wohl möglich, dass er «in seiner Jugend ein eifriger Anhänger des Müssiggangs war, eine grosse Neigung zur Musik zeigte und sich von den Fackeln der Venus entflammen liess». Wenn er aber dem schäumenden Überfluss seiner Natur nachgegeben hatte, so war dies nur zum Zeitvertreib geschehen; denn seit seiner Knabenzeit hatten ihn ernste Geschäfte in Atem gehalten.

In dem aufblühenden Reich mit seinem kränkenden König, seinem bitteren Parteienzwist und seinen heftigen sozialen und religiösen Unruhen hatten aller Augen immer wieder auf ihm geruht; und nachfolgende Generationen haben nur selten daran gezweifelt, dass er nach den Massstäben seiner Zeit all das verkörperte, was man von einem König erwartet. Es heisst, er habe ein längliches Gesicht gehabt mit einer geraden, langen Nase, lebhaftes Farben, dunkles, glattes Haar und leuchtende Augen, die, wenn man ihn nicht reizte, sanft wie die Augen einer Taube waren, im Zorn aber denen eines Löwen glichen. Er war schlank von Gestalt, doch wohlgeformt, stark und aktiv. Seine Veranlagung war orthodox, ritterlich und gerecht. Er bestieg den Thron in einem Augenblick, da England durch Fehden und Streitigkeiten zermürbt war und sich nach Einigkeit und Ruhm sehnte. Er führte die Nation aus innerer Zerrissenheit zu auswärtigen Eroberungen; und er träumte, vielleicht mit einem gewissen Recht davon, das

ganze westliche Europa in einem ruhmvollen Kreuzzug anzuführen. Plötzlich neigten Rat wie Parlament zu einem Krieg mit Frankreich. Wie selbst damals in England üblich, kleideten sie diese Absicht in gegenteilige Phrasen. Die Lords sagten, sie wüssten genau, «dass der König nichts unternehmen wird, was nicht zum Ruhm Gottes ist, und vermeiden wird, christliches Blut zu vergiessen; zieht er in den Krieg, so tut er das, um seine Rechte zu behaupten, nicht aus Willkür». Bischof Beaufort eröffnete das Parlament von 1414 mit einer Predigt, welcher die Texte «Suchet die Wahrheit bis zum Tode» und die Mahnung «Lasset uns Gutes tun allen, solange es Zeit ist» zugrunde lagen. Damit war eine rasche Invasion in Frankreich gemeint.

Daraufhin stellten die Commons grosszügig Mittel zur Verfügung. Der König seinerseits erklärte, dass ohne ihre Zustimmung kein Gesetz verabschiedet werden solle. Eine Welle der Versöhnung überschwemmte das Land. Der König gab Generalpardon. Er trachtete danach, die Dinge der Vergangenheit ungeschehen zu machen. Er verhandelte mit den Schotten wegen der Auslieferung von Heisssporns Sohn und gab diesem die Grafschaft Northumberland wieder zurück. Er überführte den Leichnam oder den angeblichen Leichnam Richards II. nach London und setzte ihn unter Gepränge und feierlichem Zeremoniell in der Westminster-Abtei bei. Eine Verschwörung, die sich am Vorabend seines Aufbruchs in den Krieg gebildet hatte, wurde offenbar mühelos und unter allgemeinem Beifall unterdrückt, und die Enthauptungen hielten sich in Grenzen. Insbesondere verschonte er seinen Vetter, den jungen Earl of March, der als Gegenkönig aufgestellt worden war und dessen Familie später noch viele Grausamkeiten verüben sollte.

Während des ganzen Jahres 1414 war Heinrich V. mit Vorbereitungen für den Krieg zu Lande und zur See beschäftigt. Er reorganisierte die Flotte. Statt, wie üblich, in der Hauptsache private Schiffe zu übernehmen und zu bemannen, baute er wie Alfred viele Schiffe für die königliche Flotte. Er besass mindestens sechs «grosse Schiffe» und etwa 1'500 kleinere Begleitschiffe. Das Expeditionsheer war mit besonderer Sorgfalt ausgesucht und ausgebildet worden. Herz und Rückgrat der Armee waren, wenn auch üblicherweise wegen des Langbogens zu Fuss gekämpft wurde, sechstausend Bogenschützen, von denen die Hälfte berittene Infanterie waren, zusammen mit 2500 Adligen, ritterlichen

und anderen gewichtigen geharnischten Kriegern, deren jeder zwei bis drei Begleiter hatte. 1407 wurde Herzog Ludwig von Orleans, der führende Kopf am Hof des törichten Königs Karl VI., auf Veranlassung des Herzogs von Burgund ermordet, und die Fehde zwischen den beiden Parteien, die Frankreich spaltete, nahm höchst bedrohliche Formen an. Diesem Umstand hatte der verstorbene König von England die verhältnismässig friedliche Zeit seiner letzten Regierungsjahre verdankt, da er von aussen her keine Gefahr zu fürchten hatte. Bei der Thronbesteigung Heinrichs V. hatten die Orleanisten in Frankreich die Oberhand gewonnen und die Oriflamme gegen den Herzog von Burgund erhoben. Heinrich verband sich natürlich mit den Burgundern als der schwächeren Partei, die sich in ihrer Verzweiflung bereit erklärten, ihn als König von Frankreich anzuerkennen. Als er die englische Streitmacht über den Kanal führte, um den langen Rachezug für Herzog Wilhelms Expedition fortzusetzen, konnte er mit der Unterstützung des grössten Teils jener Bevölkerung rechnen, deren Nachfahren heute das französische Volk ausmachen. Die aus etwa 10'000 Soldaten bestehende englische Armee segelte am 11. August 1415 mit einer Flotte kleiner Schiffe nach Frankreich und landete unbehindert an der Seinemündung. Harfleur wurde belagert und Mitte September erobert. Der König zeichnete sich allen voran durch Kühnheit aus.

Noch einmal stürmt, noch einmal, liebe Freunde!

Sonst füllt mit toten Englischen die Mauer!

In dieser Stimmung forderte er nun den Dauphin auf, den Krieg durch einen Zweikampf zu beenden. Das Angebot wurde abgelehnt. Die Unbilden der Belagerung und Krankheiten, die in jenen mittelalterlichen Feldlagern reiche Ernte hielten, hatten dem englischen Expeditionsheer bereits stark zugesetzt. Nun stand die Hauptmacht Frankreichs im Feld. Am 5. Oktober empfahl der Kriegsrat den Rückzug über den Kanal.

Der König jedoch liess eine Besatzung in Harfleur, schickte mehrere tausend Kranke und Verwundete nach Hause und beschloss, mit etwa 1'000 Rittern und Bewaffneten und 4'000 Bogenschützen auf einem Hundertmeilenmarsch längs der französischen Küste seine Festung in Calais zu erreichen, wo ihn seine Schiffe erwarten sollten. Alle Umstände dieser Entscheidung weisen darauf hin, dass er den Feind zu einer Schlacht herausfordern wollte. Dies sollte ihm

auch gelingen. Er hatte beabsichtigt, über Fécamp und Dieppe zu marschieren, um dann die Somme bei Blanchetaque zu überqueren, wie dies sein Urgrossvater vor Crécy getan hatte. Auf Grund einer Falschmeldung, die besagte, der Übergang befände sich in der Hand des Feindes, ging er nach Abbeville, aber dort waren die Brücken eingerissen. Er musste die Somme aufwärts bis oberhalb von Amiens nach Boves und Corbie marschieren und konnte erst bei der Furt von Bethencourt übersetzen. Alle diese Namen sind unserer Generation sehr geläufig. Am 20. Oktober schlug er bei Peronne sein Lager auf. Er befand sich jetzt tief in Frankreich. Nun war der Dauphin an der Reihe, ihm die grimmen Höflichkeiten eines ritterlichen Kriegs zu erweisen. Französische Herolde kamen in das englische Lager und erkundigten sich im beiderseitigen Interesse, welche Marschroute seine Majestät nun einzuschlagen gedenke. «Unser Weg führt direkt nach Calais», lautete Heinrichs Antwort. Das war keine grosse Neuigkeit, blieb ihm doch gar keine andere Wahl. Die französische Armee, die sich bereits durch eine Rechtsdrehung vor seine Front geschoben hatte, zog sich vor seiner Vorhut hinter den Fluss Canche zurück. Heinrich, der über Albert, Frévent und Blangy marschierte, erfuhr, dass der Feind in 'offenkundig gewaltiger Übermacht vor ihm stand. Nun musste er sich durchschlagen, untergehen oder sich ergeben. Als einer seiner Offiziere, Sir Walter Hungerford, klagte:

O hätten wir nun hier
Nur ein Zehntausend von dem Volk in England,
das heut' ohn' Arbeit ist!

wies ihn der König zurecht und richtete seinen Mut wieder auf durch die Rede, der Shakespeare unsterbliche Form verliehen hat:

Zum Tode ausersehen, sind wir genug
Zu unsres Lands Verlust; und wenn wir leben,
Je klein're Zahl, je grössres Ehrenteil.

«Glaubt ihr nicht», sagte er tatsächlich, «dass der Herr mit dieser Handvoll Männer den Stolz der Franzosen vernichten kann?»¹ Er und «die Handvoll Männer» lagerten unter Wahrung tiefsten Schweigens und schärfster Disziplin die Nacht über im Dorf Maisoncelles. Das französische Hauptquartier befand

¹ *Gesta Henrici V.*, English Historical Society, herausg. von B. Williams.

sich in Agincourt; es heisst, dort sei es hoch hergegangen, und man habe die Gefangenen, die man machen wollte, bereits ausgewürfelt.

Der englische Sieg von Crécy wurde unter grössten Schwierigkeiten aus der Verteidigung heraus gewonnen. Poitiers war ein Gegenstoss. Agincourt gilt als die heroischste Schlacht zu Lande, die England jemals ausgefochten hat. Es war ein vehementer Angriff. Die Franzosen, deren Zahl man auf etwa 20'000 schätzt, waren in drei Schlachtreihen aufgestellt, deren einer Teil beritten blieb. Mit berechtigtem Zutrauen erwarteten sie den Ansturm eines Heeres, das über weniger als ein Drittel ihrer eigenen Stärke verfügte und, weit von zu Hause und viele Tagemärsche vom Meer entfernt, siegen oder sterben musste. Auf einem kleinen, grauen Pferd, die mit Juwelen reich geschmückte Krone auf dem Helm und den königlichen Umhang mit Leoparden und Lilien um die Schultern gelegt, formierte der König seine Truppen. Die Bogenschützen wurden in sechs keilförmigen Verbänden aufgestellt, deren jeden eine Einheit Bewaffneter verstärkte. Noch im letzten Augenblick versuchte Heinrich, eine derart verzweifelte Schlacht zu vermeiden. Herolde gingen und kamen. Er erbot sich, Harfleur und alle Gefangenen auszuliefern, wenn man ihm den Weg nach Calais freigäbe. Der französische Fürst erwiderte, er müsse auf die Krone Frankreichs verzichten. Nun beschloss Heinrich, das Äusserste zu wagen. Das gesamte englische Heer, einschliesslich des Königs, sass ab und schickte die Pferde nach hinten. Kurz nach elf Uhr am 25. Oktober, am St.-Crispinus-Tag, gab er den Befehl: «Im Namen des allmächtigen Gottes und des heiligen Georg! Hoch das Banner, zur besten Zeit des Jahres! Heiliger Georg, dies ist dein Tag, hilf uns!» Die Bogenschützen neigten sich vor Gott, küssten die Erde, und laut «Hurra, Hurra! Heiliger Georg und gutes, altes England!» rufend, stürmten sie bis auf dreihundert Meter vor die dichte Masse der gegnerischen Front. Sie rammten ihre Pfähle in den Boden und spannten die Sehnen.

Die Franzosen waren wieder einmal nicht weit genug auseinandergezogen. Sie standen in drei dichten Reihen, und weder ihre Armbrustschützen noch ihre Artillerie konnten wirksam eingesetzt werden. Nun bewegten sie sich ihrerseits unter dem Pfeilregen den Abhang hinunter und stapften schwerfällig über einen gepflügten Acker, der bereits zu Morast zertrampelt war. Da sie immer noch dreissig Mann tief gestaffelt waren, glaubten sie fest, die Front durchbrechen

zu können. Aber wiederum vernichtete der Langbogen alles, was vor ihm auf-tauchte. Berittene wie Fussvolk sanken zu Boden; ein weitgezogener Haufe bewaffneter Toter und Verwundeter bedeckte den Boden, über den die Verstärkungen tapfer, aber vergebens vorwärts stolperten. In diesem hochbedeutsamen Augenblick schulterten die Bogenschützen ihre Schusswaffe und fielen, mit dem Schwert in der Hand, über die wankenden Schwadronen und aufgelösten Massen her. Da wälzte sich der Herzog von Alençon mit der gesamten zweiten Front nach vorne, und es kam zu einem verbissenen Nahkampf, in welchem der französische Fürst Humphrey von Gloucester eigenhändig niederzwang. Der König eilte seinem Bruder zu Hilfe und wurde durch einen gewaltigen Schlag zu Boden geworfen. Trotzdem fand Alençon den Tod, und die zweite französische Linie wurde durch die englischen Ritter und die berittene Miliz im Nahkampf geschlagen. Gleich der ersten zog sie sich zurück und hinterliess eine grosse Anzahl unverwundeter und eine noch grössere Anzahl verwundeter Gefangener in den Händen der Angreifer.

Nun geschah etwas Furchtbares. Die dritte, immer noch unversehrte französische Linie war über die ganze Front verteilt, und die Engländer befanden sich nicht mehr in einer regelrechten Schlachtordnung. In diesem Augenblick bra-chen die französischen Schlachtenbummler und Bauern, die sich in der Nähe der englischen Nachhut herumgetrieben hatten, plündernd in das englische Lager ein und raubten des Königs Krone, seine Gewänder und das Grosssiegel. Der König, der einer überlegenen und noch ungebrochenen Streitmacht gegen-überstand und sich von hinten angegriffen glaubte, gab den grauenvollen Befehl, die Gefangenen niederzumachen. So starb die Blüte des französischen Adels, der sich in der Hoffnung, als Geiseln verschont zu werden, grossenteils ergeben hatte. Nur die Höchstgestellten blieben am Leben. Diese grauenhafte Verzweiflungstat, aus dem Augenblick geboren, kann nur als eine solche ent-schuldigt werden. Überdies sollte sie sich als unnötig herausstellen. Der Tumult im Rücken der Kampflinie wurde rasch niedergeschlagen, aber erst, als das Gemetzel beinahe beendet war. Die dritte französische Linie zog sich vom Schlachtfeld zurück und unternahm keinerlei Versuch mehr, den Kampf ernst-haft wiederaufzunehmen. Für Heinrich, der bei Tagesanbruch erklärt hatte: «Nie soll England wegen dieses Tages Lösegeld für mich bezahlen»¹, stand

¹ *Chronicles of London*, herausg. v. C. L. Kingsford, S. 119.

nun die Strasse nach Calais offen. Aber weit mehr noch: er hatte im offenen Kampf und bei einem Kräfteverhältnis von weniger als 1:3 das bewaffnete Rittertum Frankreichs entscheidend geschlagen. In zwei, höchstens drei Stunden hatte er die Leichen der Gefallenen und die Willenskraft der französischen Monarchie auf der Walstatt gelassen.

Nachdem er nach dem Namen des benachbarten Schlosses gefragt und befohlen hatte, die Schlacht solle nach Agincourt benannt werden, machte sich Heinrich, knapp an Proviant, aber von den zahlenmässig immer noch überlegenen Franzosen unbelästigt, auf den Weg nach Calais. Nach kaum fünf Monaten seit seiner Abreise von England kehrte er nach London zurück und hatte vor ganz Europa die französische Macht durch eine Waffentat vernichtet, die, ganz gleich, wie man sie betrachtet, als unübertroffen angesehen werden muss. Im Triumphzug ritt er durch die Strassen Londons und stellte die Beute und die Gefangenen dem begeisterten Volk zur Schau. Er selbst trug ein einfaches Gewand und untersagte, seinen «zerbeulten Helm und sein verbogenes Schwert» der bewundernden Menge zu zeigen, «da sie sonst vergessen könne, dass der Ruhm allein Gott gebühre». Der Sieg von Agincourt machte ihn zur bewundertsten Figur Europas.

Als der Kaiser des Heiligen Römischen Reichs, Sigismund, 1416 London einen Besuch abstattete, um einen Frieden zu erwirken, erkannte er Heinrich als König von Frankreich an. Aber nun folgten lange und kostspielige Feldzüge und Belagerungen, welche die Geldmittel der Insel erschöpften und die Kriegsbegeisterung allmählich abkühlten. 1417 überquerte ein noch grösseres Expeditionsheer den Kanal. Nach langer, zäher Belagerung fiel Caën und in der Normandie eine französische Festung nach der anderen. Nach grauenhaften Massakern in Paris unter Führung der Burgunder ermordeten hitzköpfige Anhänger des Dauphins 1419 den Herzog von Burgund in Montereau und besiegelten durch diese Tat das Bündnis zwischen Burgund und England. Das orleanistische Frankreich hatte nicht nur eine Schlacht, sondern einen ganzen Krieg verloren. Im Mai 1420 erkannte Karl VI. durch den Vertrag von Troyes Heinrich im Falle seines Todes als Erben des französischen Königreichs und als Regenten zu seinen Lebzeiten an. Der englische König regierte mit Hilfe eines französischen Rats und trachtete danach, alle alten Rechte zu wahren. Die Normandie sollte seiner uneingeschränkten Oberhoheit unterstehen, in dem

Augenblick aber, da er den französischen Thron bestieg, Frankreich einverleibt werden. Man verlieh ihm den Titel «König von England und Erbe von Frankreich». Um diese Triumphe zu bestätigen und zu bekräftigen, heiratete er Karls Tochter Katharina, eine unscheinbare Prinzessin, die ihm einen Sohn gebar, der lange über künftiges englisches Elend herrschen sollte.

Es war, sagt Ranke, «eine höchst ausserordentliche Stellung, welche Heinrich V. nun einnahm! Die beiden grossen Reiche, von denen jedes allein sich früher oder später vermessen hat, die Welt zu beherrschen, sollten ohne ineinander aufzugehen, doch unter ihm und seinen Nachfolgern auf immer vereinigt bleiben ... Burgund war durch Bande des Blutes und durch gemeinschaftliche Feindschaft an ihn gebunden.»¹

Er veranlasste Königin Johanna von Neapel, seinen ältesten Bruder als Sohn und Erben zu adoptieren. Der König von Kastilien und der Erbe von Portugal waren Nachkommen der Schwestern seines Vaters. Kurz nach seinem Tod heiratete sein jüngster Bruder, Humphrey von Gloucester, Jacqueline von Holland und Hennegau, die ausserdem noch andere Ländereien besass. «Die Genealogien des südlichen und westlichen Europa mündeten gleichsam in das Haus Lancaster und liessen das Haupt desselben als ihr gemeinschaftliches Haupt erscheinen.» Es bedurfte offenbar nur eines Kreuzzugs, einer grossen, heiligen, gemeinsamen Sache gegen die andrängende Macht der Ottomanen, um die Bande zu schmieden, die zumindest für einen gewissen Zeitraum Europa unter einem Engländer hätten einigen können. Das abermalige Aufflackern der Streitigkeiten zwischen England und Frankreich verbrauchte mächtige Truppenkontingente, die man zur Verteidigung des Christentums gegen die türkische Bedrohung hätte verwenden können.

Dies war das bisher kühnste Wagnis der Insel in Europa. Heinrich V. war kein Feudalherrscher alten Stils mit einem Klasseninteresse, das sich über alle sozialen und territorialen Schranken hinwegsetzte. Sein Gesichtspunkt war rein national. Er war der erste König, der sich in seinen Briefen und Frontberichten der englischen Sprache bediente; seine Siege wurden von englischen Truppen erfochten; seine Politik wurde von einem Parlament unterstützt, das für sich beanspruchen durfte, im Namen des englischen Volkes zu handeln. Denn es war die Vereinigung des Landadels und des aufstrebenden städtischen Mittel-

¹ Ranke, Englische Geschichte, Bd. I,

ENGLISCHE BESITZUNGEN IN FRANKREICH WÄHREND DER REGIERUNG HEINRICHS V.



standes, die in Zusammenarbeit mit den gewöhnlichen Richtern dem englischen Parlament schon frühzeitig einen Charakter und eine Bestimmung verlieh, die die Generalstaaten Frankreichs und die Cortes von Kastilien nie kennenlernen sollten. Heinrich und mit ihm sein Land standen auf dem Gipfel der Weltmacht. Ihn selbst zeichneten die höchsten Attribute des Mannestums aus. «Kein Herrscher», sagt Stubbs, «der je regiert hat, wurde von den zeitgenössischen Schriftstellern so einstimmig gerühmt. Er war religiös, untadelig in seiner Lebensführung, mässig, liberal, umsichtig und dennoch grossartig, barmherzig, wahrheitsliebend und ehrenhaft; diskret in seiner Rede, vorsichtig in seinem Rat, weise in seinem Urteil, bescheiden in seinem Äusseren und grosszügig in seiner Handlungsweise, ein glänzender Soldat, ein zäher Verhandlungspartner, ein fähiger Organisator, der alle unter seinem Befehl stehenden Streitkräfte geschickt vereinigte; der Erneuerer der englischen Marine, der Gründer unserer militärischen, internationalen und maritimen Gesetze war ein echter Engländer, dem die ganze Grösse und keiner der zum Himmel schreienden Fehler seiner Planeten-Vorfahren eignete.»

Französische und englische Chronisten singen gemeinsam sein Lob. Sie berichten von seiner Grosszügigkeit und seiner Courtoisie und davon, dass er es sich zur Regel gemacht hatte, allen Menschen mit Achtung zu begegnen. In Staatsangelegenheiten verabscheute er ausweichende und unklare Antworten. «Das ist unmöglich» oder «Das wird getan» waren die charakteristischen Entscheidungen, die er fällte. Er wurde von seinen Untertanen, gleich welchen Standes, mehr geliebt als je ein englischer König. Unter seiner Führung erreichten die englischen Heere eine Vorrangstellung, die sie jahrhundertlang nicht mehr erreicht haben.

Aber wie immer war der Ruhm teuer erkaufte. Das imponierende Reich Heinrichs V. war morsch und trügerisch. Wo Heinrich II. versagt hatte, konnte sein Nachfahr nicht siegen. Als Heinrich V. die englischen Ansprüche auf Frankreich erneuerte, legte er den Grundstein zur grössten Tragödie in unserer mittelalterlichen Geschichte. Agincourt war ein brillanter Sieg; aber die kostspieligen und sinnlosen Feldzüge, die ihm folgten, machten seinen militärischen und moralischen Wert wieder zunichte. Und das elende, zerstörerische Jahrhundert, das nun folgte, warf seinen dunklen Schatten auf Heinrichs heroischen Sieg.

Das glanzvolle Leben Englands zu jenen Zeiten hatte jedoch eine traurige Kehrseite. Wenn Heinrich V. auch die Nation gegen Frankreich einigte, so war er doch auch der Wegbereiter im Kampf gegen die Lollarden. Offensichtlich betrachtete man die Lollarden damals nicht nur als Ketzer, sondern als das, was wir heute christliche Kommunisten nennen würden. Sie hatten sich Sir John Oldcastle, einem ruhmreichen Krieger, als Führer verschrieben. Sie drohten mit nichts Geringerem als mit einer Revolution des Glaubens und des Besitzes. Ein frommes und gläubiges Zeitalter machte sie zum Sündenbock für alle innenpolitischen Schwierigkeiten. Man fand vor Entrüstung keine Worte dafür, dass sie die Hostie, die während der Messe emporgehoben wurde, für einen toten Gegenstand erklärten, für «wertloser als eine Kröte oder Spinne». Ihr Trachten, die Kirche um ihren Besitz zu bringen, schürte die Feindschaft nur noch mehr. Auch die Zähigkeit, mit der diese Märtyrer ihrer Überzeugung anhingen, war nicht geeignet, die Wut der Öffentlichkeit zu besänftigen. Schon 1410 bietet sich uns ein befremdendes und abscheuliches Schauspiel, als Heinrich, damals Prinz von Wales, der Hinrichtung des John Badby, eines Schneiders aus Worcester-shire, beiwohnte. Er stellte ihm Begnadigung in Aussicht, wenn er widerriefe. Badby weigerte sich, und der Scheiterhaufen wurde entzündet. Doch die mitleiderregenden Schreie erweckten in dem Prinzen die Hoffnung, der Ketzer könne noch bekehrt werden. Er befahl, das Feuer zu löschen, und führte das gepeinigste Opfer wiederum in Versuchung, Leben, Freiheit und eine Rente zu erhalten, wenn er nur widerriefe. Aber der Schneider rief seinen Henkern mit unerschütterlicher Beharrlichkeit zu, sie sollten zum Äussersten schreiten. Er wurde zu Asche verbrannt, während die Zuschauer gleichermassen die Barmherzigkeit des Prinzen und die religiöse Überzeugung des Schneiders bewunderten. Oldcastle, der 1414 nach einem kraftlosen Aufstand in die Hügel von Herefordshire floh, wurde schliesslich gefangen und musste seinerseits daran glauben. Diese schrecklichen Verfolgungen lasteten auf dem Jahrhundert, und Heinrich war, obwohl Herr der Welt, doch nur einer ihrer Sklaven. Jene unwürdigen Vorgänge lasteten auf ihm und seiner Zeit und trüben unsere Bewunderung für seine persönliche Noblesse und Kühnheit, die nicht zu leugnen sind.

Fortuna, die den König mit allem gesegnet hat, was ein Mensch sich erträumte, wollte ihr Werk nicht durch ein allzulanges Leben aufs Spiel setzen. Ende August 1422 starb Heinrich auf der Höhe seines Ruhms und seines Er-

folges an einer Krankheit, die er sich im Feld zugezogen hatte, vermutlich Dysenterie, gegen die die damalige Medizin nichts auszurichten vermochte. Als er die Sterbesakramente empfing und die Busspsalmen vernahm, sagte er bei den Worten «*Errichte du die Mauern von Jerusalem*»: «Herr, du weisst, dass es meine Absicht war und noch wäre, wenn ich am Leben bliebe, die Mauern Jerusalems wiederaufzurichten.» Dies war sein letzter Gedanke. Er starb, ohne sein Werk vollendet zu haben. Er hatte sein Land wiederum den mörderischen dynastischen Kriegen mit Frankreich ausgeliefert. Er war das Werkzeug der religiösen und sozialen Lollardenverfolgung gewesen. Wäre er nicht vorzeitig gestorben, so hätte er seine Macht vielleicht in den Dienst seiner Tugenden gestellt und somit jene Harmonie und Toleranz geschaffen, welche die Menschheit so oft vergebens sucht. Aber die Sense des Todes mähte diese Hoffnungen nieder. Der strahlende König, der zu früh dahinging, wurde unter dem Wehklagen seines Volkes zu Grabe getragen, und die Krone ging auf seinen Sohn über, einen neun Monate alten Säugling.

KAPITEL IV

JEANNE D'ARC

Ein Säugling war König von England, und zwei Monate später, beim Tod Karls VI., proklamierte man ihn widerspruchslos zum König von Frankreich. Seine Oheime Bedford und Gloucester wurden zu Reichsregenten bestimmt und versuchten gemeinsam mit einem Rat, der aus den führenden Männern der mächtigsten Familien bestand, das Werk Heinrichs V. fortzuführen. Etwas seltsam Weihevoll umgab den Sohn des Helden, und die Glorie von Agincourt überstrahlte seine Wiege. Wärterinnen, Lehrer und später adlige Hofmeister, die sorgfältig für die Erziehung des Knaben ausgewählt worden waren, hatten die Erlaubnis, «massvolle Züchtigung» anzuwenden, wenn es dieser bedurfte. Aber es bestand dazu kaum Veranlassung; denn das Kind besass eine tugendhafte, aufrechte und sanfte Natur. Seine Frömmigkeit war grenzenlos und bildete gemeinsam mit seiner Liebe zu Jagd und Literatur den Rückhalt und Trost seines langen, schimpflichen und entsetzlichen Leidensweges. Vom Vater erbt er die schwächliche Konstitution des Hauses Lancaster und mütterlicherseits die geistige Labilität Karls VI. Er war körperlich und geistig ein Schwächling, in seinem Urteil unklug und unzuverlässig, seinen Freunden gegenüber grosszügiger, als er es sich leisten konnte, seinen Feinden gegenüber ohne Arg und so weicherherzig, dass man sogar sagte, er würde gemeine Diebe und Mörder am Leben lassen. Und dennoch sah er sich gezwungen, die seelische Belastung unzähliger politischer Exekutionen auf sich zu nehmen. Wie ein Federball flog er zwischen den rivalisierenden Interessen hin und her. Als hilflose Marionette thronte er über dem allmählichen Verfall der englischen Gesellschaft und der englischen Macht. Verwirrt zögerte er am Rande grosser Schlachten. Dreimal nahm man ihn im Felde gefangen; er wurde mit allem königlichem Pomp vor Parlamenten, Armeen und Volksmassen zur Schau gestellt, dann wieder als Spottfigur durch die Strassen geführt. Er war Gefangener, heimatloser Flüchtling, wurde ver-

steckt, gejagt und vom Hunger geplagt; von Zeit zu Zeit litt er unter totalem oder partiellem Irresein. Beinahe fünfzig Jahre lang erlitt er in vollstem Umfang das äusserste Elend menschlichen Daseins, bis ihn die Hand des Mörders in eine Welt schickte, von der er sicher sein konnte, dass es eine bessere war, und die kaum schlimmer sein konnte als jene, die er gekannt hatte. Und trotz all seinem schmachvollen Versagen, all seinen Unzulänglichkeiten, die so viele Katastrophen über sein Land brachten, erkannte das englische Volk die Güte seines Herzens und schrieb ihm mit Recht ein heiligmässiges Wesen zu. Nie ging er der Liebe seines Volkes verlustig, und in vielen Teilen des Landes, in denen man starrköpfig das Haus Lancaster verteidigte, wurde er als Heiliger und Märtyrer verehrt.

Als der grosse König starb, war die Waffenüberlegenheit der Engländer in Frankreich gefestigt. In seinem Bruder John, Herzog von Bedford, der als Regent und Oberkommandierender nach Frankreich ging, hatte man einen Nachfolger von höchster militärischer Befähigung gefunden. Das Bündnis mit Burgund, das die Lehnstreue und die Sympathie von Paris in sich schloss, dauerte an. Mit dem Tod des französischen Königs im Oktober 1422, der den Friedensvertrag von Troyes unterzeichnet hatte, wurde dem englischen Kind zwar die französische Königswürde zugestanden, dieser Titel aber auch ernsteren Bedrohungen ausgesetzt. Südlich der Loire, natürlich ausser in der Gascogne, herrschte der Dauphin, der nun regieren sollte. Der Krieg ging unerbittlich weiter. Den englischen Bogenschützen hielt nichts stand. Viele Belagerungen und noch mehr Plünderungen beunruhigten das Land. 1423 besiegten die Schotten und Franzosen unter dem Grafen von Buchan die Engländer bei Beäuge, aber drei andere, wesentliche Kampfhandlungen endeten mit englischen Siegen. Im August 1423 erhielten die Franzosen bei Cravant Hilfe von einem starken schottischen Kontingent. Diese Schotten waren von einem Hass gegen die Engländer beseelt, der weit über die gewöhnlichen Fehden hinausging. Aber die englischen Bogenschützen, unterstützt von ihren burgundischen Verbündeten, schossen die meisten von ihnen ab. Ein Jahr später wiederholte sich das gleiche bei Verneuil. Buchan, der nach Beaugé zum Konnetabel von Frankreich ernannt worden war, hatte seinen Schwiegervater, den Grafen von Douglas, über-

redet, eine neue schottische Armee herüberzubringen und selbst Konnetabel zu werden. Die Franzosen neigten nach einigen Erfolgen dazu, sich hinter die Loire zurückzuziehen; aber der Zorn der Schotten, von denen nicht weniger als 5'000 unter dem Befehl von Douglas, dem Konnetabel von Schottland, standen, war nicht mehr zu halten. Sie erzwangen eine Schlacht und wurden fast alle im Pfeilregen vernichtet. Douglas, Buchan und andere schottische Führer fielen auf dem Schlachtfeld, und das Blutbad war so entsetzlich, dass es ihren Nachfolgern niemals wieder möglich war, während dieser Kriege eine schottische Sonderbrigade aufzustellen.

Der englische Versuch, das ganze riesige Frankreich mit wenigen tausend Bogenschützen zu erobern, die vom Kriegeradel befehligt waren, kaum Geld von England bekamen und in den verwüsteten Gebieten nur wenig Nahrung fanden, erreichte seinen Höhepunkt in dem triumphalen Sieg von Verneuil. Den Franzosen schien es, als gäbe es keine Möglichkeit, mit diesen stämmigen, rauhen und wilden Inselbewohnern samt ihren Bogenkünsten, ihren wendigen Taktiken und ihren unter den verschiedensten Umständen und unter allen erdenklichen Schwierigkeiten errungenen Siegen fertig zu werden. Bei der «Schlacht der Heringe», die Sir John Falstaff, ein fähiger, wenn auch habsüchtiger Soldat, fünf Jahre später im Februar 1429 gewann, standen die Wetten nicht einmal 6:1. Ein Transport von 500 Wagen brachte die Heringe, die für das englische Heer während der Fasten unentbehrlich waren, an die Front. Unterwegs wurden sie plötzlich überfallen. Aber sie stellten ihre Wagen in einer Formation auf, die wir heute eine Wagenburg nennen würden: die Bogenschützen postierten sich zwischen und auf den Wagen und machten den ganzen Angriff in einem Umkreis zunichte, wie ihn die Musketen Marlboroughs, Friedrichs des Grossen oder Napoleons niemals hätten erreichen können. Dennoch verkörperte der Dauphin, der schon bald König Karl VII. werden sollte, Frankreich, und überall, selbst in den unterworfenen Provinzen, regte sich nicht nur beim Adel, sondern bei allen, die über den unterdrückten Klassen standen, ein dumpfes, tiefes Nationalgefühl, das sich auf seine Person konzentrierte.

Zu dieser Zeit trieben die Liebschaft und die Besitzgier des Herzogs von Gloucester, der während Bedfords Abwesenheit in Frankreich der Reichsregent für das Kind auf dem englischen Thron geworden war, einen Keil zwischen Eng-

land und Burgund. Jacqueline, Prinzessin des Hennegau, von Holland und Zeeland und Erbin dieser Provinzen, eine Frau von bemerkenswertem Geist, war aus Gründen der burgundischen Politik in der Hochblüte ihrer Jahre dem Herzog von Brabant, einem kränklichen Tölpel von fünfzehn Jahren, vermählt worden. Sie rebellierte gegen diese Zumutung, flüchtete nach England und flehte Gloucester um Schutz an. Dieser wurde ihr in vollem Umfang zugestanden. Gloucester beschloss, sie zu heiraten, sich ihrer Gegenwart zu erfreuen und ihre Erbschaft zu erwerben. Man konnte bei dem Gegenpapst, Benedikt XIII., für Jacqueline eine Art von Scheidung erwirken, und die Heirat fand im Frühjahr 1423 statt. Diese fragwürdige Romanze beleidigte den Herzog von Burgund aufs Tiefste; denn seine wesentlichen Interessen in den Niederlanden waren gefährdet. Philipp von Burgund sah die Welt ausschliesslich aus seinem eigenen Gesichtswinkel. Bisher hatte ihn sein Zorn gegen die verräterischen Mörder seines Vaters zum unerbittlichen Todfeind des Dauphins gemacht. Aber diese englische Intrige gab ihm einen ausreichenden Anlass zu persönlicher Bosheit, und als Gloucester ihn in einer Staatskorrespondenz der Falschheit bezichtigte und in Jacquelines Begleitung mit einer beträchtlichen Streitmacht in den Hennegau und in Holland einfiel, wurde seine Anhänglichkeit an die Engländer zutiefst erschüttert. Obleich sowohl Bedford in Frankreich wie auch der englische Rat zu Hause sich von Gloucesters Handlung völlig distanzieren und aufs Äusserste bemüht waren, den Schaden wiedergutzumachen, und Philipp von Burgund den Papst zu bewegen vermochte, den notwendigen Dispens hinauszuzögern, datiert der Riss zwischen England und Burgund von jenem Ereignis an. Während dieser Jahre entfremdete sich auch der Herzog der Bretagne den Engländern und lieh den Vorschlägen und Bitten des französischen Königs ein williges Ohr. Durch den Vertrag von Saumur im Oktober 1425 erlangte er den Oberbefehl im Krieg gegen die Engländer. Obwohl keine Seite aus seinem Oberbefehl Nutzen zog, wurde das Bündnis gegen Frankreich geschwächt, und dem geprüften Land leuchtete ein schwacher Hoffenschimmer. Die Gebrechen des Dauphins, die Erschöpfung der französischen Monarchie und die Unruhen und das Elend des Reiches hatten jedoch einen Höhepunkt erreicht, wo alles auf des Messers Schneide stand.

Und da erschien auf dem verwüsteten Schauplatz ein rettender Engel. Frankreichs edelster Patriot, der herrlichste seiner Helden; seine geliebteste Heilige, das Wesen, das Frankreichs Phantasie am leuchtendsten entzündet hat; das Bauernmädchen, die ewig strahlende, ewig glorreiche Jeanne d'Arc. In dem armen, abgelegenen Dorf Domrémy am Rande der Vogesen diente sie in einer Wirtschaft. Sie ritt die ungesattelten Pferde der Reisenden zur Tränke. Sonntags wanderte sie in die Wälder, in denen Heiligtümer waren und von denen die Sage ging, dass eines Tages aus jenen Eichen die Rettung Frankreichs kommen werde. In den Feldern, auf denen sie die Schafe hütete, erschienen ihr die Heiligen Gottes, die um Frankreich trauerten. St. Michael selbst ernannte sie durch göttliches Recht zur Befehlshaberin des Befreiungsheeres. Zunächst schrak Johanna vor der furchtbaren Aufgabe zurück; als er aber in Begleitung der heiligen Margarethe und der heiligen Katharina, der Schutzpatroninnen der Dorfkirche, wiederkam, gehorchte sie ihrem Befehl. Im Herzen der Jungfrau stieg ein Mitgefühl für das französische Vaterland auf, das erhaben, vielleicht wunderbar, gewiss aber unüberwindlich war.

Wie Mohammed, so begegnete auch sie dem stärksten Widerstand innerhalb ihrer eigenen Familie. Ihr Vater war empört, dass sie in Männerkleidern zwischen rauhen Soldaten reiten wollte. Wie sollte sie sich auch Pferd und Rüstung verschaffen? Wie sollte sie Zutritt beim König erlangen? Aber zweifellos waren die Heiligen entschlossen, sie auf ihrem Weg zu begleiten. Sie überzeugte Baudricourt, den Befehlshaber der benachbarten Stadt, von ihrer Sendung. Er empfahl sie dem Hof, der bereit war, sich an jeden Strohalm zu klammern. Sie machte eine gefährliche Reise durch Frankreich. Man führte sie in dem gewaltigen Steinhafen von Chinon vor den König. Dort erkannte sie unter den Adligen und Höflingen in der grossen Halle, die von flackernden Fackeln beleuchtet war, sofort den König, der sich absichtlich in der Menge versteckt hatte. «Edelster Herr Dauphin!» sagte sie, «ich bin Johanna, die Jungfrau, die Gott geschickt hat, Euch und dem Königreich zu helfen, und auf Seinen Befehl verkündige ich Euch, dass man Euch in der Stadt Reims krönen wird.» Der schmähende Vorwurf, dass er ein Bastard sei, hatte Karl stets verletzt, und als die Jungfrau ihn nun aus der Menge herausfand, war er zutiefst bewegt. Als sie mit ihm allein war, sprach sie von Staatsgeheimnissen, die sie entweder von den

Heiligen oder von anderen hohen Instanzen erfahren haben musste. Sie bat um ein altes Schwert, das sie nie gesehen hatte, aber genau beschreiben konnte. Sie faszinierte die Höflinge. Als man sie in kriegerischer Rüstung aufs Pferd setzte, stellte es sich heraus, dass sie reiten konnte. Als sie die Lanze einlegte, waren alle Anwesenden von Begeisterung hingerissen.

Jetzt, wenn nicht schon früher, begann auch die Politik eine Rolle zu spielen. Der übernatürliche Charakter, den die Sendung der Jungfrau besass, wurde weit und breit verkündet. Um sicher zu sein, dass sie vom Himmel und nicht von anderswoher entsandt war, wurde sie von einem Ausschuss von Theologen, vom Parlament von Poitiers und dem gesamten königlichen Rat examiniert. Man erklärte sie zu einer Jungfrau mit reinen Absichten, die von Gott beseelt war. Ihre Antworten waren in der Tat derart, dass die Annahme geäußert wurde, sie sei einige Zeit lang sorgfältig erzogen und auf ihre Mission vorbereitet worden. Dies wäre zumindest eine glaubhafte Erklärung der bekannten Tatsachen.

1429 stand Orleans unter heftiger Belagerung. Einige tausend Engländer, die von den Burgundern im Stich gelassen worden waren, hungerten die Stadt langsam durch eine unvollständige Blockade aus. Ihr Selbstvertrauen und ihr Prestige zwangen sie, den Angriff auf eine Festung fortzusetzen, die mitten im feindlichen Gebiet lag und deren Garnison das Vierfache ihrer eigenen Stärke ausmachte. Sie hatten Schanzen ausgebaut, hinter denen sie sich sicher fühlten. Die Jungfrau verlangte nun, eine Eskorte zur Rettung heranzuführen. In einer einfachen, schmucklosen Rüstung ritt sie an der Spitze der Truppen. Sie flösste ihnen wieder Mut ein; sie brach den Zauber der englischen Herrschaft; sie nahm nicht nur die rauhen Soldaten, sondern auch ihre hartgesottenen Führer für sich ein. Ihr Plan war einfach. Sie wollte geradewegs zwischen den stärksten Befestigungen hindurch nach Orleans hineinreiten. Aber der erfahrene Hauptmann Dunois, ein Bastard des verstorbenen Herzogs von Orleans, hatte nicht die Absicht, seine Eskorte diesen gefährlichen Weg zu führen. Da die Jungfrau die Gegend nicht kannte, lud er seinen Nachschub auf Boote und brachte sie beinahe allein auf anderen Wegen in die belagerte Stadt. Sie wurde mit Begeisterung empfangen. Aber die Eskorte, die durch widrige Winde zurückgetrieben worden war, sah sich gezwungen, schliesslich doch auf dem von ihr vorgeschlagenen Weg nachzukommen; in der Tat marschierten sie einen

ganzen Tag lang zwischen den Befestigungen hindurch, während die überraschten Engländer ihnen starr vor Staunen zusahen.

Die Kunde von einer überirdischen Gesandtin Gottes, die zur Rettung Frankreichs gekommen sei, beflügelte die Franzosen, verdüsterte aber die Gemüter der Engländer und lähmte ihre Energie. Ein Gefühl des Staunens, ja der Furcht beraubte sie ihrer Sicherheit. Dunois kehrte nach Paris zurück und liess die Jungfrau in Orleans. Das Kriegsglück wechselte auf ihre Seite hinüber, und die Franzosen begannen eine Offensive, die nicht eher ruhte, als bis die englischen Eindringlinge aus Frankreich verjagt waren. Sie rief zum sofortigen Angriff gegen die Belagerer auf und stürmte allen voran. Einen Pfeil, der sie traf, zog sie aus der Wunde und wandte sich wieder gegen den Feind. Sie erklomm die Sturmleitern und wurde halbbetäubt in den Graben geschleudert. Auf den Boden hingestreckt, rief sie erneut zum Sturm. «Vorwärts, Landsleute!» befahl sie. «Gott hat sie uns ausgeliefert.» Die Schlüsselstellungen fielen eine nach der anderen, und ihre Besatzungen wurden niedergemacht. Der Graf von Suffolk wurde gefangengenommen, der Belagerungsring gesprengt und Orleans gerettet. Die Engländer zogen sich geordnet zurück, und die Jungfrau hielt die Bürger weise davon ab, sie ins offene Land zu verfolgen.

Nun war Johanna in der Tat Befehlshaberin der französischen Armee; es war gefährlich, ihre Entscheidungen auch nur zu kritisieren. Die Truppenkontingente von Orleans weigerten sich, einem anderen Befehl als dem ihren zu gehorchen. Sie kämpfte in neuen Treffen; sie führte den Angriff auf Jargeau und errichtete einen Brückenkopf am anderen Loireufer oberhalb von Orleans. Im Juni 1429 marschierte sie mit der Armee, die den Sieg von Patay errang. Sie befahl Karl, nach Reims zu marschieren und sich auf dem Thron seiner Vorfahren krönen zu lassen. Der Gedanke schien phantastisch; Reims lag tief in Feindesland. Aber unter ihrem Zauber gehorchte er, und überall öffneten die Städte ihre Tore vor ihnen, und das Volk eilte ihm zu Hilfe. Umstrahlt vom Glanz des Sieges und des Glaubens und mit dem weihvollsten Zeremoniell früherer Zeiten wurde Karl zu Reims gekrönt. An seiner Seite stand herrlich die Jungfrau mit ihrem Banner, das den Willen Gottes verkündete. Wenn das tatsächlich kein Wunder war, so müsste es doch als ein solches angesehen werden.

Johanna war sich bewusst, dass ihre Mission nun zu Ende war. Ihre «Stimmen» waren verstummt; sie bat, man möge sie wieder nach Hause zu ihren

Schafen und Pferden lassen. Aber alle beschworen sie, zu bleiben. Die französischen Heerführer, die die eigentlichen Operationen befehligten, waren sich, obwohl durch ihre Einmischung in militärische Dinge verärgert, ihres Wertes für die Sache voll bewusst. Der Hof verhielt sich zögernd und war durch Verhandlungen mit dem Herzog von Burgund abgelenkt. Man unternahm einen zaghaften Angriff auf Paris. Johanna stiess in die vorderste Kampflinie vor und versuchte den Sieg zu erzwingen. Sie wurde ernstlich verwundet, und die Heerführer befahlen den Rückzug. Als sie genesen war, bat sie wiederum, man möge sie gehenlassen. Man verlieh ihr den Rang und die Einkünfte eines Grafen.

Aber sowohl Hof wie Kirche änderten ihre Haltung gegenüber Johanna. Bis jetzt hatte sie für die Sache der Orleans gekämpft. Nach ihren «zwanzig Siegen» wurde der eigentliche Charakter ihrer Mission deutlich. Man merkte, dass sie nicht der Kirche, sondern Gott diene und nicht den Orleanisten, sondern Frankreich. In der Tat scheint der Begriff Frankreich durch sie entstanden und verkörpert worden zu sein. Somit entfremdeten sich ihr die mächtigen partikularistischen Interessengemeinschaften, die sie bisher unterstützt hatten. Sie aber plante inzwischen, Paris für Frankreich wiederzuerobern. Als die Stadt Compiègne im Mai 1430 gegen die Entscheidung des Königs revoltierte, sich den Engländern zu ergeben, versuchte Johanna mit nur 600 Mann, ihr zu Hilfe zu eilen. Sie war sich darüber im Klaren, dass das Unternehmen eine Verzweiflungstat bedeutete. Man unternahm einen Kavallerieausfall auf dem langen Damm, der über den Fluss führte. Der zunächst überraschte Feind sammelte sich wieder, und unter den Franzosen brach eine Panik aus. Die unbeirrbare Johanna wurde von ihren Freunden aus dem Getümmel geführt. Sie kämpfte mit der Nachhut auf dem Damm weiter. Beide Parteien waren ein unentwirrbarer Haufe. Die Festung selbst war in Gefahr. Die Kanonen konnten unmöglich in das Durcheinander feuern. Flavy, der Befehlshaber, dessen Pflicht es war, die Stadt zu retten, sah sich gezwungen, die Zugbrücke vor Johanna hochzuziehen und sie den Burgundern auszuliefern.

Sie wurde für eine bescheidene Summe an die hocherfreuten Engländer verkauft. Für Bedford und sein Heer war sie eine Hexe, eine Zauberin, eine Hure, ein übler Unhold der schwarzen Magie, der um jeden Preis unschädlich gemacht werden musste. Aber es erwies sich als nicht einfach, eine Anklage zu erfinden; sie war eine Kriegsgefangene und genoss bei der kriegführenden Ari-

stokratie den Schutz vieler Konventionen. Deshalb rief man geistliche Waffen zu Hilfe. Der Bischof von Beauvais und die Gelehrten von Paris klagten sie der Ketzerei an. Sie wurde einer ausgedehnten Inquisition unterzogen. Der gravierende Punkt der Anklage lautete, dass sie durch die Weigerung, ihre «Stimmen» zu leugnen, der Autorität und dem Urteil der Kirche trotze. Ein ganzes Jahr lang schwebte ihr Schicksal im ungewissen, während der verantwortungslose und undankbare Karl keinen Finger zu ihrer Rettung rührte. Nirgends steht verzeichnet, dass Lösegeld für sie angeboten wurde. Johanna hatte unter endlosem Druck widerrufen, und man hatte ihr die Gnade lebenslänglichen Gefängnisses bei Brot und Wasser zugebilligt. Aber in ihrer Zelle erschienen ihr wiederum die unerbittlichen Heiligen. Lockspitzel im Priestergewand gaben ihr Rüstung und Männerkleider; mit erneuter Begeisterung zog sie sie an. Nun erklärte man sie zur rückfälligen Ketzerin und verurteilte sie zum Flammentod. Vor einer ungeheuren Volksmenge wurde sie auf den Scheiterhaufen gezerrt, den man auf dem Marktplatz von Rouen errichtet hatte. Hoch oben auf der hölzernen Pyramide stiegen die Flammen immer näher zu ihr empor, und der Rauch des Verhängnisses kräuselte sich in Schwaden und hüllte sie ein. Sie erhob ein Kreuz aus Holzscheiten, und ihr letztes Wort war: «Jesus!» Die Geschichte verzeichnet die Bemerkung eines englischen Soldaten, welcher der Szene beigewohnt hat. «Wir sind verloren», sagte er. «Wir haben eine Heilige verbrannt.» All dies sollte sich bewahrheiten.

Man hat Johanna so weit über alle anderen Sterblichen erhoben, dass sie in tausend Jahren nicht ihresgleichen findet. Die Prozessakten berichten Tatsachen, die durch den ganzen Nebel der Vergangenheit bis heute lebendig geblieben sind. Jede Generation kann Johanna nach ihren eigenen Worten beurteilen. Sie verkörpert die angeborene Güte und den Heldenmut des menschlichen Geschlechts in einer Vollkommenheit ohnegleichen. Unbesiegbarer Mut, unendliches Mitgefühl, die Tugenden der Einfachen, die Weisheit der Gerechten leuchteten in ihr. Sie verherrlichte das Land, dem sie entstammte, indem sie es befreite. Jeder Soldat sollte ihre Geschichte lesen und über die Worte und Taten eines wahren Kriegers nachdenken, der in einem einzigen Jahr, obwohl der Kriegskünste unkundig, in jeder Lage den Schlüssel zum Sieg in der Hand hatte.

Jeanne d'Arc starb am 29. Mai 1431, und von diesem Augenblick an wandte

sich das Kriegsglück erbarmungslos gegen die Engländer. Der Knabe Heinrich wurde im Dezember unter eisigem Schweigen in Paris gekrönt. Das ganze Land stellte sich gegen die englischen Ansprüche. 1435 zeigte Burgund ausgesprochene Feindschaft. Bedford starb und wurde von minderen Heerführern abgelöst. Der gegnerische Hauptbefehlshaber Dunois beschränkte sich auf Manöver und Überraschungsangriffe, statt das französische Rittertum in Frontalangriffen gegen die englischen Bogenschützen zu führen. Die Franzosen gewannen eine Reihe von Schlachten. Dabei überraschten sie die englischen Scherbewaffneten auf der einen Seite des Flusses, als sich die Bogenschützen auf der gegenüberliegenden befanden; durch eine Kanonade erzwangen sie einen geteilten englischen Angriff. Die französische Artillerie wurde nun zur besten der Welt. Siebenhundert Pioniere, unter der Führung der Brüder Bureau, bedienten sich eines schweren Geschützzugs von zweiundzwanzigzölligem Kaliber, der gewaltige Steinkugeln gegen die zahllosen Festungen feuerte, die noch im Besitz der Engländer waren. Stellungen, die in den Tagen Heinrichs V. nur durch Aushungerung erobert werden konnten, fielen nun in wenigen Tagen unter dem vernichtenden Bombardement. Die gesamte Normandie ausser Calais wurde zurückerobert. Sogar Guienne, der Witwensitz Eleonores von Aquitanien, seit 300 Jahren ein treuergebenes Lehnsgut der englischen Krone, wurde überrannt. Es ist jedoch bemerkenswert, dass diese Provinz fast sofort gegen Frankreich rebellierte, die Engländer zur Rückkehr aufforderte und abermals unterworfen werden musste. Der Rat zur Bekämpfung adeliger Streitigkeiten in England war unfähig, wirkungsvolle Hilfe zu leisten. Der kühne Talbot, Graf von Shrewsbury, wurde mit den meisten seiner englischen Soldaten in seiner tollkühnen Schlacht von Castillon 1453 getötet. Die überlebenden Engländer trafen ein Abkommen, auf Grund dessen sie von La Rochelle aus nach Hause segeln konnten. Bis zum Ende jenes Jahres waren die Engländer gewaltsam oder durch Verhandlungen vom Kontinent vertrieben. Von allen ihren Eroberungen konnten sie von nun an nur noch den Brückenkopf Calais halten, dessen Besatzung beinahe ein Drittel des Einkommens kostete, das der Krone vom Parlament zugebilligt war.

KAPITEL V

YORK UND LANCASTER

Als Heinrich VI. älter wurde, offenbarten sich auch seine Tugenden und seine Einfalt. Aber er war nicht ganz leicht zu behandeln. 1431, als er zehn Jahre alt war, berichtet Warwick, sein Erzieher, sei er «reifer und grösser geworden, sei sich aber auch seiner königlichen Stellung sehr wohl bewusst, aus welchem Grunde er keinerlei Bestrafung dulden wolle». Er spricht auch von «verschiedenen unziemlichen Dingen». Während Heinrichs Kindheit hatte der Rat viel Aufhebens von ihm gemacht, ihn an allen feierlichen Zeremonien teilnehmen lassen und ihn sowohl in London wie in Paris feierlich gekrönt. Als die Jahre verstrichen, neigte man natürlich dazu, ihn unter strengerer Kontrolle zu halten. Seine Thronfolge war durch die Zwistigkeiten unter dem Adel und durch die unbegrenzte Hoffnung der Nation gesichert. Eine Gruppe von Rittern und Edelleuten war dazu bestimmt worden, mehrere Jahre mit ihm zusammenzuleben und als seine Diener zu fungieren. Während der Katastrophenjahre in Frankreich musste er immer wieder seine Stellung behaupten. Mit fünfzehn wohnte er bereits regelmässig den Sitzungen des Rats bei. Man gestattete ihm ein gewisses Mass von Vorrechten sowohl bei Begnadigungen wie bei Belobigungen. Bei Unstimmigkeiten im Rat, so war man übereingekommen, sollte er den Ausschlag geben. Er spielte häufig die Rolle des Vermittlers durch Kompromiss. Noch ehe er achtzehn war, hatte er sich der Gründung seiner Colleges Eton und Cambridge gewidmet. Der hohe Adel fand, dass er ein frühreifes und ungesundes Interesse an öffentlichen Angelegenheiten nehme, die er weder mit dem Verstand noch aus Erfahrung begreifen könne. Er zeigte eine seelische und charakterliche Schwäche und eine Sanftmut, die sich in den scharfen Machtkämpfen eines kriegerischen Zeitalters als wenig geeignet erwiesen. Die Meinungen über ihn waren sehr geteilt. Liebedienerischen Berichten über seine ungewöhnliche Intelligenz stehen andere ebenso übertriebene Berichte gegenüber, er sei

ein Idiot, der kaum links von rechts unterscheiden könne. Moderne Historiker bestätigen die weniger schmeichelhafte Ansicht. In der Stunde, wo allein ein starker König das Gleichgewicht zwischen der Nation und dem Adel hätte wiederherstellen können, wo jedermann nach Unterdrückung der inneren Zwistigkeiten und nach einem siegreichen und nicht zu kostspieligen Krieg im Ausland verlangte, sass ein frommer Tor auf dem Thron, den sowohl seine Tugenden wie seine Fehler zur Marionette bestimmten.

Dies waren böse Tage für England. Die Krone war bettelarm, der Adel reich, das Volk nicht so sehr verarmt als vielmehr unzufrieden und unruhig. Die religiösen Ziele eines früheren Jahrhunderts hatten nun einer diesseitigen Politik weichen müssen. Das Reich, das man auf dem Kontinent so rasch erworben hatte, wurde durch eine unfähige und nur in die eigene Tasche wirtschaftende Oligarchie vertan. Und die Einkünfte, mit denen man vielleicht unbesiegbare Armeen zur Eroberung Frankreichs hätte in Marsch setzen können, belegte die Kirche mit Beschlag.

Die Prinzen des Hauses Lancaster gingen miteinander zu Rat. Nach dem Tod Bedfords im Jahre 1435 verschärfte sich die Spannung zwischen Gloucester und den Beauforts. Kardinal Beaufort, Bischof von Winchester und einer der legitimierten Söhne aus John of Gaunts dritter Verbindung, war der reichste Mann Englands und ein bestimmender Faktor hinsichtlich der Kontributionen, welche die Kirche dem Staat gegenüber zu leisten für weise befand. Er versorgte den Hof und häufig auch den Rat dauernd mit Bargeld aus seiner Privatschatulle, das nur in Gold zurückerstattet werden konnte. Die Beauforts, zu denen man auch William de la Pole, den Grafen von Suffolk, rechnen muss, waren immer auf Seiten des Königs, mischten sich wenig in die unselige Lenkung der Staatsgeschäfte und bewahrten sich durch friedliche Machenschaften und durch die Wahrung einer kritischen Distanz einen Einfluss, dem sich die kriegerischen Elemente häufig beugen mussten. Diese Partei wandte sich 1441 in böser Absicht geschlossen gegen den Herzog von Gloucester, der nun nach der Ungültigkeitserklärung seiner Ehe mit Jacqueline seine langjährige Geliebte, die schöne Eleonore Cobham, geheiratet hatte. Sie erwählte man als den schwächsten und daher günstigsten Angriffspunkt und beschuldigte sie mit viel Raffinesse, sich der schwarzen Magie verschrieben zu haben. Man sagte, sie habe eine Wachsfigur des Königs modelliert und diese von Zeit zu Zeit der Hit-

ze ausgesetzt, so dass sie sich auflöste. Ihren Anklägern zufolge beabsichtigte sie, auf diese Weise auch das Leben des Königs dahinschwinden zu lassen. Sie wurde für schuldig befunden. Man liess sie barfuss im Büssergewand drei Tage lang durch die Strassen Londons gehen und verurteilte sie dann zu lebenslanglichem Kerker mit milder Behandlung. Ihre angeblichen Mitschuldigen wurden zum Tode verurteilt. Dies war natürlich nur eine Machtprobe zwischen den beiden Parteien und ein sehr schwerer Schlag und eine Beleidigung für Gloucester.

Der Verlust von Frankreich, der von Jahr zu Jahr deutlicher wurde, rief im ganzen Land tiefen und bitteren Zorn hervor. Er erfasste nicht nur den Adel, sondern auch die Bogenschützenkaste und deren Bewunderer in jedem Dorf. Unter dem Volk verbreitete sich ein starkes Gefühl verletzten Nationalstolzes. Wo war die Glorie von Crécy und Poitiers geblieben? Wo waren die Früchte des ruhmreichen Agincourt? Alles war vertan, ja verraten von jenen, die aus dem Sturz und aus der Ermordung des guten Königs Richard Nutzen gezogen hatten. Es fehlte nicht an Agitatoren und Predigern, priesterlichen und weltlichen, die einen nationalen und sozialen Aufstand vorbereiteten, indem sie das Volk daran erinnerten, dass die wahre Thronfolge gewaltsam geändert worden war. All dies spielte sich mehr unter der Oberfläche, aber deshalb nicht weniger nachdrücklich ab – ein schattenhafter, jedoch alles beherrschender Hintergrund. Wie diese Kräfte eigentlich vorgingen, ist nicht bekannt. Aber langsam und unaufhaltsam bildeten sich im ganzen Land, nicht nur unter dem hohen und niedrigen Adel, starke Parteien.

Als König Heinrich dreiundzwanzig war, schien es höchste Zeit, ihn zu verheiraten. Jede der Lancasterparteien trachtete danach, ihn mit einer Königin zu versehen; aber Kardinal Beaufort und seine Brüder mit ihrem Verbündeten Suffolk, dessen Vorfahren, die de la Poles aus Hull, ihr Vermögen durch Handel erworben hatte, siegten über den Herzog von Gloucester, dessen Stellung durch Misswirtschaft und Misserfolge geschwächt war. Suffolk wurde nach Frankreich entsandt, um einen weiteren Waffenstillstand zu erwirken. Seine Mission bestand ferner darin, eine Heirat zwischen dem König von England und Margarete von Anjou, der Nichte des Königs von Frankreich, einzuleiten. Diese ungewöhnliche Frau vereinigte seltene Schönheit und Charme mit hervorragendem Intellekt und furchtlosem Gemüt. Wie die heilige Johanna, wenn auch

ohne deren visionäre Erleuchtung, wusste sie, wie man Männer zum Kämpfen bringt. Die Kunde von ihren Vorzügen durchdrang sogar die Abgeschlossenheit ihres Familienkreises. War sie nicht die geeignete Frau für diesen schwachsinnigen König? Konnte sie ihm nicht die Kraft geben, die ihm mangelte? Und konnten nicht jene, die sie an seine Seite stellten, selbst einer sicheren Zukunft entgegensehen?

Suffolk war sich der Delikatesse und Gefährlichkeit seiner Mission wohl bewusst. Er liess sich vom König und von den Lords die Zusicherung geben, dass man ihn, wenn er nichts unversucht liesse, für keinerlei nachteilige Folgen bestrafen würde und dass ihm alle eventuellen Fehlschläge von vornherein verziehen seien. Gestärkt durch diese Rückversicherung wandte er sich seiner Aufgabe mit einem Eifer zu, der sich für ihn als fatal erweisen sollte. Margaretes Vater, René von Anjou, war nicht nur ein Vetter des französischen Königs, dessen Günstling und Premierminister, sondern selbst König von Jerusalem und von Sizilien. Diese prächtigen Titel brachten jedoch nichts ein. Jerusalem war in den Händen der Türken, in Sizilien gehörte ihm nicht ein Quadratmeter Land, und mehr als die Hälfte seines väterlichen Erbteils Anjou und Maine war immer noch von der englischen Armee besetzt. Suffolk war von Margarete bezaubert. Er arrangierte die Heirat. Und in seinem Eifer machte er ohne offizielle Ermächtigung in einer Geheimklausel das Zugeständnis, Frankreich solle Maine als Belohnung erhalten. Die Macht der Gloucester-Partei war so stark, die Feindseligkeit gegen Frankreich so heftig und die Gerüchte, England sei in seinen Kriegen verraten worden, wurden so laut, dass diese Klausel als ein tödliches Geheimnis gehütet wurde. 1445 wurde die Ehe mit der ganzen Prachtentfaltung, deren jenes Jahrhundert fähig war, feierlich geschlossen. Man erhob Suffolk zum Marquis und adelte mehrere seiner Verwandten. Der König war strahlend glücklich, die Königin pflichtschuldig dankbar. Beide Häuser des Parlaments sprachen Suffolk ihren Dank für seinen Dienst zum Wohl der Öffentlichkeit aus. Aber im Hintergrund lauerte das Geheimnis; und als sich das Gefühl der Unterlegenheit gegenüber Frankreich immer weiterverbreitete, drohte die unvermeidliche Enthüllung lebensgefährlich zu werden.

Während der sechs Jahre seit der Verurteilung seiner Frau Eleonore im Jahre 1441 hatte Gloucester zurückgezogen gelebt und sich am Sammeln von Büchern erfreut. Nun, an diesem ernsten Wendepunkt, beschlossen seine Feinde,

ihn endgültig zu stürzen. Suffolk und Edmund Beaufort, der Neffe des Kardinals, unterstützt von den Herzögen von Somerset und Buckingham und mit Einverständnis der Königin und des ihnen ausgelieferten Königs, verhafteten Gloucester, als er zu einer Parlamentsitzung nach St. Edmondsbury kam, wo man heimlich eine ausreichende königliche Streitmacht versammelt hatte. Siebzehn Tage später wurde Gloucesters Leichnam zur Schau gestellt, damit alle sehen könnten, dass er keine Verletzungen aufweise. Aber man entsann sich noch zu gut der Art, auf die Eduard II. umgekommen war, als dass man diesen Beweis hätte gelten lassen. Man war allgemein der fälschlichen Ansicht, dass Gloucester auf direkte Anweisung Suffolks und Edmund Beauforts ermordet worden sei. Es hiess jedoch, sein Tod sei eine unmittelbare Folge des Entsetzens und der Wut über sein Unglück gewesen.

Bald zeigte sich, dass eine furchtbare Vergeltung nahte. Als 1448 die Geheimklausel über die Abtretung Maines dadurch öffentlich bekannt wurde, dass die Franzosen Maine besetzten, machte sich der Zorn allerorten Luft. Man sagte, England habe für eine Prinzessin ohne Mitgift mit einer Provinz gezahlt. Was den Verrätern auf dem Schlachtfeld nicht ganz gelungen sei, hätten nun Intrigen vollendet. Dem furchtbaren Bürgerkrieg, der bald die Insel zerfleischen sollte, lagen dieser nationale Kummer und Zorn über den Ruin des Reiches zugrunde, mit denen alle anderen Unzufriedenheiten verschmolzen. Das Haus Lancaster hatte den Thron usurpiert, das Volk unterdrückt, die Finanzen ruiniert, die Siege verschachert und nun seine Hände mit ruchlosem Mord besudelt. Von diesen Vorwürfen nahm das ganze Volk die Person des Königs aus, weil er ein gutes Herz und einen schwachen Kopf hatte.

Edmund Beaufort, jetzt Herzog von Somerset, wurde Befehlshaber der Armee in Frankreich; Suffolk blieb zu Hause und erwartete die sich zusammenbauende Vergeltung. Die Marine meuterte. Bischof Moleyns, der Geheimsiegelbewahrer, den man nach Portsmouth entsandt hatte, um die Flotte weitestmöglich zu entlohnen, wurde von den Matrosen des Hochverrates beschuldigt und bei einem Aufstand der Truppen ermordet, die Somerset in Frankreich unterstützen sollten. Der Offizier, der die Festungen befehligte, die an Frankreich übergeben werden sollten, lehnte es ab, die Übergabe zu vollziehen. Die französischen Heere marschierten und nahmen mit Gewalt alles, was man ihnen

verweigerte. Suffolk wurde des Hochverrats angeklagt. Der König und Margarete versuchten, wie es ihre Ehre gebot, ihn zu retten. Heinrich vereitelte das Verfahren gegen ihn, indem er ihn 1450 in ein fünfjähriges Exil schickte. Hier haben wir ein charakteristisches Beispiel für die anarchischen Zustände, denen England zusteuerte. Als der verbannte Herzog, sein Gefolge und seine Schätze den Kanal auf zwei kleinen Schiffen überquerten, kam die *Nicolas of the Tower*, das grösste Kriegsschiff der königlichen Marine, längsseits und holte ihn an Bord. Der Kapitän empfing ihn mit den drohenden Worten: «Willkommen, Verräter!» Und zwei Tage später setzte man ihn in einem Boot aus und hieb ihm mit sechs Streichen eines rostigen Schwertes den Kopf ab. Es ist für die damalige Zeit bezeichnend, dass der Kapitän eines königlichen Schiffes einen königlichen Minister, der unter des Königs besonderem Schutz reiste, gefangennehmen und hinrichten konnte.

Im Juni und Juli fand in Kent ein Aufstand statt, von dem die Lancaster-Partei behauptete, es habe den Anschein, als sei er von den Yorkisten unterstützt. Jack Cade, ein ebenso fähiger wie charakterloser Soldat, der sich auf Heimaturlaub befand, sammelte mehrere tausend Mann, die alle rechtskräftig durch die Kronbeamten des Distrikts einberufen worden waren, und marschierte gegen London. Man gewährte ihm Einlass in die Stadt. Als er aber Lord Say, den Schatzmeister, nach einem nichtordentlichen Gerichtsverfahren in Cheapside hatte hinrichten lassen, wandten sich die Stadtväter und Bürger gegen ihn. Seinen Anhängern vergab man und liess sie laufen; er selbst wurde gefangengenommen und getötet. Dieser Erfolg stellte für den Augenblick die Macht der Regierung wieder her, und Heinrich erfreute sich einer kurzen Ruhepause, in der er sich seinen Colleges in Eton und Cambridge und Margarete widmete, die sich seine Liebe und seinen Gehorsam erworben hatte.

Im Verlauf der Vertreibung der Engländer aus Frankreich fielen die Festungen. Städte und ganze Bezirke gingen verloren, und der grösste Teil ihrer Besatzungen kehrte nach Hause zurück. Das Tempo, in dem sich diese Katastrophe abwickelte, trug wesentlich dazu bei, nicht nur die englische Öffentlichkeit und die Stellung der einzelnen Minister, sondern auch die Fundamente der Lancaster-Dynastie zu erschüttern. Mit einer unglaublichen Torheit und Infamie brachen die Engländer im März 1449 bei Fougères den Waffenstillstand.

Im August 1450 war die gesamte Normandie verloren, ein Jahr später auch

die gesamte Gascogne, die drei Jahrhunderte lang englisch gewesen war. Von allen Eroberungen Heinrichs V., die England elf Jahre lang Schweiss und Blut gekostet hatten, blieb nur noch Calais. Edmund Beaufort, der zweite Herzog von Somerset, des Königs Befehlshaber und Freund, trug die Verantwortung für die totale Niederlage, und dies fiel auf den König selbst zurück. England wimmelte von demobilisierten Soldaten, die den Grund ihrer Niederlage nicht begriffen und überzeugt waren, dass sie unter einer unfähigen Führung umsonst gekämpft hatten. Die Adligen waren froh, bei der zunehmenden Unsicherheit diese erprobten Kämpfer für ihre örtliche Verteidigung zu gewinnen. Alle grossen Familien hielten sich Banden bewaffneter Gefolgsleute, die in manchen Fällen geradezu als Privatarmeen anzusprechen waren. Sie gaben ihnen Sold oder Land oder beides und Uniformen oder Livreen, die das Familienwappen trugen. Der Graf von Warwick, wahrscheinlich der grösste Landeigentümer, der eine führende Rolle in der Politik anstrebte, hatte Tausende von Untergebenen, die sein Brot assen und zum grössten Teil aus organisierten Truppen bestanden, die stolz das Wappen des Bären und des Knotenstocks trugen. Andere Grosse eiferten diesem Beispiel im Rahmen ihrer Mittel nach. Bargeld und Ehrgeiz regierten, und das Land trieb rasch der Anarchie zu. Der König war ein hilfloses Geschöpf, das überall geachtet, ja sogar beliebt war, aber man konnte sich nicht auf ihn verlassen. Das Parlament, die Lords wie die Commons, war kaum mehr als ein Schiedsgericht für die Streitigkeiten des Adels.

Ein Gesetz von 1429 hatte das Grafschafts-Wahlrecht auf die 40-Schilling-Freisassen beschränkt. Es ist schwer zu begreifen, dass dieses willkürlich bestimmte Vorrecht sich in England 400 Jahre lang gehalten hat und dass all die Kriege und Streitigkeiten, die Entscheidungen in den wichtigsten Angelegenheiten, die bedeutendsten Geschehnisse im In- und Ausland auf dieser Basis vorgenommen wurden, bis die Reform Bill von 1832 eine Änderung herbeiführte. In der Präambel zu jenem Gesetz heisst es, die Wahlbeteiligung einer zu grossen Anzahl von Leuten «geringer Bedeutung oder geringen Besitzes» habe zu Totschlag, Aufständen, Überfällen und Fehden geführt. So kam es zu einem Rückschlag in der parlamentarischen Entwicklung. Dennoch genoss das Parlament jahrhundertlang keine grösseren Vorrechte, aber für Jahrhunderte wurde mit diesen Vorrechten auch kein grösserer Missbrauch getrieben.

Die Macht des Gesetzes wurde zum Werkzeug von Intrigen. Adelige Willkür benutzte oder missachtete das Gesetz mit wachsender Dreistigkeit. Die Verfassung legte man zum Nachteil der Öffentlichkeit aus. Niemand war seines Lebens oder seines Besitzes, ja nicht einmal seiner bescheidensten Rechte sicher, es sei denn, sein Grundherr hielt die Hand über ihn. Die berühmten Paston-Briefe beweisen, dass England trotz seiner enormen zivilisatorischen Fortschritte von Friede und Sicherheit wieder in barbarisches Chaos zurückfiel. Die Strassen waren unsicher. Des Königs Gebot wurde nicht befolgt oder verdreht. Die königlichen Richter wurden verhöhnt oder bestochen. Die souveränen Rechte wurden in hochtrabenden Phrasen festgelegt; aber der König war ein schwacher und gefügiger Tor. Die Macht des Parlaments war ein Spielball in den Händen der Parteien. Dennoch hatte das leidende, schwer arbeitende und unbesiegbare Volk die Zeiten Stephans und Mauds, Heinrichs II. und Thomas Becketts, König Johanns und der Barone weit hinter sich gelassen. Es gab eine höchst differenzierte Gesellschaft, die sich trotz der Missstände auf vielen Gebieten weiterentwickelte. Die Ohnmacht der Exekutive, die Schwierigkeiten der Kommunikation und die volkstümliche Kraft der Piken und Bogen, sie alle trugen dazu bei, dass das Gleichgewicht gehalten wurde. Es gab eine öffentliche Meinung. Es gab eine kollektive moralische Haltung. Es gab altehrwürdige Bräuche. Und es gab vor allem ein Nationalgefühl.

Über dieses Volk sollten nun die Leiden der Kriege der Rosen hereinbrechen. Wir dürfen weder die gewichtigen Ursachen unterschätzen, die zu der grossen Auseinandersetzung führten, noch die bewussten, intensiven und ausgedehnten Bemühungen, die unternommen wurden, um sie zu verhindern. Eine starke und fähige Regierung tat not, und alle sehnten sie herbei. Manche glaubten, dies könne nur durch die Unterstützung des rechtmässig bestehenden Regimes erreicht werden. Andere waren schon seit langer Zeit insgeheim der Ansicht, eine Usurpation sei ihnen aufgezwungen worden, die nun ihre Kompetenz verloren habe. Ansprüche und Hoffnungen der Opposition gegen das Haus Lancaster hatten ihren Exponenten in Richard, Herzog von York. Einer festen Gewohnheit zufolge hatte er ein Vorrecht auf die Krone. York war der Sohn des Grafen Richard von Cambridge und der Enkel Herzog Edmunds von York, eines jün-

geren Bruders von John of Gaunt. Als Urenkel Eduards III. stammte ausser Heinrich VI. nur er in der männlichen Linie direkt von Eduard III. ab, und in der weiblichen Linie hatte er ebenfalls durch seine Abkunft von Gaunts älterem Bruder, Lionel von Clarence, berechtigten Anspruch. Durch das Gesetz von 1407 waren die Beauforts – Gaunts legitimierte Bastarde – von der Thronfolge ausgeschlossen. Sollte es Heinrich VI. gelingen, das Gesetz von 1407 zu annullieren, dann hätte Edmund Beaufort (Somerset) väterlicherseits einen ebenso berechtigten Anspruch wie York. Das war es, was York fürchtete. York hatte Gloucesters Stellung als erster Prinz von Geblüt eingenommen. Nach Gloucesters Tod gab es keinen männlichen Nachkommen des legitimen Hauses Lancaster ausser Heinrich VI. Um York scharte sich eine ungeheuer grosse Partei der Unzufriedenen, die ihn allmählich dazu brachte, einen Platz in der Regierung und schliesslich, auf Grund der zunehmenden Feindseligkeit der Königin Margarete, sogar den Thron zu fordern.

In allen Teilen des Landes knüpfte sich ein Netzwerk yorkischer Interessen, vornehmlich aber im Süden und Westen Englands, in Kent, in London und in Wales. Es war bezeichnend, dass Jack Cade sich den Namen Mortimer angemasst hatte, als er sich an die Spitze der kentischen Insurgenten stellte. Man vertrat allgemein die Ansicht, dass die Yorkisten, wie sie sich nun nannten, für den Mord an Bischof Moleyns in Portsmouth und an Suffolk auf dem offenen Meer verantwortlich waren. Zwischen den Häusern Lancaster und York war bereits Blut geflossen.

Unter diesen Umständen verdient der Charakter Richards von York eine eingehendere Betrachtung. Er war ein tugendsamer, das Recht achtender, langsam vorgehender und höchst befähigter Prinz. Er hatte jedes Amt, mit dem er vom Lancaster-Regime betraut worden war, tüchtig und gewissenhaft ausgeübt. Er hatte gute Dienste geleistet. Er wäre zufrieden gewesen, wenn man ihm die Verwaltung von Calais und der restlichen Besitzungen in Frankreich belassen hätte. Als man ihn aber dieser Ämter zugunsten von Somerset beraubte, nahm er die Regentschaft Irlands an. Er unterwarf nicht nur einen Teil jener Insel, sondern gewann dabei gleichzeitig das Wohlwollen des irischen Volkes. So haben wir auf der einen Seite einen schwachen König mit einem anfechtbaren Titel, in der Hand von Persönlichkeiten, die durch nationales Unglück diskreditiert sind und sich nun auch noch mit Blutschuld beladen haben, und auf der

anderen Seite einen aufrechten und weisen Verwalter, der durch eine im ganzen Land verbreitete Partei gestützt wird und ausserdem ein grösseres Anrecht auf die Krone besitzt.

Jeder, der die Auseinandersetzung, welche nun das Reich zerriss, genau untersucht, wird die Gründe begreifen, aus denen aufrichtige Männer die Sache des einen oder des anderen gutzuheissen für richtig hielten. Als König Heinrich VI. die Gefährdung seines Anspruchs auf den Thron erkannte, war er einigermaßen erstaunt. «Seit meiner Wiege, seit vierzig Jahren», sagte er, «bin ich König. Mein Vater war König; dessen Vater war König. Bei vielen Gelegenheiten habt ihr alle mir die Treue geschworen, wie eure Väter sie meinem Vater geschworen haben.» Aber die andere Seite erklärte, ungerechtfertigte Treueide seien hinfällig; Unrecht müsse wiedergutmacht werden; eine erfolgreiche Usurpation werde auch durch die Zeit nicht sanktioniert; die Fundamente der Monarchie könnten nur auf Gesetz und Gerechtigkeit beruhen; und die Anerkennung einer Dynastie von Eindringlingen fordere bei jeder sich bietenden Gelegenheit Rebellion heraus und zerstöre somit das Gefüge der englischen Gesellschaft; und schliesslich, wolle man Vernunft walten lassen, wie könne man dann den unseligen, halbblöden König, unter dem alles dem Ruin entgegengehe, mit einem Prinzen vergleichen, der sich als Soldat und Staatsmann von höchsten Fähigkeiten erwiesen habe?

Ganz England war zwischen diesen beiden Auffassungen hin und her gerissen. Obwohl die Yorkisten im reichen Süden und die Anhänger der Lancaster-Partei im kriegerischen Norden in der Überzahl waren, gab es viele Überschneidungen und Komplikationen. Während die Stadtbewohner und die Masse des Volkes sich im Allgemeinen aus dem eigentlichen Kampf der Oberschichten und ihrer bewaffneten Söldner heraushielten und zum Teil der Auffassung huldigten «je weniger Adelige, desto besser», waren die Ansichten doch sehr geteilt. Man verehrte die Frömmigkeit und Güte des Königs; man bewunderte aber auch die Tugenden und die Bedachtsamkeit des Herzogs von York. Haltung und Gefühle der Öffentlichkeit fielen überall und zu jeder Zeit bei den rivalisierenden Parteien stark ins Gewicht. So wurde Europa Augenzeuge des erstaunlichen Schauspiels eines beinahe dreissig Jahre währenden heftigen Krieges, in dessen Verlauf man kaum eine Stadt brandschatzte, der die Masse des Volkes kaum berührte und in dem die örtlichen Verwaltungen ihre Arbeit grösstenteils ungehindert weiterführen konnten.

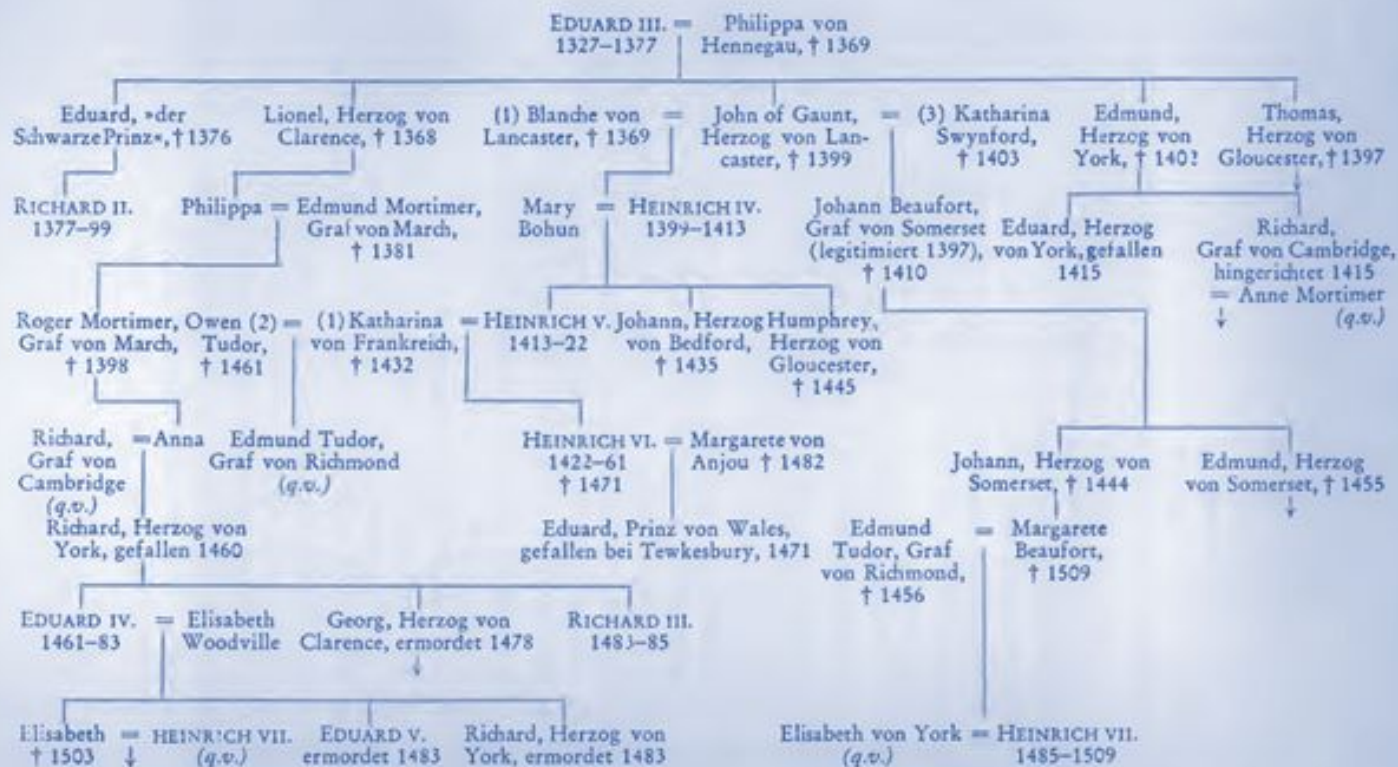
1450 liessen die gärende Unzufriedenheit und der Parteienhader den Herzog von York zum erstenmal aktiv werden. Er verliess seinen Regierungssitz in Irland und landete ungeheissen in Wales. Während der Parlamentsitzung des folgenden Jahres schlug ein Mitglied der Commons, ein gewisser Young, kühn vor, man solle den Herzog von York zum Thronfolger erklären. Diese Forderung wirkte sensationell, nicht nur als Tatsache, sondern auch, weil man sie begründen konnte. Der König war nun seit sechs Jahren verheiratet und kinderlos. Es hatte nicht den Anschein, dass er noch Nachkommen zeugen könnte. Sollte er, so fragten sich die Leute jetzt, nicht einen Nachfolger bestimmen? Und wen sonst, wenn nicht York? Dann konnte es nur Somerset oder ein anderer Vertreter der Beaufort-Linie sein. Wir sehen, wie scharfsinnig die Frage gestellt war. Aber der König wies sie, sicherlich auf Margaretes Veranlassung, mit ungewohnter Heftigkeit zurück. Er weigerte sich, die Hoffnung auf Nachkommenschaft aufzugeben; und sobald das Parlament auseinandergegangen war, schickte er das anmassende Mitglied in den Tower. Zu jener Zeit brach er auch mit dem Herzog von York, der sich auf sein Schloss in Ludlow an der waliser Grenze zurückzog.

Angewidert durch das Versagen der Regierung, Ordnung und Gerechtigkeit im Land wiederherzustellen und militärische Katastrophen in Frankreich zu vermeiden, kam York immer mehr zu der Überzeugung, dass man die Beaufort-Partei, die den willensschwachen König beherrschte, entmachten müsse. Gebete und Proteste hatten versagt; nun blieb noch die Zuflucht zu den Waffen übrig. Folglich sandte York am 3. Februar 1452 eine Adresse an die Bürger von Shrewsbury, in der er Somerset der Schuld an der Schmach, die England in Frankreich erlitten hatte, bezichtigte und ihm vorwarf, «unentwegt bei des Königs Hoheit meine Absetzung zu betreiben und mich, meine Erben und die Personen meiner Umgebung zu entrechten ... Angesichts der Tatsache, dass besagter Herzog bei der Person des Königs allgegenwärtig ist und sie beherrscht und so schlecht berät, dass das Land dem sicheren Untergang entgegengeht, habe ich beschlossen, mit Hilfe meiner Anverwandten und meiner Freunde in aller Eile gegen ihn vorzugehen.» Und so marschierte er von Shrewsbury aus mit einem Heer von mehreren tausend Mann einschliesslich Artillerie gegen London. Er zog nach Kent in der festen Annahme, dass jene, die mit Jack Cade marschiert waren, sich auch ihm anschliessen würden. Der Widerhall war ent-

täuschend. London schloss seine Tore vor seinen Abgesandten. Der König wurde von Margarete, Somerset und von den Anhängern der Lancasters mit einer überlegenen Streitmacht nach Blackheath gebracht. Der Bürgerkrieg schien unvermeidlich.

Aber York fühlte sich als der Schwächere. Von Natur aus war er jeder Gewalttat abhold. Norfolk und andere grosse Herren hatte er auf seiner Seite, aber der vierundzwanzigjährige Graf von Warwick hielt es mit dem König. Man unternahm alles, um Blutvergiessen zu vermeiden. Nicht endenwollende Verhandlungen fanden statt, in deren Verlauf York seine Streitkräfte entliess und unbewaffnet und barhäuptig vor König Heinrich trat, seine Loyalität beteuerte, aber Abhilfe forderte. Sein Leben hing an einem Faden. Die meisten Personen in des Königs Umgebung hätten ihn ohne Bedenken umgebracht. Aber alle waren sich der Folgen einer solchen Tat bewusst. York stand für eine Sache. Er hatte die Unterstützung der Commons; die halbe Nation stand hinter ihm; sein Sohn und Erbe, der Earl of March, hatte eine zweite Armee an der waliser Grenze bereitgestellt. York erklärte sich zum «Lehnsman und Diener des Königs». Da er von den Commons unterstützt wurde und offensichtlich an der Spitze einer grossen Partei stand, versprach der König, «einen ernsten und gewichtigen Rat» zu bilden, dem er angehören solle. Der Hof hatte sich immer noch zwischen Somerset und York zu entscheiden. Die Königin, die immer auf Somersets Seite war, fällte die Entscheidung zu dessen Gunsten. Er wurde zum Festungskommandanten von Calais ernannt, das die einzigen regulären Truppen im Sold der Krone besetzt hielten, und über ein Jahr lang war er tatsächlich in Frankreich wie in England der wichtigste Mann.

Dann traten mehrere rasch aufeinanderfolgende, schwerwiegende Geschehnisse ein. In Frankreich erreichte die Katastrophe ihren Höhepunkt. Talbots Versuch, die Gascogne zurückzuerobern, schlug fehl; im Juli 1453 wurde er bei Castilion geschlagen, und im Oktober fiel Bordeaux. Somerset musste als Oberbefehlshaber die Niederlage verantworten. In dieser Situation wurde der König wahnsinnig. Er war nach Wiltshire gegangen, um dort den Juli und den August zu verbringen. Plötzlich verlor er sein Gedächtnis. Er erkannte niemanden mehr, nicht einmal die Königin. Er konnte essen und trinken, aber seine Rede war wirr oder kindisch. Er konnte nicht mehr gehen. Weitere 15 Monate



DIE HAUSER YORK UND LANCASTER

lang setzte sein Wahrnehmungsvermögen völlig aus. Später, nach seiner Genesung, behauptete er, sich an nichts mehr erinnern zu können. Der Geist des frommen Heinrich war aus den Kümernissen seines Daseins auf eine Insel barmherzigen Vergessens entrückt worden. Ein stammelnder Popanz stand an der Spitze des waffenstarrenden Reichs.

Als diese Schreckensnachricht bekannt wurde, strebte Königin Margarete die Stellung eines Reichsprotectors an. Aber die Lancaster-Partei sah sich einer zu starken Gegenströmung ausgesetzt, um diese Forderung offen zu stellen. Ausserdem war die Königin anderweitig beschäftigt. Am 13. Oktober gebar sie einen Sohn. Wie weit dieses Ereignis erwartet wurde, ist nicht klar; wie zu viel späterer Zeit bei Jakob II., erfüllte es aber die Herzen des ganzen Volkes mit bitterem Groll. Nun schienen die Ansprüche der Yorkisten für immer verfallen. Bis jetzt war keine Seite geneigt gewesen, zum Äussersten zu schreiten. Wenn mit Heinrich das Haus Lancaster regierte und nach seinem Tode York Nachfolger würde, wäre mit diesem natürlichen und legalen Vorgang beiden Parteien gedient gewesen. Nun schien es, als sollte die Lancaster-Herrschaft ewig währen.

Die Geisteskrankheit des Königs war Somersets Ende: er konnte York nicht länger Widerpart bieten. Norfolk, einer der Anhänger Yorks, brachte im Rat eine Petition gegen Somerset ein, und dieser wurde im Dezember 1453 in den Tower verbannt. York erreichte durch seine Machtposition, dass man ihm das Protectorat übertrug. Er handelte durch das Parlament und mit grosser Vorsicht, duldete aber keinerlei Widerspruch. Er erlangte die volle Kontrolle über die Exekutive und erfreute sich der Unterstützung beider Häuser des Parlaments. Es bedurfte keiner umständlichen Beweise für seine Fähigkeiten; denn sofort zeigten sich Verbesserungen in der Verwaltung. Mit kühler Tatkraft ging er daran, Privatarmeen zu verbieten und auf den Strassen des ganzen Landes wieder Ordnung und Sicherheit herzustellen. Er zögerte nicht, mehrere seiner eigenen prominentesten Anhänger, darunter den Grafen von Devonshire, einzusperren, weil sie für ihre eigenen Interessen Soldaten aushoben. Wenn er davon absah, Somerset, der noch immer gefangensass, vor Gericht zu bringen, so war dies nur seiner Barmherzigkeit zuzuschreiben. Seine Anhänger staunten über seine Toleranz. Als er die Regierungsgewalt in Händen hatte, als seine Zukunftsaussichten durch den neugeborenen Thronerben verdüstert waren, als seine Macht oder sein Leben in jedem Augenblick durch die Genesung des Kö-

nigs zerstört werden konnte, hielt er dennoch unerschütterlich an Recht und Gerechtigkeit fest. Darin liegt seine Rechtfertigung, und dies ist das Denkmal, das er sich selbst gesetzt hat. Er steht als ein Patriot vor der Geschichte, der gewillt war, sein Leben zum Schutz einer guten Regierung zu riskieren, nicht aber aus irgendwelchen persönlichen Interessen die Hand gegen den Staat zu erheben.

Die Überraschungen sollten kein Ende nehmen. Als man allgemein glaubte, dass Heinrichs Linie erloschen sei, hatte er einen Erben hervorgebracht. Und als er in dauernde Umnachtung versunken zu sein schien, genas er plötzlich. Am Weihnachtstag des Jahres 1454 gelangte er wieder in den Vollbesitz all seiner Kräfte. Er erkundigte sich, ob er geschlafen habe, und was inzwischen geschehen sei. Margarete zeigte ihm seinen Sohn und sagte ihm, sie habe ihn Eduard genannt. Bisher hatte er das Kind mit blicklosen Augen betrachtet. Jeder Versuch, sein Interesse zu wecken, war vergebens gewesen. Nun befand er sich in bester Verfassung. Er hob die Hände, dankte Gott und sagte, wie die Paston-Briefe berichten, dass er «bis zu diesem Augenblick nicht gewusst habe, was man ihm gesagt habe, noch wo er während seiner Krankheit gewesen sei». Er schickte seinen Almosenier mit einem Dankopfer nach Canterbury, versicherte, er sei «mit der ganzen Welt versöhnt», und fügte hinzu, «er hoffe nur, die Lords seien das auch».

KAPITEL VI

DIE KRIEGE DER ROSEN

Im Frühling des Jahres 1455 erblühte die Rote Rose von Lancaster aufs Neue. In dem Augenblick, da des Königs geistige Genesung bekannt wurde, war Yorks legales Protektorat zu Ende; er tat nichts, um seine Macht beizubehalten. Königin Margarete nahm das Steuer in die Hand. Somerset wurde nicht nur freigelassen, sondern sogar wieder in seine Schlüsselposition eingesetzt. Die Verwaltung von Calais, die man York für die Dauer von sieben Jahren übertragen hatte, wurde an seinen Rivalen zurückgegeben. Man lud ihn nicht mehr zu den königlichen Ratssitzungen ein. Und als der Grosse Rat der Peers in Leicester einberufen wurde, fürchtete er, dass man ihn nur zur Aburteilung beordere. Er zog sich nach Sandal in Yorkshire zurück und warf gemeinsam mit den Grafen von Warwick und Salisbury und einer grossen Anzahl Adelliger mit starker Gefolgschaft Somerset vor, er habe die Normandie und Guienne verloren und stehe nun im Begriff, das ganze Königreich zu ruinieren. Yorks Adelige beschlossen, zu den Waffen zu greifen. Mit 3'000 Mann marschierten sie südwärts. Gleichzeitig erschien der Herzog von Norfolk an der Spitze mehrerer tausend Mann, und Shrewsbury und Sir Thomas Stanley kamen mit einigen weiteren Tausend. Alle diese Streitkräfte bewegten sich auf London zu, wobei sie St. Albans zum Sammelpunkt erkoren hatten. Der König, die Königin, Somerset sowie die Hof- und Lancaster-Partei, die sich auf weniger als dreitausend Mann beliefen, gingen nach Watford, um ihnen dort entgegenzutreten.

St. Albans war eine offene Stadt. Das alte, mächtige Kloster dort hatte die bescheidenen Bürger davon abgehalten, «sich mit einer grossen Mauer zu gürten». Aus diesem Grund war der Ort ein passender Treffpunkt. Die Armee des Königs war zuerst zur Stelle, und die königliche Standarte wurde in St. Peter Street und Hollowell Street entrollt. York, Salisbury und Warwick warteten nicht auf die mächtigen Verstärkungen, die sich ihnen näherten. Sie sahen, dass

ihre Streitkräfte im Vorteil waren und dass Stunden zählten. Diesmal kam es zu einem Gefecht. Es war mehr ein Zusammenstoss als eine Schlacht, aber deshalb nicht weniger entscheidend. Lord Clifford sperrte die Strasse, die York mit Bogenschützen und Kanonen angriff, für den König. Aber Warwick überfiel ihn von hinten, indem er einen Bogen um die Stadt machte, tötete ihn und schlug die königlichen Truppen in die Flucht. Somerset fiel «im Kampf für eine Sache, die mehr seine eigene als die des Königs war». Der Herzog von Buckingham und sein Sohn wurden durch Pfeile verwundet. Somersets Sohn, den Grafen von Dorset, nahm man schwerverwundet gefangen und brachte ihn auf einem Karren nach Hause. Der König selbst erlitt durch einen Pfeil eine leichte Verletzung. Er floh nicht, sondern suchte im Haus eines Kaufmanns in der Hauptstrasse Zuflucht. Dort kam schliesslich der Herzog von York zu ihm, fiel vor ihm auf die Knie und versicherte ihm seiner Treue und Ergebenheit. Bei diesem Zusammenstoss in St. Albans fielen nur dreihundert Mann; aber zu diesen zählte ein ungewöhnlich grosser Teil der Adligen, die auf des Königs Seite gestanden hatten. Man wies die Truppen an, einander zu verschonen; die Führer kämpften bis zum Tod. Die nackten Leichname von Somerset und Clifford lagen stundenlang auf der Strasse, und keiner wagte sie zu bestatten. Der Sieg der Yorkisten war vollständig. Sie hatten den König in ihrer Gewalt. Somerset war tot. Margarete und ihr Kind hatten sich an eine geweihte Stätte geflüchtet. Die Sieger bekundeten ihre Ergebenheit für die Person des Königs und zeigten sich erfreut darüber, dass er seiner schlechten Ratgeber ledig war. Daraufhin wurde das Parlament unverzüglich im Namen des Königs einberufen.

Die Historiker sind vor den Kriegen der Rosen zurückgeschreckt, und die meisten von ihnen, welche die Geschehnisse verzeichneten, haben uns nur ein trauriges und unvollständiges Bild hinterlassen. Wir stehen hier jedoch vor dem heftigsten und unerbittlichsten Streit, dessen Vorgänge belegt sind. Die einzelnen Personen des Dramas waren die Produkte generationenlanger Privilegien und Kriege, in denen ein besonderer Ehrenkodex des Feudalsystems galt und denen das Papsttum entsprechend seinen jeweiligen eigenen Interessen und Intrigen seinen Segen gegeben hatte. Es war ein Konflikt, in dem persönlicher Hass bis zum Äussersten getrieben wurde und der glücklicherweise der breiten Masse des Volkes keinen allzu grossen Schaden zufügte. Es muss in der Ge-

schichte der Menschheit viele derartige Verwicklungen gegeben haben. Keine jedoch verfügte über Charaktere, die gleichzeitig so weltmännisch und von so edler Prägung waren.

Wir wollen unnötige Verwirrung vermeiden: Städte dürfen nicht mit Titeln verwechselt werden. Der tödliche Kampf zwischen York und Lancaster bedeutete nicht Feindschaft zwischen den beiden bekannten englischen Grafschaften. Tatsächlich war York der Stützpunkt der Lancaster-Partei, und die Yorkisten gründeten ihre Macht auf die Midlands und auf den Süden Englands. Die Wechselfälle des Glücks waren so zahlreich und so überraschend, die Sippenfehden so verwickelt, und die Reaktion des Nationalgefühls in den Zeiten der Krisen liess sich so schwer beurteilen, dass man sich angewöhnt hat, diese Epoche zu verunglimpfen. Nur Shakespeare, der sich in der Hauptsache auf Halls *Chronik* stützt, hat ihre barbarische, aber heroische Linie festgehalten. Er versucht nicht, Rückschlüsse zu ziehen, und greift für seine dramatischen Zwecke einzelne Begebenheiten und Feldzüge heraus. Wir wollen nun die Tatsachen in der Reihenfolge ihres Geschehens darstellen.

In St. Albans fand das erste Blutvergiessen in dieser Fehde statt. Die Yorkisten brachten den König in ihre Gewalt. Aber bald zeigt es sich wieder, welche Macht dem Hause Lancaster innewohnt. Es hatte die Mehrheit des Adels und die Majestät der Krone auf seiner Seite. Nach wenigen Monaten war es wieder so stark wie zuvor. Eine Machtprobe folgte auf die andere. Allerorten gab es Aufstände, und das Parlament hielt ernste Sitzungen ab. Die Legalität, die konstitutionelle Regierungsform und die Ehrfurcht vor der Krone waren turbulenten und blutigen Angriffen ausgesetzt. Die vier Jahre zwischen 1456 und 1459 waren eine Periode unsicheren Waffenstillstandes. Alle schienen sich einer Gefahr, die ihnen und ihrer Ordnung drohte, bewusst zu sein. Schwer lastete das Schicksal auf der ganzen Nation. Man unternahm grosse Anstrengungen zu einer Versöhnung. Man bot den Londonern ein Schauspiel, in dem der König, von einem Gefolge begleitet, nach Westminster geführt wurde, der Herzog von York Seite an Seite mit Königin Margarete ging, gefolgt von Lords der Lancaster-Partei und der Yorkisten, die verfeindeten jeweils nebeneinander. Feierliche Freund-

schaftsschwüre wurden getauscht, alle Führer nahmen gemeinsam die Kommunion. Alle suchten Frieden, wo es keinen Frieden gab. Wenn man auch in London zu einer Art Einigung kam, so wurde diese durch Kampfhandlungen im Norden doch wieder zunichte. 1459 brachen neue Kämpfe aus. Eine Versammlung bewaffneter Yorkisten bei Worcester wurde in Gegenwart der königlichen Armee gesprengt, und ihre Anführer schlug man in die Flucht. York kehrte nach Irland und Warwick auf seinen Befehlshaberposten nach Calais zurück, auf den er Somerset gefolgt war.

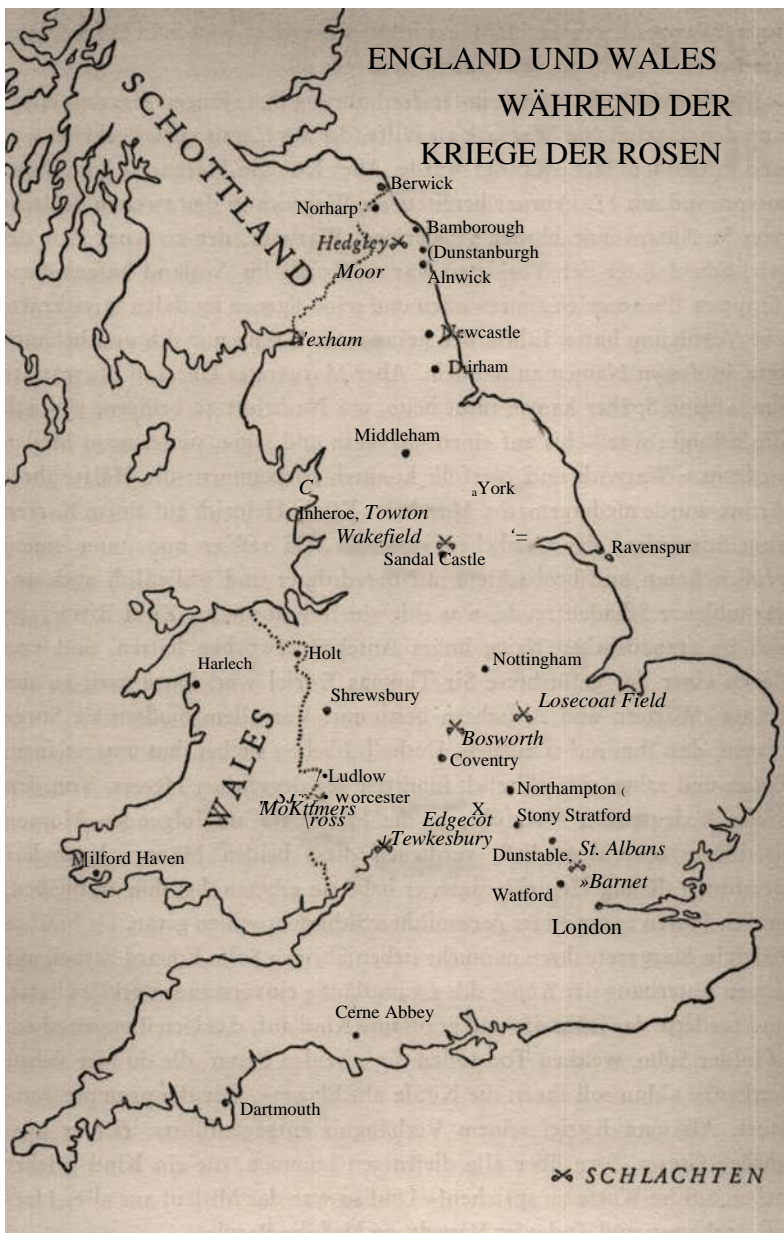
Im Juli 1460 brach dann der eigentliche Krieg aus. York war noch in Irland; aber die Yorkisten-Lords unter Warwick, die in Wales und Calais Ausgangsstellungen besaßen, stellten gemeinsam mit ihren Verbündeten und Parteigängern, unterstützt vom päpstlichen Legaten, von einigen Bischöfen und von der Mehrzahl der Commons, die Anhänger des Hauses Lancaster und der Krone in Northampton. Heinrich VI. hatte sich verschanzt; eine Kanone schützte seine Stellung. Als aber die Yorkisten angriffen, liess ihn Lord Grey of Ruthven, der einen Flügel kommandierte, im Stich und half den Yorkisten über die Brustwehr. Die königliche Streitmacht floh in heller Panik. Heinrich VI. blieb in seinem Zelt. «Einsam und verlassen sass er da.» Die Sieger traten vor ihn hin und verneigten sich bis zur Erde. Wie nach St. Albans führten sie ihn abermals nach London zurück und regierten, nachdem sie ihn wieder einmal in ihrer Gewalt hatten, in seinem Namen. Der sogenannte Kompromiss, auf den sich alle Stände einigten, wurde nun versucht. «Der Herzog von York», heisst es in Gregorys *Chronik*, «hielt König Harry mit Gewalt und Macht in Westminster, bis ihm der König in seiner Todesangst endlich die Krone zusprach; denn ein Mann, der nur wenig Verstand hat, wird rasch vor dem Tode zittern». Heinrich sollte sein Leben lang König bleiben, York die Regierungsgeschäfte leiten und nach seinem Tode sein Nachfolger werden. Alle diejenigen, die ein ruhiges Leben für die Nation ersehnten, begrüßten dieses Übereinkommen. Aber bei dieser Regelung liess man die Tatsache ausser Acht, dass Königin Margarete mit ihrem Sohn, dem Prinzen von Wales, in Harlech Castle in Wales in Freiheit war. Der gefangene König hatte seinen eigenen Sohn enterbt, die Königin kämpfte weiter.

Margarete erschien nun mit ihrer Armee aus dem Norden und aus Nordwales, um das Geburtsrecht ihres Sohnes zu sichern. Der Herzog von York, der es ablehnte, in der Sicherheit von Sandal Castle zu verweilen, bis seine ganze

Streitmacht versammelt war, marschierte ihr entgegen. Am 30. Dezember 1460 wurde bei Wakefield die erste bedeutende Schlacht des Krieges ausgetragen. Die Lancaster-Partei mit ihrer überlegenen Streitmacht überraschte die Yorkisten, als diese zum grössten Teil beim Fouragieren waren. Es folgte ein grosses Handgemenge und Gemetzel. Hier war keine Rede davon, dass man den einfachen Mann verschonte. Hunderte wurden niedergemacht. Aber am schlimmsten erging es doch den Anführern. Es gab keinen Pardon. Der Herzog von York wurde getötet; sein achtzehnjähriger Sohn, der Graf von Rutland, ergriff die Flucht; aber der neue Lord Clifford, der sich an St. Albans erinnerte, metzelte ihn mit Freude nieder und rief: «Bei Gottes Blut! Euer Vater erschlug den meinen; und das gleiche werde ich Euch und Eurer ganzen Sippe antun!» Und das galt von nun an für den ganzen Krieg. Dem alten Grafen von Salisbury, der während der Nacht in Gefangenschaft geriet, schlug Lord Exeter, ein natürlicher Sohn des Herzogs von Buckingham, unverzüglich den Kopf ab. Diese Grausamkeiten trugen Margaretes Stempel. Die Köpfe der drei Yorkisten-Edlen wurden an den Toren und Wällen von York zur Schau gestellt. Der Kopf des grossen Herzogs grinste unter einer Papierkrone ins Land hinaus und rief die Rächer herbei.

Bisher hatte der Kampf zwischen reifen, wohlstuierten grossen Herren stattgefunden, die tief in Staatsgeschäfte verwickelt waren und ihr Äusserstes versucht hatten, gewisse Grenzen zu wahren. Nun hatte eine neue Generation das Heft in die Hand genommen. Es gab einen neuen Lord Clifford, einen neuen Herzog von Somerset, und vor allem aber einen neuen Herzog von York. Und sie alle waren in den Zwanzigerjahren, hatten das Schwert in der Hand, hatten Väter, die sie rächen wollten – und als Preis winkte ihnen England. Als Yorks Sohn, der bisherige Earl of March, erfuhr, dass nun er für seines Vaters Sache einstehen müsse, entzog er sich dieser Aufgabe nicht. Er fiel über den Grafen von Wiltshire und über die Waliser Lancaster-Anhänger her, und am 2. Februar 1461 besiegte und vernichtete er sie in der Schlacht von Mortimers Cross bei Hereford. Er beeilte sich, die Grausamkeiten von Wakefield zu vergelten. «Wieder lautete die Parole ‚Kein Pardon!‘» Unter jenen, die nach der Schlacht hingerichtet wurden, befand sich auch Owen Tudor, ein harmloser Edelmann, der, selbst vor der Axt und dem Block, noch nicht glauben wollte, dass man ihn enthaupten würde, bis man ihm dann den Kragen seines roten Wamses herun-

ENGLAND UND WALES WÄHREND DER KRIEGE DER ROSEN



⌘ SCHLACHTEN

terriß. Wie wir sehen werden, blieb sein Sohn Jasper am Leben und führte später den Streit fort.

Die siegreichen Yorkisten unter der Führung ihres jungen Herzogs eilten nun dem Grafen von Warwick zu Hilfe, der aus Calais zurückgekehrt war und in London hart bedrängt wurde. Aber Königin Margarete kam ihnen zuvor, und am 17. Februar bereitete sie Warwick in der zweiten Schlacht von St. Albans eine blutige Niederlage. Warwick, der zu jener Zeit der wirkliche Führer der Yorkisten war und viele im Ausland ausgehobene Truppen, die neuesten Feuerwaffen und seine eigenen feudalen Streitkräfte zur Verfügung hatte, führte den gefangenen König mit sich und behauptete, in dessen Namen zu handeln. Aber Margaretes Überfall überraschte ihn. «Seine Späher kamen nicht heim, um Nachricht zu bringen, wie nah die Königin war – bis auf einen, der kam und sagte, sie sei neun Meilen entfernt.» Warwick und Norfolk konnten entkommen; die Hälfte ihrer Armee wurde niedergemacht. Man hatte König Heinrich auf einem Karren zum Schauplatz des Geschehens gebracht. Da sass er nun unter einem grossen Baum und beobachtete mit berechtigter und schliesslich auch unverhohlener Schadenfreude, was sich vor ihm abspielte. Zwei Ritter, die sich im französischen Krieg hohes Ansehen erworben hatten, und von denen einer der gefürchtete Sir Thomas Kyriel war, hatte man zu des Königs Wärtern und Aufsehern bestimmt. Vor allem mussten sie Sorge tragen, dass ihm nichts zusties. Deshalb blieben sie bei ihm unter seinem Baum und sahen sich plötzlich inmitten des siegreichen Heeres. Von den vielen bedeutenden Heerführern, die Margarete am folgenden Morgen kaltblütig umbringen liess, verdienen diese beiden Männer besondere Beachtung. König Heinrich sagte, er habe sie gebeten, bei ihm zu bleiben, und sie hätten es um seiner persönlichen Sicherheit willen getan. Da brachte Königin Margarete ihren nunmehr siebenjährigen Sohn Eduard herbei, mit dessen Enterbung der König sich zwangsläufig einverstanden erklärt hatte, und forderte das frühreife und grausame Kind auf, das Urteil zu sprechen. «Holder Sohn, welchen Tod sollen diese beiden Ritter, die du hier siehst, sterben?» «Man soll ihnen die Köpfe abschlagen», war die prompte Antwort. Als man Kyriel seinem Verhängnis entgegenführte, rief er aus: «Möge Gottes Zorn über alle diejenigen kommen, die ein Kind gelehrt haben, solche Worte zu sprechen!» Und so war das Mitleid aus aller Herzen verbannt, und Tod oder Vergeltung hiess die Parole.

Nun hatte Margarete ihren Gemahl wieder sicher in der Hand und mit ihm die volle Autorität der Krone. Die Strasse nach London war frei, aber sie wählte diesen Weg nicht. Die wilden Horden, die sie aus dem Norden mit sich führte, hatten sich auf ihrem Marschweg überall durch die von ihnen angerichteten Verwüstungen höchst unbeliebt gemacht und sich den Zorn der Bevölkerung zugezogen. Des Königs Freunde sagten, «sie fürchteten, dass die Männer aus dem Norden zu grausam geplündert hätten, wären sie nach London gekommen». Im grossen ganzen nahm die Stadt Partei für die Yorkisten; andererseits hiess es auch: «Wenn der König und die Königin mit ihrer Armee nach London gekommen wären, hätten sie dort alles nach ihrem Wunsche vorgefunden.» Wir können uns kein genaues Bild machen. Eduard von York marschierte mit der siegreichen Armee von Mortimers Cross in Tag- und Nachtmärschen auf London zu. Warwick war mit den Überlebenden von St. Albans in Oxfordshire zu ihm gestossen. Vielleicht hat Heinrich darum ersucht, die Hauptstadt nicht zum Schlachtfeld zu machen; auf jeden Fall wagten Margarete und ihre Ratgeber nicht, es zu tun. Siegestrunken und beutebeladen zogen sich die Lancaster-Krieger, wieder mit dem König vereinigt, über Dunstable nach Norden zurück und verschleierten so die Tatsache, dass ihre schottischen Söldner, beladen mit allem, was sie tragen konnten, bereits auf dem Heimweg waren. Holinshed zufolge «reiste die Königin, die wenig auf Essex, noch weniger auf Kent und am allerwenigsten auf London vertraute... von St. Albans nach dem Norden, wo allein sie Macht und Sicherheit vorfinden konnte».

Dies war der Wendepunkt des Krieges. Neun Tage nach der zweiten Schlacht von St. Albans zog Eduard von York in London ein. Die Bürger, die vielleicht Margarete und dem König gehuldigt hätten, bejubelten nun voll Begeisterung die Yorkisten. Sie dankten Gott und sagten: «Lasst uns in einen neuen Weinberg gehen und lasst uns einen fröhlichen Garten im Monat März anlegen mit dieser holden weissen Rose, dem Earl of March¹.» Es war ein Weinberg inmitten von Dornen. Man konnte nun nicht länger vorgeben, in des Königs Namen zu handeln. Die Yorkisten waren offenkundig zu Verrätern und Rebellen gegen die Krone geworden. Aber den jugendlichen Krieger, der bei Mortimers Cross triumphiert und blutig gewütet hatte, kümmerte dieser Vorwurf wenig. In sei-

¹ Gregorys Chronik.

nen Augen hatte sein Vater seine Achtung vor der Majestät Heinrichs VI. mit Ruin und Tod bezahlen müssen. Er und seine Freunde würden sich nicht lange mit derartigen Auffassungen abgeben. Von nun an beanspruchte er die Krone; und die Gefühle in London und die Stärke seiner Armee, die nun zur Stelle war, veranlassten ihn, seine Sache mit Nachdruck vorzubringen. Er ernannte sich selbst zum König und wurde am 4. März 1461 zu Westminster mit aller nur möglichen Feierlichkeit proklamiert. Von diesem Augenblick an erklärte er, dass die Gegenseite des Hochverrats schuldig sei und er härteste Massnahmen gegen sie ergreifen werde.

Diese Ankündigungen mussten nun wahr gemacht werden, und König Eduard IV. marschierte nordwärts, um die Rechnung mit König Heinrich VI. endgültig zu begleichen. Bei York trat ihm die Königin mit der ganzen Streitmacht der Lancasters bei den Dörfern Saxton und Towton unweit von Tadcaster entgegen. Manchen Berichten zufolge standen hunderttausend Mann in der Schlacht, wovon die Yorkisten 40'000 und die Lancaster-Anhänger 60'000 Mann zählten. Aber spätere Autoritäten reduzieren diese Zahlen auf ein Zehntel. Am 28. März wurde die Vorhut der Yorkisten von dem jungen Lord Clifford bei Ferry Bridge zurückgeschlagen und Warwick selbst verwundet; als aber stärkere Streitkräfte nachkamen, wurde die Brücke besetzt, Clifford erschlagen, und das Yorkisten-Heer setzte über. Am folgenden Tag fand eine der grausamsten Schlachten auf englischem Boden statt. Die Lancaster-Partei hatte eine gute Stellung auf ansteigendem Terrain eingenommen. Ihre rechte Flanke schützte der Fluss Cock, der Hochwasser führte und darum an vielen Stellen nicht überschritten werden konnte. Obwohl Eduards Armee nicht vollständig und der Flügel des Herzogs von Norfolk erst im Anmarsch war, entschloss er sich zum Angriff. Die Schlacht begann in einem undurchdringlichen Schneesturm, der den Reihen des Lancaster-Heeres entgegentobte. Unter diesem Schutz erklimmen Haufen von yorkistischen Lanzenträgern die Anhöhe. Der Sturm ermöglichte den angreifenden Bogenschützen eine grössere Reichweite, und die Pfeile der Lancaster-Schützen fielen zu kurz, während sie selbst schwere Verluste erlitten. Unter diesem Druck entschloss man sich, hügelabwärts auf den Feind loszugehen. Sechs Stunden lang standen sich beide Parteien mit wechselndem Erfolg in heftigem Nahkampf gegenüber. Man sagt, dass Warwick auf dem Höhepunkt der Schlacht abgesehen sei und sein Pferd erschlagen habe, um seinen Männern zu beweisen, dass

er sich lebend nicht von ihnen trennen werde. Aber alles hing in der Schwebe, bis am späten Nachmittag das Korps des Herzogs von Norfolk an der gefährdeten Flanke des Lancaster-Heeres erschien und die ganze feindliche Masse zum Rückzug zwang, der bald in eine regellose Flucht ausartete.

Nun wurde der Fluss Cock, bisher ein Freund, zum Feind. Die Brücke nach Tadcaster war von Flüchtlingen versperrt, Tausende von schwerkgepanzten Männern sprangen in den reissenden Fluss und ertranken in solcher Anzahl, dass ihre Leichen grauenvolle Brücken bildeten, über die andere entfliehen konnten. Die Verfolgung wurde bis in die späte Nacht fortgesetzt. Margarete und ihr Sohn flohen nach York, wo König Heinrich die Riten des Palmsonntags befolgte. Die gebieterische Königin packte ihn und machte sich mit ihrem Kind und mit einer Rotte von Lanzenträgern nach der nördlichen Grenze auf den Weg. In einem Brief an seine Mutter verschweigt Eduard seine eigenen Verluste, behauptet aber, man habe 28'000 tote Lancaster-Soldaten gezählt. Tatsache ist, dass die Blüte des Lancaster-Adels und seiner Ritterschaft gefallen war. Es gab keine Gefangenen, sondern nur Tote. Lediglich der Graf von Devonshire und der «Bastard von Exeter» wurden verschont, und auch sie nur für einen Tag. Als Eduard die Stadt York erreichte, entfernte er als erstes die Köpfe seines Vaters und der anderen Opfer Margaretes und ersetzte sie durch die seiner edelsten Gefangenen. Drei Monate später, am 28. Juni, wurde er zu Westminster zum König gekrönt. Der Triumph der Yorkisten schien vollständig. Es folgten gründliche Proskriptionen und Konfiskationen. 1461 verabschiedete das Parlament ein Gesetz, das Enteignung ohne gerichtlichen Beschluss vorsah, alle vorangegangenen Härten in den Schatten stellte und mit einem Streich 133 Notabein ruinierte. Nicht nur der Thron, sondern die Hälfte aller englischen Besitzungen gingen in andere Hände über. Dies war wahrhaft Mass für Mass.

Nach Towton hielt die zähe Willenskraft der Königin Margarete die Sache der Lancasters hoch. Ihre Unbeugsamkeit ist nie und die Wechselfälle ihres Lebens sind kaum je von einer anderen Frau übertroffen worden. Ausser der dumpfen Macht der Lancasters im Norden verfügte sie noch über die Sympathie zweier weiterer Länder, Schottland und Frankreich. Beide hatten unter früheren Regierungen Englands harte Faust zu spüren bekommen. Beide freuten sich über

seine gegenwärtige Spaltung und Schwäche. Der Hass der Schotten gegen die Engländer erregte ob seiner Bitterkeit noch immer das Erstaunen von Fremden. Als Ludwig XI. die Krone Frankreichs erbte und seine Besitzungen bereiste, bot sein fast völlig verwüstetes Land einen furchtbaren Anblick. Die Felder waren unbebaut. Die Dörfer waren Ansammlungen verfallener Hütten. Zwischen Ruinen, Unkraut und Gestrüpp auf ehemals bebauten und fruchtbaren Feldern hauste ein Volk von Bauern, die zu Wölfen geworden waren und diesen an Wildheit nicht nachstanden. All dies war das Resultat der englischen Invasion. Deshalb war es das Hauptziel der französischen und der schottischen Politik, die immer Hand in Hand gingen, Englands inneres Zerwürfnis zu nähren und die schwächere Partei dieses Landes zu unterstützen.

Als Königin von England und Prinzessin von Frankreich nahm Margarete im westlichen Europa eine Sonderstellung ein. Ihr Mut und ihre Kampfeschlösseheit, ihre herrsche, überzeugende Persönlichkeit, ihr Zorn gegen alle, die sie und ihren Gemahl vom Thron verjagt hatten, führten durch die Willenskraft dieser einen Frau zu einer langen Reihe verzweifelter und aussichtsloser Kämpfe, die noch ausgetragen wurden, als die Entscheidung schon gefallen war, und nach jahrelanger Pause diese Entscheidung für kurze Zeit rückgängig machten. Für die nationalen Interessen Englands hatte sie keinen Sinn. Durch die Übergabe von Berwick hatte sie sich die Schotten verpflichtet. Sie festigte ihr gutes Einvernehmen mit Ludwig XI., indem sie ihm Calais für 20'000 Goldpfund verpfändete.

1462 war Margarete nach häufigem persönlichem Vorsprechen bei den Höfen von Frankreich, Burgund und Schottland in der Lage, mit einer Streitmacht zu landen. Die drei stärksten nördlichen Festungen Bamburgh, Alnwick und Dunstanburgh öffneten ihr, vielleicht durch Verrat, vielleicht aus Schwäche, die Tore. Ludwig XI. hatte ihr einen hervorragenden Soldaten, Pierre de Brézé, zur Verfügung gestellt, der unter ihrem Zauber sein ganzes grosses Vermögen für ihre Sache hingab. Im Winter 1462 sammelte König Eduard daher seine yorkistischen Streitkräfte, brachte seine neue Artillerie auf dem Seeweg nach Newcastle und begann die Belagerung jener verlorengegangenen Festungen. Der König selbst lag, an Masern erkrankt, in Durham, und Lord Warwick befehligte die Operationen. Die schweren Kanonen, die alle einen Kosenamen hatten, verursachten beträchtliche Schäden an dem Mauerwerk der Schlösser.

Die Belagerung wurde so erbittert durchgeführt, dass man sogar den Weihnachtsurlaub strich. Vergebens versuchte Margarete von Berwick aus, Alnwick zu entsetzen. Alle drei Festungen fielen innerhalb eines Monats.

Das Benehmen Eduards in dieser Situation zeigt die positive Seite seines Charakters. Dieser wohlleibige jugendliche König, der seiner Stellung so sicher war, bewies nun eine in den Kriegen der Rosen einmalige Milde. Nicht nur, dass er den Adeligen der Lancaster-Partei, die man in den Festungen gefangen genommen hatte, Pardon gewährte, er schloss sogar feierliche Bündnisse mit ihnen und schenkte ihnen sein volles Vertrauen. Der Herzog von Somerset und Sir Ralph Percy wurden, nachdem sie ihren Treuschwur geleistet hatten, nicht nur freigelassen, sondern erhielten auch ihre Besitzungen zurück. Percy übertrug man sogar die Verwaltung von zwei Schlössern. Somerset, der Sohn des grossen Ministers, der in der ersten Schlacht von St. Albans umgekommen war, empfing noch grössere Gunstbeweise. Nachdem er Frieden geschlossen hatte, erhielt er einen hohen militärischen Rang und einen Sitz im obersten Rat des königlichen Heeres. In dieser neuen Stellung gab er zunächst kluge militärische Ratschläge, und der König setzte ihm eine besondere Pension aus.

Eduards Grossmut und Nachsicht wurden übel belohnt. Als Margarete 1463 mit frischem Nachschub aus Frankreich und Schottland zurückkam, öffnete Percy den Schotten die Tore von Bamburgh. Alnwick wurde etwa um die gleiche Zeit von einem verbitterten Yorkisten-Offizier, Sir Ralph Grey, verraten. Inzwischen belagerte Königin Margarete, die König Heinrich bei sich hatte, die Burg von Norham, die sich bei Berwick über den Ufern des Tweed erhob. Abermals zogen Eduard und die Yorkisten ins Feld, und die gefürchtete neue Artillerie, die zu jener Zeit bei den führenden Nationen die gleiche Rolle spielte wie heute die Atomwaffen, wurde nach Norden gebracht. Die grossen Kanonen rissen regelrechte Löcher in die Burgen. Margarete floh nach Frankreich, während Heinrich sich in den Tälern und in den frommen Gründungen Cumberlands verbarg. Dies war der endgültige Abschied zwischen Heinrich VI. und seiner Königin – und welcher Königin! Margarete führte den Prinzen auf ihren Reisen mit sich. Es waren bemerkenswerte Reisen. Gemeinsam mit dem Herzog von Exeter, mit sechs Rittern und ihrem getreuen Pierre de Brézé landete sie in Sluys und appellierte an das als ritterlich bekannte Haus Burgund. Sie kam «ohne königliche Gewänder oder Besitz»; sie und ihre sieben Hofda-

men besaßen nur die Kleider, die sie auf dem Leib trugen. Brézé bezahlte für ihr Essen. Dessen ungeachtet erwies man ihr sogar an diesem feindlichen Hof königliche Ehren. Herzog Philipp von Burgund war betagt. Sein Sohn Karl trug den Beinamen «der Kühne». Die englischen Gesandten waren nicht untätig. Margarete erreichte bei den Burgundern nichts ausser den Geschenken und Höflichkeitsbeweisen, welche die Gastfreundschaft der damaligen Zeit einer «Dame in misslicher Lage» zukommen liess. Jedoch verdanken wir diesem Besuch unsere Kenntnisse von Margaretes Abenteuern.

Chastellaine, der burgundische Chronist, hat ihre Geschichte festgehalten. Auf diese Weise erfuhr die Nachwelt, wie sie, König Heinrich und ihr Sohn fünf Tage lang ohne Brot und nur von einem Hering pro Tag lebten, den sie untereinander teilten. Einmal hatte die Königin bei der Messe nicht einmal mehr den Opferpfennig. Sie bat einen schottischen Bogenschützen, der neben ihr stand, ihr etwas zu leihen. «Etwas steif und widerwillig» nahm er eine Münze aus seinem Beutel. Ferner berichtete die Königin, dass sie bei der jüngsten Katastrophe in Norham von plündernden Yorkisten-Soldaten gefangenengenommen, beraubt und vor den Hauptmann gezerrt worden war, um enthauptet zu werden. Nur ein Streit unter ihren Häschern, die sich über die Beute nicht einigen konnten, verzögerte die Hinrichtung. Aber da stand ein yorkistischer Edelmann, und an ihn wandte sie sich «und sprach mitleiderregend». «Madam», sagte er, «setzt Euch hinter mich auf mein Pferd, und Monseigneur, den Prinzen, vor mich, und ich werde Euch retten oder sterben; denn es ist wahrscheinlicher, dass mich der Tod erwartet, als dass ich am Leben bleibe.» Zu dritt auf einem Pferd galoppierten sie in den Wald, und Margarete zitterte um das Leben ihres Sohnes, von dem der Verlauf ihrer Angelegenheiten abhing. Der yorkistische Edelmann verliess sie, sobald sie im Dickicht waren. Der Wald galt als Unterschlupf für Banditen, und Mutter und Sohn verbargen sich in seinen Tiefen. Schon bald erschien ein Mann von abscheulichem und furchteinflössendem Äusseren mit der deutlichen Absicht, sie zu töten und auszurauben. Aber wieder einmal meisterte Margarete durch ihre Persönlichkeit die Lage. Sie gab sich zu erkennen und vertraute ihren Sohn, den Thronerben, der Ehre des Briganten an. Der Räuber stand treu zu seinem Ehrenwort. Die Königin und der Prinz erreichten endlich den Unterschlupf des flüchtigen Königs.

Eduards Milde war von Percy missbraucht worden; trotzdem entzog er Somerset sein Vertrauen nicht. Der König war, wenn er sich dazu gezwungen glaubte, der blutigsten Grausamkeiten fähig und wünschte andererseits nichts inniger, als Grosszügigkeit, ja offenerziges Vertrauen zu üben. Das Vertrauen, das er Somerset erwies, muss ihn in tödliche Gefahren gebracht haben. Jener dritte Herzog stand zu Beginn des Jahres 1463 hoch in der königlichen Gunst, «und der König machte viel Aufhebens von ihm, so viel, dass er manche Nacht in des Königs eigenem Bett verbrachte und hinter dem König her zur Jagd ritt, wobei der König nicht mehr als höchstens sechs Pferde in seinem Gefolge hatte, und drei davon gehörten dem Herzog von Somerset».

Als er im Herbst 1463 nach Norden ging, bestand seine Leibwache aus Somerset und 200 seiner eigenen Leute. Die Einwohner von Northampton, welche die Schlacht noch in bitterer Erinnerung hatten, waren zuerst erstaunt und dann empört, diesen Träger eines verfluchten Namens in der Begleitung ihres yorkistischen Herrschers zu sehen. Nur König Eduards persönliche Bemühungen bewahrten seinen neugewonnenen Anhänger davor, in Stücke gerissen zu werden. Von nun an erachtete Eduard es für notwendig, Somerset und seiner Eskorte eine anderweitige Beschäftigung zuzuweisen. Somerset wurde nach Holt Castle in Denbigshire gesandt. Wir dürfen annehmen, dass ihn der Aufruhr in Northampton davon überzeugt hat, dass ihn nicht einmal der König vor seinen yorkistischen Feinden schützen konnte. Weihnachten 1463 liess Somerset Eduard im Stich und kehrte auf die Lancaster-Seite zurück. Die Namen jener grossen Adligen wirkten in ihren eigenen Territorien wie Magneten. Der wankelmütige Herzog hatte gehofft, Newcastle in seinen Besitz zu bringen; und auf die Nachricht, dass er im Lande war, meldeten sich viele seiner Anhänger bei ihm. Er wurde jedoch verjagt; die anderen nahm man gefangen und schlug ihnen die Köpfe ab.

Wieder entrollten die Lancasters das Kriegsbanner. Somerset schloss sich König Heinrich an. Noch hielten Alnwick und Bamburgh stand. Norham und Skipton waren erobert worden. Aber nun stand Warwicks Bruder Montagu mit einem grossen Heer bereit. Am 25. April 1464 schlug er die rebellischen Lancasters bei Hedgeley Moor in der Nähe von Alnwick vernichtend. Die Anführer starben auf dem Schlachtfeld oder später auf dem Block. Sir Ralph Percy kämpfte bis zum letzten Atemzug und gebrauchte einen Ausdruck, der für einen

Mann, der von König Eduard nicht nur Pardon, sondern auch ein Amt angenommen hatte, bemerkenswert war: «Ich habe den Vogel in meinem Busen bewahrt.» Was war das für ein «Vogel»? Es war die Sache der Lancasters, die zwar unter Druck vertuscht, ja sogar verraten werden konnte, die aber bei passender Gelegenheit immer noch der Leitstern ihrer Anhänger blieb. Es gab viele, die diesen Vogel in ihrem Busen bewahrten, die aber niemals zu Percys hochtrabender Phrase fähig gewesen wären oder so tief wie er in Gemeinheit hätten versinken können.

Eduards Barmherzigkeit war, was diesen Streit anbetraf, nun am Ende, und die frühere Härte wurde nun wieder ausgiebig angewandt. Somerset, der am 15. Mai 1464 mit einer Handvoll Anhängern bei Hexham unterlag, wurde am nächsten Morgen enthauptet. Noch ehe der Monat um war, wurden in allen yorkistischen Lagern Adelige und Ritter der Lancaster-Partei dutzendweise hingerichtet. Das war die einzige Art, auf die man diese unruhigen Geister zum Schweigen bringen konnte. John Tiptoft, Graf von Worcester und Konnetabel von England, Experte im Bürgerkrieg mit italienischer Praxis, präsierte diesen improvisierten Kriegsgerichten und beschwor dadurch, dass er den Härten noch sinnlose Grausamkeiten hinzufügte, eine Rache herauf, die eines Tages an ihm vollzogen werden sollte.

Inzwischen hatten die Diplomaten der englischen Krone einen fünfzehnjährigen Waffenstillstand mit dem König von Schottland erreicht und sich sowohl am Hof von Frankreich wie am Hof von Burgund eine einflussreiche Stellung erworben. Margarete blieb hilflos in Bar-le-Duc. Den armen König Heinrich stöberte man schliesslich in der Nähe von Clitheroe in Lancashire auf und brachte ihn nach London. Diesmal gab es keinen feierlichen Einzug. Die Füsse mit Lederriemen an die Steigbügel gebunden, auf dem Kopf einen Strohhut, führte man die unnütze, aber fromme Gestalt, die so viele Stürme entfesselt hatte, dreimal um den Pranger und stiess sie schliesslich in den Tower, dessen Tore hinter ihr zufielen, wenn auch – jedenfalls diesmal – nicht für immer.

Nach dem Fall von Alnwick bot nur noch eine einzige Festung des ganzen Königreichs Widerstand. Lediglich die Burg von Harlech an der Westküste prunkte noch mit der Roten Rose. Harlech hielt sieben Jahre lang der Belagerung stand. Als es sich 1468 ergab, stellte man fest, dass sich die gesamte Be-

satzung auf nur 50 Mann belief. Mit zwei Ausnahmen wurden sie alle begnadigt. Unter den Begnadigten befand sich ein zwölfjähriges Kind, das die Härten der langen Blockade überlebt hatte. Es war der Neffe von Jasper und der Enkel von Owen Tudor, der künftige Gründer der Dynastie, des Systems und der Regierung Tudor. Er hiess Richmond und sollte später König Heinrich VII. heissen.

KAPITEL VII

DIE ABENTEUER EDUARDS IV.

König Eduard IV. hatte sein Recht auf die Krone im Felde behauptet. Er war ein Soldat und ein Mann der Tat. In Gefahr übertraf er sich selbst. Im Krieg konnte ihn nichts erschrecken oder bekümmern. Lange Märsche, schwierige Entscheidungen, das Befehligen von Armeen, das Lenken von Schlachten schienen ihm gemässe Aufgaben. Je schlimmer die Dinge standen, desto grössere Leistungen vollbrachte er. Aber auch das Gegenteil traf zu. Er war zu jener Zeit ein Kämpfer und kaum mehr; und nach Beendigung des Kampfes zeigte er keinen rechten Eifer für seine Regierungsgeschäfte. Das Land war schön; in Eduards Augen strömte jugendliches Feuer; er hatte allen seinen Feinden blutig heimgezahlt. Leichten Herzens und gern stiess er sein scharfes Schwert wieder in die Scheide; es hatte ihm die Krone erobert; nun wollte er das Leben geniessen.

König Eduard verdankte die Erfolge jener schweren Jahre der Familie Neville. Warwick und Montagu, nunmehr Graf von Northumberland, hielten zusammen mit George Neville, Erzbischof von York, alle Zügel der Regierung in den Händen. Der König war nur bei einigen grossen Amtshandlungen zugegen gewesen. Man konnte ihm sogar seine verfehlte Milde vorwerfen, die einen neuen Bürgerkrieg verschuldet hatte. Seiner Grossherzigkeit geboten schliesslich seine Ratgeber und Generale Einhalt. Während der ersten Hälfte seiner Regierung wurden die Geschicke Englands deshalb von den beiden Brüdern, Warwick und Northumberland, gelenkt. Sie glaubten, dem König auf den Thron verhoffen zu haben, und wünschten ihn dort zu halten, während sie regierten. Der König widersetzte sich dem nicht. Während seiner ganzen Regierungszeit kämpfte er nur, wenn er dazu gezwungen wurde; dann aber war er grossartig. Die Nachwelt hat diesem zweiundzwanzigjährigen Prinzen vorgeworfen, er habe nicht sofort über die Staatskunst und die Begeisterung für seine Aufgabe verfügt, die sein Amt von ihm verlangten. In Eduard vereinigten sich Charak-

terzüge, die sich widersprachen. Er liebte den Frieden; er glänzte im Krieg. Aber er liebte den Frieden mehr um des Wohllebens als um seiner Würde willen. Sein Leben war ausgefüllt mit galanten Abenteuern, die ihm mühelos zufielen, mit Jagden, Festessen und Trinkgelagen. Waren dies nicht die Preise, die dem Sieger gebührten? Mochten Warwick und Northumberland und andere ängstliche Lords die Bürde des Staates tragen – der König wollte fröhlich sein. Eine Weile behagte dieser Zustand allen Seiten. Die Sieger teilten sich in die Beute; der König hatte seine Vergnügungen, und seine Lords hatten ihre Macht und ihre Politik.

So vergingen einige Jahre, in denen der König, obwohl er von Zeit zu Zeit die Zügel der Macht ergriff, in der Hauptsache ein dem Vergnügen gewidmetes Leben lebte. Von seiner Einstellung Männern und Frauen gegenüber erfahren wir aus den wohlgesetzten Worten des nüchternen Hume:

«Während der gegenwärtigen Friedenspause lebte er in der vertrautesten und angenehmsten Weise mit seinen Untertanen, besonders mit den Londonern; und die Schönheit seines Äusseren sowie die Liebenswürdigkeit seiner Rede, die ihn auch ohne seine königliche Würde dem schönen Geschlecht hätte angenehm erscheinen lassen, erleichterten ihm das Werben um dessen Gunst. Diese leichte und vergnügliche Lebensweise steigerte die Popularität, die er bei allen Schichten genoss, täglich mehr. Er war der auserkorene Liebling der Jungen und Fröhlichen beiderlei Geschlechts. Die Veranlagung der Engländer, nur wenig zur Eifersucht zu neigen, hinderte sie daran, Anstoss an diesen Freiheiten zu nehmen. Und seine Hingabe an Vergnügungen, die gleichzeitig seine Veranlagung befriedigte, wurde unabsichtlich ein Mittel zur Unterstützung und Festigung seiner Herrschaft.» Diesem verhältnismässig milden Zeugnis lässt der Historiker seine Klage über die Schwäche und den Leichtsinns folgen, die den König vom breiten, sonnigen Weg königlicher Freigeisterei abirren liess zu den gefährlichen Klippen der Romanze und der Heirat.

Eines Tages verirrte sich der König auf der Jagd. Er verbrachte die Nacht auf einem Schloss. In diesem Schloss hatte auch eine Dame von Stand, die Nichte des Eigentümers, Zuflucht gefunden. Elisabeth Woodville oder Wydvil war die Witwe eines Lancaster-Ritters, Sir John Grey, «der in Margaretes Schlacht bei St. Albans erschlagen ward». Ihre Mutter, Jacquetta von Luxemburg, war die jugendliche Gemahlin des berühmten Herzogs John of Bedford gewesen und

hatte nach dessen Tod seinen Haushofmeister Sir Richard Woodville, den späteren Grafen Rivers, geheiratet. Diese Mesalliance beleidigte die Aristokratie. Um andere abzuschrecken, liess man Jacquetta eine Busse von 1'000 Pfund bezahlen. Desungeachtet lebte sie dann weiter glücklich und zufrieden und gebar ihrem Gatten nicht weniger als dreizehn Kinder, deren eines Elisabeth war. So floss in Elisabeths Adern edles wie bürgerliches Blut. Sie war eine strenge Frau, aufrecht, furchtlos, züchtig und vielseitig. Sie und ihre beiden Söhne hatten unter jenem Gesetz zu leiden, das die Anhänger des Hauses Lancaster seiner Besitzungen beraubt hatte. Die Möglichkeit, die königliche Gnade zu erringen, durfte nicht versäumt werden. Die Witve verneigte sich in demütiger Bitte vor dem jugendlichen Eroberer und machte ihn, wie die Gerberstochter von Falaise, mit einem Blick zu ihrem Sklaven. Shakespeares Bericht irrt, wenn er auch etwas plump ist, im Wesentlichen nicht. Lady Elisabeth wahrte strengste Zurückhaltung und entflamte den König dadurch umso heftiger. Er schenkte ihr all seine Liebe, und als sie ihn nicht erhörte, beschwor er sie, seine Krone mit ihm zu teilen. Er schlug jede Warnung der Vernunft und Weltklugheit in den Wind. Wozu siegte man in Schlachten, wozu war man ein König, wenn man sich den Wunsch seines Herzens nicht erfüllen konnte? Aber er war sich auch der Gefahren seiner Wahl wohl bewusst. Seine Heirat mit Elisabeth Woodville im Jahre 1464 wurde als strengstes Geheimnis gehütet. Die Staatsmänner an der Spitze belächelten, was ihnen eine amouröse Laune erschien, und liessen sich nicht träumen, dass es ein feierliches Bündnis war, welches das Land in seinen Grundfesten erschüttern sollte.

Warwick hatte für die Zukunft des Königs andere Pläne gehabt. Isabella aus dem Hause Spanien oder noch besser eine französische Prinzessin wären Bräute gewesen, die den englischen Interessen sehr nützlich hätten sein können. In jenen Zeiten konnte eine königliche Heirat ein Friedensband zwischen benachbarten Staaten oder die Möglichkeit eines erfolgreichen Krieges bedeuten. Warwick brachte ernste Argumente vor und drängte den König zur Entscheidung. Eduard wurde seltsam zurückhaltend und beharrte auf seinen Einwendungen, bis der Minister, der gleichzeitig sein Lehrmeister war, die Geduld verlor. Da endlich wurde die Wahrheit offenbar: der König war seit fünf Monaten

mit Elisabeth Wood-ville verheiratet. Das war der Anlass, der ihn von dem kühnen, vierzehn Jahre älteren, aber ebenfalls in der Blüte seiner Jahre stehenden Königsmacher trennte. Warwick war mit England tief verwurzelt. Wegen der grosszügigen Gastfreundschaft, die er allen Schichten auf seinen weiten Besitzungen angedeihen liess, genoss er unbegrenzte Popularität. Die Londoner sahen zu ihm auf. Er hielt die Macht in Händen. Aber keiner wusste besser als er, dass in Eduard ein gewaltiger Krieger schlummerte, geschickt, rücksichtslos und, wenn er gereizt war, fähig, alles zu wagen und alles zu vollbringen.

Nun begann auch der König seinerseits mehr Anteil an der Lenkung der Staatsgeschicke zu nehmen. Königin Elisabeth hatte fünf Brüder, sieben Schwestern und zwei Söhne. Durch einen königlichen Erlass erhob er einige zu hohem Rang, die andern liess er in die grössten Familien einheiraten. Er ging so weit, dass er den vierten Bruder seiner Frau, einen Zwanzigjährigen, mit der achtzigjährigen Herzoginwitwe von Norfolk vermählte. Acht neue Pairswürden fielen der Familie der Königin zu: ihrem Vater, fünf Schwägern, ihrem Sohn und ihrem Bruder Anthony. Man fand allgemein, dass dies zu weit führe. Wir dürfen nicht vergessen, dass es damals nur sechzig Pairs gab, von denen nie mehr als fünfzig an einer Parlamentssitzung teilnehmen konnten. Alle diese Würdenträger bewegten sich innerhalb eines engbegrenzten und wohlausgeklügelten Systems. Das Auftauchen einer neuen Nobilität, die sich im Krieg auf keinerlei Weise ausgezeichnet hatte und die nun den indolenten König umgab, war beleidigend und für Warwick und seine Genossen eine politische Gefahr.

Aber zum Eklat kam es wegen der Aussenpolitik. In jener traurigen Generation war England, noch vor Kurzem der Jäger, zum Jagdwild der Nachbarstaaten geworden. Seine adeligen Flüchtlinge, ob sie nun der einen oder der anderen Partei angehörten, bevölkerten die Höfe des westlichen Europa. Der Herzog von Burgund war entsetzt, als er eines Morgens erfuhr, dass ein Herzog von Exeter und mehrere andere Mitglieder des englischen Hochadels tatsächlich auf einer seiner Rundreisen bei seinem Gefolge um Brot bettelten. Da er sich über diese Schädigung des Ansehens seiner Kaste schämte, gab er ihnen bescheidene Unterkünfte und Apanagen. Ähnliche Wohltätigkeit liess Ludwig XI. den unglücklichen Abkömmlingen der Sieger von Agincourt angedeihen. Margarete und ihr Schattengefolge fanden in ihrer Bettlerwürde sowohl in Burgund wie in

Frankreich freundliche Aufnahme. Jeden Augenblick konnte eine dieser Mächte, die nun an Bedeutung so viel gewonnen wie England verloren hatten, die verbannte Partei ernsthaft unterstützen und die fünfzig Jahre zurückliegenden Schulden durch eine Invasion in England zurückzahlen. Die Politik Warwicks und seiner Anhänger zielte auf eine Freundschaft mit Frankreich, als der bei weitem stärkeren Macht, ab, um sich wirksam zu sichern. Aus diesen Überlegungen heraus hoffte man die Schwester des Königs nach Frankreich zu verheiraten. Eduard vertrat die gegenteilige Ansicht. Mit dem gleichen Instinkt, der später viele Jahrhunderte lang unsere Insel beherrschen sollte, versuchte er, die englische Politik auf den zweitstärksten Staat Westeuropas zu stützen. Zweifellos konnte er das Argument vorbringen, dass ein Bündnis mit Frankreich gleichbedeutend wäre mit einem Ausgeliefertsein an Frankreich; verband man sich aber mit Burgund, so hatte man die Möglichkeit, das französische Vorgehen zu korrigieren, wenn nicht gar zu kontrollieren. Über all seinen Festereien und mannigfachen Jagdabenteuern vergass er seine Eroberungspläne nicht. Nie sollte England zum Vasallenstaat werden; statt von seinen Nachbarn geteilt zu werden, sollte es das Gleichgewicht der Mächte bestimmen, indem es diese teilte. Jene Politik war damals neu; aber die Belastungen, die sie der kleinen und dennoch leidenschaftlichen Welt der englischen Regierung auferlegte, begreifen wir heute sehr wohl.

Daher verheiratete zu Warwicks Kummer und Beunruhigung der König 1468 seine Schwester Margarete mit Karl dem Kühnen, der 1467 das Erbe des Herzogs von Burgund angetreten hatte. Somit mussten diese grossen Herren, die unter fortwährender Lebensgefahr und unter Einsatz ihres ganzen ungeheuren Vermögens Eduard auf den Thron erhoben hatten, nicht nur Schädigung und materielle Verluste durch die Schaffung einer neuen Nobilität erleiden, sondern sich auch noch mit einer Aussenpolitik abfinden, von der sie glaubten, sie würde England, den Yorkisten und ihnen selbst zum Verhängnis werden. Welche Hilfe konnte Burgund leisten, wenn Frankreich gemeinsam mit dem Haus Lancaster in England einmarschierte? Was würde in einem solchen Katastrophenfall mit ihnen, ihren grossen Besitzungen und mit allen, die von ihnen abhingen, geschehen? Der Streit zwischen dem König und Warwick, dem Familienchef der Nevilles, hatte also nicht kleinliche oder gar, wie man oft behauptet hat, rein persönliche Gründe.

Die beleidigten Familienchefs setzten sich zu ernstern Beratungen zusammen. Eduard fuhr fort, das Leben mit seiner Königin und hin und wieder auch mit anderen zu geniessen. Die Aufmerksamkeit, die er den öffentlichen Angelegenheiten schenkte, beschränkte sich in der Hauptsache auf die Machenschaften der Lancaster-Partei; aber hinter seinem Rücken bereiteten sich viel ernstere Bedrohungen vor. Die Nevilles waren endlich so weit, dass sie wagen konnten, es mit ihm aufzunehmen. Warwicks Plan erwies sich durch sein Raffinement als einmalig. Er hatte des Königs Bruder Clarence für sich gewonnen, indem er ihm einflüsterte, dass er Eduards Nachfolger werden könne, wenn es diese Emporkömmelingsbrut der Woodvilles nicht gäbe. Um das Bündnis zu bekräftigen, kam man insgeheim überein, Clarence solle Warwicks Tochter Isabella heiraten.

Als alles so weit war, schlug Warwick zu. Im Norden brach ein Aufstand aus. In Yorkshire beschwerten sich Tausende von bewaffneten Männern unter der Führung junger Lords über die Steuern. An der «thrave», einer Steuer, die man seit den Tagen Athelstans bezahlt hatte, wurde plötzlich Anstoss genommen. Aber noch andere Klagen wurden laut, insbesondere dass der König von «Günstlingen» beherrscht sei. Gleichzeitig brachte das Haus der Commons in London eine Petition gegen nachlässige und verschwenderische Verwaltung ein. Der König sah sich nun gezwungen, nach dem Norden zu gehen. Er hatte ausser einer kleinen Leibwache keine eigenen Truppen, aber er befahl seinen Edlen, ihre Männer heranzuführen. Im Juli kam er bis Nottingham und erwartete dort die Grafen von Pembroke und Devon, die beide ihren Titel seiner Gunst verdankten und die den Befehl über die ausgehobenen Truppen von Wales und vom Westen hatten. Sobald der König durch den Aufstand nach Norden gelockt worden war, kamen Warwick und Clarence, die bis dahin in Calais gelauert hatten, mit der dortigen Besatzung nach England. Warwick erliess ein Manifest, das die nördlichen Rebellen, «des Königs treue Untertanen», wie er sie nannte, unterstützte und sie mit mitleiderregenden Klagen beschwor, «unserem obersten Herrn, dem König, bei der Wiedergutmachung und Erneuerung behilflich zu sein». Tausende von Männern aus Kent schlossen sich Warwick an, und er wurde in London mit grösster Achtung empfangen. Aber noch ehe er und Clarence ihre Streitkräfte gegen die königliche Nachhut einsetzen konnten, fiel die Entscheidung. Die nördlichen Rebellen unter dem Befehl des

«Robin of Redesdale» fingen Pembroke und Devon ab und metzelten sie bei Edgcott in der Nähe von Banbury erbarmungslos nieder. 168 Ritter, Landedelleute und Herren fielen entweder in der Schlacht oder wurden danach hingerichtet. Pembroke und später auch Devon enthauptete man.

Der König, der seine verstreuten Streitkräfte in Olney in Buckinghamshire zu sammeln versuchte, sah sich seinen grossen Edlen ausgeliefert. Sein Bruder, Richard von Gloucester, der wegen einer angeblichen Deformierung in der Sage als «Krummrücken» bekannt ist, schien sein einziger Freund zu sein. Zuerst versuchte Eduard, Warwick und Clarence an ihre Pflicht zu gemahnen; aber im Verlauf der Unterhaltung machten sie ihm klar, dass er ihr Gefangener war. Unter Bücklingen und feierlichem Zeremoniell erklärten sie, dass seine künftige Regierungsweise mit ihren Ratschlägen übereinstimmen müsse. Er wurde in Warwicks Schloss nach Middleham gebracht und dort unter der Aufsicht des Erzbischofs von York in ehrenvollem, aber festem Gewahrsam gehalten. Somit hatte Warwick, der Königsmacher, in diesem Augenblick tatsächlich die beiden Rivalenkönige, Heinrich VI. und Eduard IV., in seiner Gewalt, den einen im Tower, den anderen in Middleham. Eine bemerkenswerte Leistung für einen Untertan. Um die Lektion noch deutlicher zu machen, wurden Lord Rivers, der Vater der Königin, und ihr Bruder, John Woodville, verhaftet und in Kenilworth hingerichtet, ohne dass man sich auch nur die Mühe einer Scheinverhandlung machte. So verfuhr der alte Adel mit dem neuen.

Auf eine derart simple Weise liessen sich jedoch die Beziehungen zwischen Warwick und dem König nicht bereinigen. Warwick hatte mit verwirrender Plötzlichkeit zugeschlagen, und eine Zeitlang begriff darum niemand, was geschehen war. Als aber die Wahrheit durchsickerte, nahm der Yorkisten-Adel erstaunt und zornig die Gefangenhaltung seines tapferen und sieggewohnten Herrschers zur Kenntnis, und allerorten erhoben die Lancaster-Anhänger die Köpfe in der Hoffnung, dass nun ihre Stunde geschlagen habe. Der König seinerseits fand es ratsam, zu heucheln. Er behauptete, überzeugt zu sein, dass Warwick und Clarence recht hätten. Er versprach, alles wiedergutzumachen. Und nachdem er alle, die gegen ihn gekämpft, schriftlich begnadigt hatte, wurde er auf freien Fuss gesetzt. Auf diese Weise kam es zu einem Übereinkommen zwischen Warwick und der Krone. König Eduard stand bald wieder an der Spitze der Streitkräfte, besiegte rebellische Lancaster-Anhänger und

liess ihre Führer hinrichten, während Warwick und seine mächtigen Verbündeten in ihre Stellungen zurückkehrten, ihre Treue bekundeten und sich augenscheinlich der königlichen Gunst erfreuten. Aber all dies war nur Fassade.

Im März 1470 rief der König unter dem Vorwand, einen Aufstand in Lincolnshire zu unterdrücken, seine Streitkräfte unter die Waffen. Bei Losecoat Field besiegte er die Insurgenten, die sofort die Flucht ergriffen; und in der nun nach jedem Zusammenstoss zur Gewohnheit gewordenen Hinrichtungsserie erpresste er von Sir Robert Welles ein Geständnis, das sowohl Warwick wie Clarence des Hochverrats bezichtigte. Der Augenschein war ziemlich überzeugend; denn in der Tat konspirierten sie gegen Eduard, und kurze Zeit später weigerten sie sich, seinem ausdrücklichen Befehl, zu ihm zu kommen, Folge zu leisten. Der König wandte sich ohne vorherige Warnung mit den noch siegestrunkenen Truppen gegen sie. Er marschierte auf sie los, und sie flohen, überrascht, dass ihre eigenen Methoden nun gegen sie selbst angewandt wurden. Sie suchten in Warwicks Stützpunkt Calais Schutz. Aber Lord Wenlock, den Warwick als seinen Stellvertreter zurückgelassen hatte, versagte ihnen den Zutritt. Selbst als sie die Küste bombardiert hatten, schickte er als eine reine Höflichkeitsgeste der jungen Frau von Clarence, die eben an Bord des Schiffes einem Sohn das Leben geschenkt hatte, einige Flaschen Wein. Der Königsmacher sah sich durch eine plötzliche Schicksalswendung fast jedes Rückhalts beraubt, mit dem er sicher gerechnet hatte. Er wandte sich nun als Bittsteller an den französischen Hof.

Das war der grösste Glücksfall, dem Ludwig XI. jemals begegnet war. Er muss sich mit dem gleichen Frohlocken die Hände gerieben haben wie damals, als er seinen früheren Minister, Kardinal Jean Balue, besuchte, den er in einem eisernen Käfig in Chinon gefangenhielt, weil er mit Karl dem Kühnen konspirierte hatte. Vor zwei Jahren hatte Eduard ihn als Verbündeter Burgunds mit Krieg bedroht. Nun befanden sich die Führer beider Parteien, die sich so lange um England gestritten, hier in Frankreich. Margarete lebte noch immer im väterlichen Anjou. Warwick, der Freund Frankreichs, der in seinem eigenen Land ausgespielt hatte, war in Honfleur angekommen. Der ernste, zynische und hartbedrängte Ludwig machte sich nun mit Vergnügen an die Aufgabe, diese bei-

den gegnerischen Mächte auszusöhnen und zusammenzuführen. In Angers traf er sich mit Margarete und ihrem Sohn, jetzt ein prächtiger Jüngling von siebzehn Jahren, sowie mit Warwick und Clarence und schlug ihnen unverblümt vor, sich zu verbünden und mit ihm gemeinsam Eduard zu stürzen. Wie nicht weiter verwunderlich, schreckten beide Parteien vor diesem Ansinnen zunächst zurück. Zu viel Blut war zwischen ihnen geflossen. Alle grausamen Kämpfe der vergangenen Jahre sollten nun, bei einer Vereinigung, umsonst gewesen sein. Warwick und Margarete hatten vorsätzlich einander die liebsten Freunde und Verwandten erschlagen. Sie hatte seinen Vater Salisbury enthaupten lassen, und sein Onkel York und sein Vetter Rutland hatten auf ihr Geheiß sterben müssen. Er hinwiederum hatte die beiden Somersets, Vater und Sohn, den Grafen von Wiltshire und viele ihrer ergebenen Anhänger hingerichtet. Die Zahl der einfachen Menschen, die für ihren Streit hatten sterben müssen, war Legion. 1459 hatte Margarete Warwick für ehrlos erklärt, eine furchtbare Ächtung. 1460 hatte er ihren Sohn als Bastard oder untergeschobenes Kind gebrandmarkt. Sie hatten einander schwerstes menschliches Unrecht zugefügt. Aber etwas verband sie beide: der Hass gegen Eduard und der Wille, zu siegen. Sie waren die Exponenten einer Generation, die keine Niederlage auf die Dauer hinzunehmen vermochte. Und hier zeigte sich, und eine Weile sogar mit guten Aussichten, die Möglichkeit zu einem raschen Sieg.

Warwick verfügte über eine Flotte, die sein Neffe, der Bastard von Fauconberg, befehligte. Die Matrosen waren auf alle Häfen der Südküste verteilt. Er wusste, dass er nur den Befehl zu geben brauchte, damit in weiten Teilen Englands die Bevölkerung zu den Waffen griff. Margarete repräsentierte das geschlagene, entrechtete, geächtete Haus Lancaster mit ungebrochener Zähigkeit. Sie beschloss, einander zu vergeben und sich zu verbünden. In Angers leisteten sie einen feierlichen Eid auf ein Fragment des Heiligen Kreuzes, das glücklicherweise gerade zur Hand war. Das Bündnis wurde durch die Verlobung des Prinzen von Wales, Margaretes Sohn, mit Warwicks jüngerer Tochter Anna besiegelt. Man kann Königin Margarete keine Vorwürfe machen, dass sie unter dem Druck der Ereignisse vergangenes Unrecht verzieh und die unschätzbare Hilfe des Königsmachers begrüßte. Sie ist nie einen Zoll breit von ihrer Überzeugung abgewichen. Aber was Warwick anbetrifft, so war seine Handlungsweise niederträchtig, zynisch und brutal.

Überdies liess er ausser Acht, was für eine Wirkung die für seine Tochter Anna arrangierte Heirat auf Clarence machen musste. Ein Sohn, der diesem Bündnis entsprang, hätte grosse Chancen gehabt, das zerrissene, gepeinigete England wieder zu einigen. Man durfte mit einiger Berechtigung annehmen, dass ein solch aussichtsreicher Erbe geboren werden würde. Clarence hatte sich durch den Gedanken an die Krone zum Verrat an seinem Bruder verleiten lassen; und obwohl er nun als nächster Nachfolger von Margaretes Sohn nominiert wurde, waren seine Chancen nicht mehr sehr gross. Eduard war durch das Verhalten seines Bruders vor den Kopf gestossen worden. Er liess jedoch seine Handlungsweise durch persönliches Ressentiment nicht beeinflussen. Eine Gesellschaftsdame der Herzogin von Clarence erwies sich als diskrete und gewandte Botin des Königs. Sie vertraute Clarence kurze Zeit nach dessen Flucht aus England an, er brauche sich nur wieder zu seinem Bruder zu begeben, damit alles vergessen und vergeben wäre. Das neue Übereinkommen zwischen Warwick und Margarete bestimmte Clarence dazu, das brüderliche Angebot anzunehmen, wenn auch nicht sofort. Er muss ein grosser Heuchler gewesen sein; denn Warwick hatte seine Handlungsweise ebensowenig voraussehen können wie früher sein Bruder.

König Eduard war nun gewarnt und auf der Hut; aber er konnte kaum voraussehen, wie viele seiner Anhänger ihn verraten würden. Warwick wiederholte die gleichen Methoden, deren er sich im Jahr vorher bedient hatte. Sein Vetter Fitzhugh zettelte einen neuen Aufstand in Yorkshire an. Eduard sammelte einige Streitkräfte, und ohne viel Aufhebens von der Angelegenheit zu machen, marschierte er gegen die Rebellen. Durch Karl von Burgund gewarnt, äusserte er sogar den Wunsch, Warwick möge nur landen. Er scheint höchst zuversichtlich gewesen zu sein. Aber so rasch sind Illusionen wohl noch nie geschwunden. Warwick und Clarence landeten im September 1470 in Dartmouth. Kent und andere südliche Grafschaften erhoben sich und eilten zu ihrer Unterstützung herbei. Warwick marschierte nach London. Er holte den unglücklichen Heinrich VI. aus seinem Gefängnis im Tower, drückte ihm eine Krone aufs Haupt, stellte ihn in den Strassen der Hauptstadt zur Schau und setzte ihn auf den Thron.

In Nottingham erreichten Eduard alarmierende Nachrichten. Der grösste Teil seines Königreiches schien sich gegen ihn gewandt zu haben. Plötzlich erfuhr

er, dass Northumberland, Warwicks Bruder, der Eduard bisher treu gewesen war, seinen Männern befohlen hatte, König Heinrich hochleben zu lassen, während gleichzeitig die nördlichen Aufständischen gegen ihn losmarschierten und ihn von seinem waliser Nachschub abschnitten und Warwick mit starken Streitkräften nordwärts marschierte. Auf die Nachricht von Northumberlands Verrat und von den gleichzeitigen raschen Schachzügen, sich seiner Person zu bemächtigen, setzte Eduard all seine Hoffnungen auf die Flucht über das Meer. Er hatte nur einen einzigen Zufluchtsort – den Hof von Burgund. Und mit einer Handvoll Anhängern rettete er sich zu seinem Schwager. Aber Karl der Kühne war auch vorsichtig. Er durfte die drohende Gefahr eines gemeinsamen Angriffs von England und Frankreich nicht ausser Acht lassen. Solange ein solcher Angriff ausgeschlossen schien, hielt er seinen flüchtigen königlichen Verwandten hin. Als sich aber deutlich zeigte, dass Warwicks Politik darauf abzielte, ihn gemeinsam mit Ludwig XI. zu bekriegen, verteidigte er sich durch ein Manöver, das auf der Hand lag. Er stattete König Eduard mit etwa 1'200 vertrauenswürdigen flandrischen und deutschen Soldaten sowie mit den notwendigen Schiffen und Geldmitteln für einen Einfall in England aus. Diese Streitkräfte wurden im geheimen auf der Insel Walcheren versammelt.

Inzwischen regierte der Königsmacher England, und es schien, als werde er dies noch lange tun. Er hatte die Marionette Heinrich VI. in seiner Hand. Der unglückliche Mann, ein lebender Leichnam, sass, auf dem Kopf eine Krone und in der Hand ein Szepter, wie ein Mehlsack auf dem Thron und empfing des Glücks launische Liebkosungen mit der gleichen milden Duldsamkeit wie seine Bosheiten. In seinem Namen wurden Gesetze erlassen, die alle Entrechtungen und Enterbungen, die das Yorkisten-Parlament verfügt hatte, wieder aufhoben. Ein Drittel des englischen Landbesitzes fiel wieder den alten Eigentümern zu. Die verbannten Adligen und die Erben der Erschlagenen kehrten aus Armut und Exil wieder an ihre alten Stätten zurück. Inzwischen wurden alle Vorbereitungen zu einem gemeinsamen Angriff Englands und Frankreichs auf Burgund getroffen, und der Krieg stand vor der Tür.

Aber während diese ungestümen Umgruppierungen den Akteuren verständ-

lich waren und das Drama mit augenscheinlichem Erfolg abrollte, war die Masse des englischen Volkes auf beiden Seiten ausserstande, diesen allzu raschen Vorgängen und Versöhnungen zu folgen. Beinahe die gesamte Bevölkerung stand dort, wo sie vorher gestanden hatte. Mochten ihre Führer auch neue Bündnisse geschlossen haben – der einfache Mann konnte nicht begreifen, dass die Feindschaft zwischen der Roten und der Weissen Rose zu Ende sein sollte. Es bedurfte nur eines weiteren Anstosses, damit wiederum ein vollständiger Szenenwechsel eintrat. Es ist bezeichnend, dass Margarete, obwohl von Warwick wiederholt gedrängt, sie möge zu ihm und ihrem Gemahl, König Heinrich, nach London kommen, und, obwohl sie über bedeutende Streitkräfte verfügte, in Frankreich blieb und ihren Sohn bei sich behielt.

Im März 1471 landete Eduard mit seinem kleinen Expeditionsheer in Ravenspur, einem Hafen in Yorkshire, den die Nordsee inzwischen fortgespült hat, der damals aber noch wegen der Landung Heinrich Bolingbrokes im Jahre 1399 berühmt war. Der König, der um sein Leben kämpfte, befand sich, wie üblich, in bester Verfassung. Die Stadt York schlug ihm die Tore vor der Nase zu; aber wie Bolingbroke erklärte auch er, er sei lediglich gekommen, um seine privaten Besitzungen zu beanspruchen, und befahl seinen Truppen, sich für König Heinrich VI. zu erklären. Auf Grund dieser Scheinmassnahmen fand er Einlass und Nahrungsmittel und brach dann nach London auf. Northumberland näherte sich mit einem viermal stärkeren Heer, um ihm den Weg zu verlegen. Eduard wich ihm in ungewöhnlichen Märschen geschickt aus. Alle yorkistischen Lords und Anhänger aus den Gebieten, die er berührte, schlossen sich ihm an. In Warwick war er stark genug, um sich wieder zum König auszurufen. Der Königsmacher, den die Wendung des Geschicks beunruhigte, sandte wiederholt die dringende Aufforderung an Margarete, sofort zu kommen, und stellte sich in Coventry König Eduard in den Weg. Inzwischen war sein Bruder Northumberland Eduard nach Süden gefolgt und befand sich nur zwei Tagemärsche hinter ihm. In dieser Zwangslage konnte Eduard mit einer Hilfe rechnen, die Warwick nicht vermutete. Eduard wusste, dass er Clarence auf seiner Seite hatte. Clarence kam mit beachtlichen Streitkräften von Gloucestershire herauf, angeblich um Warwick zu treffen. Aber Eduard schlüpfte, genau wie er Northumberland übertölpelt und überflügelt hatte, um Warwicks Flanke und bezog jetzt zwischen Lon-

don und Warwick an dem Punkt Stellung, wo Clarence sich mit ihm vereinigen konnte.

Nun konzentrierten beide Parteien ihre ganze Macht, und England sah wieder grosse Armeen. Eduard marschierte in London ein und wurde von den erstaunten Bürgern herzlich begrüsst. Heinrich VI., den man tatsächlich gezwungen hatte, an der Spitze von 600 Berittenen durch die Strassen zu reiten, wurde von dieser Anstrengung erlöst und wieder in sein Gefängnis im Tower gebracht. Die entscheidende Schlacht sollte an der nördlichen Heerstrasse stattfinden, und am 14. April 1471 trafen bei Barnet Eduard und die Yorkisten auf Warwick und das Haus Neville sowie den neuen Herzog von Somerset, den zweiten Sohn von Edmund Beaufort, und auf wesentliche Verbündete des Hauses Lancaster.

Niemand in England hatte eine klare Vorstellung von dem, was geschehen würde, und die Schlacht von Barnet, welche die Antwort auf alle Fragen und Zweifel gab, wurde im Nebel ausgetragen. Die Schlachtreihen überschritten sich. Warwicks rechter Flügel fiel Eduard in die linke Flanke und umgekehrt. Der Königsmacher, vielleicht durch Zweifel an seinem persönlichen Mut gereizt, kämpfte zu Fuss. Der neue Lord Oxford, ein prominenter Lancaster-Anhänger, dessen Vater zu Beginn von Eduards Regierung enthauptet worden war, befahl dem linken Flügel der Lancaster-Armee und unternahm einen erfolgversprechenden Angriff, der jedoch im Nebel steckenblieb. Da er nicht wusste, dass König Eduards gesamte Nachhut ungedeckt war, versuchte er, die eigenen Linien wieder zu erreichen, und gelangte hinter den von Somerset geführten Mittelabschnitt. Das Wappen mit dem Stern und mit den Strahlen auf seinen Standarten wurde von Warwicks Truppen mit der Sonne und mit den Strahlen auf König Eduards Wappen verwechselt. Warwicks Bogenschützen schossen ihre Pfeile auf ihn ab. Der Irrtum wurde entdeckt, führte aber in jenen Zeiten des Verrats und des ewigen Seitenwechsels nur zu einem weiteren Fehlschluss: man nahm an, er sei desertiert. Der Schrei «Verrat» ging wie ein Lauffeuer durch Warwicks Reihen. Oxford, der nicht mehr wusste, was er tun sollte, ritt in den Nebel. Somerset, der am anderen Flügel stand, war bereits in die Flucht geschlagen. Warwick und der rechte Flügel wurden vom König und von der Hauptmacht der Yorkisten angegriffen. Hier lohnte es sich in der Tat nicht mehr, Gnade zu erbitten. Der von der Übermacht überwältigte Warwick, des-

sen Reihen gesprengt waren, versuchte zu seinem Pferd zu gelangen. Es wäre klüger gewesen, wenn er trotz des Spotts, wie üblich, am Tag der Schlacht wieder aufgesessen wäre, nachdem er die Reihen abgeschritten hatte; denn wenn er diesem Hin und Her entgangen wäre, so hätte die Angelegenheit vielleicht einen anderen Ausgang genommen. Aber nördlich der Stadt, in deren Nähe sich der Hauptkampf abspielte, wurde der Königsmacher in dem Augenblick, da er das benötigte Pferd erreichen wollte, von den Yorkisten überwältigt und totgeprügelt. Er war der Hauptverfechter der Sache Yorks gewesen. Er hatte König Eduard gute Dienste geleistet. Der Jüngling, den er auf den Thron erhoben und dort gehalten hatte, hatte es ihm schlecht gelohnt. Er verdiente den Tod wegen der vielen Männer, die er um einer von ihm selbst verratenen Sache willen ins Verderben geschickt hatte; und um einiger hervorragender Tugenden willen schien es gerecht, dass der Tod ihn auf dem Feld der Ehre ereilte.

Am Tag von Barnet landete Margarete endlich in England. Der vierte Herzog von Somerset, der seinen Vater und seinen Bruder zu rächen hatte und geradewegs von der Katastrophe von Barnet kam, empfing sie und wurde ihr militärischer Befehlshaber. Als sie erfuhr, dass Warwick tot und seine Armee besiegt und zersprengt war, schlug auch für diese bisher unerschütterliche Königin die Stunde der Verzweiflung. Sie suchte Zuflucht in der Abtei Cerne bei Weymouth, und ihr erster Gedanke war, nach Frankreich zurückzukehren. Aber nun forderte ihr beinahe achtzehnjähriger Sohn, der Prinz von Wales, in dessen Adern das Blut Heinrichs V. floss, den Kampf um die Krone oder den Tod. Margarete nahm alle Kraft zusammen und schien trotz ihres vom Unglück heimgesuchten Lebens wiederum ungebrochen. Ihre einzige Hoffnung war es, die waliser Grenze zu erreichen, wo starke, alterprobte Lancaster-Truppen bereits unter Waffen standen. Das unehrenhafte Bündnis mit dem Königsmacher war vergessen. Der Kampf wurde wieder zwischen Lancaster und York ausgefochten. Eduard, der bei London stand, hielt die Strassen im Inneren besetzt. Er versuchte, Margarete den Weg nach Wales abzuschneiden. Beide Armeen marschierten ohne Pause. Auf der letzten Strecke legten sie jeweils vierzig Meilen an einem Tag zurück. Die Lancaster-Truppen kamen als erste am Ziel an, waren

aber in einem Zustand völliger Erschöpfung. Eduard, der ihnen auf den Fersen folgte, drängte weiter, und am 3. Mai trat er ihnen in der Schlacht von Tewkesbury entgegen.

Diese Schlacht verlief höchst einfach. Die beiden gegnerischen Parteien standen einander in der üblichen Formation in drei Abteilungen – rechter Flügel, Mitte, linker Flügel – gegenüber. Somerset befehligte Margaretes linken, Lord Wenlock und der Prinz von Wales die Mitte und Devon den rechten Flügel. König Eduard übte einen mehr allgemeinen Befehl aus. Die Stellung der Lancaster-Leute war stark. «Vor ihnen gab es so teuflisch enge Wege und tiefe Gräben, so viele Hecken, Bäume und Büsche, dass es sehr schwer war, sich ihnen zu nähern und mit ihnen ins Gefecht zu kommen¹.» Offensichtlich wollte die Lancaster-Partei den Angriff abwarten, den die Yorkisten so ungeduldig suchten. Somerset fand jedoch eine Möglichkeit, einen jener «teuflisch engen Wege» zu benutzen, um in den Mittelabschnitt der Yorkisten einzudringen, und so preschte er, entweder ohne sich mit den anderen Heerführern zu beraten oder ohne deren Zustimmung, vor und errang einen Augenblickserfolg. Aber König Eduard hatte seine Schwäche auf diesem Abschnitt vorausgesehen. Er widerstand dem Angriff auf seine Hauptmacht mannhaft, und zweihundert Lanzenträger, die er als Flankenschutz in einer weiten Kette aufgestellt hatte, fielen im entscheidenden Augenblick aus einem höchst gefährlichen Winkel über Somerset her. Der Lancaster-Flügel wich in Auflösung zurück. Die Yorkisten gingen auf der ganzen Linie vor. Nun griffen sie ihrerseits die jetzt ungedeckte Flanke ihrer Feinde an und bereiteten der letzten Armee des Hauses Lancaster den Untergang. Der vierte Somerset hatte offensichtlich das Gefühl, im entscheidenden Augenblick ohne Unterstützung gewesen zu sein. Ehe er vom Schlachtfeld floh, schlug er Wenlock mit seinem Feldherrnstab den Schädel ein. Wenn diese Art von Protest auch ein bezeichnendes Licht auf die Schlachtführung wirft, so hatte er doch keinerlei Einfluss auf ihren Ausgang.

Die Lancaster-Leute wurden in alle Winde zerstreut oder getötet. Man stöberte Somerset und viele andere Notabein in den geweihten Stätten auf, an denen sie sich sicher wähten, zertrümmerte sie heraus und enthauptete sie. Margarete wurde gefangengenommen. Der Prinz von Wales fiel, tapfer kämpfend, auf dem Schlachtfeld; einem Chronisten zufolge rief er vergebens seinen Schwa-

¹ The Arrival of Edward IV.

ger, den verräterischen Clarence, zu Hilfe. Margarete wurde als Schauobjekt aufgespart, und auch deshalb, weil man in jenem grausamen Zeitalter Frauen, besonders wenn sie zufällig Königinnen waren, nicht abschlachtete. Sie blieb in Gefangenschaft, wurde von einem Ort zum anderen gebracht, bis Ludwig XI. sie gegen ein Lösegeld loskaufte. Elf Jahre nach Tewkesbury starb sie in Armut im väterlichen Anjou.

Richard von Gloucester eilte nach London. Er hatte eine Aufgabe im Tower zu erfüllen. Solange der Prinz von Wales lebte, war König Heinrichs Leben sicher gewesen. Aber mit dem Tod der letzten Hoffnung des Hauses Lancaster war sein Schicksal besiegelt. In der Nacht des 21. Mai suchte der Herzog von Gloucester, ausgestattet mit der Vollmacht des Königs, den Tower auf, wo er vermutlich die Ermordung des melancholischen Zuschauers überwachte, welcher der Mittelpunkt eines fünfzig Jahre währenden, grausamen Zwistes gewesen war.

Als König Eduard und sein siegreiches Heer in London einmarschierten, das immer, besonders aber in solchen Momenten, seine Partei ergriff, war der Triumph der yorkistischen Sache vollkommen.

Noch einmal sitzen wir auf Englands Thron,
 Zurückgekauft mit unserer Feinde Blut.
 Wie tapfre Krieger mähten wir sie nieder,
 Wie herbstlich' Korn, in ihrem höchsten Stolz'
 Drei Herzöge von Somerset, dreifältig
 Berühmt als kühne, zuverläss'ge Krieger;
 Zwei Cliffords, so den Vater und den Sohn;
 Und zwei Northumberlands, so brave Ritter
 Ihr Ross je bei Trompetenklang gespornt;
 Alsdann die beiden wackeren Bären, Warwick
 Und Montagu, sie, die in ihren Ketten
 Den königlichen Leu'n gefesselt haben,
 Vor deren Brüllen oft der Wald erbebt.
 So scheuchten wir Verdacht von unserm Thron
 Und machten Sicherheit zum Schemel uns. –
 Komm, Betty, her, lass meinen Sohn mich küssen. –
 Mein Kind, für dich bin ich und meine Brüder

Die Winternacht gerüstet wach geblieben,
 Zu Fuss gewandert in des Sommers Glut,
 Dass dein die Kron' in Frieden wieder wäre,
 Und ernten sollst du unsrer Mühen Frucht.

Das Ende der Regierung Eduards IV. lässt sich in wenigen Worten berichten. Der König war nun unumschränkter Herrscher. Seine Feinde wie seine Gönner waren tot. Er war jetzt ein reifer und ernüchterter Staatsmann. Er besass jede Möglichkeit, das Reich vollkommen zu beherrschen und dennoch nebenbei ein munteres Leben zu führen. Schon zu Anfang seiner Regierung hatte er das Parlament nur widerwillig einberufen. Parlamente machten Schwierigkeiten. Aber wenn man Geld brauchte, musste man sie einberufen. Darum lautete der alle Könige ernüchternde Schrei jener Zeit: «Der König soll von seinen eigenen Einkünften leben.» Aber diese Forderung trug den wachsenden Regierungsaufgaben nicht Rechnung. Wie konnte der König von seinen väterlichen Besitzungen und von gewissen Zöllen und Zehnten, Fünfzehnten und einigen wenigen Pfundgeldern, von den Zufällen, dass Leute ohne Testament oder ohne volljährige Erben starben, oder von gelegentlich aufgefundenen Schätzen und von ähnlichen Bagatellen eine Verwaltung unterhalten, die den Bedürfnissen einer sich ständig vergrößernden Gesellschaft gerecht wurde? Es war in der Tat schon schwierig genug, auch nur die schottische Grenze zu verteidigen. Man musste sich zu diesem Zweck des kriegerischen Adels im Norden bedienen, dessen überlieferter Beruf es war, die Marken zu halten. Geld – und vor allem Bargeld – tat not. Das war die Fessel, welche die mittelalterlichen Könige drückte. Und selbst heute hat es damit eine ähnliche Bewandnis.

Eduard war entschlossen, mit dem Parlament so wenig wie möglich zu tun zu haben. Schon als Zwanzigjähriger hatte er in der Bedrängnis des Krieges eisern und getreulich versucht, «von seinen eigenen Einkünften zu leben». Nun, da er siegreich und unbehelligt war, übte er äusserste Sparsamkeit in allem ausser in seinen persönlichen Ausgaben, und er bemühte sich, jede Abenteuerpolitik in Bezug auf das Ausland zu vermeiden, die ihn hätte zwingen müssen, vom Parlament Geld zu erbitten. Die Besitzungen der enterbten Lancasters er-

schlossen ihm eine neue Einkommensquelle. Die Krone hatte von den Kriegen der Rosen profitiert. Die neuen Besitzungen, die alljährlich Früchte trugen, waren zahlreich. So konnte der König für die Dauer des Friedens seine eigenen Ausgaben bestreiten. Aber der Adel und die Nation hatten weitergesteckte Ziele. Sie wollten Frankreich zurückerobern. Sie betrauernten den Verlust der französischen Provinzen. Sie sahen jenseits ihres eigenen Unglücks den Glanz von Agincourt, Poitiers und Crécy. Man erwartete vom König, dem erprobten Krieger, dass er auf diesem Gebiet Gleiches vollbringe. Er aber hatte nicht die geringste Neigung, in dieser Richtung etwas zu unternehmen. Er hatte den Krieg nie geliebt und war nun seiner überdrüssig. Er erhielt vom Parlament beachtliche Zuwendungen für einen Krieg gegen Frankreich im Bündnis mit Burgund.

1475 fiel er in Frankreich ein, drang aber nur bis Picquigny bei Amiens vor. Dort verhandelte er. Ludwig XI. teilte seine Ansicht. Auch er hatte begriffen, dass Könige im Frieden gross und mächtig werden konnten, im Krieg aber Beute und Werkzeug ihrer Untertanen waren. Die beiden Könige suchten Frieden und fanden ihn auch. Ludwig XI. bot Eduard IV. eine Pauschale von 75'000 und einen jährlichen Tribut von 50'000 Kronen an. Dies reichte beinahe aus, um das königliche Budget auszugleichen und Eduard vom Parlament unabhängig zu machen. Er schloss den Handel ab und unterzeichnete den Vertrag von Picquigny. Aber Karl der Kühne, sein burgundischer Verbündeter, nahm ihm das übel. Vor versammelter Mannschaft, vor allen englischen Heerführern, erklärte er in Peronne, sein Verbündeter habe ihn schamlos betrogen. Ein höchst peinlicher Eindruck entstand; aber dem König war das gleichgültig. Er ging nach Hause zurück und nahm sieben Jahre lang diese beträchtliche Zahlung dafür entgegen, dass er Frankreich nicht belästigte; und gleichzeitig steckte er den grössten Teil des Geldes, das das Parlament für einen Krieg mit Frankreich bewilligt hatte, in seine Tasche.

An Hand dieser Vorgänge offenbart sich nun endlich der wahre Charakter Eduards IV., und wir können sehen, dass er im Innersten seines Herzens ein Klein-Engländer war, der die Gemütlichkeit liebte, obwohl er sich den Weg zum Thron durch kühne Taten und durch viel Blutvergiessen hatte erkaufen müssen. Es trifft keineswegs zu, dass seine Politik dem Reich Schaden zufügte. Ein langer Friede war für eine Erholung von dem grauenhaften Bürgerkrieg

notwendig. Die französische Regierung erkannte mit Schrecken, dass in ihm alle Eigenschaften Heinrichs V. schlummerten, und liess es sich viel kosten, damit diese Eigenschaften nicht geweckt wurden. Das kam dem König gelegen. Er war ein sparsamer Verwalter und der erste König seit Heinrich II., der bei seinem Tod keine Schulden, sondern ein Vermögen hinterliess. Er bemühte sich, den Nationalstolz in engsten Grenzen zu halten, liess die Nation aber gleichzeitig wieder erstarken. Er, von dem man vor allem glaubte, dass er eine Speerspitze sei, wurde zum Stosskissen. Aber er war zu jener Zeit ein gutes Stosskissen. Und es ist wohl möglich, dass das zutrifft, was man über ihn geschrieben hat, nämlich, dass «seine Indolenz und seine Fröhlichkeit nur Schleier waren, hinter denen Eduard seine profunden politischen Fähigkeiten tarnte»¹.

Aber der Tag kam, an dem er das Parlament einberufen musste, jedoch nicht, um Geld zu fordern. Mit seinen Konfiskationen, mit dem französischen Tribut und mit den Gewinnen aus seinen privaten Transaktionen konnte er sich immer noch weiterbehelfen. Aber er hatte Schwierigkeiten mit seinem Bruder Clarence. Obwohl die Abmachungen, die diese Brüder vor Barnet und Tewkesbury getroffen hatten, strikt eingehalten worden waren, vertraute Eduard nie wieder auf Clarence. Nichts konnte bei ihm den Eindruck je wieder löschen, dass Clarence ein Verräter war, der seine Sache und seine Familie in einem entscheidenden Augenblick verraten und in einem anderen wieder zurückgekauft hatte. Clarence seinerseits wusste, dass die Wunde sich zwar geschlossen hatte, aber nicht verheilt war. Aber er war ein grossmächtiger Fürst, und er machte sich unbekümmert im ganzen Land breit. Er spottete des Königs, widersetzte sich den königlichen Gerichtshöfen, liess an Personen, die ihn in Privatangelegenheiten beleidigt hatten, die Todesstrafe vollziehen und fühlte sich nur allzu sicher. Vielleicht hatte er das Geheimnis von Eduards angeblichem einstweiligem Ehevertrag mit Eleonore Butler erfahren, den Richard von Gloucester später benutzen sollte, um seinen Thronraub zu rechtfertigen. Jedenfalls war Clarence der nächste legitime Thronanwärter und eine Gefahrenquelle für den König, wenn Eduards Heirat mit Elisabeth Woodville sich als ungültig erweisen würde. Als im Januar 1478 Eduards Geduld sich erschöpft hatte, berief er das Parlament aus keinem anderen Grunde als zur Aburteilung von Clarence ein. Er legte eine eindrucksvolle Liste von Verbrechen und Affronts gegen den

¹ J. R. Green.

Thron vor, aus denen er Hochverrat folgerte. Wie nicht anders zu erwarten war, schloss sich das Parlament der Auffassung des Königs an. Durch einen Parlamentsbeschluss, der ein gerichtliches Urteil nicht erforderte, erklärte man Clarence des Todes schuldig, überliess dem König die Vollstreckung und ging erleichtert nach Hause, weil wenigstens keine weiteren Steuerzahlungen verlangt worden waren.

Clarence sass bereits im Tower. Die Art seines Todes ist umstritten. Einige behaupten, der König habe ihm die Wahl des Todes überlassen. Es steht fest, dass Eduard nicht beabsichtigte, der Öffentlichkeit ein grausiges Schauspiel zu bieten. Shakespeare zufolge wurde der Herzog in einem Fass mit Malvasier ertränkt. Dies war jedenfalls die volkstümliche Version des 16. Jahrhunderts. Weshalb sollte sie nicht wahr sein? Immerhin hat niemand versucht, das Gegenteil zu beweisen. Der falsche, flüchtige, meineidige Clarence ging voll Erstaunen darüber, dass sein Bruder ein so gutes Gedächtnis hatte und die Dinge so ernst nahm, aus dieser Welt.

Ein anderes Schicksal wartete auf Richard von Gloucester. Kurz nach dem Tode Heinrichs VI. hatte er sich mit Anna, der Tochter des toten Königsmachers und Miterbin der ungeheuren Warwick-Besitzungen, vermählt. Diese Verbindung fand kein begeistertes Echo; denn Anna war mit dem jungen, bei Tewkesbury gefallenen Prinzen Eduard verlobt, wenn nicht gar verheiratet gewesen. Trotzdem sah man nun wichtige Interessen vereint.

Im Lauf der Jahre hatte Königin Elisabeth nicht nur fünf Töchter, sondern auch zwei prächtige Knaben geboren, die nun heranwuchsen. 1483 war der eine zwölf, der andere neun Jahre alt. Die Thronfolge schien gesichert. Der König selbst war erst vierzig. Noch weitere zehn Jahre, und die Herrschaft der Yorkisten wäre für dauernd gefestigt gewesen. Aber hier mischte sich das Schicksal ein und gemahnte den vergnügungssüchtigen Eduard mit einem schmerzlichen Flügelschlag daran, dass der Schlusstrich unter seine Rechnung gezogen sei. Sein Hauptanliegen war die Sicherstellung der Krone für seinen Sohn, den noch nicht flügge gewordenen Eduard V. Aber im April 1483 überraschte ihn der Tod mit soldier Plötzlichkeit, dass er keine Zeit mehr fand, die nötige Vorsorge zu treffen. Obwohl er Königin Elisabeth sein Leben lang hoch in Ehren hielt, hatte er doch ebenso lange zahllose Liebschaften gehabt. Elisabeth weilte gerade in den Midlands, als dieser kraftvolle König nach nur zehntägiger Krank-

heit in der Blüte seiner Jahre dahingerafft wurde. Die Historiker versichern uns, dies sei die Strafe für seine Ausschweifungen gewesen. Aber ebensogut kann es Blinddarmentzündung gewesen sein. Bis heute haben wir keine Erklärung dafür. Abgesehen von den kirchlichen Tröstungen starb Eduard unvorbereitet, und sein treuer Bruder Richard sah sich nun plötzlich völlig neuen Zukunftsaussichten gegenüber.

KAPITEL VIII

RICHARD III.

Des Königs plötzlicher Tod löste allgemeine Bestürzung aus. Sofort entstand eine heftige Krise. Der alte Adel hatte nach Barnet und Tewkesbury die Rückkehr der überlebenden Woodvilles in das Sonnenlicht der Macht und Gunst mit soviel Haltung wie möglich hinnehmen müssen. Aber in ganz England begegnete man den Verwandten der Königin mit Ressentiment oder Verachtung, während der König mit seiner schönen, reizvollen Geliebten Jane Shore ein munteres Leben führte. Nun zerstörte der Tod die königliche Autorität, die allein ein so fragwürdiges Gefüge aufrechterhalten konnte. Sein ältester Sohn Eduard lebte unter der Obhut seines Oheims, des zweiten Lord Rivers, in Ludlow an der waliser Grenze. Ein Protektorat war unvermeidlich. Über die Person des Protektors gab es keinen Zweifel. Richard von Gloucester, des Königs treuer Bruder, der berühmte Feldherr, der gewissenhafte und fähige Verwalter, der durch Warwicks Erbschaft und durch viele andere grosse Besitzungen einer der reichsten Grundeigentümer geworden war und alle hohen militärischen Stellungen innehatte, nahm eine unvergleichliche Position ein und war vom König selbst ernannt worden. Um ihn hatte sich der grösste Teil des alten Adels geschart. Die Aussicht auf einen König, dessen Grossvater, obwohl Ritter, nur ein gewöhnlicher Haushofmeister eines der Ihren gewesen war, verursachte ihnen Missbehagen. Sie beklagten seine Minderjährigkeit und die darauffolgende Herrschaft eines unbekannteren, unerfahrenen, allzu jugendlichen Königs. Sie waren jedoch durch ihren Treuschwur und durch die yorkistische Thronfolge gebunden, die sie mit ihren eigenen Schwertern durchgesetzt hatten.

Aber eines zumindest wollten sie nicht länger dulden. Königin Elisabeth und ihre nicht standesgemässe Sippschaft sollten von der Thronfolge ausgeschlossen sein. Andererseits hatte Lord Rivers in Ludlow mit zahlreichen Anhängern und der Familie Ergebenen den neuen König in seiner Macht.

Drei Wochen lang beobachteten beide Parteien einander und verhandelten. Man war im April übereingekommen, dass der König zum frühestmöglichen Termin gekrönt werden, aber mit nur 2'000 Berittenen seinen Einzug in London halten solle. So ritt also diese Kavalkade mit Lord Rivers und dessen Nefen Grey an der Spitze durch Shrewsbury und Northampton nach Süden. Als sie in Stony Stratford angekommen waren, erfuhren sie, dass Gloucester und Buckingham, die von Yorkshire nach London zogen, nur zehn Meilen hinter ihnen waren. Sie ritten wieder nach Northampton zurück, um die beiden Herzöge zu begrüßen, und ahnten offenbar nichts Böses. Richard empfing sie aufs Liebenswertigste; man speiste zusammen. Als aber der Morgen kam, war alles anders.

Als Rivers erwachte, fand er die Türen des Gasthauses verschlossen. Er erkundigte sich nach dem Grund für diese Vorsichtsmassnahme. Gloucester und Buckingham begegneten ihm mit finsterner Miene und beschuldigten ihn, er habe «versucht, ihnen den König zu entfremden». Er und Grey wurden sofort gefangengenommen. Dann ritt Richard mit seinen Truppen nach Stony Stratford, verhaftete die Befehlshaber der 2'000 Berittenen, erzwang sich den Weg zu dem jungen König und erzählte diesem, er habe ein Komplott aufgedeckt, demzufolge Lord Rivers und andere die Regierung hätten an sich reißen und den alten Adel unterdrücken wollen. Auf diese Erklärung hin erfolgte die einzige Stellungnahme, die uns von Eduard V. überliefert ist: er brach in Tränen aus. Und dazu hatte er allen Grund.

Am nächsten Morgen trat Herzog Richard wiederum vor Eduard. Er umarmte ihn als sein Onkel. Er verneigte sich vor ihm als Untertan. Er bezeichnete sich als seinen Protektor. Er entliess die 2'000 Berittenen nach Hause: ihre Dienste würden nicht länger benötigt. Und nun auf nach London! Zur Krönung! Und so brach denn der traurige Zug auf. Die Königin, die bereits in London war, gab sich keinen Illusionen hin. Sie flüchtete sofort mit ihren anderen Kindern nach Westminster und liess ein Loch in die Wand schlagen, die den Palast von der Kirche trennte, um soviel persönlichen Besitz, wie sie zusammenraffen konnte, dorthin zu schaffen.

Die Nachricht, der König sei in Not, löste in der Hauptstadt Unruhe aus. «Kein Mensch konnte wissen, wohin man ihn schleppte, nur Gott wusste, was mit ihm geschah.» Aber Lord Hastings versicherte dem Rat, alles sei in Ordnung, und jede Störung werde die Krönung, von welcher der Friede des Reiches

abhänge, nur verzögern. Der Erzbischof von York, der auch der Kanzler war, versuchte die Königin zu beruhigen. «Seid guten Mutes, Madam», sagte er, «denn wenn sie einen anderen krönen als Euren Sohn, den sie jetzt bei sich haben, werden wir am folgenden Tag seinen Bruder krönen, den Ihr hier bei Euch habt.» Er gab ihr sogar das Grosssiegel als Unterpfand. Er war zweifellos kein Verschwörer, sondern nur ein alter Narr, der sichergehen und um jeden Preis Frieden haben wollte. Als er dann doch über seinen eigenen Mut erschrak, gelang es ihm, das Grosssiegel zurückzuerhalten.

Der König kam erst am 4. Mai in London an; und die Krönung, die auf diesen Tag festgesetzt war, musste natürlich verschoben werden. Man brachte ihn im Palast des Bischofs von London unter, wo er die Treuebekundung aller geistlichen und weltlichen Lords entgegennahm. Aber der Protektor und seine Freunde hielten es nicht für schicklich, dass er der Gast eines kirchlichen Würdenträgers sei; und als die Freunde der Königin vorschlugen, er könne im Hospital der Johanniterritter in Clerkenwell residieren, meinte der Protektor, es spreche der königlichen Würde mehr, wenn er in einem seiner eigenen Schlösser und auf eigenem Grund und Boden Unterkunft beziehe; der Tower sei eine Residenz, die nicht nur sehr geräumig, sondern gleichzeitig auch vor allen Unruhen sicher sei. Zu dieser Entscheidung gaben die Herren des Rats einmütig ihre Zustimmung, und für den Minderjährigen war es weder leicht noch tunlich, eine eigene Ansicht zu haben. Mit grosser Feierlichkeit und mit vielen Ergebenheitsbeteuerungen wurde das zwölfjährige Kind in den Tower geführt, dessen Tore sich hinter ihm schlossen.

In London garte es, und die dort versammelten Grossen beäugten einander mit Argwohn und Furcht. Der nächste Akt dieses Dramas betraf Lord Hastings. Dieser hatte in den letzten Jahren Eduards IV. eine führende Rolle eingenommen. Nach dem Tod des Königs war er ein starker Opponent der Woodvilles gewesen. Aber er war der erste, der sich von Richards Machenschaften distanzierte. Weder ihm noch anderen Grossen passte es, dass Richard nun so rasch die ganze Macht in seiner Hand vereinigen sollte. Er begann sich den Anhängern der Königin, die immer noch in der Freistatt der Westminsterabtei weilte, freundschaftlich zu nähern. Von dem, was nun geschah, wissen wir eigentlich nur, dass Hastings am 13. Juni völlig überraschend während einer Versamm-

lung im Tower verhaftet und ohne Verfahren am gleichen Tage enthauptet wurde. Sir Thomas More schrieb gegen Ende der nächsten Regierung seine berühmte Geschichte. Natürlich basierte sein Buch auf Informationen, die man ihm unter dem neuen und festfundierten Regime gegeben hatte. Er scheint weniger einen Tatsachenbericht als ein moralisierendes Drama beabsichtigt zu haben. In seinen Augen ist Richard die Personifikation des Bösen und Heinrich Tudor, der Befreier des Königreichs, ein Muster strahlender Güte. Eine gegenteilige Ansicht wäre Hochverrat gewesen. Nicht nur, dass More Richard jedes mögliche und einige unmögliche Verbrechen zuschreibt, er stellt ihn auch als buckligen Unhold mit verkürztem Arm dar. Zu Richards Lebzeiten scheint niemand diese Deformierungen bemerkt zu haben; aber durch Shakespeares Stück sind sie uns nun wohlvertraut. Es erübrigt sich zu sagen, dass sofort, nachdem die Tudor-Dynastie zu Grabe getragen war, Richards Verteidiger sich an die Arbeit machten, der sie sich bis auf den heutigen Tag mit wachsendem Eifer hingeben. Jedoch hat Mores Version den Vorrang. Da finden wir die berühmte Szene von der Rats Versammlung im Tower. Es war Freitag, der 13. Juni. Richard erschien gegen neun Uhr im Sitzungssaal, offensichtlich in bester Laune. «Mein Herr», sagte er zu Bischof Morton, «Ihr habt vorzügliche Erdbeeren in Eurem Garten zu Holborn. Ich bitte Euch, lasst sie uns zusammen kosten.» Der Rat begann seine Sitzung. Richard bat, ihn einen Augenblick zu entschuldigen. Als er zwischen zehn und elf wiederkam, war er völlig verwandelt. Er starrte finster auf die Versammlung, und gleichzeitig drängten sich bewaffnete Männer in die offene Tür. «Welche Bestrafung verdienen jene», wünschte der Protektor zu wissen, «die gegen das Leben eines Menschen konspirieren, der dem König so nahe verwandt ist, wie ich es bin, und dem man die Regierung des Landes anvertraut hat?» Es herrschte allgemeine Bestürzung. Hastings sagte schliesslich, solche Menschen verdienten, als Verräter bestraft zu werden. «Jene Hexe, die meines Bruders Weib ist», schrie Richard, «und noch andere – seht, wie sie meinen Körper durch Zauberei und Hexenkunst verstümmelt haben!» Bei diesen Worten soll er seinen Arm entblösst und der Versammlung gezeigt haben; und wie die Legende berichtet, war er eingeschrumpft und verdorrt. In zornigen Redewendungen kam er sodann auf Jane Shore zu sprechen, mit der Hastings nach dem Tod des Königs in intime Beziehungen getreten war. Der entsetzte Hastings antwortete: «Wenn sie sich solch verruchter Tat schuldig gemacht haben, verdienen sie gewiss grausame

Bestrafung.» «Was?» schrie der Bucklige. «Speist Ihr mich mit Wenn und Aber ab? Ich sage Euch, dass sie es getan haben und dass ich es Euch am eigenen Leib vergelten werde, Verräter!» Er schlug mit der Faust auf den Sitzungstisch, und auf dieses Signal stürmten die Bewaffneten herein, brüllten «Verrat!» und ergriffen Hastings, Bischof Morton, den Erzbischof von York und noch einige andere. Richard gebot Hastings, sich unverzüglich auf den Tod vorzubereiten. «Idi werde nicht zum Essen gehen, ehe ich nicht seinen Kopf habe.» Man hatte kaum Zeit, einen Priester zu holen. Auf einem Holzblock, der zufällig im Hofe des Towers lag, wurde Hastings enthauptet. Die Schreckenherrschaft begann.

Richard hatte seine Lehnsleute im Norden unter Führung eines Vertrauten, Sir Richard Ratcliffe, bewaffnet nach London beordert. Auf seinem Marsch nach Süden sammelte Ratcliffe unterwegs die Herren Rivers, Vaughan, Grey und die Kommandeure der 2'000 Berittenen in den Schlössern ein, in denen man sie festgehalten hatte, und schlug ihnen in Pomfret, wenige Tage nach Hastings Tod, die Köpfe ab. An ihren Hinrichtungen ist nicht zu deuteln.

Einstweilen genossen die Königin und ihr zweiter Sohn noch den Schutz der Freistadt. Richard war der Ansicht, es sei besser, dass die beiden Brüder gemeinsam unter seiner Obhut stünden, und überredete den von ihm gesäuberten Rat, die Königin zur Herausgabe des Sohnes zu veranlassen. Der Rat erwog die Anwendung von Gewalt im Falle einer Weigerung. Die Königin, der keine Wahl blieb, gab nach, und der kleine neunjährige Prinz wurde in Westminster Hall dem Protektor übergeben, der ihn zärtlich umarmte und zum Tower geleitete, den weder er noch sein Bruder je wieder verlassen sollten. Richards Truppen aus dem Norden näherten sich nun in beträchtlicher Anzahl London, und in Erwartung dieses viele tausend Mann zählenden Heeres fühlte er sich stark genug, den nächsten Schritt zu wagen. Die Krönung Eduards V. war mehrmals verschoben worden. Nun verpflichtete man einen Priester namens Shaw, den Bruder des Bürgermeisters von London und einer von Richards Parteigängern, in St. Pauls Cross eine Predigt zu halten. Shaw wählte seinen Text aus dem Buch der Weisheit: «Die Bastarde aber werden keine Wurzel fassen.» Er focht König Eduards Heirat mit Elisabeth Woodville an, indem er eine Reihe von Gründen vorbrachte, wie unter anderem Hexerei, Bruch des früheren Eheversprechens

gegenüber Eleonore Butler und die Behauptung, die Trauung sei an einem ungeweihten Ort vollzogen worden. Er folgerte daraus, dass Eduards Kinder illegitim seien und die Krone von Rechts wegen Richard zustehe. Ausserdem spielte er auch wieder auf die Behauptung an, Eduard IV. sei nicht der Sohn seines Vaters gewesen. Nun erschien Richard in der Begleitung von Buckingham und erwartete offensichtlich, dass man ihn durch Zuruf zum König mache. «Aber», sagt More, «das Volk war weit davon entfernt, «König Richard' zu rufen, und stand wie versteinert vor Entsetzen über diese Schandpredigt da.» Zwei Tage später versuchte sich der Herzog von Buckingham, und Augenzeugenberichten zufolge war er so redegewandt und wohlvorbereitet, dass er kaum innehielt, um Luft zu holen; aber wiederum blieb das Volk stumm, und nur einige Diener des Herzogs warfen ihre Mützen in die Luft und riefen: «König Richard!»

Trotzdem versammelte sich am 25. Juni das Parlament und bat Richard, die Krone anzunehmen, nachdem es eine Urkunde empfangen hatte, die des verstorbenen Königs Heirat mit Elisabeth für nichtig und Eduards Kinder für Bastarde erklärte. Eine Abordnung unter Führung des Herzogs von Buckingham gab Richard, der im Hause seiner Mutter weilte, deren Tugend er in Frage gestellt hatte, das Geleit. Mit einer Bescheidenheit, die ihm wohl anstand, lehnte Richard nachdrücklich ab; als ihm aber Buckingham versicherte, sie seien entschlossen, die Kinder Eduards nicht zur Regierung gelangen zu lassen, und dass er dem Lande keinen Dienst erweisen würde, wenn er sie zwänge, einen anderen Adligen zu wählen, überwand er seine Gewissenskrupel und schickte sich in seine Pflicht gegenüber der Öffentlichkeit. Am folgenden Tage erhob man ihn in aller Feierlichkeit auf den Thron. Gleichzeitig wurden die Streitkräfte, die Ratcliffe aus dem Norden herangeführt hatte, in Finsbury Fields inspiziert. Es stellte sich heraus, dass sie etwa 5'000 Mann stark waren, «übel ausgestattet ... in rostigen Rüstungen, die weder Schutz boten noch poliert waren». Die Stadt atmete erleichtert auf, als man feststellte, dass die Nachrichten über Schlagkraft und Anzahl übertrieben gewesen waren.

Die Krönung Richards III. wurde auf den 6. Juli festgesetzt, und Schaustellungen und Mzüge lenkten das unruhige Volk ab. Um seine Mildtätigkeit zu beweisen, befreite Richard den Erzbischof von York aus dem Gefängnis und übergab Bischof Morton von Ely in den angenehmeren Gewahrsam von Buckingham. Die Krönung wurde mit allem erdenklichen Prunk und Pomp ge-

feiert. Besondere Bedeutung mass man der religiösen Seite zu. Erzbischof Bouchier setzte dem König und der Königin die Krone aufs Haupt. Sie wurden mit Öl gesalbt, empfingen in Gegenwart der ganzen Versammlung das Sakrament und zogen sich schliesslich zu einem Bankett in Westminster Hall zurück. Der König verfügte nun über einen vom Parlament anerkannten und bestätigten Titel, und auf Grund der Behauptung, dass die Kinder Eduards Bastarde seien, war er auch der blutsmässige Thronfolger. So schien sich der ganze Plan verwirklicht zu haben. Aber von diesem Augenblick an begannen sich Misstrauen und Feindseligkeit aller Bevölkerungsschichten gegen Richard III. zu regen. Und alle seine Künste und Fähigkeiten konnten dagegen nichts ausrichten. «Es ergab sich», sagt der Chronist Fabyan, dessen Buch 1516 veröffentlicht wurde, «dass dieser Mann, sobald er die Regierung übernommen hatte, dem tiefen Hass der meisten Edlen seines Reiches anheimfiel, und dass jene, die ihn zuvor geliebt und gerühmt hatten ... nun auf solche Weise wider ihn murrten und grollten, dass nur wenige oder keine seine Partei ergriffen, es sei denn aus Furcht oder wegen kostbarer Gaben, die sie von ihm empfangen hatten.»

Verteidiger König Richards behaupten, die von den Tudors stammende Version jener Geschehnisse habe sich durchgesetzt. Aber das englische Volk der damaligen Zeit, das die Ereignisse täglich verfolgen konnte, hatte seine Meinung bereits zwei Jahre, ehe die Tudors zur Macht gelangten und eine massgebliche Rolle spielten, gebildet. Richard III. besass die Regierungsgewalt. Er erzählte seine eigene Geschichte mit allen nur möglichen Beschönigungen, doch von Anfang an fand er fast nirgendwo und bei niemandem Glauben. In der Tat war die überwältigende Mehrheit des Volkes überzeugt, dass Richard seine Macht als Protektor dazu benutzt hatte, die Krone an sich zu reissen, und dass die Prinzen für immer im Tower verschwunden waren. Es wird vieler ausgeklügelter Argumente bedürfen, um dieser Angelegenheit den Rang einer historischen Kontroverse zu verleihen.

Niemand hatte mehr dazu beigetragen, Richard auf den Thron zu erheben, als der Herzog von Buckingham, und keinen hatte der König mit grösseren Geschenken und Gunstbeweisen belohnt. Dennoch wurde Buckingham während der ersten drei Monate der Regierung Richards vom treuesten Anhänger zum

Todfeind. Seine Motive sind undurchsichtig. Vielleicht schrak er davor zurück, der Komplize in dem von ihm erahnten Schlussakt der Usurpation zu werden. Vielleicht fürchtete er auch für seine Sicherheit; denn war nicht auch er königlichen Geblüts? Sowohl durch die Beauforts wie durch Thomas von Woodstock stammte er von Eduard III. ab. Angeblich hatte man, als man die Familie Beaufort durch Patentschreiben unter Richard II., die durch Heinrich IV. bestätigt wurden, legitimierte, eine Klausel eingefügt, die sie von der Thronfolge ausschloss. Diese Klausel aber war kein Bestandteil des Originaldokuments, sondern erst während der Regierung Heinrichs IV. hinzugefügt worden. Der Herzog von Buckingham besass als ein Beaufort von Mutterseite her die Originaldokumente, die mit dem Grosssiegel versehen und durch das Parlament bestätigt waren, und in denen eine derartige Einschränkung fehlte. Obwohl er dieses Geheimnis mit aller nötigen Sorgfalt wahrte, muss er sich also mit Recht als einen gewichtigen Thronanwärter betrachtet haben, und die Möglichkeit, dass auch Richard ihn für einen solchen halten konnte, liess ihn um seine Sicherheit bangen. Buckingham fühlte sich durch die Erkenntnis beunruhigt, dass alle Feierlichkeit und aller Nachdruck, unter denen Richards Thronbesteigung vonstatten gegangen war, an der allgemeinen Ansicht, er sei ein Thronräuber, nichts änderte. In seinem Schloss zu Brecknock pflog er trübsinnige Unterhaltungen mit seinem Gefangenen, dem Bischof Morton; und der Bischof, ein Meister der Überredungskunst und ein hervorragender Politiker, gewann zweifellos grossen Einfluss auf ihn.

Inzwischen machte König Richard von Oxford aus eine Rundreise durch die Midlands. Er bemühte sich, in jeder Stadt den besten Eindruck zu erwecken, Unrecht wiedergutzumachen, Streitigkeiten zu schlichten, Gunst zu erweisen und um Popularität zu buhlen. Dennoch konnte er sich des Gefühls nicht erwehren, dass hinter den Beweisen von Dankbarkeit und Loyalität, die ihm natürlich zuteil wurden, eine unausgesprochene Kritik an seinem Königtum geübt wurde. Im Süden trat diese ziemlich offenkundig zutage. In London, Kent und Essex und in allen Home-Counties war man bereits höchlichst gegen ihn aufgebracht und forderte allgemein die Freilassung der beiden Prinzen. Noch verdächtigte Richard Buckingham, der sich in Gloucester von ihm getrennt hatte,

keines irgendwie ernst zu nehmenden Gesinnungsumschwunges. Aber er war um die Sicherheit seiner Krone besorgt. Wie konnte er sich diese erhalten, solange seine Neffen lebten und den Sammelpunkt für alle gegen ihn gerichteten Mächte bildeten? So kommen wir zur grössten Untat, welche die Nachwelt mit Richards Namen verbinden sollte. Seine Interessen liegen auf der Hand. Sein Charakter war grausam. Sicher ist, dass die hilflosen Kinder im Tower nach dem Juli 1483 nie wieder gesehen wurden. Und doch steht es uns frei, zu glauben, dass sie unbeachtet und unbemerkt noch weitere zwei Jahre lang in Gefangenschaft schmachteten, nur um dann von Heinrich Tudor umgebracht zu werden.

Thomas Mores Bericht zufolge beschloss Richard im Juli, die Bedrohung seines Friedens und seiner Souveränität, die durch die beiden Prinzen verkörpert wurde, aus der Welt zu schaffen. Er entsandte einen Sonderbeauftragten namens John Green zu Brackenbury, dem Kommandanten des Towers, mit dem Befehl, die beiden umzubringen. Brackenbury verweigerte den Gehorsam. «Wem soll ein Mensch vertrauen», rief der König, als Green mit dieser Nachricht zurückkam, «wenn diejenigen, von denen ich glaubte, sie würden meinem Befehl bestimmt gehorchen, nichts für mich tun wollen?» Ein Page, der diesen Ausbruch miterlebte, erinnerte seinen Herrn daran, dass Sir James Tyrell, einer von Richards früheren Waffengefährten, ein Mann sei, der vor nichts zurückschrecke. Tyrell wurde mit einem Schreiben nach London geschickt, das Brackenbury ermächtigte, ihm für eine Nacht sämtliche Schlüssel des Towers auszuhändigen. Tyrell entledigte sich seines unmenschlichen Auftrages ohne Zaudern. Einer der vier Kerkermeister, die für die Prinzen verantwortlich waren, mit Namen Forest, zeigte sich willens und führte gemeinsam mit Dighton, Tyrells Diener, die Tat aus. Als die Prinzen schliefen, erstickten die beiden Mörder sie mit den Kopfkissen. Ihre Leichen wurden in einem geheimen Winkel des Towers eingemauert. Wir haben Beweise, dass alle drei Mörder vom König reichlich belohnt wurden. Aber erst, als Tyrell unter der Regierung Heinrichs VII. wegen eines völlig anderen Verbrechens zum Tode verurteilt und im Tower gefangengehalten wurde, soll er ein Geständnis abgelegt haben, auf Grund dessen, sowie nach anderen gewichtigen Beweisstücken, wir die Geschichte in ihrer jetzigen Fassung kennen.

Als 1674 unter der Regierung Karls II. das Treppenhaus, das zur Kapelle im Weissen Tower führt, umgebaut wurde, fand man unter brockeligem Mauer-

werk die Skelette von zwei jungen Burschen, die dem Alter nach den beiden Prinzen entsprachen. Sie wurden vom königlichen Leibarzt untersucht, und die Altertumsforscher berichteten, dass es sich zweifellos um die Überreste Eduards V. und des Herzogs von York handelte. Karl schloss sich dieser Ansicht an, und die Skelette wurden in der Kapelle Heinrichs VII. zu Westminster beigesetzt. Eine lateinische Inschrift gibt ihrem perfiden Onkel, «dem Usurpator des Reichs», die volle Schuld. Dies hat verschiedene Schriftsteller, unter denen vor allem Horace Walpole bekannt ist, nicht davon abgehalten, den Versuch zu unternehmen, Richard von diesem Verbrechen freizusprechen oder es ohne jeden Anhaltspunkt Heinrich VII. zuzuschreiben. Eine in unserem Zeitalter vorgenommene Exhumierung bestätigt jedoch die Ansicht jener unvoreingenommenen Kapazitäten aus der Regierungszeit König Karls.

Buckingham war inzwischen der Mittelpunkt einer Verschwörergruppe geworden, die sich im gesamten Westen und Süden Englands gegen den König zusammengefunden hatte. Er war nun, was seine eigenen Ansprüche auf die Krone betraf, zu einer endgültigen Entscheidung gekommen. Es scheint, dass er aus seiner Kenntnis Richards gefolgert hat, die beiden Prinzen im Tower seien entweder tot oder dem Tod geweiht. Zu dieser Zeit lernte er Margarete kennen, die Gräfin von Richmond aus dem Hause Beaufort, und er begriff, dass auch dann, wenn das Haus York unschädlich gemacht wäre, sie und ihr Sohn Heinrich Tudor, der Graf von Richmond, zwischen ihm und der Krone ständen. Die Gräfin von Richmond bat ihn, in der Annahme, er sei immer noch Richards rechte Hand, ihr zu helfen, des Königs Einwilligung in eine Heirat zwischen ihrem Sohne Heinrich von Richmond und einer Tochter König Eduards, Elisabeth, die mit ihrer Mutter noch im Asyl von Westminster war, zu erlangen. Richard würde ein derartiges Projekt, das in völligem Gegensatz zu seinen Interessen stand, niemals gefördert haben. Aber Buckingham erkannte, dass eine solche Heirat die Ansprüche der Häuser York und Lancaster vereinen, die Kluft, die England so lange zerrissen hatte, überbrücken und ausserdem eine gewaltige und sofort aufzurichtende Front gegen den Usurpator ermöglichen würde. Das Verlangen des Volkes nach der Freilassung der Prinzen wurde mit der Nachricht von ihrem Tode beantwortet. Wann, wie und durch wessen Hand die Tat verübt worden war, wusste niemand. Als sich aber die Nachricht wie

ein Lauffeuer verbreitete, ergriff viele Menschen blinder Zorn. Obwohl an die Brutalitäten der langen Bürgerkriege gewöhnt, hatte sich das englische Volk in jenen Zeiten doch noch die Fähigkeit des Schauderns bewahrt; und sobald diese einmal geweckt war, vergass man nicht so rasch. Ein moderner Diktator, der die ganze Wissenschaft zu seiner Verfügung hat, kann die Öffentlichkeit mühelos Tag für Tag einlullen und jede Selbständigkeit des Denkens und Strebens ausschalten, so dass die Erinnerung durch die Vielfalt des täglichen Geschehens verwischt und das Urteilsvermögen durch Tatsachenverdrehungen abgestumpft wird. Aber im 15. Jahrhundert betrachtete man die Ermordung der beiden kleinen Prinzen durch den Mann, der sich zu ihrem Beschützer aufgeworfen hatte, als ein ungeheuerliches Verbrechen, das nie vergessen oder vergeben werden konnte. Im September erreichte Richard auf seiner Rundreise York und ernannte dort seinen Sohn zum Prinzen von Wales, was in den Augen seiner Feinde eine Bestätigung der schlimmsten Gerüchte darstellte.

Buckinghams sämtliche Vorbereitungen zielten auf einen allgemeinen Aufstand am 18. Oktober ab. Er wollte seine waliser Streitkräfte in Brecknock versammeln. Sämtliche südlichen und westlichen Grafschaften sollten zu den Waffen greifen; und Heinrich, dem Grafen von Richmond, war aufgetragen, mit der Unterstützung des Herzogs der Bretagne und mit einer Streitmacht von 5'000 Mann in Wales zu landen. Aber der Zorn des Volkes über den mutmasslichen Mord an den Prinzen zerstörte diesen kunstvollen Plan. In Kent, Wiltshire, Sussex und Devonshire kam es zehn Tage vor dem festgesetzten Datum zu Aufständen. Heinrich von Richmond sah sich gezwungen, am 12. Oktober von der Bretagne aus bei schlechtem Wetter in See zu stechen, so dass seine Flotte in alle Winde zerstreut wurde. Und als Buckingham zu Brecknock sein Kriegsbanner entrollte, waren auch ihm die Elemente abhold. Ein furchtbarer Sturm liess den Severn über seine Ufer treten, und Buckingham sass hilflos an der waliser Grenze fest, in einem Bezirk, der die Bedürfnisse seiner Armee nicht befriedigen konnte, und war nicht in der Lage, sich, wie vorgesehen, mit den Aufständischen in Devonshire zu vereinigen. König Richard handelte unter Einsatz all seiner Kräfte. Er verfügte über eine Armee und ging gegen die Rebellion vor. Die vereinzelt Aufstände im Süden wurden unterdrückt. Buckinghams Streitkräfte schmolzen dahin, und er selbst verbarg sich vor der Rache. Richmond erreichte endlich mit nur zwei Schiffen die englische Küste,

segelte westwärts auf Plymouth zu und wartete auf ein Zeichen, das nie gegeben wurde. Die Ungewissheit in Plymouth war derart gross, dass er vorsichtig weitere Erkundungen einholte, auf Grund deren er in die Bretagne zurücksegelte. Buckingham, auf dessen Kopf man einen hohen Preis ausgesetzt hatte, wurde an Richard verraten, der nicht eine Stunde verlor und ihn umbringen liess. Es folgte die übliche Ernte rollender Köpfe. Im ganzen Land wurde die Ordnung wiederhergestellt, und der König schien seine Position gefestigt zu haben.

Das neue Jahr begann er damit, auf jedem Regierungssektor eine Reihe von fortschrittlichen Reformen anlaufen zu lassen. Er stärkte die Macht des Parlaments, die Eduard IV. vorsätzlich auf ein Minimum reduziert hatte, aufs Neue. Er erklärte den Brauch, durch die Erhebung sogenannter «Benevolenzen» Einkommensquellen zu erschliessen, für ungesetzlich. Nach langer Pause verabschiedete das Parlament wieder eine Reihe von Gesetzen. Der Handel wurde durch eine Folge gutgemeinter, wenn auch verfehlter Gesetze geschützt, und ein Bodengesetz wurde verabschiedet, das «Nutzen» oder, wie wir heute sagen würden, Trusts schaffen sollte. Man versuchte, sich bei der Kirche lieb Kind zu machen, indem man ihre Privilegien bestätigte, neue religiöse Stiftungen ins Leben rief und die Gelehrsamkeit förderte. Besondere Sorgfalt verwandte man auf heraldische Aufzüge und auf öffentliches Schaugepränge. Gestürzten Gegnern gegenüber erwies man sich als grossmütig, und Bittsteller in misslicher Lage erfuhren wohlwollende Behandlung. Aber es war alles vergebens. Der Hass, den sich Richard durch sein Verbrechen überall zugezogen hatte, blieb dumpf und unausrottbar bestehen, und keine Wohltat, keine noch so weise Massnahme, kein Erfolg in der Verwaltung konnte den schuldigen Monarchen freisprechen.

Ein impulsiver Herr namens Collingbourne, ein früherer Sheriff von Worcester, war so sehr gegen den König aufgebracht, dass er einen von ihm verfassten Knüttelvers an das Portal der St.-Pauls-Kathedrale nageln liess:

Die Katze, die Ratte und Lovell, unser Kötter,
Herrschen über England unter einem Eber.

Catesby, Ratcliffe, Viscount Lovell und Richard, der einen Eber im Wappen führte, fühlten sich beleidigt. Aber das war nicht der einzige Grund, weswegen

Collingbourne gegen Ende des Jahres einen qualvollen Tod erleiden musste. Zweifellos war er ein Rebell, der aktiven Anteil an einer Verschwörung hatte.

Sogar Richards eigene Seele stand gegen ihn auf. Angstvorstellungen und Träume verfolgten ihn. Hinter jedem Mauervorsprung sah er die Vergeltung lauern. «Ich weiss aus zuverlässiger Quelle», sagt Sir Thomas More, «von denen, die das Vertrauen seiner Kämmerer hatten, dass er nach seiner ruchlosen Tat nie wieder Frieden fand und sich nie wieder sicher fühlte. Wenn er ausging, schweiften seine Blicke ruhelos umher, und unter seinen Kleidern trug er einen Panzer. Seine Hand umklammerte stets den Dolch, und sein Gesichtsausdruck und seine Haltung waren die eines Menschen, der auf dem Sprung ist, zuzuschlagen. Nachts fand er keine Ruhe, lag lange wach und grübelte; Erschöpfung und Schlaflosigkeit lösten sich ab. Er schlummerte mehr, als dass er schlief. Von Angstträumen gepeinigt, fuhr er manchmal hoch, sprang aus dem Bett und lief im Zimmer auf und ab. So ward sein ruheloses Herz andauernd hin- und hergerissen durch den lästigen Eindruck und durch die düstere Erinnerung an seine verabscheuungswürdigste Tat.»

Nun aber traf den König ein furchtbarer Schlag. Im April 1484 starb sein einziger Sohn, der Prinz von Wales, in Middleham, und seine Frau, die Tochter des Königsmachers, deren Gesundheit ruiniert war, konnte ihm keine Kinder mehr gebären. Heinrich Tudor, Graf von Richmond, wurde nun offenkundig zum rivalisierenden Thronanwärter. Richmond, «der dem Königtum Nächststehende, den die Lancaster-Partei besass», war ein Waliser. Seinen Grossvater, Owen Tudor, hatten 1461 die Yorkisten hingerichtet. Er soll mit der Witwe König Heinrichs V., Katharina von Frankreich, verheiratet gewesen sein. Heinrichs Vater Edmund war der Gemahl von Lady Margarete Beaufort gewesen. Richmond konnte also seine Abstammung mütterlicherseits auf Eduard III. zurückführen; väterlicherseits hatte er nicht nur französisches Königsblut, sondern auch den vagen Anspruch, von Cadwallader abzustammen und von den sagenhaften Königen des alten Britannien, zu denen auch König Arthur zählt. Sein Leben war eine einzige Kette von Verwirrungen gewesen. Sieben Jahre seiner Kindheit hatte er in der belagerten Burg Harlech verbracht. Im Alter von

vierzehn Jahren musste er nach der Niederlage der Lancaster- Partei bei Tewkesbury in die Bretagne fliehen. Danach waren Exil und Entbehrungen sein Los gewesen. Diese Leiden hatten seinen Charakter geprägt und ihn verschlagen und argwöhnisch gemacht, ohne seinen Stolz zu brechen, ohne sein weises und gebieterisches Wesen zu verdüstern oder einen Schatten auf seine Züge zu werfen, die, wie man uns sagt, «lächelnd und liebenswürdig waren, besonders im Gespräch».

Alle Hoffnungen Englands richteten sich nun auf Richmond. Es lag auf der Hand, dass die beabsichtigte Heirat zwischen ihm und der ältesten Tochter Eduards IV., Elisabeth, die Aussicht auf eine endgültige Beseitigung des grausamen dynastischen Zwists bot, von dem das Land bis zum Überdruß genug hatte. Nach dem Fehlschlag von Buckingham's Aufstand kehrte Richmond mit seinem Expeditionsheer wieder in die Bretagne zurück. Der Herzog der Bretagne war seit Langem sein Freund und hatte dem Verbannten und seinem Anhang von etwa 500 englischen Standesherrn Zuflucht und Unterstützung gewährt. Aber König Richard sah nicht tatenlos zu. Er bot eine grosse Geldsumme für die Auslieferung seines Rivalen. Während der Krankheit des Herzogs der Bretagne war der bretonische Minister Landois geneigt, den kostbaren Flüchtling zu verkaufen. Richmond jedoch, der die Gefahr witterte, entfloh in letzter Sekunde, indem er, was das Zeug hielt, nach Frankreich hineingaloppierte, wo er im Einklang mit der allgemeinen Taktik, die englischen Zwiste zu schüren, von Anna, der französischen Regentin, aufs Freundlichste aufgenommen wurde. Der wieder genesene Herzog der Bretagne machte seinem Minister Vorhaltungen und gewährte den englischen Flüchtlingen weiter Asyl. In Frankreich schloss sich Richmond der Graf von Oxford an, der führende Kopf der überlebenden Mitglieder der Lancaster-Partei, der dem Kerker nach zehnjähriger Haft entflohen war und sich wieder in den alten Streit gestürzt hatte.

Im Verlauf der nächsten Monate zogen sich viele prominente Engländer, Yorkisten wie Lancaster-Anhänger, aus Richards unheilvoller Umgebung zurück und suchten Anschluss an Richmond, der von dieser Zeit an der Führer einer Machtgruppe war, die sehr wohl ganz England wieder zusammenführen konnte. Richmonds grosse Hoffnung lag in der Heirat mit Prinzessin Elisabeth. Aber auch hier war Richard nicht müßig gewesen. Vor der Rebellion hatte er Schritte unternommen, die Elisabeth hinderten, sich aus dem Asyl und aus Eng-

land fortzustehen. Im März 1484 unterbreitete er der Königinwitwe, der «Dame Elisabeth Grey», wie er sie nannte, Vorschläge zu einer Aussöhnung. Die unglückliche Königin wies seine Annäherungsversuche nicht zurück. Richard versprach feierlich, «auf seine Königshre», für den Unterhalt der Königin zu sorgen und ihre Töchter standesgemäss zu verheiraten. Dieses bemerkenswerte Dokument wurde nicht nur von den geistlichen und weltlichen Lords, sondern auch noch vom Bürgermeister von London und von den Stadtverordneten beglaubigt. Trotz der Erfahrungen der Vergangenheit schenkte die Königin der Zusicherung Glauben. Sie verliess die Freistadt. Sie verzichtete auf die Heirat ihrer Tochter mit Richmond. Sie und die älteren Prinzessinnen wurden an Richards Hof empfangen und mit ungewöhnlicher Ehrerbietung behandelt. Beim Weihnachtsempfang in Westminster im Jahre 1484 ging es hoch her. Man sah, dass die Roben, die der Hof der Dame Elisabeth Grey und ihren Töchtern zur Verfügung gestellt hatte, in Schnitt und Kostbarkeit fast königlich waren. Der Makel des Bastardtums, der Eduards Kindern noch vor Kurzem anhaftete, und das grauenvolle Geheimnis des Towers schienen vergessen. Obwohl das Damoklesschwert der Invasion über allen hing, regierten Heiterkeit und Tanz die Stunde. «Dame Elisabeth» schrieb sogar ihrem Sohn aus erster Ehe, dem Marquis von Dorset, nach Paris, er möge Richmond verlassen und nach Hause kommen, um an der neuerworbenen Gunst teilzuhaben. Aber noch überraschender ist es, dass Prinzessin Elisabeth den Aufmerksamkeiten des Usurpators gegenüber keineswegs ablehnend gewesen zu sein scheint. Im März 1485 starb Königin Anna – wahrscheinlich eines natürlichen Todes. Es wurden Gerüchte laut, Richard beabsichtige, selbst seine Nichte zu heiraten, um Richmonds Pläne zu vereiteln. Diese blutschänderische Verbindung wäre mit päpstlicher Zustimmung möglich gewesen; aber Richard leugnete im Rat wie vor der Öffentlichkeit jede derartige Absicht. Und es ist in der Tat auch schwer einzusehen, wie er seine Position durch eine Heirat mit einer Prinzessin, die er für illegitim erklärt hatte, hätte festigen können. Wie dem auch sei, Richmond wurde dadurch einer grossen Sorge enthoben.

Während des ganzen Sommers bereitete sich Richmonds Expeditionsheer an der Seinemündung vor, und der Exodus bedeutender Persönlichkeiten aus England, die sich ihm anschliessen wollten, riss nicht ab. Die Ungewissheit zermürbte Richard. Er fühlte sich von Hass und Misstrauen umgeben und wusste,

dass man ihm nur aus Furcht oder aus Hoffnung auf seine Gunst zu Diensten war. Seine beharrliche, unbezähmbare Natur bestimmte ihn, die grösste Schlacht seines Lebens für seine Krone zu wagen. Zu seinem Hauptquartier machte er Nottingham, das eine günstige zentrale Lage hatte. In beinahe jeder Grafschaft wurden Musterungskommissionen zur Einberufung der wehrfähigen Männer gebildet. Indem er zwangsläufig von der Richtschnur abwich, die er im vorhergegangenen Jahr selbst verkündet hatte, bat er um eine «Benevolenz» oder, wie man sagte, «Malevolenz» von 30'000 Pfund. Er stellte eine schlagkräftige, reguläre Streitmacht auf. Er stationierte alle zwanzig Meilen auf den grossen Strassen Relais, die Nachrichten und Befehle mit einer bisher in England unbekanntem Schnelligkeit zu überbringen hatten. Diese bedeutsame Entwicklung des postalischen Systems war von Eduard IV. begründet worden. An der Spitze seiner Truppen patrouillierte Richard ohne Unterbrechung durch die Midlands und versuchte, seine misstrauischen Untertanen durch die Zurschaustellung seiner Macht einzuschüchtern und durch gute Regierungspraktiken zu besänftigen. Er verfocht seine Sache in einer flammenden Proklamation, die «... den Heinrich Tydder, Sohn des Edmund Tydder, Sohn des Owen Tydder», des Bastardblutes von Vaters und Mutters Seite her bezichtigte, der in seinem Ehrgeiz und in seiner Begierde nach der Krone trachte «zum ewigen Unheil und zur Entrechtung alles edlen und verehrungswürdigen Bluts des Reiches». Aber er fand keinen Widerhall.

Am 1. August schiffte sich Richmond mit seinen Engländern, Yorkisten wie Lancaster-Leuten, und mit einem französischen Truppenkontingent in Harfleur ein. Ein günstiger Wind trug ihn über den Kanal. Er wich den Schwadronen von Lovell, «dem Köter», aus, umschiffte Land's End und landete am 7. in Milford Haven. Er kniete nieder und sprach den Psalm *Judica me, Deus, et decerne causam meam*. Er küsste die Erde, bekreuzigte sich und gab im Namen Gottes und des heiligen Georg den Befehl zum Vormarsch. Er verfügte über nur 2'000 Mann, aber man hatte ihm eine derartige Unterstützung zugesichert, dass er von nun an Richard zum Usurpatoren und Rebellen gegen seine Person erklärte. Die Waliser begeisterte der Gedanke, dass einer der Ihren den Thron des mächtigen England besteigen werde. Jahrhundertlang war das ein nationaler Traum gewesen; die alten Briten würden wieder zu ihrem Recht kommen. Richards oberster Heerführer, Rhys ap Thomas, glaubte sich zuerst durch sei-

nen Treueid daran gehindert, dem Eindringling zu helfen. Er hatte erklärt, dass kein Rebell den Boden von Wales betreten werde, «es sei denn, er ginge über seinen Leib». Er hatte jedoch seinen einzigen Sohn nicht als Geisel nach Nottingham geschickt und sich entschuldigte, indem er Richard versicherte, nichts könne ihn stärker binden als sein Gewissen. Dies wurde ihm nun zum Hindernis. Der Bischof von St. David erbot sich jedoch, ihn seines Eides zu entbinden, und schlug ihm vor, sich, falls er immer noch Bedenken habe, vor Richmond auf die Erde zu legen und ihn über seinen Leib schreiten zu lassen. Man wählte eine etwas würdigere, aber ebenso befriedigende Lösung. Rhys ap Thomas stand unter der Molloch-Brücke bei Dale, während Heinrich von Richmond über sie hinwegzog. Somit wurde alles vermieden, was nach schändlichem Eidbruch aussah. Die waliser Edelleute scharten sich in bescheidener Anzahl um Richmond, der nicht nur die Standarte des heiligen Georg, sondern auch den Roten Drachen Cadwalladers entfaltete. Mit 5'000 Mann zog er nun ostwärts durch Shrewsbury und Stafford.

Trotz aller Postpferde dauerte es fünf Tage, ehe der König von der Landung erfuhr. Er versammelte sein Heer und marschierte dem Feind entgegen. In diesem Augenblick gewann die Haltung der Stanleys entscheidende Bedeutung. Sie waren vom König mit der Aufgabe betraut worden, den Rebellen den Weg abzuschneiden, falls diese im Westen landen sollten. Sir William Stanley, der mehrere tausend Mann befehligte, unternahm nichts dergleichen. Daraufhin befahl Richard Lord Stanley, den Chef des Hauses, zu sich; und als jener mächtige Herr erklärte, er sei «am Schweissfieber erkrankt», nahm er Lord Strange, seinen ältesten Sohn, fest, um ihn mit seinem Leben für die Loyalität seines Vaters haften zu lassen. Dies hinderte Sir William Stanley und seine Cheshire-Soldaten nicht daran, freundschaftlichen Kontakt mit Richmond aufzunehmen. Lord Stanley jedoch bewahrte in der Hoffnung, seinen Sohn zu retten, bis zum letzten Augenblick eine unentschlossene Haltung.

Bei dieser Gelegenheit ergriff die Stadt York die Partei der Yorkisten. Der Herzog von Norfolk und Graf Percy von Northumberland waren Richards bedeutendste Anhänger. Das Leben der «Katze» und der «Ratte» hing vom Siege ihres Herrn ab. In ihrer Begleitung brach der König am 17. August nach Lei-

cester auf. Die wohlgeordneten Viererreihen, zu beiden Seiten von Kavallerie flankiert, und mit dem König auf seinem grossen, weissen Schlachtrössen in der Mitte, machten einen gewaltigen Eindruck auf die Zuschauer. Und als dieses ganze Heer am 21. August aus Leicester ritt, um Richmond in der Nähe des Dorfes Market Bosworth zu treffen, wusste man, dass für den folgenden Tag eine entscheidende Schlacht bevorstand.

Der Augenschein schien für den König zu sprechen. Er hatte 10'000 disziplinierte Männer unter seiner königlichen Autorität; Richmond verfügte nur über 5'000 eilig zusammengeholte Rebellen. Aber in einiger Entfernung von den Flügeln der Hauptarmee standen auf gegenüberliegenden Hügeln die mitzurechnenden Streitkräfte, in der Hauptsache Truppen aus Lancashire und Cheshire, die Sir William Stanley und Lord Stanley befehligten. Die ganze Situation ähnelte, wie man bemerkt hat, der Lage der vier Spieler bei einem Kartenspiel. Den Historikern der Tudorzeit zufolge feuerte Richard seine Hauptleute trotz einer Nacht, in der ihn entsetzliche Träume und Dämonen heimgesucht hatten, in grossartiger Weise an. «Werft alle Furcht von euch... wenn jeder von euch nur einen sicheren Streich führt, gehört der Tag uns. Was wiegt eine Handvoll Männer gegen ein ganzes Reich? Was mich betrifft, so versichere ich euch, dass ich heute durch einen glorreichen Sieg triumphieren oder den Tod um unsterblichen Ruhmes willen erleiden werde.» Dann gab er das Signal zum Angriff und sandte Lord Stanley eine Botschaft, er werde seinen Sohn unverzüglich enthaupten, wenn er jetzt nicht zu ihm stiesse. Stanley, vor die bittere Wahl gestellt, antwortete stolz, er habe noch andere Söhne. Der König gab den Befehl zu Stranges Hinrichtung. Aber die mit dem Auftrag betrauten Offiziere hielten es für klüger, mit seiner Ausführung zu warten, bis die Lage übersichtlicher geworden wäre.

Aber selbst jetzt war Richard noch nicht sicher, welche Rolle Lord Stanley und seine Streitkräfte spielen würden. Als die Linien nach dem Angriff der Bogenschützen und der Artillerie ineinander verkeilt waren, schwanden auch die letzten Zweifel. Der Graf von Northumberland, der Richards linken Flügel befehligte, stand müssig in einiger Entfernung. Lord Stanleys Streitmacht schloss sich Richmond an. Der König sah, dass alles verloren war, und stürmte mit dem Schrei «Verrat! Verrat!» ins dichteste Schlachtgetümmel, in der verzweifelten Absicht, Richmond eigenhändig niederzustrecken. Tatsächlich er-

schlug er Sir William Brandon, Richmonds Bannerträger, und tötete Sir John Cheney, einen Krieger, der wegen seiner Körperkräfte berühmt war. Es heisst sogar, er habe Richmond erreicht und die Klingen mit ihm gekreuzt. Aber in diesem Augenblick fielen Sir William Stanleys dreitausend Mann «in blutroten Röcken» über die verzweifelt kämpfenden Yorkisten her. Die Wogen der Schlacht rissen die Anführer auseinander. Richmond blieb verschont, und der König, der sich weigerte, zu fliehen, wurde abgeschlachtet, wie er es verdiente.

Mein Fuss wird niemals fliehen,
Solang in meiner Brust noch Atem ist.
Wie er gesagt, so hat er auch getan.
Verlor er auch das Leben, so starb er doch als König.
«Mein Fürst, der Feind ist schon den Moor herüber;
Erst nach dem Treffen lasst George Stanley sterben!»

Richards Krone, die er bis zum letzten Augenblick trug, wurde in einem Gebüsch aufgelesen und dem Sieger aufs Haupt gesetzt. Der Herzog von Norfolk fiel in tapferem Kampf. Sein Sohn, Lord Surrey, wurde gefangengenommen, Ratcliffe getötet, Catesby auf dem Schlachtfeld hingerichtet, nachdem man ihm gestattet hatte, sein Testament zu machen. Und Heinrich Tudor war König von England. Richards nackter, von Wunden zeretzter Leichnam wurde quer über ein Pferd gebunden. Der Kopf mit dem langen Haar hing nach unten. Blutig und abstossend wurde er nach Leicester gebracht, damit alle Menschen ihn sehen konnten.

Bosworth Field darf als Schlussstrich unter ein langes Kapitel englischer Geschichte betrachtet werden. Obwohl während der folgenden Regierung immer wieder Aufstände und Verschwörungen stattfanden, war der Kampf zwischen der Weissen und der Roten Rose im Wesentlichen zu Ende. Gesiegt hatte keiner. Man kam zu einer Lösung, die den Überlebenden beider Parteien die Möglichkeit zur Versöhnung bot. Richmonds Heirat mit der anpassungsfähigen Prinzessin Elisabeth brachte die Tudor-Dynastie hervor, an der sowohl York wie Lancaster ihren Anteil hatten. Die Rachegeister zweier unseliger Generationen wurden für immer besänftigt. Richards Tod war auch das Ende des Hau-

ses Plantagenet. Über dreihundert Jahre lang hatte sich diese starke Rasse von Kriegern und königlichen Staatsmännern mit ihren ungewöhnlichen Gaben und Lastern und mit ihrem Instinkt für Macht und Weltreich zäh behauptet. Nun lenkte sie nicht mehr die Geschicke der Insel. Die Plantagenets und der stolze, exklusive Adel, der unter ihnen gross geworden war, hatten sich selbst zerfleischt. Die Spitzen der meisten grossen Häuser waren gefallen und ihre Zweige bis ins zweite und dritte Glied ausgerottet. Eine Oligarchie war untergegangen, deren Leidenschaften, Loyalität und Verbrechen lange Zeit den Gang der englischen Geschichte bestimmt hatten. Abkömmlinge von weiblichen oder Bastardlinien waren die letzten Bindeglieder zu einem entschwundenen Jahrhundert. Es traf ein, was Richard Löwenherz über sein Haus gesagt hatte: «Vom Teufel stammen wir ab, und zum Teufel werden wir gehen.»

Auf dem Schlachtfeld von Bosworth wurde der Schlussstein zu den Kriegen der Rosen gesetzt. Im folgenden Jahrhundert huldigten die Untertanen der Tudors gern der Auffassung, auch das Mittelalter habe 1485 sein Ende gefunden, und mit Heinrich Tudors Thronbesteigung sei die Morgendämmerung eines neuen Zeitalters angebrochen. Die heutigen Historiker ziehen es vor, zu behaupten, es gebe keine scharfe Trennungslinie in diesem Abschnitt unserer Geschichte, und Heinrich VII. habe viel vom Werk der Yorkisten-Könige weitergeführt und gefestigt. Jedenfalls hatten die endlosen Fehden und Verwüstungen und die Unsicherheit des 15. Jahrhunderts in allen Schichten ein überwältigendes Verlangen nach einer starken, geordneten Regierung ausgelöst. Die unter dem Haus Lancaster herrschende parlamentarische Auffassung hatte den verfassungsmässigen Rechten viele Türen geöffnet. Nun sollten sie sich lange Zeit nicht recht weiterentwickeln. Erst im 17. Jahrhundert wurden die alten Maximen «Erst Beschwerden, dann Bewilligungen», «Verantwortlichkeit der Minister in Übereinstimmung mit dem Willen des Volkes», «Die Krone ist der Diener und nicht der Herr des Staates» wieder aus dem Dunkel und, wie es sich zeigte, ins Licht eines neuen Tages geholt. Die Umwälzungen der Renaissance und der Sturm der Reformation brachen mit ihren neuen Problemen über die verwunderte, aber auch zu neuem Leben erwachte Menschheit herein, und England trat unter der Führung des weisen, traurigen, umsichtigen Monarchen, der als König Heinrich VII. die Tudor-Diktatur begründete, in dieses Zeitalter ein.

NAMEN- UND SACHREGISTER

- Ägypten, Jerusalem in dessen Hand 186-187
- Aelfric, Abt von Eynsham, seine «Homiliae catholicae» 144
- Aelle, König von Northumbria 113 bis 114
- Aethelwold, Bischof von Winchester 144
- Aetius 76
- Agincourt, Schlacht bei 388-391, 394
- Agricola 50-52, 60
- Aidan, hl. 95
- Alarich, König d. Westgoten 72
- Albany [schott. Herrscherhaus] 315
- Albion 35-36
- Aldershot 135
- Aldhelm von Malmesbury 102
- Aldred, Erzbischof von York 174
- Alençon 161
- Alençon, Johann, Herzog von, in der Schlacht von Agincourt 390
- Alençon, Karl, Graf von, in der Schlacht von Crécy 336-337
- Alexander II., König von Schottland 257
- Alexander III., König von Schottland 295
- Alfred der Grosse, König von England 117-139; bereitet Hilfe für Mercia vor 115; festigt seine Macht 115, 129-131, 135; in der Schlacht von Ashdown 118-119; wird König von Wessex 119; schliesst Frieden m. d. Dänen 120, 125, 128, 130-131; als Flüchtling 125-126; besiegt die Dänen bei Ethandun 128; sein Verhalten gegenüber den Besiegten 128 s 129, 136; seine Flotte 130; sein Gesetzbuch 131-132; seine Leistungen 133, 137; und der dritte Wikinger-Einfall 135-137; sein Sohn 135; sein Tod 137; sein Stammbaum 143; die schottischen Könige leiten ihre Abstammung von ihm her 317; weitere Erwähnungen 75, 84
- Alfred, Prinz, Sohn Ethelreds des Unfertigen 153
- Alkuin 101, 110, 114
- Alnwick Castle 432-433, 435-436
- Alphege, hl., Erzbischof von Canterbury 147, 149
- Altsteinzeit in Britannien 29-30
- Amerika, Entdeckung durch d. Wikinger 105, 107-108, 111
- Angeln, Volksstamm 82
- Angelsächsische Chronik 75; über Wilhelm den Eroberer 177-178; über König Stephans Regierung 197 bis 199; erwähnt 133, 136-137
- Angelsächsisches England 97-102; Kunst u. Kultur 102; Verwaltung 142, 179-180; siehe auch Sachsen
- Angers 446
- Angevin-Reich [Anjou] 200-201, 207; sein Schicksal 246-247
- Anglesey [Mona], wird von den Römern angegriffen 44; wird unterworfen 50; unter der Herrschaft von König Edwin 93; Grafschaft 293
- Anglikanische Kirche 97; Wirkung der normannischen Invasion auf diese 182-183; ihre Unbeliebtheit im 14. Jahrh. 348-349
- Anjou, Grafschaft [Herzogtum], verliert

- Maine 164, 178, 192, 194; Heinrich II. Graf von A. 200-201, 207; König Johanns Anspruch darauf 242; Prinz Arthur leistet das Treuegelöbniß dafür 244
 Anna, Gemahlin Richards III. 446 bis 447, 457, 471, 473
 Anna von Böhmen, Gemahlin Richards II. 369-370
 Anselm, Erzbischof von Canterbury 183
 Antiochia 186, 228, 233
 Antoninischer Wall 60-61
 Antoninus Pius, röm. Kaiser 60
 Appellant, Lords, s. Lords A.
 Appledore, Wikinger verschanzen sich bei 135
 Aquitanien, Herzogt., in Heinrichs II. Reich 201, 207, kommt an Richard I. 216; König Johanns Anspruch darauf 242, 244; der Schwarze Prinz daselbst 344; England erwirbt volle Oberhoheit 346
 Arbeitergesetz von 1351 358
 Arbeitsrichter 358
 Armee s. Heerwesen
 Arsuf, Schlacht bei 234
 Arteveidt, Jacques van 330, 331
 Arthur, König 76-78, 471
 Arthur, Prinz von der Bretagne 243 bis 246
 Artillerie, französische 406; Edwards IV. 432-433
 Arundel, Richard, Graf von, Lord Appellant 366-372
 Ashdown, Schlacht von 118-119
 Askalon, Schlacht von 187
 Asser, Bischof von Sherborne, sein Bericht über Alfred d. Gr. 117-118, 126, 133; über die Dänen in Mercia 120; über die Schlacht von Ethandun 128
 Athelney, Insel 126
 Athelstan, König der Engländer 140 bis 141
Attainder, Act of, s. Enteignungsgesetz Augustinus, hl. 90-92, 95, 97 Avignon, Päpste daselbst 348-349
 Avranches, Kompromiss von 215
 Axholme 278
 Badby, John 395
 Bakewell 139
 Ball, John 358-360
 Balliol, das Haus, 296, 314; s. a. Eduard Balliol
 Balliol, Johann, König von Schottland 296-298
 Balue, Jean, Kardinal 445
 Bamburgh Castle 432-433, 435
 Bannockburn, Schlacht von 306-308
 Barone 176, 179-180; ihre Revolten 185, 188; Gnadenbrief garantiert ihre Rechte 188; ihre Gutsgerichte 191, 218, 223, 284; ihre Gegnerschaft zu Heinrich I. 192, 194-195; sie werden wieder mächtig unter König Stephan 196-197, 202; Heinrich II. beschneidet ihre Macht 216; ihr Widerstand gegen König Johann 248, 251-252, 258; und die Magna Charta 251-255, 275-276; sie laden den französischen König nach England ein 257-258; ihre Kriege unter Heinrich III. 259-262; sie sind zornig über die fremden Günstlinge 265-267; Simon de Montfort wird ihr Anführer 269; sie bilden eine Kommission, um die Regierung zu reformieren 269, 270; spalten sich 272-273; wenden sich gegen de Montfort 274-276; Eduard I. sucht sie zu zügeln 282-283, 284-285; sie treten Eduard I. feindlich entgegen 290-291; sprechen als Führer einer nationalen Opposition 292; erlangen die Aufsicht über die Curia Regis 305, 308-309; trachten nach der Kontrolle über den königlichen Hofstaat 308; wenden sich gegen Eduard II. 308-311; in Schottland hält sie Jakob I. in Zucht und Ordnung 315; Mortimers Streit mit ihnen 325-327
 Bath, Edgars Krönung daselbst 144

- Battle, Abt von 291
 Bauernaufstand 357-362
 Bayeux, Teppich von 164
 Bayonne 325
 Beakervolk 31
 Beaufort, das Haus, von der Thronfolge ausgeschlossen 415, 466; s.a. Somerset, Herzog von; Buckingham, Henry Stafford, Herzog von
 Beaufort, Kardinal, Bischof von Winchester 386, 408-409
 Beaufort, Lady Margarete 471
 Beaugé, Schlacht bei 398
 Beauvais, Bischof von 405
 Bec, Abtei von 183
 Becket, Thomas, Erzbischof von Canterbury 209-210; seine Auseinandersetzung mit Heinrich II. 211 bis 214; sein Martyrium 214-215
 Beda der «Ehrwürdige» 98, 102; seine Geschichtsschreibung 74-75, 82
 Bedford 131; Belagerung seines Schlosses 262
 Bedford, Johann, Herzog von, und die Königin von Neapel 392; er wird Reichsverweser 397; Regent und Oberkommandierender in Frankreich 398-400; Jeanne d'Arc gerät in seine Hände 404; sein Tod 406; seine Gemahlin 439-440; erwähnt 400
 Belgier 35-36
 Benedikt IX., Papst 183
 Benedikt XIII., Gegenpapst 400
 Benfleet, die Dänen verteidigen sich bei 136
 Berengaria von Navarra, Gemahlin Richards I. 232
 Berkeley Castle, die Ermordung Eduards II. daselbst 312
 Berkhamsted 174
 Berkshire, von König Offa unterworfen 100; Manifest der dortigen Pfarrherrn 267
 Bertha, Königin von Kent 90
 Bertrand du Guesclin 347
 Berwick, gebrandschatzt d. Eduard I. 298; an Eduard III. abgetreten 328; Übergabe an Schottland 432
 Berwick, Vertrag von 341
 Bibel, von Wyclif übersetzt 350-351
 Bigod s. Norfolk, Grafen von
 Blackheath, die Lancasters daselbst 418
 Blacklow-Hügel 305
 Blackstone Edge 61
 Boadicea, Königin 45-48
 Böhmen, Wyclifs Einfluss in 363
 Bogenschützen, Wilhelms I. 169-171; der Langbogen 294-295, 300, 324; decken die Landungstruppen 330; bei Crécy 335-337, 345; verdrängt durch das Schiesspulver 343-344; bei Poitiers 345; machen die Engländer unüberwindlich 398-399; werden durch die französische Strategie verdrängt 406
 Bohun, Henry de 306-307
 Bonifaz, hl. 98-99, 102
 Bordeaux, wird belagert 289; in englischem Besitz 325; sein Fall 418
 Boroughbridge, Schlacht bei 311
 Bosworth, Schlacht bei 476-477
 Boulogne, unter den Römern 70, 73; Grafschaft 207
 Bouchier, Erzbischof von Canterbury 465
 Bouvines, Schlacht bei 251
 Brackenbury, Sir Robert, Kommandant des Towers 467
 Bracton, Henry von 226
 Brandon, Sir William 476
 Brantingham, Thomas 368
 Breauté, Fawkes de 262
 Brecknock 466, 469
 Brentford 38
 Brentwood 263
 Bretagne, Grafschaft [Herzogtum], unterstützt den Normannen-Einfall 167-168; kommt unter die Herrschaft Heinrichs II. 206, 208; wird Geoffrey, Sohn Heinrichs II., verliehen 216; König Johanns Anspruch darauf 242; geht an Frankreich verloren 246; seine umstrittene Erbfolge 331

- Brétigny, Vertrag von 346
 Brézé, Pierre de 432-434
 Brian Boru 319
- Bridgwater, Tumulte daselbst 361
 Briganten 42-43
- Bristol, Heinrich von Lancaster daselbst 374
- Britannien, Julius Cäsar richtet sein Augenmerk dahin 27-29, 37-39; Religion daselbst 28; im Steinzeitalter 30-31; Abtrennung vom Festland 31-32; in der Bronzezeit 32 bis 33; in der Eisenzeit 33-35; das Wissen der Römer davon 35-36; Eroberung durch die Römer 40-54; Tacitus' Beschreibung 49-50; Befriedung des Landes 49, 50; wird römische Provinz 54, 55-65; Annehmlichkeiten und Kultur 55-56; Städte 57-59, 71; gleichbleibende Bevölkerungszahl 57; Verteidigung des Landes 59-61, 67-68, 71-72; Strassen 61; Vergleich mit der Gegenwart 61-62; Verlust der Sicherheit 66-67, 69-73; das römische Heer zieht sich daraus zurück 69, 72 bis 73; die Sachsen setzen sich fest 74 bis 75, 79-82; das Ende der Römer 87; Weiterleben der britischen Bevölkerung unter sächsischer Herrschaft 80-81; Ackerbau 80-81; Gesellschaftsordnung 82-85; christliche Kirche 88-92, 95-97; s. a. England
- Briten, in römischer Sicht 27; in der Steinzeit 29-31; das Wissen der Römer von ihnen 36; ihre Gefechte mit den Römern 37-39, 41-42; ihre Streitwagen 38-39; erheben sich 44-49; Tacitus über sie 49; im römischen Heer 55-56, 68-69; unter dem römischen System 55-56, 68 bis 69; entrinnen nach der Bretagne 51, 167-168; ihre Ansprüche auf das kaiserliche Diadem 69, 72; Weiterleben nach der Ansiedlung der Sachsen 80-81; wenden sich gegen die sächsischen Eindringlinge 85 bis 86; ziehen sich in die Berge zurück 86; einigen Mercia gegen Northumbrien 94-95; König Offa und die Br. 101
- Bronzezeit 31-33
- Bruce, das Haus 296, 313-314, 317; in Irland 322
- Brunanburh, Schlacht bei 140-141
- Buchan, Graf von 398-399
- Buckingham, Henry Stafford, Herzog von, unterstützt Richard III. 460, 464; wendet sich gegen Richard 465 bis 466; seine Erhebung 468-469; sein Tod 470
- Buckingham, Humphrey Stafford, Herzog von 411, 423
- Burgen, normannische 175, 178; unter König Stephans Herrschaft 198; Belagerungsmaschinen dagegen 295
- Burgh, Hubert de, und der Tod Prinz Arthurs 246; während der Minderjährigkeit Heinrichs III. 259, 262; sein Charakter 260-261; sein Seesieg vor Dover 262; regiert England 262; ist gegen den Krieg in Frankreich 262-263; sein Sturz 263-266
- Burgh, William de 320
- Burgred, König von Mercia 120, 129
- Burgund, verbündet mit England 387, 391-392, 398; Ursache seines Bruches mit England 399-400; unterstützt Königin Margarete gegen Eduard IV. 432; Königin Margarete geht es dringend um Hilfe an 433 bis 434; adlige Flüchtlinge daselbst 441; Eduard IV. verbündet sich mit ihm 442, 445, 455; Frankreich und England gehen gemeinsam dagegen vor 448
- Burh, befestigter Platz 129
- Burley, Simon 365, 371
- Burnell, Robert, Bischof von Bath und Wells 283, 287, 289
- Bury St. Edmunds 290, 361
- Bushy, Sir John 371, 374
- Butler, Eleonore 456
- Butler von Ormond, Familie 320
- Byrhnath, Alderman von Essex 145
- Byzantinisches Reich, bittet um Hilfe

- gegen die Türken 186; Schwierigkeiten der Kreuzfahrer daselbst 232 bis 233
- Cäsar, Julius, beschliesst, Britannien zu erobern 27-29; seine Feldzüge 37-39
- Cade, Jack 412, 415
- Cadwallon, König von Nordwales 94 bis 95; die Tudors leiten sich von ihm her 471
- Cadzand, daselbst landen die Engländer 331
- Caën, Begräbnis Wilhelms des Eroberers daselbst 177; fällt Eduard III. in die Hand 333; Heinrich V. ergreift davon Besitz 391
- Caerleon-on-Usk 55, 69
- Calais, wird von Eduard III. belagert 340-341; Geschichte der Bürger von C. 341; wird an England abgetreten 346; Gloucester daselbst ermordet 371; Heinrich V. rückt darauf vor 387-391; einziger englischer Besitz in Frankreich 406, 413; an Ludwig XI. verpfändet 432; Warwick und Clarence landen von dort aus in England 443; sie werden nicht wieder aufgenommen 445; erwähnt 384
- Cambridge, Heinrich VI. gründet daselbst ein königliches College 407, 412
- Cambridgeshire, Aufstand der dortigen Bauern 361
- Campbell, das Haus 318
- Canterbury, die Augustiner gründen dort eine Kirche 91; daselbst werden Münzen geprägt 100; wird gebrandschatzt 147; Thomas Becketts Ermordung daselbst 213-214; Streit um die Wahl des Erzbischofs 248 bis 249; erwähnt 95, 97, 149-150
- Cantiaci 81
- Caractacus 42-43
- Carausius 70
- Carlisle 60, 257
- Carucage* 232
- Cassivellaunus 38-39
- Castilion, Schlacht bei 406, 418
- Catesby, Sir William 470, 475-477
- Cerdic 82
- Cerne, Abtei 451
- Chaluz 240
- Chateau Gaillard 240, 247
- Chaucer, Geoffrey 366
- Cheney, Sir John 477
- Cheshire, Aufstand der dortigen Bauern 361
- Chester, Ranulf de Blundevill, Graf von 257, 259
- Chester, Ranulf de Gernon, Graf von 200
- Chester, römischer Militärstützpunkt daselbst 44, 55, 61, 69; seine Verwüstung durch die Wikinger 145; unterwirft sich Wilhelm dem Eroberer 174
- Chester-le-Street 124
- Chidiester, Bischofssitz nach dort verlegt 183
- Chinon, Tod Heinrichs II. daselbst 217
- Chippenham, Schlacht von 125, 128
- Christentum, im Römischen Reich 64, 88; britisches 88-92, 95-97; Irland tritt dazu über 88-89; Übertritt der Engländer 89-94, 96; erste internationale Organisation 103; Bekehrung der Dänen 124, 128, 136
- Cinque Ports 257, 274, 330
- Cirencester, Aufruhr daselbst 381
- Clarence, Georg, Herzog von, seine Machenschaften gegen Eduard IV. 443-445; sucht Zuflucht in Frankreich 445; vereinigt sich mit seinem Bruder 447, 449-450; sein Tod 456 bis 457
- Clarence, Lionel, Herzog von 322
- Clarence, Isabella, Herzogin von 443, 445
- Clarendon, Konstitutionen von 204, 212, 215
- Classis Britannica 68
- Claudian, Hofdichter 72
- Claudius, röm. Kaiser 40-43

- Clifford, Lord [achter Baron] 423
 Clifford, Lord [neunter Baron] 426, 430
 Clito s. Wilhelm Clito
 Clontarf, Schlacht bei 319
 Clyde, Fluss, von den Römern erreicht 50
 Cobham, Eleonore 408-409
 Colchester, seine Gründung 35; Hauptstadt des Cunobellinus 41; wird geplündert 45-46; wird von London überflügelt 59
 Collingbourne, einstiger Sheriff von Worcester 470-471
 Colman, Bischof 96
 Columba, hl. 57
 Common Law 218-227; seine Anfänge 132, 204; Schaffung des Geschworenengerichts 220-222, 224 bis 225; seine Gerichte 223; das System seiner Erlasse 223-224; geht zurück bis 1189 224; unterscheidet sich vom römischen Recht 225-226; grösstenteils nicht schriftlich niedergelegt 226; enthält das «Case Law» 227; seiner Freiheit werden Grenzen gesetzt 302
 Common Pleas, Court of [Hauptzivilgerichtshof] 223
 Commons, House of, s. Unterhaus; Parlament
 Compiègne, Jeanne d'Arcs Gefangennahme daselbst 404
 Comyn, John [«der Rote»] 301, 314
 Connaught 322
 Constantin, brit. Gegenkaiser 73
 Constantine, König der Skoten 140 bis 141
 Constantius Chlorus, röm. Kaiser 56, 70
 Cork 319
 Cornwall, von den Wikingern überfallen 145
 Courtenay, William, Erzbischof von Canterbury 362-363
 Coutances, Walter de, Erzbischof von Rouen 236, 239
 Coventry, Warwick daselbst 449
 Crassus, Triumvir 27
 Cravant, Schlacht bei 398
 Crécy, Schlacht bei 334-340, 388 bis 389
 Cricklade, die Dänen bei 138
 Cromwell, Oliver, und die Juden 286
 Cumberland, von Rufus erobert 185
 Cuno-bellinus 41
 Curia Regis, der Normannen 152, 180, 189, 190; Heinrichs II. 223; ihre gewählten Mitglieder 267; und die Entwicklung des Parlaments 271; die Barone erlangen unter Eduard II. die Kontrolle darüber 305
 Cuthbert, hl., seine Reliquien 124
 Cynric 82
 Cypern 231, 233-234
 Dänen, fallen in England ein 80, 111 bis 116; ihre Überfälle 105-106, 109-111, 135-136; ihre Grausamkeit 106; ihre Ansiedlung 116, 121 bis 122, 124; bei Ashdown besiegt 118-119; Alfred trifft mit ihnen Übereinkommen 120, 125, 128; ihre Nachwirkungen im englischen Charakter 122, 142; ihre Bekehrung zum Christentum 124, 128, 136-137, 138; ihre Verräterei 125, 135; unterwerfen sich Eduard dem Älteren 139; in der Schlacht von Maldon 145; ihre Massaker 146; erobern England 146 bis 148; s. a. Wikingern
 Dänengeld 120, 124; durch die Normannen beibehalten 181
 Danelaw 124, 131; die Dänen greifen von dort aus an 137-138; seine Eroberung 139; von Sweyn unterworfen 147
 Dartmouth 447
 David, hl. 88
 David I., König von Schottland 197, 200
 David II., König von Schottland 314, 327, 340
 Deal 37
 Deddington 305

- De Heretico Comburendo* 380
 Derby, die Dänen daselbst 116
 le Despenser, Bischof von Norwich 361
 Despenser, Hugh, Vater und Sohn 310 bis 312
 Deutschland, ist von der Kreuzzugs-
 idee durchdrungen 229, 232-233; Richard
 Löwenherz dort in Gefangenschaft 234-
 236; s. a. Germanien
 Devon, Humphrey Stafford, Graf von 443-
 444
 Devon, Thomas, Graf von 420, 431
 Devon, John, Graf von 452
 Devonshire, von den Wikingern überfallen
 145; daselbst Erhebung gegen Richard
 III. 469
 Dio Cassius 53
 Diokletian, röm. Kaiser 69-70
 Domitian, röm. Kaiser 59
 Doncaster, Schlacht bei 94
 Dorchester 109
 Dorset, Eroberung durch die Kelten 35
 Dorset, Graf von, s. Somerset, dritter Her-
 zog von
 Dorset, Marquis von 473
 Douglas, Archibald, Graf von 399
 Douglas, Sir James, und Bruces Herz 313
 Douglas, «schwarze» und «rote» 316
 Dover, die römische Flotte vor 37; römisch-
 britischer Flottenstützpunkt 68; König
 Johann daselbst 251
 Dover, Strasse von 32
 Druiden-Religion 28, 44, 49
 Dublin, seine Gründung 107, 111, 319; Wi-
 kinger-Könige daselbst 115-116, 140-
 141; «the Pale» von D. 320
 Duell, gerichtliche Entscheidung durch
 220-221
 Dumbarton 116
 Dumfries 301
 Dundalk, Schlacht von 322
 Dunois, Jean 402-403, 406
 Dunstable 429
 Dunstan, Erzbischof von Canterbury 144,
 148
 Dunstanburgh Castle 432
 Dupplin Moor, Schlacht bei 327
 Durham, die Bischöfe von 124, 174
 Edgar, König von England 142, 144
 Edgar der Edeling 186
 Edgocott, Schlacht bei 444
 Edinburgh, ergibt sich Eduard I. 298
 Edmund, hl., König von Ost-Anglia 115,
 149
 Edmund Ironside 147-148
 Edmund der Edeling, König 141
 Edred, König 142
 Eduard der Ältere, angelsächs. König 135,
 138-139
 Eduard der Bekenner, angelsächs. König
 153-155; seine Gesetze 132; sein Tod
 157, 165
 Eduard I., König von England, das Com-
 mon Law unter seiner Regierung 225;
 baut die königliche Partei auf 274; ge-
 fangen zu Lewes 274 bis 275; einigt die
 Adelspartei 277; besiegt de Montfort
 277-278, 304; verfolgt eine Politik der
 Mässigung 278-279; auf einem Kreuz-
 zug 279; Einfluss de Montforts auf ihn
 279 bis 280; seine lange «Lehrzeit» 281;
 sein Charakter und seine Erscheinung
 281-282; seine Thronbesteigung 282;
 seine Verwaltungsreformen 282-283,
 286-287, 302-303; seine landesgesetzli-
 chen Errungenschaften 283-285, 302;
 weist die Juden aus 285-286; in Konflikt
 mit der Kirche 287-288, 290; und der
 Krieg mit Frankreich 288-290, 297 bis
 298; seine Auseinandersetzung mit den
 Baronen 290-292, 304; er erobert Wales
 292-295, 304; entscheidet in der schotti-
 schen Erbfolge 296-297; im Krieg mit
 Schottland 298-301; und Irland 322; er-
 wähnt 272
 Eduard II., der Plan, ihn mit Margarete von
 Schottland zu verheiraten 295-296; sei-
 ne Heirat 300; seine Schwäche 304-305,
 308; seine Günstlinge 305, 309, 311; er

- wird bei Bannockburn besiegt 306-308; bildet eine königliche Partei 310 bis 311; seine Ermordung 311-312
- Eduard III., dient als Unterpfand bei seines Vaters Absetzung 311; seine Minderjährigkeit 325-326; seine Heirat 326; Eduard Balliols Konzessionen an ihn 328; seine französischen Kriege 329-341, 344-346; seine Flotte 330-331; seine Gelderhebungs-Methoden 332; bei Crécy 334-340; Entwicklung des Parlaments unter seiner Regierung 347 bis 348; sein hohes Alter und sein Tod 351-352; seine Nachkommen und die Rosenkriege 414-415; erwähnt 324
- Eduard IV., seine Thronbesteigung 379; Earl of March 418; Herzog von York 426; zieht in London ein 429, 450, 453; er wird zum König gekrönt 431; seine übelvergoltene Milde 433-435, 438; sein Charakter 438-439, 455-456; seine Heirat 439-440, 456-457, 463-464; er verbündet sich mit Burgund 442; Warwick sinnt auf Anschläge gegen ihn 443, 445; in den Händen Warwicks 444; Warwick und Königin Margarete verbünden sich gegen ihn 445-446; er macht Clarence Angebote 447; seine Anhänger verlassen ihn 447-448; er wird von Burgund unterstützt 448; besiegt Warwick 449-451; besiegt Königin Margarete bei Tewkesbury 451-452; lebt von seinen eigenen Einkünften 454 bis 456; schliesst Vertrag mit Frankreich 455; und der Tod von Clarence 456-457; sein Tod 457-458, 459; Zweifel an seiner Legitimität 464
- Eduard V., seine Verdrängung 379, 463-464; unter der Obhut von Graf Rivers 459; Richard III. versichert sich seiner Person 460; im Tower 461; Zweifel an seiner Legitimität 464; seine Ermordung 467 bis 468
- Eduard, Prinz von Wales [der Schwarze Prinz], bei Crécy 334, 337 bis 338; bei Poitiers 344-346; sein Tod 352
- Eduard, Prinz von Wales, Sohn Heinrichs VI., seine Geburt 420-421; wird von seinem Vater enterbt 425; seine Grausamkeit 428; mit seiner Mutter auf der Flucht und im Exil 433-434, 446; seine Verlobung 446, 457; landet in England 451; sein Tod 452
- Eduard Balliol, König von Schottland 327-328
- Eduard Bruce, König von Irland 322
- Edwin, Graf 166, 169, 174
- Edwin, König von Northumbrien 93 bis 94
- Egbert, König von Northumbrien 115
- Egbert, König von Wessex 117
- Eginhard über die Raubzüge der Wikinger 111
- Eid, seine Heiligkeit im Zeitalter des Feudalismus 164-165, 194-195; als Gerichtsprobe 220
- Eisenzeit 33-34
- Eleonore von Aquitanien, Gemahlin Heinrichs II., ihre Scheidung und Wiederverheiratung 201, 207; Heinrich II. wendet sich von ihr ab 206, 216; Richard I. lässt England unter ihrer Obhut 232, 236-237; beim Tod Richards I. 241; und die Thronbesteigung König Johanns 243; Prinz Arthur fällt sie an 245; ihr Tod 248
- Eleonore von Kastilien, Gemahlin Eduards I. 289
- Eleonore von der Provence, Gemahlin Heinrichs III. 266, 276, 289
- Elgiva 153
- Elisabeth, Prinzessin, ihre Heirat mit Heinrich Tudor 468, 472-473, 477; und Richard III. 473
- Elisabeth Woodville, Gattin Eduards IV.,

- 439-441; Adellung ihrer Familie 441, 459; Zweifel an der Gültigkeit ihrer Ehe 456, 463-464; ihre Kinder 457; sie nimmt Zuflucht in Westminster 460-461, 463, 468; wird der Hexerei bezichtigt 462; ist wieder in Gunst 473
- Ella 82
- Ellandun, Schlacht bei 117 Ely 153, 278; Burg von 175
- Emma von der Normandie, Königin 149, 152-153
- Engländer, deren erster König 99; ihre Wechselheiraten mit den Normannen 176; im 14. Jh. mit den Franzosen verglichen 364; aus Frankreich vertrieben 403, 406, 409, 412-413; Jeanne d'Arc wird an sie verkauft 404-405; ihr Misstrauen gegenüber Richard III. 465
- England, barbarisch und heidnisch 87; Ausbreitung des Christentums 89 bis 94; Konflikt zwischen der römischen und britischen Kirche 91-92, 96 bis 97; unter Northumbriens Oberherrschaft 93-94; die Angelsachsen 97 bis 102; wird von den Wikingern angegriffen 105, 109-116, 134 bis 137, 145-147; wird schlecht verteidigt 112, 157; Besiedlung durch die Dänen 116, 121, 122, 124; seine Wiedereroberung 139, 140-141; administrative Erneuerung unter König Edgar 142; unter dem sächsischen Königtum 153, 156; seine politische Schwäche unter Eduard dem Bekenner 156-157; Rechtfertigung der normannischen Invasion 163; die normannische Invasion 167-172, 173 bis 174; seine Unterjochung 174 bis 175, 178; Errichtung von Burgen 174-175, 178; Einfluss der französ. Kultur 176; Auswirkung der Eroberung durch die Normannen 179 bis 184; die sächsische örtliche Verwaltung wird beibehalten 180-181; Errichtung neuer Bischofssitze und Abteien 183; Erhebungen der Barone 185, 188-189, 257-262; der Verwaltungsapparat Heinrichs I. und Heinrichs II. 189-192, 203, 218 bis 224, 240, 247; Auseinandersetzungen um die Thronfolge 194-196; Bürgerkriege 197-200, 202, 273 bis 275, 277-279 [s.a. Rosenkriege]; ein zusammenhängendes Königreich 203; im Krieg mit Frankreich 207 bis 208, 238-240, 288-290, 297 bis 299, 328-341, 344-347, 365, 386 bis 392, 394-395, 397-406, 455; seine Verfassung 218, 271-272, 302 bis 303; sein Kreuzzugeifer 229; Gelderhebungen Richards I. 232; Eintreibung von Lösegeld 236-237; unter Hubert Walters Verwaltung 238-239, 247; erwachender Nationalismus 243; verliert das Angevin-Reich 246-247; wird mit dem Kirchenbann belegt 249; ein Lehen des Päpstlichen Stuhls 250, 257; Erhebung gegen König Johann 257 bis 258; Streiter für seine Rechte 260 bis 261, 262-263; die Anfänge des Parlaments 270-272, 302-303; Unruhen nach de Montforts Tod 278-279; Geldleiher daselbst 285 bis 286; im Krieg mit Schottland 289, 297-302, 305-308, 313-315, 327-328; beansprucht die Oberhoheit über Schottland 296; steht den Douglas' gegen die Stuarts bei 316; seine Einmischung in Irland 319 bis 323; erhebt Anspruch auf den französischen Thron 328-330; sein Wollhandel 329, 332; es nimmt Calais 341; der Schwarze Tod 342-343; seine französischen Erwerbungen 346; seine Begeisterung für den Krieg 355, 365, 386; sein Wunsch nach wirklicher Freiheit 364; die Thronfolge in der männlichen Linie 379; sein reicher kriegerischer Adel 408, 413-414; es herrscht Verdruss ü. d. Verlust v. Frankreich 409-412, 418; sein Rückfall in barbarische Zustände 414; der Herzog von York stellt die

- Ordnung wieder her 420 bis 421; durch die Bürgerkriege geschwächt 441; und das Gleichgewicht der Kräfte 442
- Englischer Kanal, die Römer bereiten sich auf seine Überquerung vor 28 bis 29; die Schiffe der Römer erleiden dort schweren Schaden 37-38; Gefechte zwischen Engländern und Franzosen in demselben 288, 331
- Englische Sprache, erster Gebrauch in einem öffentlichen Dokument 271
- Enteignungsgesetz, nach der Schlacht von Towton 431
- Eric, König von Ostanglia 138
- Essex, Eroberung durch die Kelten 35; der Bauernaufstand daselbst 359 bis 360; dort herrschen Sympathien für die Yorkisten 429; feindliche Gefühle gegen Richard III. 466
- Ethandun, Schlacht bei 128
- Ethelbald, König von Mercia 98-99
- Ethelbert, König von Kent 91-92, 95
- Ethelfleda, «Lady der Mercianer» 138 bis 139
- Ethelred, Graf von Mercia, ehelicht König Alfreds Tochter 129, 138; London unter seiner Obhut 129; schlägt die Wikinger 135-136; sein Tod 138
- Ethelred, König von Wessex, 115, 117 bis 119
- Ethelred der Unfertige, König der Engländer 144-148, 152-153
- Ethelwald 138
- Eton, Heinrich VI. gründet daselbst ein College 407, 412
- Evesham, Schlacht bei 278
- Exeter, von den Dänen eingenommen 125; Belagerung durch die Dänen 135; Massaker daselbst 146; Bischofssitz nach dort verlegt 183
- Exeter, Henry Holland, Herzog von 433, 441
- Exmoor, Niederlage der Dänen daselbst 127
- Fabyan, Richard 465
- Färöer 111
- Falaise 161-162, 245
- Falkirk, Schlacht bei 300
- Falstaff, Sir John 399
- Faringdon, Thomas 359-360
- Fen Country, die Greuel der Barone daselbst 198-199
- Ferry Bridge, Scharmützel bei 430
- Feudalheer, sein Verschwinden 291, 293-294; bei Falkirk 300
- Feudalsystem, seine Stärke 162, 187; die Heiligkeit des Eides unter ihm 164-165, 194-195; sein Wesen 180 bis 181; der Unterschied zwischen dem englischen und dem kontinentalen 181; seine Ablösung durch die Zentralgewalt 203, 209; Verletzung seiner Vorrechte 247-248; und die Magna Charta 253-255; seine Entwicklung unter der Regierung Eduards I. 283; das Schwinden seiner materiellen Grundlagen 294-295; in Schottland 317-318; in Irland eingeführt 320-321; Auswirkung der Pest auf dasselbe 356-359
- Finanzgericht 223
- Fitzgerald, irisches Herrengeschlecht 320, 323
- Flagellanten 343
- Flandern, mit Wilhelm d. Eroberer verbündet 165; unterstützt die normannische Invasion 168; Grafschaft 207; Feldzug Eduards I. daselbst 290; Verbot der Wollausfuhr dorthin 329-330; Frankreich rächt sich an ihm 331
- Flint Castle 375
- Florentinische Bankiers 286, 332
- Flotte, römische 68; König Alfreds 130; König Ethelreds 146-147; Eduards III. 330-331; von Heinrich V. reorganisiert 386, 394; nach dem Verlust von Frankreich von Missstimmung beherrscht 411-412
- Forest, Charter of the* 291
- Fortescue, Sir John 364

- Forth, Fluss, von den Römern erreicht 50
- Franken, -Könige 134; in Palästina 187; die Geschworenengerichte gehen auf sie zurück 228
- Frankreich, von den Arabern bedroht 104; wird von den Wikingern überfallen 105, 111, 133-134; unterstützt die normannische Invasion 168; versucht die Herzöge der Normandie zu schwächen 176-177, 192, 207-208; seine Kriege mit England 192-194, 207-208, 238-240; 288 bis 290, 297-299, 238-241, 344 bis 406, 455; Heinrichs II. Besitzungen dort 200-201, 207-208; sein Kreuzzugseifer 229; von einem Gefühl der Einheit besetzt 243; gewinnt die Normandie zurück 246-247; Heinrich III. segelt dorthin 263; unterdrückt die Albigenser 264 bis 265; seine Verfassung 272; Schottlands Bündnis mit ihm 289, 297 bis 298, 314, 328, 340; Verhältnis zum schottischen Herrscherhaus 314; seine Armee 325; England macht ihm Konzessionen 325; England erhebt Anspruch auf seinen Thron 328 bis 330; seine Niederlage 345-347; sein Bündnis mit Richard II. 370; bittere Fehde unter seinen Parteien 387; Heinrich VI. wird zu seinem König gekrönt 397-398; schottische Truppen daselbst 398-399; Entstehung seines Nationalgefühls 399, 404; die Engländer daraus vertrieben 403, 406, 409, 412-413, 418; Waffenstillstand mit ihm 409-410, 412; Maine wird ihm überlassen 410 bis 411; hilft Margarete von Anjou 431 bis 433; seine durch den Krieg erlittenen Verwüstungen 432; englische Flüchtlinge daselbst 441-442; Warwick sucht zu einem Bündnis mit ihm zu gelangen 440-442; verbindet sich mit England gegen Burgund 448; Eduards IV. Vertrag mit ihm 455; Heinrich Tudor nimmt Zuflucht daselbst 472
- Franz II., Herzog der Bretagne, unterstützt Heinrich Tudor 469, 472
- Franzosen, im 14. Jahrhundert mit den Engländern verglichen 364; ihre Artillerie besiegt die Engländer 406
- Fréteval 212-213
- «Frieden des Königs» 219
- Friedrich I. [Barbarossa], röm.-deutscher Kaiser 216; sein Kreuzzug 229 bis 230, 232-233
- Friedrich II., röm.-deutscher Kaiser 266, 268
- Froissart, seine Aufzeichnungen 313, 331, 333-334; über Crécy 334 bis 338, 340
- Fulk, König von Jerusalem 199
- «Fyrd», sächsische Miliz, unterstützt König Alfred 127, 130, 135; bei Hastings 169-170; unterstützt Wilhelm den Eroberer 175; unterstützt Rufus 185; seine Umwandlung zu einer besoldeten Truppe 293-294
- Gallien 27, 72
- Gallier, ihre Verwandtschaft mit den Briten 49
- Galloway 317
- Gascogne, englische Besitzungen daselbst 201, 325; Simon de Montfort wird dort englischer Statthalter 269; Frankreich beansprucht die Oberhoheit 288-289; Feldzüge daselbst 289, 344; die Barone weigern sich, dort Dienst zu leisten 290-291; schickt Söldner 293; wird von Karl IV. in Besitz genommen 311; Krieg an seinen Grenzen 328, 331 bis 332; England in seinem Besitz bestärkt 346; geht verloren 413, 418
- Gaveston, Piers 305, 310 Geheimsiegel 287
- Geissler s. Flagellanten
- Geistliche Gerichtshöfe 215, 288
- Geldleiher, jüdische 285; italienische 285-286, 332

- Gent 330, 331
 Genuesische Armbrustschützen 331, 334;
 bei Crécy 335-336
 Geoffrey, Graf von Anjou 195, 199 bis 200
 Geoffrey, Herzog der Bretagne 216, 243
 Geoffrey von Monmouth 77-78
 Gerald von Windsor 320
 Gerberoi 176
 Gerichtshöfe, königliche 190-191, 219 bis
 224; unter Heinrich I. 191
 Germanien, römische Feldzüge daselbst
 27-28; Eindringlinge von dort 74, 79,
 82-86
 Germanus, hl. 73-74, 89
 Geschütze, Jakobs II. von Schottland Inter-
 esse daran 316-317; bei der Belagerung
 von Calais 340; ihre Erfindung 343-344;
 s. a. Artillerie
 Geschworenengericht 204, 220-222
 Geschworenenwesen s. Schwurgerichts-
 System
 Gesetz, seine Souveränität 255-256
 Gesetze, König Alfreds Gesetzbuch 131
 bis 132; Eduards des Bekenners 132,
 188; s. a. Common Law
 Gildas der Weise 74-80, 98
 Gisors 240
 Glendower, Owen, Fürst von Wales 381-
 383
 Gloucester 46, 258
 Gloucester, Humphrey, Herzog von, bei
 Agincourt 390; seine Heiraten 392, 399-
 400, 408; er wird Reichsregent 397,
 399-400; Beauforts Komplott gegen ihn
 408-411; sein Tod 411
 Gloucester, Thomas of Woodstock, Her-
 zog von 366-367, 369, 372, 375; seine
 Ermordung 371
 Gloucester, Gilbert de Clare, Graf von
 276-278
 Gloucester, Richard de Clare, Graf von
 273
 Gloucester, Robert, Graf von 196, 199
 Gloucester, Statut von 284
 Godwin, Graf 153-155, 163
 Gokstad, das dort gefundene Wikinger-
 Langschiff 106-108
 Gordon, schottisches Herrengeschlecht
 318
 Gottesurteil, Probe vor Gericht durch 220-
 221
 Gottfried von Bouillon 186-187
 «Graf des sächsischen Ufers» 68, 71
 Grafschaften, als Herd einer potentiellen
 Opposition 181
 Grafschaftsgerichte 142, 181, 191, 223
 Gratian, röm. Kaiser 72
 Gratianus, röm. Gegenkaiser 72
 Greene, Sir Henry 371, 374
 Gregor I., Papst 90
 Gregor VII., Papst 182, 210-211
 Gregor IX., Papst 266-267
 Grenzbarone 292-293; treten de Montfort
 entgegen 276-278; Eduard I. beschnei-
 det ihre Privilegien 293; erheben sich
 gegen die Despensers 311
 Grey, Lord 460, 463
 Grey, Sir John 439
 Grey, Sir Ralph 433
 Grey of Ruthven, Lord 425
 Grönland 111
 Grosser Rat, seine gewählten Mitglieder
 267
 Grosseteste, Robert, Bischof von Lincoln
 259, 267-269
 Grundherrschaftssystem, Zusammenbruch
 356; Versuch seiner Wiederherstellung
 361-362
 Guido von Lusignan, König von Jerusalem
 228
 Guienne 245; kommt unter die Herrschaft
 Heinrichs II. 207; geht verloren 406
 Gunnhild, ihr Tod 146
 Guthlac, hl. 98
 Guthrum I., König der Dänen, sein Angriff
 125; seine Niederlage und Bekehrung
 128; König Alfreds Vertrag mit ihm
 130-131; sein Tod 134
 Guthrum II., König der Dänen 138 bis 139
 Gutsgerichte 191, 218, 356; verdrängt

- durch die königlichen Gerichte 223; und das Statut von Gloucester 284
- Hadrian IV., Papst 320
- Hadrian, röm. Kaiser 60
- Hadrian von Karthago, christlicher Missionar 97
- Hadrianswall, seine Errichtung 60 bis 61; Angriffe auf diesen 67; wird durchbrochen 71-72, 75-76; entlang demselben Schlacht zwischen Briten und Sachsen 94
- Hæsten, Wikingeranführer 135-136
- Hainault, Sir John 338
- Hales, Sir Robert 360
- Halfdene, Wikingerkönig 88
- Halidon Hill, Schlacht bei 328
- Halley'scher Komet 165
- Halls *Chronik* 424
- Hampshire, von den Kelten erobert 35; daselbst finden sich britische Ortsnamen 81
- Hardiknut 153
- Harfleur, wird von Heinrich V. eingenommen 387, 389; Richmond schiffet sich dort ein 474
- Harlech Castle 425; wird belagert 436 bis 437, 471
- Harold, König der Engländer, herrscht unter Eduard d. Bekenner 155; verspricht Wilhelm d. Eroberer die Krone 163-164; wird zum König gekrönt 165; schlägt die Eindringlinge aus dem Norden 166-167; in der Schlacht bei Hastings 169-172
- Harold Hardrada, König von Norwegen 166-167
- Hastings, Lord 460-463
- Hastings, Schlacht bei 169-172, 207
- Hattin, Schlacht bei 228
- Hedgeley Moor, Schlacht bei 435-436
- Heerwesen, römisches, in England 55, 68-69; sächsisches Militärdienstsystem 127, 130, 135; feudales Militärdienstsystem 162-163, 179, 291, 293-294; das Söldnerheer König Johanns 257; Ursprung der regulären Söldnertruppe 291, 293-294; die Armee William Wallace 299; der Langbogen 324-325, 336-337; das Expeditionsheer Eduards III. 330-333; das besoldete Heer 356; die Privatarmeen des hohen Adels 356, 413; das Expeditionsheer Heinrichs V. 386-387
- Heinrich V., deutscher König und Kaiser 192
- Heinrich VI., deutscher König und Kaiser 235-237
- Heinrich I., König von England, seines Vaters Erbschaft 177; seine Thronbesteigung 188; seine sächsische Gemahlin 188; erobert die Normandie 189; seine innere Verwaltung 189-192; kämpft in Frankreich 192-194; verliert seinen Sohn 194; sein Tod 195-196; hat einen Bastardsohn 196
- Heinrich II., führt die Streitkräfte der Kaiserin Maud gegen König Stephan 200; sein Reich 200-201, 203, 207-208, 216; huldigt Ludwig VII. 200-201; vermählt sich mit Eleonore von Aquitanien 201; seine Siege 202; besteigt den Thron 202, 203; seine Leistungen im Aufbau der Verwaltung 203-204, 218 bis 225; sein Streit mit der Kirche 204, 209-215; seine Erscheinung und sein Charakter 204-206; seine Söhne 207-208, 216-217; und Thomas Becket 209-215; sein Tod 217, 229; Rechtsänderungen zu seinen Zeiten 227; seine irischen Abenteuer 319-320
- Heinrich III., König von England, seine Thronbesteigung 258-259; die Leistungen seiner Regierung 259 bis 260; seine Hofpartei 263, 265-266; segelt nach Frankreich 263; sein Charakter 266; seine ausländischen Günstlinge 266-267; er ist bestrebt, sich Geld zu verschaffen 267-268; seine verschwenderischen Torheiten 268; die Opposition gegen ihn 269; gibt der Übermacht nach

- 269; verwirft Reformen 273; gerät bei Lewes in Gefangenschaft 274-275; in der Schlacht von Evesham 278; seine letzten Lebensjahre und sein Tod 279
- Heinrich IV., Sohn von John of Gaunt 364-365; widersetzt sich Richard II. 367; mit Richard ausgesöhnt 368, 371, 372; wird verbannt 373; seine Erhebung 374; besteigt den Thron 375; sein Charakter 377, 384; konstitutioneller Monarch 378; Anschläge und Empörungen gegen ihn 380-383; seine Krankheit und sein Tod 383-384
- Heinrich V., hält den schottischen König gefangen 315; als Prinz von Wales 383-384, 385; sein Charakter und seine Erscheinung 385, 392, 394; im Krieg mit Frankreich 386 bis 391; bei Agincourt 388-391; wieder anerkannt als König von Frankreich 391; seine Stellung in Europa 391-392; sein nationaler Gesichtspunkt 392, 394; verfolgt die Lollarden 395; sein Tod 395-396
- Heinrich VI., seine Tugenden und Schwächen 397-398, 407-408, 411; vom Volk geliebt 398; gekrönt in Paris 406, 407; seine Vermählung 409-410; versucht Suffolk zu schützen 412; sein Recht auf die Thronfolge 414-415; weigert sich, Richard von York als Thronfolger einzusetzen 417; fällt in geistige Umnachtung 418-421; ein Sohn wird ihm geboren 421; gerät in die Hände der Yorkisten 423, 425; setzt York in die Thronfolge ein 425; in der zweiten Schlacht bei St. Albans 428; wiedervereinigt mit der Königin 429; nach der Schlacht von Towton 431; zieht sich nach Cumberland zurück 433; Somerset stösst zu ihm 435 bis 436; wird im Tower gefangengesetzt 436, 450; wird aus dem Tower wieder auf den Thron gebracht 447-448; seine Ermordung 453
- Heinrich VII., in Harlech 436-437; und die Prinzen im Tower 467 bis 468; seine Vermählung 468, 472 bis 473, 477; seine misslungene Invasion 469-470; sein Recht auf den Thron 471; in Frankreich 472; fällt in England ein 474-477; seine Thronbesteigung 478
- Heinrich I., König von Frankreich 162
- Heinrich, Herzog der Normandie, zu seines Vaters Lebzeiten gekrönt 213; erhebt sich gegen seinen Vater 216; sein Tod 217
- Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen 216
- Heinrich von Blois, Bischof von Winchester 196-197
- Heissporn s. Percy, Henry
- Hengist 75, 82; gründet das Königtum in Kent 100
- «Heptarchie», die 98
- Hereford, Humphrey de Bohun, Graf von 290-291
- Hereward der Wachsame 175
- «Heringe, Schlacht der» 399
- Herodot 35
- Hertfordshire, Eroberung durch die Kelten 35; Aufstand der dortigen Bauern 361
- «Herzog der nördlichen Marken» 68, 71
- Hexham, Schlacht bei 436
- Highlands, eine Vereinigung von Sippen 317-318
- Historia Britonum* 75
- Holt Castle 435
- Honorius, röm. Kaiser 73
- Horsa 82
- Hosenbandorden 351
- Hugo der Grosse 141
- Humber, der [Fluss] 75, 114, 166
- Hundertjähriger Krieg 330-341
- Hundertschaften 142, 181
- Hungerford, Sir Walter 388
- Huntingdonshire, Bauernaufstand daselbst 361
- Hus, Jan 363

- Icenen, deren Auf stand 44-45
 Ida, König von Northumberland 82
 Ierne 35-36
 Illyrier 56, 63
 Innozenz III., Papst, und König Johann 248-251
 Innozenz IV., Papst 267
Inns of Court 226
 Iona 89, 96; von den Wikingern überfallen 110
 Irland, das dortige Wirken des heiligen Patrick 88-89; seine Kirche 89, 96; Schlacht der Nordleute daselbst 106; wird von den Wikingern überfallen 110-111, 114, 319; die Dänen siedeln dort 115-116; und die Normannen 178, 319-320; unter Heinrichs II. Herrschaft 216; im Mittelalter 318-323; sein «Hoher König» 319; die englische Einmischung 319-323; seine anglo-normannischen Barone 319-321; sein Parlament 320-321; Besuch von englischen Königen 321; im Zeitalter der Tudors 323; ein Menschenreservoir und Arsenal 365; Richards II. Unternehmung dorthin 370, 374; der Herzog von York daselbst 415, 417, 425
 Isaak II., oström. Kaiser 232
 Isabella, Gemahlin Eduards II., ihre Vermählung mit Eduard 300; verbindet sich mit Mortimer, um Eduard zu stürzen 311; ihre Regierung 325-326; ihre Einkerkerung 327
 Isabella, Gemahlin König Johanns 267
 Islam, sein Vordringen 104-105
 Island 36, 105
Isles, Lord of the 315
 Italien, Geldleiher von dort 286
 Ivar der Knochenlose 113-116
 Ivo Taillefer 170
 Jacqueline, Prinzessin von Holland und Hennegau 392, 400, 408
 Jacquetta von Luxemburg 439-440
 Jaffa 234
 Jakob I., König von Schottland 315 bis 316
 Jakob II., 316-317
 Jakob III. 317
 James der Diakon 95
 Jargeau 403
 Jarrow, die Dänen werden daselbst besiegt 110
 Jeanne d'Arc, ihre Visionen 401; überzeugt König und Hof 401-402; ihre Siege 402-403; beabsichtigt heimzukehren 403-404; ihre Verurteilung und Hinrichtung 404-405
 Jerusalem, im ersten Kreuzzug zurückerobert 187; von Saladin eingenommen 228; Streit um die Krone von Jerusalem 233-234; wird von Richard Löwenherz erblickt 234; sein sogenanntes Königreich 410
 Johann der Unerschrockene, Herzog von Burgund 387, 391
 Johann V., Herzog der Bretagne 400
 Johann, König von Böhmen 337
 Johann, genannt «ohne Land», König von England, erhebt sich gegen seinen Vater 217; spinnt Ränke gegen Richard Löwenherz 234, 236-238, 240; seine Besitztümer 235; Löwenherz verzeiht ihm 238; er besteigt den Thron 241, 243; sein Charakter 242; weigert sich, am französischen Hof zu erscheinen 244; setzt Prinz Arthur gefangen und lässt ihn töten 245-246; verliert die französischen Provinzen 246-247; die Barone widersetzen sich ihm 248, 251-252, 257; sein Streit mit dem Päpstlichen Stuhl 248-249; seine Zusammenarbeit mit dem Papsttum 250-252; unterzeichnet die Magna Charta 253; sein Tod 253, 257-259; in Irland 321
 Johann II., König von Frankreich 345 bis 346
 Johanna, Königin von Neapel 392
 Johanniter-Orden 228

- John of Gaunt, s. Lancaster, Herzog von Juden, erwerben Land 285; ihre Ausweitung 285-286
- Jüten 82
- Julius Classicianus 49
- Jungsteinzeit in Britannien 30-31
- Kaledonien, dessen Bewohner 49, 52 bis 53; Feldzug der Römer daselbst 52-53; von römischem Wall durchzogen 60-61
- Kampfprobe vor Gericht 220-221
- Kanal, s. Englischer Kanal
- Kanonnen, s. Artillerie; Geschütze
- Kanzleigericht 286
- Karl I., der Grosse, röm. Kaiser, König der Franken, 99-100, 111, 134
- Karl II., der Kahle, röm. Kaiser 134
- Karl III., der Dicke, röm. Kaiser 134
- Karl IV., römisch-deutscher Kaiser 337
- Karl der Kühne, Herzog von Burgund 434; seine Heirat 442; Eduard IV. sucht bei ihm Zuflucht 448; er wird von Eduard IV. betrogen 455
- Karl III., der Einfältige, König von Frankreich 141, 151
- Karl IV., der Schöne, König von Frankreich 311, 328
- Karl VI., der Wahnsinnige, König von Frankreich 387; seine Tochter 370; anerkennt Heinrich V. als seinen Erben 391; sein Tod 397-398
- Karl VII., der Siegreiche, König von Frankreich [Dauphin], und Heinrich V. 387-388; seine Herrschaft in Südfrankreich 398-399; seine Schwächlichkeit 400; er wird von Jeanne d'Arc anerkannt 401; seine Krönung 403; er gibt Jeanne d'Arc preis 405
- Karl Martell 104
- Katharer 264
- Katharina, Gemahlin Heinrichs V. 392; vermählt sich mit Owen Tudor 471
- Kavallerie, König Arthurs 78; normannische 169-170; das Ende der geharnisch-
- ten 294; Einsatz der Langbogen gegen sie 324, 336-338
- Kelten, ihre Einfälle in Britannien 32 bis 35; ihr Weiterleben in Britannien unter den Sachsen 81; ihre Missionare 95; ihre Kunst 102
- Keltische Kirchen 88-92; 96-97
- Kenilworth 278
- Kent, Eroberung durch die Kelten 35 bis 36; von den Römern erobert 42; Eroberung durch die Jüten 75, 81 bis 82; wird zum Christentum bekehrt 90-91; von König Offa unterjocht 100; schliesst sich mit Wessex zusammen 117; wird von den Wikingern angegriffen 135, 146; stellt sich auf Harolds Seite 169; die dortigen Bauern erheben sich 359-360; die Empörung Jack Cades daselbst 412, 415; dort herrschen Sympathien für den Herzog von York 415, 429; unterstützt Warwick 447; die Gefühle richten sich daselbst gegen Richard III. 466, 469
- Kent, Edmund of Woodstoch, Graf von 326
- Kent, Thomas Holland, Graf von 381
- Ketzerei, ihre Bestrafung 380
- Kildare, von den Wikingern überfallen 110
- King's Bench* 223
- Kirche, die britische, gegen das Papsttum 89-92, 95-97; fördert Bildung und Wissen 103; ihre Macht und ihr Reichtum 104, 112, 209, 408; die Wikingern überfallen ihre Niederlassungen 110-111, 112; die Beziehungen der Normannen zu ihr 152; Auswirkung der normannischen Eroberung auf die englische K. 182 bis 183; feindlich zu König Stephan eingestellt 196-197; fordert den Staat heraus 209-211; bringt für Richard I. Lösegeld auf 237; König Johann entreisst ihr Grundbesitz 249; widersetzt sich der päpstlichen Oberhoheit über England 250-251; unterstützt Heinrich III. 258-259; Ausländer setzen sich in

- ihren Pfründen fest 267; sie verweigert Heinrich III. ihre Hilfe 267-268; Eduards I. Verhältnis zu ihr 282 bis 283, 287-288; und das Statut von Mortmain 284; Besteuerung ihres Grundbesitzes 289-290; in Schottland 318; ihre Unbeliebtheit im 14. Jahrhundert 348-349; verlangt Steuerbefreiung 349; und Wyclif 349-351, 362-364; als Grundbesitzer nach der Pest 357; Forderung nach Aufteilung ihres Besitzes 360-362, 380, 395; sie unterdrückt die Lollarden 362-364; ihre Bestrafung der Ketzerei 380
- Kirchengerichte, s. Geistliche Gerichtshöfe
- Klemens IV., Papst 222
- Klöster, Wikinger-Überfälle auf diese 109-110, 124; Alfred d. Gr. versucht sie zu reformieren 132; ihr Wiederaufleben 142-144; normannische 182-183
- Knut, König der Engländer 147-150, 152-153
- Königliche Erlasse 223-224; die Doktrin ihres Supremats 366-367
- Königlicher Rat, s. Curia Regis Konquistadoren 320
- Konrad, König 150
- Konrad von Montferrat 229, 234
- Konstantin I., d. Grosse 61
- Konstantinopel, von den Wikingern angegriffen 105, 107, 111; erster Kreuzzug daselbst 186; dritter Kreuzzug 232
- Kopfsteuer 359
- Kreuzzug, erster 185-187; «Volkskreuzzug» 186; dritter 228-229, 232-234, 240; Heinrich IV. geht damit um 384; Heinrich V. träumt davon 385-386, 392, 396
- Krone, die Normannen stärken ihre Macht 189; ihre Einkünfte unter den Normannen 190; die Auffassung von ihrer göttlichen Bestimmung 189, 210; als Beschützerin des Volkes 191, 282-283; ihre Streitigkeiten mit der Kirche 209-210, 282 bis 283, 287-288; eingeschränkt durch das Gesetz 255; Sieg der Barone über sie 269, 270-272; ihre Schwierigkeiten bei der Geldbeschaffung 289, 329, 332, 355, 365; die Beziehungen zwischen ihr und dem Parlament 302-303; von Schottland 317; ihre Einkünfte 454; ihre Gewinne aus den Rosenkriegen 454 bis 455; ihre Stärke unter den Tudors 478
- Kyriel, Sir Thomas 428
- Labrador 111
- Lambeth, Provinzialkonzil daselbst 287; wird gebrandschatzt im Bauernaufstand 360
- Lancaster, das Haus, seine Thronbesteigung 375; Streit zwischen ihm und den Lords 408; Faktion dagegen 409, 411, 412; wird wegen dem Verlust von Frankreich getadelt 412 bis 413; überwiegt im Norden 416, 429, 431; erlangt nach St. Albans wieder die Macht 424; versucht, sich mit den Yorkisten auszusöhnen 424-425; seine Niederlage bei Towton 430 bis 431; Hinrichtung seiner Anführer 436; Heirat stellt die Verbindung mit den Yorkisten her 468, 477
- Lancaster, John of Gaunt, Herzog von, in der Bretagne 344; beteiligt sich an Wyclifs Kampagne gegen die Kirche 349-350; sein Savoy-Palast wird niedergebrannt 360; Wyclif verliert seine Unterstützung 363; in Spanien 364, 368; er verbindet sich mit Richard II. 371; sein Tod 374; seine legitimierte Bastarde 415; erwähnt 355
- Lancaster, Heinrich, Graf von 326
- Lancaster, Thomas, Graf von 310-311
- Lanfranc, Erzbischof von Canterbury 183, 209-210
- Langland, William 356-357, 358

- Langschiffe, der Wikinger 106-108;
König Alfreds 130
- Langton, Stephan, Erzbischof von Canterbury 248-249; Gegner der päpstlichen Oberherrschaft über England 251; beeinflusst die Barone 252; bei Runnymede 252-253; sein Charakter 260; erwähnt 262
- Langton, Walter, Bischof von Lichfield 287
- Lea, Fluss, Grenze von Danelaw 131; dänische Schiffe auf ihm 137
- Lehnsdienstgeld, Auflage unter Heinrich II. 209; von Richard I. erhoben 232, 237; und die Magna Charta 248, 254; für einige Seiten annehmbar 294
- Lehnswesen, angelsächsisches 156-157, 180; normannisches, aufgebaut auf militärischen Dienstleistungen 162, 179-180; die Magna Charta und das L. 254-255; die Statuten von Westminster und das L. 284-285
- Leibeigenschaft, ihr Ende 356-357, 360-361, 362, 369
- Leicester, die Dänen daselbst 116; den Dänen entrissen 139; der Grosse Rat dahin einberufen 422
- Leinster, König von 319
- Le Mans 245; Schlacht bei 217, 229 bis 230
- Leopold, Herzog von Österreich 234
- Lesnes, Abtei 360
- Lewes, Schlacht bei 274-275
- Liddington Camp 79
- Lillebonne, Ratsversammlung von 167
- Limerick, Wikingerfrauen daselbst 106; seine Gründung 319
- Lincoln, römische Legion daselbst 45 bis 46; die Dänen daselbst 116; der «Jahrmärkte zu L.» 261; das Parlament tagt dort 291
- Lincoln, Schlacht von 197
- Lindisfarne 109-110, 124
- Lindisfarne-Evangeliar 102
- Literatur, Anfänge der englischen 142 bis 144
- Llewellyn, Fürst von Nordwales 257, 266, 268, 277
- Lollarden, ihre Verfolgung 362-364, 380, 395
- London, erste Erwähnung 46; wird gebrandschatzt durch Boadicea 46-47; Mithraskult daselbst 56; zur Zeit der Römer 58-59, 70; seine Mauern 67; von König Offa eingenommen 100; unter den Dänen 118, 120, 136 bis 137, 147-148; von Alfred d. Gr. wiederhergestellt 129, 137; Harold bereitet sich dort auf die Schlacht vor 169; Wilhelm d. Eroberer rückt dagegen vor 173-174; Königin Maud wird daraus vertrieben 197; Thomas Becket daselbst bewillkommt 213; erhält örtliche Selbstverwaltung 239; feindlich gegen König Johann 257; unterstützt de Montfort 269; John of Gaunt daselbst 350; im Bauernaufstand 360-361; bewillkommt Richard II. 366; Heinrich V. reitet im Triumph durch die Strassen 391; die Empörung Jack Cades daselbst 412; dort herrschen Sympathien für die Yorkisten 415, 417, 429; und versuchen York und Lancaster sich zu versöhnen 424-425; Königin Margarete unterlässt es, darauf vorzugehen 429; Eduard IV. zieht ein 429, 450, 453; und die Thronbesteigung Richards III. 464 bis 465, 466
- Longchamp, William, Bischof von Ely, Justitiar 232, 235-236
- Lords Appellant 366-368, 380
- Lords Ordainers 305, 308-309 Lords, House of, unter Eduard III. 347
- Losecoat Field, Schlacht bei 445
- Lovell, Viscount 470, 474
- Lowlands, ein Gebiet des Feudalismus 317-318
- Ludlow 417, 459
- Ludwig, Herzog von Orléans 387
- Ludwig VI., der Dicke, König von Frankreich 192-194

- Ludwig VII., der Junge, 200-201, 207 bis 208
- Ludwig VIII., der Löwe, 257-258, 262
- Ludwig IX., der Heilige, 274
- Ludwig XI., steht Königin Margarete gegen Eduard IV. bei 431-432; englische Flüchtlinge an dessen Hof 441-442; Warwick nimmt Zuflucht bei ihm 445; schliesst mit Eduard IV. einen Vertrag 455
- Lumley, Lord 381
- Lusignan, Hugo von 245
- Lympne, britisch-römischer Flottenstützpunkt daselbst 68; die Wikinger landen nahebei 134, 137
- Lyons, Richard 360
- Mac Alpin, Kenneth, König der Schotten 317
- Mæatæ 53
- Maelgwyn, König von Nordwales 79
Magna Charta 252-256; ihre Anrufung in der Stuart-Zeit 253; Bestätigungen 259, 262; Heinrich III. weigert sich, diese zu bestätigen 268; die Kirche erhält sie aufrecht 287; ihre Bestätigung durch Eduard I. 291 bis 292
- Magnus Maximus, röm. Gegenkaiser 73
- Mohammed, Wachstum seines Einflusses 104-105
- Maidstone, Bauernaufstand daselbst 360
- Maine, von Wilhelm I. angeeignet 164, 178; Heinrich I. kämpft um dessen Besitz 192-194; Heinrich II. wird Graf von 199-200, 207; König Johanns Anspruch darauf 242; Treuegelöbnis Arthurs von der Bretagne dafür 244; an Frankreich abgetreten 410
- Maldon, Schlacht von 145
- Malmesbury, Schlacht bei 202
- Man, Insel 93, 166, 371
- Manchester 139
- Mantes 177
- March, Earl of, s. Eduard IV.
- March, Edmund Mortimer, fünfter Earl of 386
- Markus, röm. Gegenkaiser 72
- Margarete, Gemahlin Eduards I. 300 bis 301
- Margarete von Anjou, Gemahlin Heinrichs VI. 409-410, 412; ihre Feindseligkeit gegen York 415, 417-420; schenkt einem Sohn das Leben 420 bis 421; und die Schlacht von St. Albans 422-423; kämpft für das Geburtsrecht ihres Sohnes 425-426; in der zweiten Schlacht von St. Albans 428; zieht nach Norden 429, 431; wird bei Towton besiegt 430-431; hält zäh an ihren Absichten fest 431 bis 432; greift im Norden an 432 bis 433; ihre Flucht 433-434; im Exil 433-434, 436, 441-442; verbündet mit Warwick 445-446; bleibt in Frankreich 449; landet in England 451; wird von Eduard IV. gefangengenommen 452-453
- Margarete, «Jungfrau von Norwegen» 295-296
- Marlborough, Statut von 279-280 Mathilde, Kaiserin, s. Maud
- Matilda, Gemahlin Heinrichs I. 188 bis 189, 202
- Matilda, Gemahlin Wilhelms I. 164 bis 165, 174, 176-177
- Maud, Kaiserin [Mathilde], vermählt mit dem deutschen Kaiser Heinrich V. 192, 195; ihr Recht auf die Thronfolge 194-195; wird mit dem Grafen von Anjou vermählt 195; kämpft für ihre Rechte 197; Regentin ihres Sohnes Heinrich in Frankreich 200
- Maximian, röm. Regent in Britannien 70
- Medway, Fluss 42
- Mellitus, Bischof von Ostsachsen 92
- Mercia, im Krieg mit Northumbria 94 bis 97; keltische Missionare daselbst 95; besitzt die Oberherrschaft 98; Einfall der Dänen 114-116, 120, 138; von Wes-

- sex besiegt 117; König Alfreds Beziehungen mit ihm 129; verbündet sich mit Wessex gegen die Wikinger 135, 136-137; Eduard d. Ä., König von M. 139; unterworfen von König Sweyn 147
- Messina 231
- Middleham 444, 471
- Mildenhall, Schatz von 71
- Milford Haven 474
- Mirabeau, Schloss 245
- Mithraskult 56
- Mittelstand, Simon de Montfort wird dessen Vorkämpfer 272-274, 276 bis 277, 282; Verhältnis Eduards I. zu ihm 282
- Moleyns, Bischof 411, 415
- Molloch-Brücke 475
- Mona, s. Anglesey
- Mons Graupius, Schlacht am 52-53
- Montagu, John Neville, Lord, s. Northumberland, Graf von
- Montfort, Simon de [I] 265
- Montfort, Simon de [II], Earl of Leicester 265, 269; seine Erhebung 223, 273-275, 277-278; kommt nach England 266; kontrolliert die Regierung 271, 275-277; versucht den Landadel zu reformieren 272-273; nimmt Heinrich III. und Prinz Eduard gefangen 275; seine Niederlage und sein Tod 277-278; seine Leistungen 279-280
- Montgomery, das Haus 188-189
- Morcar, Graf 166, 169, 174
- More, Sir Thomas 461-464, 467, 471
- Mortimer, Edmund 382
- Mortimer, Roger, erster Earl of March verbündet sich mit Königin Isabella gegen Eduard II. 311-312; seine Herrschaft 325-326; sein Tod 326 bis 327
- Mortimers Cross, Schlacht von 426, 429
- Mortmain, Statut von 284
- Morton, John, Bischof von Ely 462 bis 463, 464, 466
- Mount Badon, Schlacht am 75, 79
- Mowbray, Thomas, s. Nottingham, Graf von
- Münzen, belgische 35-36, arabische, König Offas 100
- Narcissus, röm. Freigelassener 41
- Nennius 75-76, 79
- Nero, röm. Kaiser 44-45, 48-49
- Neville, Alexander, Erzbischof von York 365-366
- Neville, Anna, s. Anna, Gemahlin Richards III.
- Neville, George, Erzbischof von York 438; Eduard IV. in dessen Gewahrsam 444; und Elisabeth Woodville 461; gefangengesetzt durch Richard III. 463; freigelassen 464
- Nevilles Cross, Schlacht bei 314, 341
- Newcastle 432, 435
- Nordmänner, Nordleute, s. Wikinger
- Norfolk, Aufstand der dortigen Bauern 361
- Norfolk, John Howard, Herzog von 475-477
- Norfolk, John Mowbray, Herzog von, verbündet sich mit York 418; petitioniert gegen Somerset 420; greift zu den Waffen 422; bei St. Albans 428; bei Towton 430-431
- Norfolk, Thomas Mowbray, Herzog von 371-373
- Norfolk, Hugo Bigod, Graf von 276
- Norfolk, Roger Bigod, Graf von 290 bis 291
- Norham Castle 433, 435
- Normandie, von den Wikingern überfallen 105; König Ethelred nimmt dort Zuflucht 147; Herzogtum 151 bis 152; Wilhelm der Eroberer wird ihr Oberherr 161-162; Herzogin Matilda regiert dort 174, 176; Frankreich versucht seine Macht zu beschneiden 176-177, 206; an Rufus verpfändet 185; wird von Heinrich I. erobert 189; von Frankreich angegriffen 236-238, 244-245; Richard Löwenherz daselbst 238 bis 241; König

- Johanns Anspruch darauf 242-244; geht an Frankreich verloren 245-247; englische Siege daselbst 391; wird von Frankreich zurückerobert 406, 412
- Normannen, und die englischen Gesetze 132; ihre Gesellschaftsordnung 152-153; im England Eduards des Bekenners 154-155; ihre kriegerischen Fähigkeiten 163; ihre Burgen 175; ihre Einheirat in die englische Bevölkerung 176, 188-189; in Irland 178, 319-320
- Normannen-Dynastie, Stammbaum 193
- Northallerton, Schlacht bei 197
- Northampton, Schlacht von 425; daselbst Tumulte gegen Somerset 435
- Northampton, Vertrag von 313, 325
- Northey Island, die Dänen daselbst 145
- Northumberland, Henry Percy, erster Graf von 374, 382
- Northumberland, Henry Percy, zweiter Graf von 386
- Northumberland, Henry Percy, vierter Graf von 475-476
- Northumberland, John Neville, Graf von [Lord Montagu], bei Hedgeley Moor 435; regiert für Eduard IV. 438-439; verrät König Eduard 447 bis 449
- Northumbrien, keltisches Recht daselbst 81; bekehrt sich zum Christentum 89, 94, 96; dort wirken keltische Missionare 95; sein Chronist 98; wird von König Ethelbald überfallen 99; vom Einfall der Dänen heimgesucht 111, 113-115; Ansiedlung der Wikinger 121; die Dänen greifen von dort aus an 138; wird besiegt 139, 140-141; von König Sweyn unterworfen 147; Tostig wird Graf von N. 155; Einfall König Davids 197
- Northwalsham 361
- Norwegen, Plünderer kommen von dort 105, 111; aus N. erfolgt Einfall in England 166-167; s. a. Wikinger Norwich 56, 146
- Nottingham, unter der Herrschaft der Dänen 115-116; Mortimer und Isabella werden dort gefangengenommen 326-327; Richard III. daselbst 474-475
- Nottingham, Thomas Mowbray, Graf von 382-383
- Nottingham, Erklärung von 367 bis 368
- Oberhaus, s. Lords, House of
- Odo, Bischof von Bayeux 164, 177 bis 178
- Odo, Graf 134
- Offa, König von Mercia 99-101
- Offas Damm 101
- Olaf, König der Nordmänner 111, 115
- Olaf, König von Norwegen 167
- Olav, König von Dublin 140-141
- Oldcastle, Sir John, 364, 395
- Olney 444
- O'Neill, das Haus 319, 322
- Ordnaires, s. Lords O. Orkneyinseln 166, 317
- Orleans, Entsatz von 402-403
- Ost-Anglia, keltische Missionare in 95; Offa enthauptet dessen König 100; wird von den Wikigern überfallen 109; Eroberung durch die Wikinger 114-116; die Wikinger siedeln sich dort an 121-122, 129; Angriffe der Dänen von dort aus 138; wird von Eduard I. erobert 139; der Schwarze Tod daselbst 358; Aufstand der dortigen Bauern 361
- Ostorius 42
- Oswald, König von Northumbrien 94 bis 95
- Oswald, Bischof von Worcester 144
- Oswy, König von Northumbrien 95
- Otto I., deutscher Kaiser und König 141
- Otto IV., deutscher Kaiser und König 250, 251

- Otto, päpstlicher Legat 267
 Ottoboni, päpstlicher Legat 278
 Oxford, gebrandschatzt durch die Dänen 147; Wyclif daselbst 349-350; Wyclifs dortiger Einfluss 362-363
 Oxford, John de Vere, Graf von 450, 472
 Oxford, Verordnungen von 270, 273, 278-279
 Oxfordshire, die Kelten lassen sich dort nieder 35; die Westsachsen werden daselbst besiegt 100
- Palästina 187, 228 «*Palec* 322-323
 Papsttum, und die britischen Kirchen 90-92, 95-97; König Off as Tribut an dieses 100-101; Heinrichs II. Streit mit ihm 209-215; König Johann mit ihm verfeindet 248-250; es verbindet sich mit König Johann 250-252; sein Einfluss auf Heinrich III. 259, 266-267; und die Unterdrückung der Albigenser 264 bis 265; besteuert die englische Kirche 267, 348-349; seine Absichten auf Sizilien 268; verbietet ausserordentliche Besteuerung von Kircheneigentum 290; feindliche Stimmung gegen dieses im 14. Jahrhundert 348-349
 Paris, von den Wikingern belagert 107, 111, 113, 133-134; Eduard III. rückt dagegen vor 332-333; Massaker der Burgunder daselbst 391; Jeanne d'Arc wird bei Angriff darauf verwundet 404; Heinrich VI. dort gekrönt 406, 407
 Paris, Vertrag von [1259] 272, 288, 292; [1303] 299-300
 Parlament, seine Anfänge 270-272; einberufen durch de Montfort [1265] 276-277; billigt den Krieg mit Frankreich 289, 329, 332, 344; lehnt Steuerbewilligungen ab 290; die Krone von seinen Bewilligungen abhängig 291-292; Eduard I. macht ihm Konzessionen 292, 297; seine Stellung beim Tod Eduards I. 302 bis 304; gewinnt an Macht gegen Eduard II. 310; in Irland 320-321; gegen die Besteuerung der Wolle 332; die Trennung seiner Häuser 347; Eduard III. macht ihm Konzessionen 348; hegt antiklerikale Gefühle 349; ist auf den Krieg begierig 355, 365-366, 385-386; versucht feste Löhne und Preise festzusetzen 357-358; das «Gnadenlose P.» 367; die Prinzipien seiner Kontrolle 367; gibt Rechte und Freiheiten auf 371 bis 372, 373; Heinrich IV. von ihm abhängig 377-379, 383; seine wachsende Macht über die Finanzen 378 bis 379; seine Macht unter den Lancasters 379, 392-394; seine Teilnahme an der Gesetzgebung 386; ein Clearing-Haus für die Streitigkeiten der Adligen 413-414; Eduard IV. beruft es selten ein 454-456; Richard III. stärkt seine Macht 470; unter den Tudors 478
 Paston-Briefe 421
 Patay, Schlacht bei 403
 Patrick, hl. 88-89
 Patrimonialgerichtsbarkeit, s. Gutsgerichte
 Paulinus 93-94, 95, 97, 110
 Pecham, John, Erzbischof von Canterbury 287-288
 Pelagianische Ketzerei 73-74, 88
 Pembroke, Aymer de Valence, Graf von 310
 Pembroke, Richard le Clare, Graf von [«Starkbogen»] 319-320
 Pembroke, William Herbert, Graf von 443
 Penda, König von Mercia 94-96
 Perche, Graf Thomas von 261
 Percy, Henry [Heisssporn] 382-383; sein Sohn 386
 Percy, Sir Ralph 433, 435-436
 Perrers, Alice 351-352
 Perth, ergibt sich Eduard I. 298
 Pest, s. Schwarzer Tod
 Peter der Einsiedler 186

- Petilius Cerialis 46
 Pevensey, Wilhelm I. landet daselbst 167, 169
 Philipp der Gute, Herzog von Burgund 400, 404, 406, 434
 Philipp I., König von Frankreich 176
 Philipp II. August, unterstützt die aufrührerischen Söhne Heinrichs II. gegen ihren Vater 208, 216-217; beteiligt sich am Kreuzzeug 229, 231 bis 234; Richard Löwenherz und dessen Schwester 232; hilft Prinz Johann gegen Richard 234, 236-238; Richard führt Krieg gegen ihn 238 bis 240; unterstützt Prinz Arthur gegen König Johann 243-245; bringt das angevinische Reich wieder an sich 246-247; verbündet sich mit dem Papst gegen König Johann 250; unterdrückt die Albigenser 264-265
 Philipp IV., der Schöne 230-231, 297
 Philipp VI. 330; verfolgt die englische Armee 333-334; bei Crécy 335 bis 338
 Philippa von Hennegau, Gemahlin Edwards III. 326, 341, 351
 Picquigny, Vertrag von 455
Piers Plowman 356-357
 Pikten, stürmen gegen den Hadrianswall 67, 70; in Verbindung mit den Skoten und Sachsen 71-72; das Christentum wird zu ihnen gebracht 89; überfallen Northumbrien 97 bis 99
 Plantagenet, das Haus, sein Gründer 199-200; sein Stammbaum 193; sein Ende 477-478
 Plassey, Schlacht bei 53
 Plautius, seine Siege 42
 Plymouth 470
 Poitevins 265-267
 Poitiers, Schlacht bei 344-346, 389
 Poitou 201, 207, 244, 251
 Pole, Michael de la 365-366
 Pollentia, Schlacht von 72
 Polybius 36
 Pontefract Castle 375, 381, 463
 Ponthieu 346
 Ponthieu, Guy, Graf von 163
 Poole, die Dänen daselbst 125
 Portsmouth, seine Gründung 82; Heinrich III. daselbst 263; Bischof Moleyns wird dort ermordet 411, 415; erwähnt 70, 75
 Prärogative, Gerichtshöfe der 222 bis 223
 Prag, Wyclifs Einfluss auf dessen Universität 363
 Puiset, Hugh de, Bischof von Durham 232
 Pytheas von Marseille 35
 Radagaisus 72
 Radcot Bridge, Schlacht bei 367, 372
 Ragnar Lodbrok 113, 127
 Ramsey, Abtei von 361
 Ratcliffe, Sir Richard 463, 464, 470, 475-477
 Rat des Königs s. Curia Regis
 Ravenspur 327, 449
 Reading 119, 146, 287
 Redwald, König der Ostangeln 93
 Reichsgrundbuch 179-181, 220
 Reims, Krönung Karls II. daselbst 401, 403
 René von Anjou 410
 Rich, Edmund, Erzbischof von Canterbury 266
 Richard I. Löwenherz, König von England, erhebt sich gegen seinen Vater 216-217; sein Grossmut 229 bis 230, 238; sein Charakter 230 bis 231; sein Kreuzzug 231-234; seine Heirat 232-233; wird gefangengenommen 234; Lösegeld für ihn 236 bis 237; führt Krieg in Frankreich 238-240; sein Tod 241
 Richard II., seine Thronbesteigung 352; schliesst Frieden mit Frankreich 355, 370; und der Bauernaufstand 359 bis 362, 364, 369; übernimmt die Herrschaft 365-366, 368; muss sich beugen 366-367; seine Rache 368-369, 371-372; regiert als ein konstitutioneller König 368-369; genießt die Zuneigung

- des Volkes 370, 375 bis 376, 381; regiert als ein Despot 371-374; bringt Heinrichs IV. Besitzungen an sich 374; seine Abdankung 375; sein Charakter 375-376; Empörung zu seiner Unterstützung 381; sein Tod 381; seine Beisetzung in Westminster 386
- Richard III., unterstützt seinen Bruder 444; und der Tod Heinrichs VI. 453; seine Heirat 457; wird Protektor 459; bringt Eduard V. in seine Gewalt 460; setzt die Prinzen im Tower gefangen 461, 463; seine Verbrechen 461-463, 467-469; bestreigt widerrechtlich den Thron 464 bis 465; das Volk misstraut ihm 465, 468-470; er lässt die Prinzen ermorden 467-469; Erhebungen gegen ihn 469, 473-476; seine Reformen 470; verliert seinen Sohn 471; begehrt die Auslieferung Richmonds 472; versöhnt sich mit Elisabeth Woodville 473; sein Tod 476-477
- Richard von Cornwallis, deutscher König 268
- Richard der Marschall 265-266 Richborough 68
- Richmond, Grafschaft 174
- Richmond, Margarete, Gräfin von 468
- Richter, königliche 191, 222; umherreisende 223; s. a. Arbeitsrichter
- Ripon 115
- Rivers, Richard Woodville, Graf 440, 444
- Rivers, Anthony Woodville, Graf 441, 459-460, 463
- Robert I. [Bruce], König der Schotten, erhebt Anspruch auf den Thron 296; seine Krönung 301; bei Bannockburn 306-307; schliesst einen Vertrag mit England 313, 325; Intrigen nach seinem Tod 327-328
- Robert II., König von Schottland 314
- Robert III., König von Schottland 314 bis 315
- Robert I. der Teufel, Herzog der Normandie 152, 161
- Robert II., Herzog der Normandie 176 bis 177, 185, 187, 188-189; Wilhelm Clito, sein Sohn 192-194
- «Robin of Redesdale», dessen Rebellion 443-444
- Roches, Peter des, Bischof von Winchester 265-266
- Rochester 136; Bauernaufstand daselbst 360
- Römer, greifen Britannien an 27-29, 37-39, 41; ihr Wissen von den westlichen Inseln 35-36; erobern Britannien 40-54; ihre Armee in Britannien 55, 68-69; ihre Landhäuser 55, 59, 71; Bürger ihres Reiches 56; ihre Grenzwälle 59-61; ihr Strassennetz 61; ihre Flotte 68-69; die Auswirkungen ihrer Herrschaft 85-86; ihr Recht 225
- Römisches Reich, Festlegung seiner Politik 40; seine Provinzen 53-54; sein Niedergang 63-65; von den Barbaren angegriffen 64, 71
- Roger, Bischof von Salisbury 196
- Rollo, erster Herzog der Normandie 151
- Rom, britische Gefangene daselbst 39, 43-44
- Romney 173
- Rosamund, die Schöne 206
- Rosenkriege 422-478; ihre hauptsächlichsten Ursachen 375, 414-416, 417 bis 418, 420; das gemeine Volk wenig davon berührt 416; ihr Ausbruch 422; ihre Eigentümlichkeiten 423 bis 424; Versöhnungsversuche 424-425; junge Führer in ihnen 426, 430; ihr Wendepunkt 429; ihre letzte Schlacht 478
- Rouen, Tod Wilhelms des Eroberers daselbst 177; König Johann erlebt dort ein böses Omen 243; Prinz Arthur erleidet daselbst den Tod 245 bis 246; geht verloren an Frankreich 247; Jeanne d'Arc wird dort verbrannt 405
- Roxburgh Castle 316
- Runnymede 253

- Russland, die Wikinger dort 105, 111
 Ruthven s. Grey
 Rutland, Edmund, Graf von 426
- Sachsen, überfallen die britische Küste 67, 70; ihr Zusammengehen mit den Pikten und Skoten 71-73; siedeln in Britannien 74-75, 80-82; und König Arthur 79; ihre Grausamkeit 82; ihre Gesellschaftsordnung 83 bis 85; sie werden christianisiert 90-92; die letzte Schlacht zwischen ihnen und den Briten 94-95; von den Dänen besiegt 112-116; ihr Widerstand gegen die Normannen 173 bis 175; unterstützen Wilhelm I. 175; Heinrich II. versöhnt sich mit ihnen 188-189; s. a. Angelsachsen; Westsachsen
- Sächsische Chronik* s. *Angelsächsische Chronik*
- Saint Albans, seine Gründung 35; wird gebrandschatzt 47; der hl. Germanus daselbst 73-74; die Barone versammeln dort das Parlament 273
- Saint Albans, Abtei von, im Bauernaufstand 361
- Saint Albans, Schlacht von, erste 422 bis 423; zweite 428
- Saint-Clair-sur-Epte, Vertrag von 151
- Saint-Mathieu, Seeschlacht von 288
- Saintonge 201, 325
- St.-Pauls-Kathedrale, Wyclif daselbst wegen Ketzerei angeklagt 350
- Saint-Vaast 332
- Saint-Valery 168
- Saladin 228, 232-234
 «Saladin-Zehnter» 229
- Salisbury 180, 326, 361
- Salisbury, John, Graf von 381
- Salisbury, Richard Neville, Graf von 422, 426
- Salisbury, William de Longespée, Graf von 251
- Sandal Castle 422, 425
- Sandwich, Ethelreds Flotte daselbst 146
- Sarazenen 228, 232-234
- Saumur, Vertrag von 400
- Saxton 430
- Say, Lord 412
- Scarborough Castle 305
- Schatzamt Heinrichs I. 190; Eduards I. 286-287
- «Schlacht der Heringe» 399
- Schotten, normannische Grenze gegen sie 187; unterstützen die Barone gegen König Johann 257; ihr Hass gegen die Engländer 315, 432; Percys Anteil am Krieg gegen sie 382; schicken Frankreich Truppen zu Hilfe 398-399; in der Armee Margaretes von Anjou 429; s. a. Skoten
- Schottische christliche Kirche 89
- Schottische Inseln, die Wikinger daselbst 110-111; Hardrada hebt dort Truppen aus 166; Söldner für Irland von dort 321
- Schottland, von den Wikingern überfallen 110-111; Knut wird König 149; unterwirft sich Wilhelm I. 178; Llewellyns Absichten daselbst 268; mit Frankreich verbündet 289, 297 bis 298, 314, 328, 340; sein Krieg mit England 289, 297-301, 305-307, 313-315, 327-328; Pläne, es mit dem englischen Thron zu vereinigen 295-297, 313, 315; Eduard I. entscheidet in der Frage der Thronfolge 296-297; wird von Eduard I. erobert 298; Aufleben des Nationalismus 298; erringt Unabhängigkeit 313; seine innere Uneinigkeit 314, 316-318; die Heiligkeit seines Herrscherhauses 317-318; feudale Gerichtsbarkeit und Sippengesetze daselbst 318; seine Kirche 318; Preisgabe der dortigen englischen Ansprüche 325; wird mit Hilfe Eduards III. von Eduard Balliol unterworfen 327-328; Gebietsabtretungen an Eduard III. 328; unterstützt Königin Margarete gegen Eduard IV. 431-433
- Schwarzer Tod 342-343; seine Nachwehen

- 355-358; sein bleibendes Vermächtnis 362
- Schweden, Wikinger von dort in Russland 105, 111
- Schwurgericht s. Geschworenengericht
- Schwurgerichts-System 220-222, 225
- Scrope, Richard, Erzbischof von York 382-383
- Scrope, William, Graf von Wiltshire 374
- Seldschuken 186
- Severntal 91, 100, 277
- Severus, röm. Kaiser 61
- Sheen Lodge, Richmond 352
- Sheriffs, bei den Sachsen 142, 156; von den Normannen beibehalten 180 bis 181; ziehen für den König Steuern ein 190
- Shetlandinseln 111, 317
- Shore, Jane 459, 462
- Shrewsbury 266, 417, 475; Schlacht bei 382
- Shrewsbury, John Talbot, erster Graf von 406, 418
- Shrewsbury, John Talbot, zweiter Graf von 422
- Siena 286
- Sigismund, deutscher Kaiser 391
- Silchester 35
- Silurer 49
- Simeon von Durham 115
- Simon de Montfort s. Montfort
- Sizilien, Normannenkönige daselbst 216; Richards I. und Philipps II. August dortiger Aufenthalt 231-233; Heinrich III. nimmt dessen Krone für seinen Sohn an 268; ein feudales Königreich 320, 410
- Skandinavien, Einfall in England von dort aus 166-167; von dort droht erneut Invasion 179; entsendet eine Kreuzzugsflotte 229; s. a. Wikinger
- Skipton Castle 435
- Skoten, überfallen das römische Britannien 60, 67; ihr Zusammengehen mit den Pikten und Sachsen 71-73; unterwerfen sich König Athelstan 140-141; s. a. Schotten
- Sluys, Seeschlacht vor 331
- Smithfield, Wat Tyler daselbst 360
- «*Socage*» 255
- Somerset, Alfred d. Gr. nimmt dort Zuflucht 125-126; Bauernaufstand daselbst 361
- Somerset, Edmund Beaufort, zweiter Herzog von, und der Tod Gloucesters 411; wird Befehlshaber der Armee in Frankreich 411; ist verantwortlich für den Verlust Frankreichs 413, 418; sein Anspruch auf den Thron 415; er wird Festungskommandant von Calais 418, 422; im Tower gefangengesetzt 420; seine Wiederherstellung 422; sein Tod 423
- Somerset, Henry Beaufort, dritter Herzog von [Graf von Dorset] 426; bei St. Albans 423; Eduards IV. Grossmut gegen ihn 433-435; verlässt Eduard IV. 435-436
- Somerset, Edmund Beaufort, vierter Herzog von 450-452
- Somme, Fluss, Invasionsflotte Wilhelms I. vor der Mündung 168; wird von Eduard III. überquert 333 bis 334; Übergang Heinrichs V. 388
- Southampton 145, 148
- Southwark 173, 360
- Spanien 104-105
- Speaker* [Sprecher des Parlaments] 348
- Stafford 475
- Stamford, die Dänen daselbst 116
- Stamford Bridge, Schlacht bei 166 bis 167
- Standarte, die Schlacht der 197
- Stanegate-Linie 60
- Stanley, Sir Thomas [erster Lord] 422
- Stanley, Thomas [zweiter Lord] 475 bis 476
- Stanley, Sir William 475-477 «*Staple*» 332
- Stephan von Blois, König von England, sein Recht auf die Thronfolge 194-195; er wird zum König gekrönt 196; versagt in der Folgezeit 196-197; die Misere unter seiner Regierung 197-199, 218; er-

- hebt Anspruch auf die Normandie 201; setzt Heinrich II. als seinen Erben ein 202; seine Konzessionen an die Kirche 212
- Stigand, Erzbischof von Canterbury 157, 165, 183
- Stilicho 72-73
- Stirling, ergibt sich Eduard I. 298; Castle 306; Douglas' Tod daselbst 316
- Stirling Bridge, Schlacht bei 299
- Stony Stratford 460
- Strange, Lord George 475-476
- Strathclyde, Königreich, christliche Mission daselbst 89; bedroht Northumbrien 97; wird von den Wikingern überfallen 116, 121; unterwirft sich König Athelstan 140
- Straw, Jack 361
- Stuart, das Haus 313-314, 316-317
- Stuf, Westsachse 82
- Sudbury, Simon, Erzbischof von Canterbury 360
- Suetonius, röm. Statthalter in Britannien, fällt in Anglesey ein 44; und der Aufstand Boadiceas 45-48; wird abgesetzt 48-49
- Suffolk, Bauernaufstand daselbst 361
- Suffolk, William, de la Pole, Graf von 408; fällt bei Orleans in Gefangenschaft 403; arrangiert die Heirat Heinrichs VI. 409-410; und der Tod Gloucesters 411; die Anklage gegen ihn und sein Tod 412, 415
- Surrey, Thomas Howard, Graf von, Herzog von Norfolk 477
- Surrey, Warenne, Graf von 299
- Sussex, Besiedlung durch die Kelten 35; wird von den Sachsen besiedelt 80; von Wilhelm I. überfallen 169; Aufstand gegen Richard III. daselbst 469
- Swanage, nahebei ereilt die Dänen ein Verhängnis 125
- Swanscombe, der vorgeschichtliche Mensch von 29-30
- Sweyn, König von Dänemark 146 bis 147
- Sweyn, König von Norwegen 153
- Syrien 186-187, 228
- Tacitus, über Caractacus 43-44; über den römischen Einfall in Anglesey 44; über Boadiceas Aufstand 45 bis 48; über Britannien und seine Bewohner 49-50; über den Einfall in Kaledonien 52
- Tadcaster 430-431
- Tamworth 139
- Tara 319
- Templerritter 228
- Tempsford, Schlacht von 139
- Tettenhall, Schlacht bei 138
- Tewkesbury, Schlacht bei 452
- Thanet, wird von den Wikingern überfallen 145
- Thelwall 139
- Themse, wird von den Römern überquert 38; Constantius Chlorus segelt hinauf 70-71; Grenze zwischen den Dänen und Sachsen 131; dänische Schiffe auf ihr 137; die Dänen überqueren sie 138
- Theodor von Tarsus 97
- Theodosius, röm. Kaiser 71-72
- Thetford, Massaker daselbst 146
- Thomas, Rhys ap 474-475
- Thule s. Island
- Tinchebrai, Schlacht bei 189, 192
- Togodumnus 42
- Tokig von Wallingford 176-177
- Tostig, Graf von Northumbrien 155, 166-167
- Toulouse, Grafschaft 201, 207
- Touraine 200, 242, 244
- Tournai, wird belagert 331
- Towton, Schlacht bei 430-431
- Tract on the Laws and Customs of England* 226
- Tresilian, Oberster Richter 361, 365 bis 367
- Tripolis 228
- Trivet, Nicholas 281
- Troyes, Vertrag von 391, 398
- Tudor, das Haus 477-478

- Tudor, Edmund 471
 Tudor, Heinrich, s. Heinrich VII.
 Tudor, Jasper 428, 437
 Tudor, Owen 426-428, 437, 471
 Türken 186-187
 Tyler, Wat 360-361
 Tyne, Fluss, von den Römern erreicht 50
 Tyrell, Sir James 467 Tyrus 228-229
- Ulster, Grafen von 320-322
 Universitäten, schottische 318
 Unterhaus, unter Eduard III. 347 bis 348;
 s. a. Parlament
 Urban II., Papst 186
- Valentinian, röm. Kaiser 71
 Val-es-Dunes, Schlacht von 162
 Vaughan, Lord 463
 Vegetius 68
 Veneter, deren Niederlage 27, 29
 Vere, Robert de, Graf von Oxford und Herzog von Irland 365-367
 Verneuil, Schlacht bei 398-399
 Vespasian, röm. Kaiser 42
 «Volkskreuzzug» 186
 Vortigern 75, 82
- Wagenkampf 38-39
 Wahlrecht für die Grafschaften, durch Statut von 1429 festgelegt 413
 Wakefield, Schlacht bei 426
 Wales, unter den Römern 44, 55; Bekehrung zum Christentum 88; die Wikinger daselbst 127; hilft die Wikinger besiegen 137; seine Fürsten unterwerfen sich 139,140; unter normannischer Herrschaft 178, 187; die Engländer werden daraus verjagt 268; Simon de Montfort erhält Hilfe von dort 273; in Aufruhr gegen die Besteuerung 289; von Eduard I. unterjocht 292-295; Richard II. daselbst 366, 374; erhebt sich gegen Heinrich IV. 380-383; die Yorkisten daselbst 415, 417; Königin Margarete versucht dahin zu gelangen 451; Buckingham bereitet dort einen Aufstand vor 469; Heinrichs VII. Landung daselbst 474-475
 Waliser, ihr Militärdienstsystem 293 bis 294; ihre Bogenschützen 294 bis 295, 300; verfechten Richards II. Sache 380
 Wallace, William 298-301 Wallingford 146, 173, 202 Walter, Hubert, Erzbischof von Canterbury 238, 243-244, 248
 Walter, Theobald 320
 Waltham, Abtei 172
 Waltheof 175
 Walworth, Sir William 360
 Wardrobe 287; Regierung vermittelt ihrer 308-309
 Wareham, die Dänen daselbst 125
 Warwick, Eduard IV. ruft sich dort zum König aus 449
 Warwick, Guy de Beauchamp, Graf von 305
 Warwick, Thomas Beauchamp, Graf von, Lord Appellant 366, 371
 Warwick, Richard Beauchamp, Graf von 407
 Warwick, Richard Neville, Graf von [der Königsmacher], seine «Privatarmee» 413; auf der Seite Heinrichs VI. 418; verbindet sich mit York 422-423; wird Befehlshaber von Calais 425; erleidet bei St. Albans eine Niederlage 428; in der Schlacht von Towton 430-431; erobert die nördlichen Festungen zurück 432-433; regiert für Eduard IV. 438-439; und die Heirat Eduards IV. 440-441; seine Aussenpolitik 441-442; seine Machenschaften gegen Eduard IV. 443, 445, 447; er hat zwei Könige in seiner Gewalt 444; nimmt Zuflucht in Frankreich 445; verbündet sich mit Königin Margarete 446-447; sein Tod 450-451

- Waterford 319
 Watford, die Lancasters daselbst 422
 Watling Street 131, 169
 «Weisses Schiff», sein Untergang 194
 Welles, Sir Robert 445
 Wenlock, Lord 445, 452
 Wergeid 83, 131
 Wessex, von Mercia überfallen 99, 117; pflegt das Prosaschrifttum 102; Ethelred und Alfred von W. 115; wird das führende englische Königreich 117-118; besiegt die Dänen 118-120, 126-128, 137; schliesst Frieden mit den Dänen 120, 125, 128; die dänischen Siege daselbst 125 bis 126; König Alfreds Massnahmen zur Stärkung des Reiches 129-130; Stammbaum seines Herrscherhauses 143; eilt König Harold zu Hilfe 169; sein Grundherrschaftssystem 180
 Westgoten 72
 Westminster, das Parlament tritt dort zusammen 347-348; Richard II. wird daselbst zum Nachgeben gezwungen 366
 Westminster, Verordnungen von 270; ihre Nichtanerkennung 272-273; ihre erneute Bestätigung 278-280
 Westminster, Statuten von 284-285
 Westminster-Abtei, König Harold wird dort gekrönt 165; ebenso Wilhelm I. 174; neu erbaut von Heinrich III. 279; Elisabeth Woodville nimmt dort Zuflucht 460-461, 463, 468
 Westmorland, von Rufus unterworfen 185
 Westsachsen, von König Offa besiegt 100; besiegen die Dänen 118-119
 Wheathampstead 35
 Whitby, Synode von 96
 Wigtgar, Westsache 82
 Wikinger 105-116; ihre Raubzüge 105 bis 106, 109-111; ihre Grausamkeit 106; ihre verschwenderischen Gewohnheiten 106; ihre Langschiffe 106-108; die Disziplin unter ihnen 108-109; in Irland 110-111, 114, 319; sie siedeln sich an 111, 116, 121 bis 124; ihre Einfälle 111-116, 134 bis 137; ihre Kriegslisten 112-113, 119-120; sie werden bei Ashdown geschlagen 118-119; sie belagern Paris 133-134; vereinigen sich mit den nord-britischen Streitkräften 140; beginnen wieder mit Raubzügen 145 bis 147; König Ethelreds Zahlungen an sie 146-147; sie siedeln sich in der Normandie an 151-152; s. a. Dänen
 Wilhelm I., der Eroberer, bekommt von Eduard d. Bekenner die Krone versprochen 155, 161; seine Abkunft 161; seine Minderjährigkeit 161 bis 162; Harold verspricht ihm die Krone 163-164; seine Invasion in England 167-172, 173-175; seine Unbarmherzigkeit 173-175; er wird in Westminster gekrönt 174; kämpft in Frankreich 176-177; sein Tod 177; sein Charakter 177-178; seine Leistungen in England 178 bis 184, 218; gebraucht Schwurgerichte 220; sein «*Colloquy*» 271
 Wilhelm II. Rufus, König von England 177, 185, 187-188
 Wilhelm Clito 192-194
 Wilhelm der Marschall, und Richard I. 230; und die Thronbesteigung König Johanns 243; unterstützt Johann 257; wird Regent für Heinrich III. 258-259, 261; sein Tod 262
 William von Wykeham 368
 Wilton, Schlacht bei 119-120; Massaker daselbst 146
 Wiltshire, wird von den Kelten erobert 35; dort finden sich britische Ortsnamen 81; von den Dänen verwüstet 138; der Bauernaufstand daselbst 361; es kommt dort zu einem Aufstand gegen Richard III. 469
 Wiltshire, William Scrope, Graf von 374
 Winchelsea, Robert, Erzbischof von Canterbury 290

- Winchester, seine Gründung 35; von den Dänen gebrandschatzt 147; Waltheofo's Tod daselbst 175; feindlich gegen König Johann 257; es kommt dort zu Tumulten 361
- Winchester, Statut von 284
- Winchester, Vertrag von 202 Windmill Hill bei Avebury 30
- Woodville, Elisabeth, s. Elisabeth
- Woodville, Königin
- Woodville, John 444
- Wollhandel, mit Ausfuhrverbot belegt 329-330; eine Geldquelle für den König 332
- Worcester 257, 425
- Worcester, John Tiptoft, Graf von 436
- Wyclif, John 349-350; Verfolgung seiner Anhänger 362-363; zu seiner eigenen Zeit zum Scheitern verurteilt 363-364
- York, in der Römerzeit 55, 59, 61, 69; unter den Sachsen 93-94; sein Verhältnis zum Christentum 95; von den Wikingern genommen 114 bis 115; unterwirft sich Königin Ethelfleda 139; ein Vasallen-Fürst wird dort auf den Thron erhoben 141; König Harold daselbst 166; Wilhelm I. bezieht dort Quartier 174; das Haupt des Herzogs von York wird dort ausgestellt 426, 431; Königin Margarete daselbst 430-431; Eduard IV. zieht dort ein 431, 449; unterstützt Richard III. 475
- York, das Haus, und Jack Cades Aufruhr 412, 415; und sein Thronfolgerecht 414-415; im Süden überwiegend 415-416; greift zu den Waffen 422, 425; versucht sich mit der Lancasterpartei zu versöhnen 424; beansprucht die Krone 429-430; sein Sieg 430-431; mit dem Haus Lancaster durch eine Heirat vereinigt 477
- York, Eduard, Herzog von, s. Eduard IV., König
- York, Richard, Herzog von, sein Recht auf die Krone 414-416; in Irland 415-416, 425; sein Charakter 415, 420-421; und Calais 415, 422; er landet in Wales 417; der König bricht mit ihm 417; er versucht Somerset abzusetzen 417 bis 418; versichert Heinrich VI. seine Treue 418, 423; wird Protektor während des Königs Geistesumnachtung 420, 422; greift zu den Waffen 422; Heinrich VI. bestimmt ihn zu seinem Nachfolger 425; sein Tod 426
- Yorkshire, die Dänen werden daselbst besiegt 140-141; wird von König Sweyn unterjocht 147; von Wilhelm I. zu einer «Wüstenei» gemacht 174; Bauernaufstand daselbst 361; Heinrich von Lancaster landet dort 374; daselbst Erhebungen gegen Eduard IV. 443-444, 447
- Zinnhandel 32, 36
- Zivilverwaltung, ihre Anfänge unter den Normannen 189-190, 196, 240; unter Eduard I. 286-287
- Zweikampf als Gerichtsprobe 220 bis 221
- Zypern s. Cypern